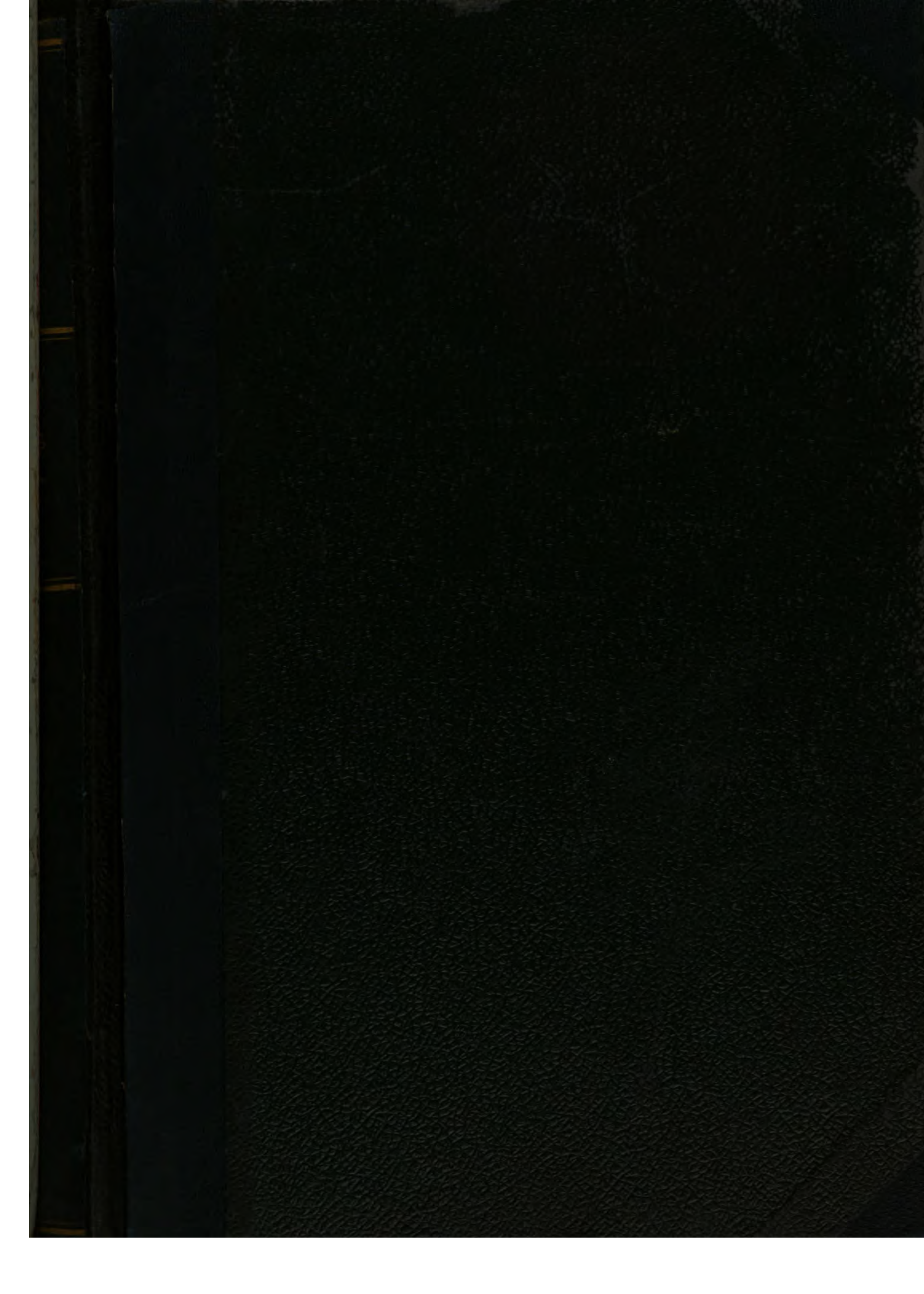
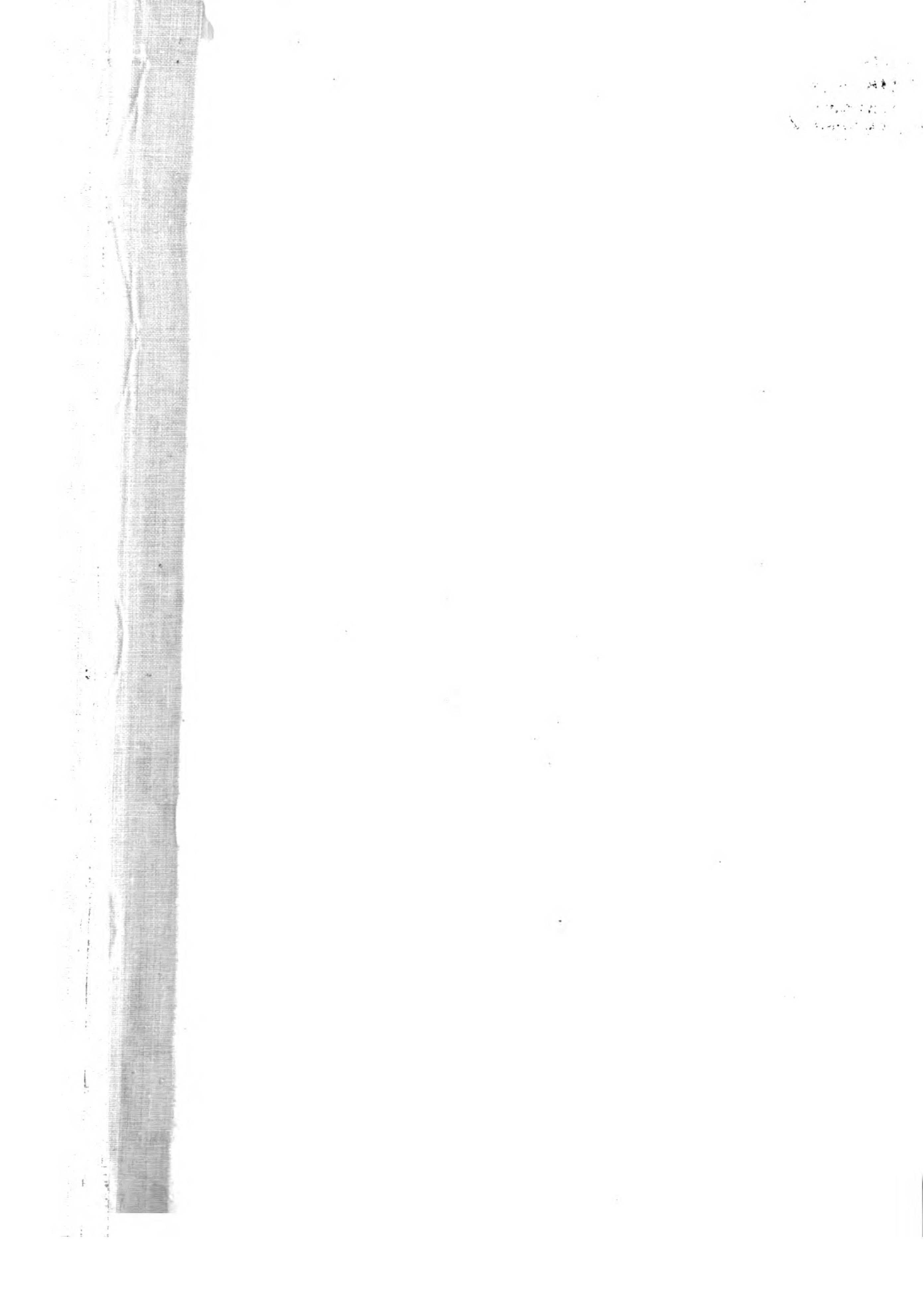



BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA





Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Stüber-Gunther, Fritz. Bucklige Welt. Kleine Sachen zum Weinen und Lachen. Robert Mohr, Wien.

Sudermann, Hermann. Das Blumenboot. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

von Suttner, Bertha. Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte. Volksausgabe. E. Piersons Verlag, Dresden.

Tacitus. Die Germania. Deutsch von Will Vesper. C. H. Beck, München.

Tejauer, O. Auf dem Rade von Genf nach Tunis. Reiseerlebnisse in humoristischer Fassung. E. Pierson, Dresden.

Terbrüggen, Heinrich. Ein junges Kleeblatt. Drei Erzählungen. E. Pierson, Dresden.

Thode, Henry. Böcklin und Thoma. Acht Vorträge über neudeutsche Malerei. Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.

Thomann-Saturny, Berta. Reisebriefe einer Neuvermählten. E. Pierson, Dresden.

—, Akkorde in Moll. Sechs Novellen. Franz Pechel, Graz.

Thomas, Robert. Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren. Lebenserinnerungen. Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.

von Torresani, Carl. Schwarzgelbe Reitergeschichten. 5. Auflage. E. Pierson, Dresden.

Ulbrich, Martin. Verschlungene Wege. Erzählungen. Herausgegeben vom christlichen Verein im nördlichen Deutschland. Paul Klöppel, Eisleben.

Vesper, Will. Statuen deutscher Kultur. C. H. Beck, München.
Bd. I: Die Germania des Tacitus. Deutsch.
„ II: Hartmann von Aue: Lieder, Der arme Heinrich. Neudeutsch.
„ III: Das Hohelied Salomonis in 43 Minneliedern. Neudeutsch.
„ IV: Luthers Dichtungen.

Vogel, Rudolph. Spinnweiblein. Märchen und Schwänke für jung und alt. Paul Waetzel, Freiburg i. Br.

Vogtherr, Max. Die Chemie. (Hausschatz des Wissens Band 5.) J. Neumann, Neudamm.

Waldaeftel, Helene. Gedichte. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig.

von Weißenthurn, Max. Briefe einer Mutter. E. Pierson, Dresden.

Weißl, August. Gute Gesellschaft. Roman. Rich. Eckstein Nachf., Berlin.

Welt-Panorama, das große, der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Ein Jahrbuch für alle Gebildeten. W. Spemann, Berlin und Stuttgart.

Westcott, E. Noyes. David Harum, Amerikas ungekrönter König. 2. Auflage. Leonhard Simion Nf., Berlin.

Wette, Hermann. Krauskopf. Roman. Drittes Buch. Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.

Wieland, Franz Joseph. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Joh. B. Thoma, Lindau a. Bodensee.

Wiemann, Bernard. ‚Er zog mit seiner Muse'. Skizzen. Jos. Köselsche Buchhandlung, Kempten.

Witt, C. Griechische Götter- und Heldengeschichten. Für die Jugend erzählt. 7. Auflage. Max Waag, Stuttgart.

Woermann, Karl. Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. II. Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Wulff, Carl. Gedichte. Schles. Verlagsanstalt, Breslau.

Wyß, Maria. Castello di Ferro. Eine Erzählung für die Jugend. Orell Füßli, Zürich.

Frfr. von Zedlitz und Neukirch, Anna. Kindergedanken und Gedanken über Kinder. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

Zemlak, Sémène. Die in Finsternis wandeln. Ruthenische Novellen. Felix Dietrich, Leipzig.

Zieger, Marie. Hundert Gedichte. Strecker & Schröder, Stuttgart.

Velhagen & Klasings
Monatshefte

Monatlich 1 Heft zum Preise von M. 1.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten*)

Inhalt des Januarheftes:

Seite

Die Kinder des Herrn von Harthausen. Roman von Hanns von Zobeltitz. Fortsetzung folgt 497
Vor vielen hundert Jahren. Gedicht von Caren Lessing 512
Hans von Volkmann. Von Fritz von Ostini. Mit zwei Beilagen und neunzehn zum Teil farbigen Abbildungen nach Gemälden und Studien des Künstlers . 513
Am Tor der Zeit. Gedicht von Fritz Erdner 528
Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Erinnerungen an Heinrich Laube. Von Serafine Détschy. Mit dem Bildnis Heinrich Laubes 529
Ein Jahr. Gedicht von Rud. Schanzer 534
Der jüngere Pitt und seine Zeit. Von Professor Dr. Erich Marcks. Mit sieben Porträts 535
Daheim. Gedicht von Julius Havemann 553
Das Horoskop. Eine Dynastsage von Alice Freiin von Gaudy. 554
Der Berg. Ein Leben in Tagebuchblättern von Adelheid Weber 555
Eislauf. Gedicht von Emma Otto. . 560
Dresdener Hofschauspielerinnen. Von Alice Freiin von Gaudi. Mit zehn Porträts 561
Fahrt nach Italien. Gedicht von Erich Ritter 567
Hinrik Gehrts. Roman von Franz Rosen. Schluß 568
Die Weltlage Rußlands. Von G. von Alten, Generalleutnant z. D. . . 596
In Ägypten. Bunte Reisebilder von Paul Oskar Höcker. Mit achtzehn Originalaufnahmen 602
Der Eine Reim. Gedicht von Karl Ernst Knodt 614

Seite

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse 615
Trost. Gedicht von Wilhelm Vesper . 619
Illustrierte Rundschau. Von v. Sp. Der Neubau der „Komischen Oper“ in Berlin. — Tierplastik von Josef Pallenberg. — Neue Metallarbeiten von Jos. Brand & Stauch in Nürnberg und J. Zimmermann & Cie. in München. — Zu unsern Bildern 620

Kunstbeilagen:

Frühlingslüfte. Studie von Hans von Volkmann. Faksimiledruck Titelbild.
Birkenhain. Ölstudie von Hans von Volkmann. Faksimiledruck . zw. 520 u. 521

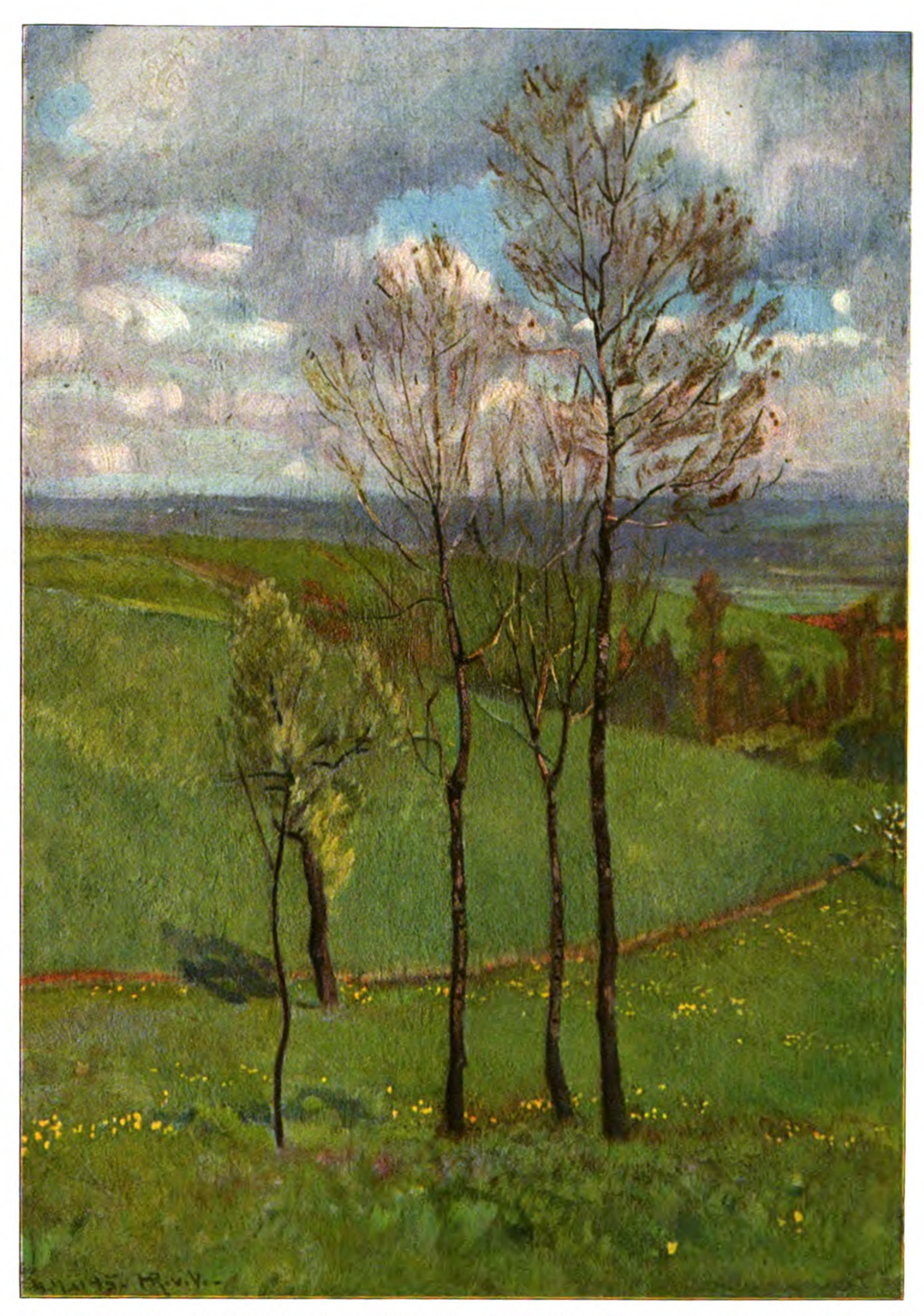
Einschaltbilder:

Ich gratuliere! Bronze von Philipp Kittler. Tondruck . . . . zw. 512 u. 513
Bildnis. Gemälde von Frederik Watts. Tondruck . . . . zw. 528 u. 529
Seilerbahn. Gemälde von Prof. Max Liebermann. Tondruck . . zw. 560 u. 561
Sonnenschein. Gemälde von W. Hammershöe. Tondruck . . . zw. 576 u. 577
Professor W. von Ruemann. Porträtzeichnung von Professor Leo Samberger. Tondruck . . . . zw. 584 u. 585
Regenwetter. Aquarell von Professor Hans Herrmann. Tondruck zw. 592 u. 593
Vertraute Klänge. Gemälde von H. Fenner-Behmer. Tondruck zw. 600 u. 601
Aprilabend (Nordschweden). Gemälde von A. Schultzberg. Tondruck zw. 616 u. 617

Am Schluß: **Velhagen & Klasings Romanbibliothek.** Sechzehnter Band. Nr. 5. Auf Sandberghof. Roman von Charlotte Riese. Fortsetzung folgt.

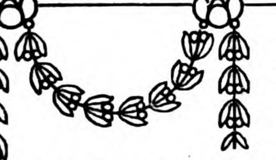
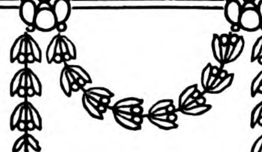
*) In der 1905. Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte“ eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Für die Anzeigen verantwortlich: A. Dieckmeyer in Leipzig, Hospitalstraße 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Frühlingslüfte. Studie von Hans v. Volkmann zu dem Gemälde in der Königl. Nationalgalerie in Berlin.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber:
Theodor Hermann Pantenius
und Hanns von Zobeltitz.

XX. Jahrgang 1905/1906.  Heft 5. Januar 1906.

Die Kinder des Herrn von Harthausen.

Roman von Hanns von Zobeltitz.



'N Abend also, alter Freund! Ich will mir noch die Beine vertreten, bißchen auf den Sauerberg klettern. Dja! Und wenn der Junge kommt — darf ich noch Junge sagen? — dann schicken Sie ihn mir. Dja ... 'n Abend, Harthausen ..."

„Guten Abend, Exzellenz. Egbert wird sich gleich nach Ankunft die Ehre geben."

Herr von Harthausen blieb noch einen Augenblick vor der Gartentür stehen; die feingliedrige Rechte leicht auf eine schöngeschwungene Ranke des schmiedeeisernen Gitters gestützt, sah er Grumberg nach, wie der mit seinen kurzen, festen Schritten den ziemlich steilen Weg bergauf stieg. Ohne auf- oder sich umzuschauen. Das war ja so seine Art. Als ob ihn das ganze herrliche Frühlingsblühen gar nichts anginge und nichts die feinen Lenzkonturen dort oben, deren dunkles Grün sich gerade jetzt so wundervoll vom lichtblauen Himmel abhob. Die gute Exzellenz marschierte eben nur um der lieben Gesundheit willen. Mit der Regelmäßigkeit einer gutgehenden Pendeluhr drei Stunden vormittags und zwei Stunden vor dem Abendbrot.

Mit fast zärtlichem Blick umfaßte Harthausen das Landschaftsbild. Es war freilich nicht mehr so schön, wie damals, vor zehn Jahren, als er sich hier angekauft hatte. Drüben der breite, massige Bau der großen Fremdenpension versperrte und störte die Aussicht in das liebliche Tal. Aber es blieb doch noch genug übrig — Gott sei Dank. Den grünen Hang links durfte ihm niemand verbauen, und rechts konnte man immer noch bis zur Lichtentaler Allee hinuntersehen und darüber hinweg auf den Staufen. Und der eigene Garten war groß genug, sich seiner täglich aufs neue zu erfreuen.

Nur um die wonnige, friedenvolle Ruhe war es geschehen, wenigstens für die Sommermonate. Da waren auch die betriebsamen Herren Robeck & Schläger von drüben dran schuld. Jetzt täufte schon wieder ein Automobil fauchend und rasselnd vorüber, um vor dem gelben Kasten, den Harthausen stets als den „Klecks in der Landschaft" bezeichnete, zu halten. Ein ekler Benzingeruch hauchte bis an die Gartenhecke.

„Abscheulich —" Harthausen schob mit einer kurzen Bewegung das Seidenmützchen fester auf das weiße lockige Haar. Er haßte diese kleinen Ungeheuer aus dem Grunde seines Herzens. „Gräßlich —!", murmelte er noch einmal vor sich hin, während er mit seinen langsamen, gemessenen Schritten in den Garten zurückging. Aber der Blick auf die weite smaragdene Rasenfläche mit den großen violetten Azaleenbüschen, auf die

prächtige Koniferengruppe links und das breite Rosenbeet rechts beruhigte ihn wieder. Es war doch ein herrlicher Besitz ...

Die stattliche Villa lag ziemlich weit rückwärts, der Landstraße entrückt, mitten in dem parkartigen Garten, der gerade jetzt, Anfang Mai, all seinen Frühlingszauber entfaltet hatte. Es war nicht viel Kunst auf ihn verwendet, oder richtiger: was des Besitzers Feingefühl und gärtnerische Kultur für ihn getan hatten und täglich neu taten, merkte man ihm nicht an. Große Rasenflächen, in deren Grün die Narzissen scheinbar so regellos blühten wie auf den Bergwiesen am Genfer See; wenige, aber in kunstvoll wirkende Gruppen zusammengefaßte blühende Gewächse; jeder Baum nach Wuchs und Blattfärbung sorgsam in das Gesamtbild hineingepaßt und doch so hingestellt, als hätte die Natur selber ihn angesamt.

Heut war es besonders schön, fand Harthausen. Klar wie in Italien wölbte sich der Himmelsbogen. Die Sonne stand schon ziemlich tief, aber ihre Strahlen leuchteten zum Abschied, als werde das Scheiden ihnen schwer, noch kräftig durch die Wipfel und zogen über den Rasen helle Streifen. Die breite Veranda vor dem Hause lag bereits im tiefen Schatten, aus dem die buntfarbigen Korbmöbel und die Seidenkissen ganz eigen herausschimmerten.

Es war so recht eine Stimmung, um sich des Lebens zu freuen. Gerade heute. Wunderbar, wie sich das wieder einmal einte. Erleben und Natur —

Als er an dem Rosenbeet vorüberging, blieb er stehen. Berückend duftete es aus den Hunderten von vollentfalteten und halberschlossenen Blüten. Auch hier hatte der Gärtner die einzelnen Sorten scheinbar wahllos verteilen müssen, so daß die Farben durchweg gemischt waren. Nur ein sehr scharfes Auge hätte erkennen können, wie doch jede Nuance gegen die andere abgewogen war, so daß die Übergänge harmonisch zueinander stimmten.

Ein paar Augenblicke zögerte der alte Herr. Es wurde ihm nie ganz leicht, mit eigener Hand Rosen abzuschneiden. Dann lächelte er über die Torheit und wählte sechs der schönsten La France aus. Ganz langstielig trennte er sie von den Stämmen. So sollten sie Gertie auf ihr Zimmer gestellt werden, in einer schmalen, hohen Vase, die er persönlich aussuchen wollte.

Als er die letzte Rose geschnitten hatte und sie sorgsam in den Strauß hineinschob, überkam ihn eine leise Unruhe. Jede zwecklose Aufregung war ihm unangenehm, er wich ihr gern aus oder drängte sie geflissentlich zurück. Heut aber ging das nicht wie sonst. Es kam zu vielerlei zusammen: Hildes Rückkehr aus der Pension; daß ihm sein Ältester die Braut bringen wollte, die Schwiegertochter; daß morgen der Egbert auf Urlaub kam! Jedes einzelne, einzeln genossen, eine große Freude und zusammengenommen doch eine Flut von Aufregungen.

Er rückte wieder am Käppchen. Auch das war ihm nicht ganz recht, daß er nicht mit zum Bahnhof gefahren war. Melanie hatte es so gewünscht; es war ja auch hübsch, daß sie und Hilde das junge Paar und die Schwiegermama dort empfingen und er hier, am Gartentor, sie willkommen hieß. Aber vielleicht war es Wolde nicht lieb, empfindlich wie der war.

Und Woldemar war doch nun einmal sein Liebling —

Harthausen erschrak fast vor dem eigenen Gedanken. Sein Liebling! Als ob er nicht alle drei Kinder gleich lieb hätte. Nur war Wolde eben der Älteste, der Reifste und stand ihm deshalb geistig am nächsten. Und alles in seiner Entwicklung hatte sich so ganz nach Wunsch, so überaus harmonisch abgespielt. Ein lieber, sanfter, schöner Knabe, ein hochbegabter fleißiger Schüler ... mit 16 Jahren Abiturient, jetzt mit knapp 24 Jahren außerordentlicher Professor und nun schon ein glücklicher Bräutigam. Etwas früh, hatte der alte Grumberg gebrummt. Nun, der kannte Woldemar eben nicht.

Oben auf der Veranda drehte der Diener das elektrische Licht auf. Leises Tellerklappern klang herüber. Es sollte dort gegessen werden.

Wieviel Uhr war denn eigentlich? Halb acht. Also mußten sie bald kommen.

Er ging zur Gartenpforte zurück und spähte den Weg hinab, über dem jetzt schon der leise grünviolette Abendschatten lag. Hier und dort leuchteten aus dem Grün der Gärten die Lichter.

Ja ... Wolde! Der ging seinen Weg. Anders wie Egbert. Und der war doch auch solch lieber, prächtiger Junge. Nur gar zu

schwankend in der Berufswahl. Erst die drei Semester Jura und dann umgesattelt. Offizier. Es war ja schön und gut. Hatte er nicht selber den Rock des Königs getragen? Aber ob der Egbert sich wohl fühlte, sich wohl fühlen konnte in den engeren Grenzen, die der Entwicklung seiner Individualität im harten Dienst gezogen waren? Auf die Dauer wohlfühlen? Aus seinen Briefen ließ es sich so gar nicht erkennen. Denen gegenüber kam man nie aus der Besorgnis heraus, daß sie etwas künstlich auf Vater und Mutter abgetönt waren.

Mit Hilde hatte es ja noch Zeit. Das Kind war noch ganz in der Entwicklung, biegsam wie Wachs in der Eltern Hand. Und dann hatte sie ihr schönes Talent ... ihr Spiel ...

Da rollten die Wagen heran, und plötzlich überfiel Harthausen eine heiße Sorge. Es kam mit einem Male, völlig unerwartet, aber es schmerzte fast wie die Gewißheit einer bevorstehenden Enttäuschung.

Er kannte die Schwiegertochter noch nicht. Nur dem Bilde nach und aus Woldes Briefen. Hübsch mußte sie danach sein, lieb sollte sie sein. Ja — ja doch! Wie war es anders möglich, wenn sie Woldemar gewonnen hatte. Aber das alles machte doch nicht den ganzen Menschen aus. Und die Jugend ist so leicht verblendet —

Wenn sie nun doch nicht ganz zu ihm paßte? Und auch nicht zu ihnen hier, nicht in diese stille Friedensinsel! Wenn der Interessenkreis dieses neuen Elements nach ganz anderen Richtungen gravitierte?

Nur auf eine Sekunde gab er den Erwägungen, Bedenken, Sorgen Raum. Dann kam gleich die andere frohere Empfindung: Unser Wolde hat sie lieb. Also müssen wir sie auch lieb haben. Recht von Herzen lieb, und ihr das zeigen vom ersten Moment des Begegnens an. So hatte Melanie auch empfunden — mit ihrem trefflichen Feingefühl.

Er stieß die Gartentür auf, trat auf die Straße hinaus. Und er zog unwillkürlich den schwarzen Gehrock hinunter, kräuselte rechts und links mit einem schnellen Griff den weißen wohlgepflegten Schnurrbart. Nicht aus Eitelkeit, aber er hielt auf seine äußere Erscheinung, wie er wünschte, daß jedermann in seiner Umgebung das tat. Jeder einzelne aus Rücksicht auf die anderen.

Dann hatte er, er wußte selbst nicht, wie das so schnell gekommen war, plötzlich sein Schwiegertöchterchen an der Brust, fühlte eine heiße Wange an der seinen, gleich auch ein paar frische Lippen auf seinem Munde und hörte: „Du hast mich doch ein bissel lieb — gell?“

Es war ihm völlig überraschend, überwältigend fast. Nicht gerade, daß es ihn unangenehm berührte; dazu lag zuviel ungesuchte Herzlichkeit darin. Aber er hatte es sich so ganz anders gedacht. Herzlich und innig auch, gewiß, und doch etwas gemessener. Man kannte sich doch noch gar nicht.

Und er hörte auch Woldemars Stimme: „Aber Gertie ...“ und dann eine zweite heitere, unbekannte: „Da haben wir wieder unseren Wirbelwind.“ Das mußte die Frau Schwiegermama gesagt haben, und das gab ihm die Besinnung zurück.

„Von Herzen willkommen, mein Töchterchen. Und hab Du Dank, daß Du so vertrauensvoll mich gleich umarmt hast,“ sagte er, nun doch mit leiser Rührung. Aber er löste sich aus den weichen Mädchenarmen, um sich an Frau Wegendorff zu wenden, ihr die Hand zu küssen, ihr zu danken, daß sie Gertie begleitet — dann auch die eigene Frau, den Sohn und die Tochter zu begrüßen.

Es war ziemlich dunkel geworden. Doch da kamen Julius, der alte Diener, und das Hausmädchen mit Windlichtern. Bei deren flackerndem Schein sah er zum ersten Male die Schwiegertochter.

Er war zuerst überrascht. Nach der Photographie hatte er sich Gertie größer vorgestellt, während sie ein kleines Persönchen war; zierlich im Wuchs und doch mit einem Ansatz zu leichter Üppigkeit in den Formen. Seinem Schönheitsideal entsprach das nicht. Aber dafür gefiel ihm der Kopf desto mehr. Feingeformt, die Nase fast rein hellenistisch, schwellende Lippen, nur das Kinn etwas stark angesetzt; vor allem aber machten die Augen ihm Eindruck — diese dunklen, tiefen, in Lebenslust und Glück strahlenden Augen. Ja — im Glück! So blickte nur ein glückliches Menschenkind.

Unwillkürlich faßte er noch einmal nach ihrer Hand: „Möge Dein Eintritt in dies Haus Dir reichen Segen bedeuten,“ sagte er zärtlich. Dann reichte er der Schwiegermama den Arm.

Er hatte noch immer den Strauß Rosen in der Hand, den er vorhin geschnitten. Jetzt zog er im Vorwärtsschreiten die schönste heraus und reichte sie Frau Wegendorff: „Heut, gnädige Frau, müssen sie sich mit dieser einen begnügen —“

„Danke, Herr Hauptmann!“ Sie lachte resolut. „Das ist ja selbstverständlich, und die Gertie liebt die Blumen so sehr —“

Das „Herr Hauptmann“ tat ihm fast körperlich weh. Er liebte es nicht, an seine militärische Laufbahn erinnert zu werden, und die Anrede klang ihm überhaupt ungesellschaftlich, ungewandt. Er sah heimlich zur Seite. Eine stattliche Frau, gewiß einst hübsch gewesen, nun etwas sehr komplett. Sie lehnte sich auch schwer in seinen Arm. Alles in allem, witterte er, ein wenig grobkörnig. Und indem er sich halb umwandte und, Gertie zuwinkend, ihr die übrigen Rosen reichte, verglich er, ohne es selbst recht zu wollen und zu wissen, die Gestalt seiner Frau mit der der Frau Wegendorff. Wie jugendlich, mädchenhaft schlank doch Melanie geblieben war — man hätte sie für die ältere Schwester von Hilde halten können . . .

Während dann die Damen Gertie und die Schwiegermama auf ihre Zimmer im Oberstock geleiteten, trat Woldemar bei dem Vater in dessen Arbeitszimmer ein.

Ein fast weihevolles Gefühl überkam ihn immer, wenn er den weiten Raum betrat, der die Hälfte des Erdgeschosses einnahm. In seinem Geiste schossen dann jedesmal die Erinnerungen an all das Gute, Schöne, Edle empor, das er in ihm empfangen, aus ihm mitgenommen hatte für das Leben. Er sah sich als heranwachsenden Knaben, damals als das Haus eingerichtet und geweiht wurde, vor den mächtigen, zwei Wände einnehmenden Bücherschränken, des Herz schon erfüllt von scheuer Ehrfurcht vor deren Inhalt und doch mit kindlichen Sinnen nicht minder die kunstvollen Renaissanceschnitzereien und die schönen Ledereinbände bewundernd. Er sah sich dort am Eichenholzschreibtisch neben dem Vater mit den Zensuren in der Hand und hörte den freundlich, aber nicht übermäßg loben: „Recht so, mein lieber Sohn. Was Du lernst, lernst Du für Dich. Wissen ist Macht.“ Er dachte daran, wie Vater ihm die schönen Marmorbüsten oben auf den Schränken erklärt, ihm von Goethe und Schiller, Shakespeare und Milton, von Corneille und Racine erzählt hatte — so ganz anders als der Lehrer in der Schule; dann dachte er, wie sich die Kupferstiche aus den Schubläden unterhalb der Schränke vor ihm ausgebreitet hatten, auf dem rot überzogenen Tisch in der Mitte, wie er an ihnen in die Kunst aller Zeiten eingeführt worden war. Und vor allen gedachte er dankbar all der anregenden Gespräche mit dem Vater, die in diesem Raum gepflegt worden waren und die seinem Leben Inhalt, seinem Streben das Ziel gegeben hatten. Glücklich der Sohn, sagte er sich immer wieder, dem derart der Daseinsweg auch geistig geebnet wird.

In beiden, Vater und Sohn, war eine große Rührung. Denn auch der Vater dachte, als er jetzt seinen Ältesten allein vor sich hatte und mit liebevollem Blick das schmale durchgeistigte Gesicht umfaßte, daran, auf welch fruchtbaren Boden all die Samenkörner gefallen waren, die er mit verschwenderischer Hand ausgestreut hatte. Nie — niemals hatte dieser Sohn ihm eine trübe Stunde, niemals eine Sorge bereitet.

„Mein lieber guter Wolde!“ Er schloß den Sohn innig an das Herz. „Welch froher Tag! Welch glückliche Stunde, die wir Dir verdanken. Laß es mich gleich sagen: wir werden Deine Gertie sehr lieb haben. Und nun, Wolde, nun setze Dich und erzähle. Wir haben Zeit, unsere Damen brauchen doch ein halbes Stündchen, bis sie eingerichtet sind. Und ich . . . Du kannst Dir gewiß denken, wie wenig für mich auch Deine ausführlichsten Briefe das Mündliche ersetzen können.“

Er drängte ihn sanft in einen der tiefen Lehnstühle, setzte sich ihm dicht gegenüber, so daß er seine Hände bisweilen zärtlich auf die Knie des Sohnes legen konnte.

Während Woldemar von seinem jungen Glück berichtete und der Vater mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte, trat die Ähnlichkeit zwischen beiden noch schärfer hervor. Nicht nur die äußerliche. Sie waren fast gleich groß, hatten dieselbe schlanke Gestalt, dasselbe feine Gesicht mit der hohen Stirn, den ein wenig eingedrückten Schläfen, der schmalrückigen Nase,

den schöngeschwungenen Lippen und den leuchtenden blauen Pupillen in der auffallend hellen Iris. Auch der Ausdruck war überraschend ähnlich, lebhaft, wechselnd, als ob er fortwährend auf neue Anregungen wartete. Selbst die Sprache glich sich, bis zu der ganz leisen, fast unmerklichen Dehnung vokalreicher Endsilben hinab.

Woldemar sprach immer gern und gut. Nun zumal jetzt, wo bald, nachdem er begonnen, das Herz mit ihm durchging. Und der Vater, der die seltene Kunst des Zuhörens ja überhaupt so trefflich verstand, lauschte, als ob jede Wendung ihm Neues brächte.

Vor vier Tagen erst war die Entscheidung gefallen. Sie kannten sich ja schon seit dem Herbst, aber die Kreise waren so andere, daß sie sich nur selten gesehen hatten. Frau Wegendorff, die erst vor Jahresfrist in die Stadt gezogen war, nachdem sie endlich ihr großes Weingut in der Pfalz verkauft, hatte trotz einiger verwandtschaftlicher Berührungspunkte noch nicht recht Einlaß in die exklusiveren Professorenkreise gefunden. So seien Gertie und er sich nur dann und wann auf neutralem Boden begegnet; in der Ressource auf Bällen, bei einigen Diners im Wegendorffschen Hause, auf einer Schlittenpartie nach der Bergstraße — aber jedesmal hatten sich die Fäden enger geknüpft. Bis dann neulich der glückliche Zufall, in einer wunderbaren Mondscheinnacht, auf der Neckarfahrt von Ziegelhausen nach Heidelberg, sie beide in denselben Nachen geführt hatte. —

„Der Zufall — na, na, mein lieber Junge —“ neckte der Vater.

Woldemar wurde ein wenig rot. Das hatte er immer noch an sich, wie in den Kinderjahren, daß sich leicht eine helle, schnell wieder ebbende Röte über seine Wangen ergoß. „Was ist Zufall, Papa? Nennen wir's also lieber das gütige Geschick!“ sagte er schnell. „Dem ich ewig, ewig dankbar sein werde. Lernt Gertie nur erst recht kennen, dann werdet auch Ihr erkennen, welchen Schatz ich mir gewann, wie ihre quellende Frische so recht die Ergänzung zu meinem eigenen Wesen bildet. Wie ein Maientag ist sie. Ich bin so glücklich, lieber Vater!“

„Und alles ging gut und glatt, Wolde? Ich meine die unvermeidlichen Auseinandersetzungen mit Deiner Schwiegermama. Verzeih, daß ich davon anfange —“ er wurde etwas verlegen — „aber schließlich . . .“

„Bitte, Papa! Ja, alles ging glatt und gut. Du mußt wissen, meine Schwiegermutter ist in ihrer Art eine großartige Frau. Sie ist ja — gewiß — anders wie wir. Aber ihre energische, klare Auffassung aller Dinge hat etwas geradezu Wohltuendes für jeden, der sie näher kennt. Als ich Gerties Wort hatte und ihre Zustimmung, war das übrige in wenigen Augenblicken von ihrer Seite geregelt. Wobei ich voraussetze, lieber Papa, daß Deine Güte mir die bisher gewährte Zulage beläßt.“

„Selbstverständlich, Wolde. Du mußt übrigens nicht denken, daß ich bei meiner Frage nur die elende materielle Seite im Sinn hatte. Im Gegenteil: ich dachte an anderes. Ob Ihr zum Beispiel den Termin der Hochzeit schon festgesetzt habt?“

„Mama trennt sich schwer von Gertie. Aber Mama ist zu verständig, als daß sie uns einen langen Brautstand auferlegen sollte. Wir haben den Herbst, Anfang Oktober in Aussicht genommen.“

„Vortrefflich —“

Draußen rauschte es von seidenen Kleidern. Auf einen Augenblick kam Frau Melanie hereingehuscht — mit ihrem schwebenden Gange, der über den Fußboden zu gleiten schien — legte den Arm um die Schulter des Sohnes und flüsterte ihm zärtlich zu: „Ich bin so glücklich. Dein Bräutchen ist entzückend, voller Herzlichkeit und Charme —“ Er küßte der Mutter die Hand: „Und ich bin beseligt, wenn sie Dir gefällt, Mama.“ Dann eilte er hinaus auf die Veranda.

Frau Wegendorff saß oben an der Schmalseite des kleinen Tisches. Sehr vergnügt und sehr liebenswürdig. Sie war offenbar angenehm überrascht über den breiten Lebenszuschnitt, den sie hier antraf. Denn so ganz leicht, wie es Woldemar Harthausen dem Vater geschildert hatte, wie es sich ihm selber vorspiegelte, war der vorsichtigen Mutter die Zustimmung nicht geworden. Gertie war ein verwöhntes Mädchen, und wenn sie ihr auch einen reichlichen Zuschuß gab — die Einnahmen eines jungen Professors, noch dazu eines Kunsthistorikers, galten nicht als glänzend.

Die Erkundigungen waren ja recht befriedigend ausgefallen. Aber nun wurden sie doch durch den Gesamteindruck überflügelt. Im heimlichen Mustern ging ihr Auge über den Tisch. Dies echte Meißner Porzellan, das schwere Silber zeugten von reichlichem Wohlstand, nicht zuletzt auch das wundervolle Kristall. Darauf verstand sie sich als Tochter des großen Mainzer Glasgeschäfts.

„Ein gutes Weinle haben Sie da, Herr Hauptmann —" meinte sie und tat einen so kräftigen Zug, daß Hilde, die nur einige Tropfen Wein in das Wasser zu mischen gewöhnt war, ihr Staunen kaum verbergen konnte.

„Schlichter Markgräfler, gnädige Frau."

Sie nickte. „Hab' ich gleich weggehabt. Wir Pfälzerinnen verstehn ja was vom Wein. Das Gertie da — das hat auch von Kindsbeinen an arg gern sein Tröpfle getrunken."

Lachend widersprach die Tochter, aber man sah ihr an, es war ihr nicht recht Ernst damit. Und ein paar mal ließ sie ganz heimlich ihr Glas an das Woldemars anklingen, um dann redlich Bescheid zu tun, wenn er mit einem hellen Glücksblick das seine hob.

Ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten.

Frau Melanie, die an ihrer rechten Seite saß, fand sie wirklich reizend. Sie hatte sich das ja vorgenommen, denn Woldemars Wahl konnte nur eine vortreffliche sein. Aber sie tat es jetzt auch aus Überzeugung. Alles an der neuen Tochter gefiel ihr, vielleicht grade weil sie so anders war, als sie sich früher Woldes Frau ausgemalt hatte. Der feine, fast bronzefarbene Teint des rundlichen Kindergesichts gefiel ihr, die blanken dunklen Augen, in denen es so eigen glänzte und flimmerte, die halbgeöffneten roten Lippen, die kleinen festen Hände, die — sie sah es wohl — häufig vor innerer Unruhe bebten. Das sprühte alles eine so gesunde Lebenslust. ‚Ein Geschöpfchen so recht zum liebhaben,' dachte sie. ‚Uns allen ein noch fremdes Element, ganz anders wie wir alle und doch meinem Herzen schon so nahe.'

Es kam ihr selbst fast erstaunlich vor, wie sie sich zu der Schwiegertochter hingezogen fühlte. Wie aus dem Untergrund der Seele, der lange geschlummert, stieg ihr die Erinnerung auf, daß auch sie einst jung gewesen war und lebenssprühend wie jene. Ein paarmal war es ihr, als ob sie gleich, jetzt bei Tisch, Gertie umarmen müsse. Aber immer klang dann von der anderen Seite Hildes halblaute Mahnung: „Mama, die Nadel —" und jedesmal mußte sie nach dem Hinterkopf greifen, um die große hellgelbe Schildpattnadel fester zu stecken. Sie wußten es alle, wenn die Mama innerlich unruhig wurde, lockerte sich diese Nadel, die ihr noch auffallend volles Haar im Nacken zusammenhielt.

Herr von Harthausen hielt eine kleine Rede. Er hatte sich vorgenommen, das recht kurz, einfach, ohne jede Prätension abzumachen, wie er es für dies erste Zusammensein, das ja durchaus kein Verlobungsfest sein sollte, für schicklich hielt. Aber der Gegenstand packte, die Rührung überwältigte ihn, und so wurde er feierlicher als er gewollt hatte. Als er schließlich dem jungen Paar das Glück der Zukunft ausmalte, das innige Miteinanderleben in harmonischer Schönheit, einen Hausstand, fest gegründet auf tiefe Liebe, gemeinsame Interessen, in emsiger Pflege alles Guten, Edlen — gewann seine sonst leicht verschleierte Stimme Kraft und Fülle. In seinen Augen schimmerte es feucht, als er das Hoch ausbrachte.

Die Gläser klangen aneinander. Woldemar trat mit seiner Braut am Arme zum Vater. —

„Schön haben Sie gesprochen, Herr Hauptmann," sagte Frau Wegendorff gerührt. „Ja . . . die Liebe . . . die Liebe . . . das ist eine Sach' . . . eine heilige Sach' . . ."

Frau Melanie hielt das Glas vor sich mit beiden Händen umspannt, als könne der feine Stiel der Kristallschale ihr einen Halt gewähren. Hilde hatte sich halb erhoben und stützte sich leicht mit den Ellbogen auf den Tisch. Der herbe Zug in ihrem schmalen, etwas eckigen Backfischgesicht trat noch schärfer als sonst hervor; um die schmalen Lippen zuckte es fast wie trotzig. Der Blick der stahlgrauen Pupillen glitt neugierig, als suchte er irgend etwas nicht recht Verständliches zu ergründen, von einen zum andern, um dann an der übermäßig großen goldenen Filigranbrosche haften zu bleiben, die die schwarze Spitzenbluse der Frau

Wegendorff über dem üppigen Busen schloß. Da lächelte sie — ein ganz kleines spitziges Lächeln.

Am natürlichsten gab sich Gertie. Sie hatte mit unbefangener Freude den schönen Worten des alten Herrn gelauscht, ein paarmal wie aus innerstem Herzen zustimmend genickt, auch ein Tränchen zwischen den langen Wimpern zerdrückt; zu Woldemar aufgeschaut, seinen Blick gesucht; hatte dem Schwiegerpapa einen herzlichen Kuß gegeben. Nun, da alle verstummt waren, faßte sie plötzlich ihren Bräutigam zärtlich am Ohr, zauste ihn ein wenig und sagte ganz laut: „Gucksch', Schätzele — gut isch't's schon, daß ich Dich gefangen hab'." Es kam so drollig heraus, daß selbst Harthausen schmunzelte. Von diesen Lippen klang auch seinem empfindlichen Ohr der Dialektanklang nicht übel.

„Aber Gertie —" Woldemar lachte.

„Hab' ich Dich nicht gefangen!" In ihren Augen blitzte es auf vor Schalkhaftigkeit. „Bin ich nicht im Kahn immer ein bissele näher an Dich herangeruckt, — so . . . so — wie man's ebbe tut, wenn man einen arg lieb hat und weiß, er auch!"

„Mama — Deine Nadel!" klang Hildes Stimme dazwischen. Da wandte Gertie sich schnell um und ehe Frau Melanie noch selber zugreifen konnte, hatte sie die Schildpattnadel schon geschickt und fest eingeschoben. „Solch schönes Haar, wie Du hast, Mama, das hab' ich noch nie gesehn. Nur ein bissel von oben müssen wir den Kamm stecken, dann hält er für die Ewigkeit." Mit einem Male beugte sie sich und küßte die Schwiegermutter in die blauschwarzen, nur von ganz vereinzelten Silberfäden durchzogenen Wellen. Und Frau Melanie lehnte sich hochaufatmend zurück, legte ihren Arm um Gertie und sagte leise: „Mein liebes Kind —" Dann war es mit ihrer Fassung vorbei. Die Tränen stürzten ihr aus den Augen.

Alle wußten ja, daß es nur Glückstränen sein konnten. Aber der Ausbruch kam so unerwartet und die zarte Gestalt bebte so stark im nicht nieder zu ringenden Schluchzen, daß sie sich doch beunruhigten. Gertie stand erschrocken und erschrak noch mehr, als Woldemar neben sie trat und ihr ins Ohr flüsterte: „Mama bedarf der äußersten Schonung." Der Vater war aufgesprungen und bat: „Liebe Melanie, beruhige Dich doch, Du darfst Dich nicht so aufregen."

Sie winkte und lächelte. Doch die Tränen wollten sich nicht stillen lassen.

Hilde war in das Haus gestürzt und kam mit dem Tropfenfläschchen zurück. Die Mutter wehrte ab, aber sie ruhten nicht, bis sie das Beruhigungsmittel genommen hatte. Alle waren sie um Frau Melanie beschäftigt. In jener übereifrigen Hilfsbereitschaft, die gar nicht empfindet, daß sie dem gegen die eigene Schwäche Kämpfenden mehr wehe tut, als nützt.

Der Vorgarten lag jetzt ganz im Dunkeln, nur auf der Rasenfläche und dem Kiesweg dicht vor der Veranda zeichnete der Schein der elektrischen Lampen ein großes helles Halbrund.

Sie hatten alle nicht bemerkt, daß die Pforte gegangen war. Aber als nun im Lichtkreis unten plötzlich eine schlanke Gestalt auftauchte und auf einen Moment stehen blieb, die Hand unwillkürlich vor die Augen hebend, jubelte Hilde auf: „Egbert! Egbert!" und eilte die Stufen hinunter.

Frau Melanie zuckte zusammen. Harthausen faßte besorgt ihre Hand — „Erschrick nicht, Liebe . . . immer diese Plötzlichkeit . . . der Egbert . . ." Aber in der nächsten Sekunde hatte sie's überwunden und breitete ihre Arme dem Sohne, ihrem Sorgenkinde, entgegen . . . ihrem lieben Schwärmer und Träumer . . .

II.

Egbert und Hilde schlenderten durch die Lichtentaler Allee der Stadt zu. Sie hatte bei dem Bruder untergehakt und ließ sich ein wenig ziehen.

Während Woldemar ganz dem Vater glich, war bei den jüngeren Geschwistern ein starker Einschlag des mütterlichen Bluts unverkennbar. Beide hatten deren gerade Nase, die etwas schmalen Lippen, die stahlgrauen Augen und das dunkle Haar. Sie waren nicht so schön wie Woldemar, aber sie sahen rassiger aus. Nur daß Hildes Gesicht noch ganz unausgereift schien trotz ihrer achtzehn Jahre. Unausgereift wie ihre übermäßig schlanke Gestalt.

Sie sprachen wenig miteinander. Dann und wann streifte Egbert die Schwester mit einem halben Blick. Hübscher war sie nicht

geworden im letzten halben Jahr und liebenswürdiger, so schien es, auch nicht. Das moderne Reformkleid stand ihr gar nicht. Armes Mädel. An ihrer Wiege hatte keine gütige Fee Wache gehalten. Gut, daß sie so klug war.

Hilde wieder suchte in den Zügen des Bruders zu lesen. Immer hatte sie ihn besonders lieb gehabt, an ihm gehangen. Sie hatte sich gefreut, daß er so gut aussah, so viel männlicher mit dem flotten, schwarzen Schnurrbart. Aber als sie nun genauer zusah mit ihren scharfen Augen, da fand sie doch wieder den leisen Zug von Müdigkeit, vielleicht gar von Verdrossenheit. Etwas Gequältes und Unzufriedenes. Es war ja nicht immer da. Wenn ihn etwas anregte, erregte, verschwanden die feinen Falten um den Mundwinkel stets. Aber ebenso sicher kamen sie wieder, sobald er seinen Gedanken nachhing. Wie so oft und eben jetzt.

„Erzähl' was!" sagte sie plötzlich und drückte seinen Arm stärker.

Er zog die Achseln hoch, antwortete aber nicht.

„Du bist recht langweilig, Junge —" ‚Junge' hatte sie ihn immer gern genannt, wenn die Eltern nicht zugegen waren. „Glaubst Du, ich renne hier mit Dir durch die Glut, nur um von Rumpelmeyer die paar Kuchen zum Nachtisch zu holen? Von Dir hören möcht' ich etwas. Über Dich. Zu Haus kommt man doch nicht dazu. Am wenigsten jetzt. Wie lange bleibst Du?"

„Drei Tage nur, Hilde. Es war schwer genug, den kurzen Urlaub zu bekommen."

„Und warum mußtest Du ihn haben? Nur um Woldes Braut kennen zu lernen? Na, na, Junge? Das glaub' ich nicht —"

„Du bist eine mißtrauische Kreatur." Er lachte. „Als ob es nicht natürlich wäre, zu solch einem Familienfest zu kommen. So warst Du schon als Kind. Immer wittertest Du irgend einen besonderen Beweggrund."

„Und meist nicht mit Unrecht, Egbert. Wie? Du hast mich ja oft Kassandra genannt, und gelacht habt Ihr dann alle. Aber nachher lachtet Ihr nicht."

Er antwortete nicht. Schweigend schritten sie wieder ein Stück nebeneinander her durch die Reihen der Spaziergänger; an den Tennisplätzen vorüber, auf denen ein paar blonde Engländerinnen ihre Raketgeschicklichkeit und ihre Riesenfüße zeigten, am prunkenden Hotel Stephanie entlang, auf dessen leeren Glasveranden die Kellner gähnend standen. Es war noch früh im Jahr, die Saison hatte kaum begonnen.

Dann sagte er plötzlich: „Nun, Kassandra, wie gefallen sie Dir denn, Mutter und Tochter?"

„Eigentlich sollt ich's machen wie Du und die Antwort schuldig bleiben, Junge," entgegnete sie rasch. „Aber ich bin nicht so. Also: Gertie ist nicht mein Geschmack, aber sie gefällt mir doch gut. Weißt Du, ich hatte manchmal andere Gedanken für Wolde. Erinnerst Du Dich an Heli? An Komtesse Weddin?"

„Ganz dunkel. Groß, schlank und immer in Begleitung des Herrn Papas. Alles nur äußerlich."

„Kann ich mir denken. Ich aber hab' sie sehr lieb gehabt. Immer. Und hab' wohl manchmal davon geträumt, daß sie die rechte Frau für unsern klugen Wolde wäre. Aber Träume sind Schäume. Und Gertie ist an sich ein famoses Mädel. Mir gefällt sie schon, weil sie Wolde sicher mal was zu raten aufgeben wird. Und das gönne ich ihm. Aber dies Schwiegermämächen ist fürchterlich. Sie beleidigt geradezu mein ästhetisches Empfinden. Protzig und ungebildet. So recht etwas für Papa . . ." Sie brach ab und lachte halblaut vor sich hin.

„Man heiratet doch nicht die Schwiegermutter —"

„Doch! Man heiratet stets nicht nur den Mann oder die Frau, sondern immer die ganze Sippe."

„Ach Du heilige achtzehnjährige Weisheit! Was weißt Du davon! Das kommt doch ganz auf den Mann oder die Frau an. Ich zum Beispiel . . . ich würde mich den Deubel um die liebe Familie eines lieben Mädels kümmern, wenn ich heiraten wollte . . ."

„Du . . . heiraten . . ."

Das war wieder, wie es schon unter ihnen gewesen war, als sie noch Kinder waren. Dies infame Gefühl, als ob Hilde ihn in eine Falle gelockt hätte, um ihn in aller Freundschaft mit einer kleinen Lauge von Spott zu übergießen. Mit zwei, drei Worten, mit einem kurzen Auflachen bekam sie das fertig.

„Warum denn etwa nicht?" sagte er heftig. „Wir sprechen doch nur von einer Annahme, von einer Möglichkeit." Und dann versuchte er zu scherzen: „Seh' ich denn so greulich oder so unreif aus, Fräulein Kassandra, daß Du's für unerhört halten würdest, wenn ich einem hübschen Mädel den Kopf verdrehte?"

Sie sah zu ihm auf und musterte ihn ganz ernsthaft. Ganz ernst sagte sie auch: „Weder das eine noch das andere. Du siehst recht gut aus und Du scheinst ein Mann."

„Danke untertänigst. Sehr hübsch hast Du das ausgedrückt: ‚Du scheinst ein Mann' ... Wo kriegst Du nur all die bitteren Pfeile her, Hilde? Geboren von den friedfertigsten Eltern der Welt, erzogen im friedfertigsten Hause, aufgewachsen ..."

„Hör auf, Junge. Du irrst nämlich. Es war eben weder ein Pfeil, noch sollte mein Wort einen bitteren Beigeschmack haben. Es sollte nur eine Beobachtung wiedergeben, die mir fast zur Tatsache geworden ist. Daß man nämlich von Euch Männern höchstens sagen darf: er scheint ein Mann. Ob er's ist, dafür bürgt ... nicht einmal der Rock Seiner Majestät."

„Quatsch!" meinte er, geärgert und belustigt zu gleicher Zeit. „Daß Du nur nicht mal überschnappst, Hilde."

„Brauchst keine Sorge zu haben."

„Ein guter Mann täte Dir not, der Dir den Kopf ordentlich zurechtstellte. In Deinem Sinne: ein Mann, der es ist, nicht nur scheint."

„Danke. Hab' keine Sehnsucht. Wenigstens vorläufig nicht." Sie sprach wieder ganz leicht und heiter. „Ich bleib' noch ganz gern Papas artiges Haustöchterchen. Besser krieg' ich's wahrscheinlich nie." Das klang Egbert schon wieder wie leiser Spott. Man wußte nie recht, woran man mit Hilde war ...

Jetzt musterte er sie, wie sie vorhin ihn. Und er fand sie plötzlich ganz anders. Hübsch war sie freilich nicht, würde sie wohl kaum je werden. Aber interessant war dies eckige, herbe Antlitz doch. Interessant und eigenartig. Nicht zuletzt durch die dichten schwarzen Augenbrauen, die sich auf der vorgebeugten Stirn wölbten wie zwei dunkle, in der Mitte fast zusammentreffende Halbmonde. Ganz seltsam standen sie zu der durchsichtigen, bleichen Gesichtsfarbe.

Was hinter dieser steilen Stirn für wunderliche Gedanken wohnen mochten? Und wie merkwürdig das immer gewesen war, daß diese spottlustige, bissige, kleine Person sich im Elternhause wirklich ganz als artiges Haustöchterchen gab. In der Schule stets ein Musterkind, daheim aufs Wort folgsam.

Das alles ging ihm durch den Sinn. Aber doch nur wie im Fluge, dann kamen wieder die ernsten Gedanken, die das eigene Geschick betrafen, die eigene Zukunft. Die Last, die auf ihm gelegen hatte all die letzte Zeit, so daß er sie endlich abwälzen mußte, wenn sie ihn nicht erdrücken sollte.

Ein paar Augenblicke schwankte er, ob er sich der Schwester anvertrauen könnte. Doch das ging ja nicht. Verschwiegen war sie wie das Grab. Aber sie war noch zu jung — trotz all ihrer Altklugheit. Und auch die war ja nur sporadisch.

Dabei war es ihm, als wartete sie auf irgend ein vertrauliches Wort. Dann und wann drückte sie kräftiger auf seinen Arm; das hieß soviel wie: So sprich doch, Junge. Und einmal sagte sie, in ihrer kurzen, abgerissenen Art: „Na ...?" Als er nicht antwortete, warf sie den Kopf in den Nacken und schritt schneller aus.

Sie waren aus den Cosanlagen in die Stadt eingebogen. Vor einer großen Mietskaserne blieb Hilde stehen: „Da oben — im zweiten Stock — wohnt Onkel Grumberg diesmal. Klettere nur hinauf, Du triffst ihn zwar nicht, aber die dumme Höflichkeit fordert's doch. Dann pilgre nach dem Süßen Löchel. Da sitzt er sicher und leer ist's auch jetzt ... Du kannst ihm also Dein Herz ausschütten. Denn so was wird's doch sein. Vielleicht macht sich das beim Wein auch besser wie beim Spazierengehen. Wein löst ja wohl die Zungen ... Ich pendle nun zu Rumpelmeyer und werde doppelte Portionen einkaufen. ‚Das' Gertie, wie Schwiegermämächen so schön sagt, sieht mir aus, als ob es sehr fürs Süße wäre. In jeder Gestalt. Addio, Junge! Hals- und Beinbruch!"

Hilde sollte recht behalten. Exzellenz waren wirklich nicht zu Hause. Langsam war Egbert die Treppen hinaufgestiegen, langsamer stieg er hinab. Er hatte sich alles so schön zurechtgelegt mit der Vermittlung des Paten, der ihm immer solch nachsichtiger gütiger Gönner gewesen, der ihm schon

einmal — damals, als er vom Jus zum Militärstand umsattelte, verständnisvoll behilflich gewesen war. Nun dünkte ihn die Aussprache unsagbar schwer. Und wie immer bei ihm, reihte sich ein Bedenken an das andere. War's nicht unrecht, daß er den Umweg über Onkel Grumberg machte? War es denn nicht tausendmal richtiger, schlicht und einfach und vertrauensvoll vor den Vater hinzutreten? Oder war's überhaupt noch nicht an der Zeit? Schließlich drängte ihn nichts — wenigstens nichts in dem Sinne, daß jetzt schon die Entscheidung fallen mußte.

Dabei befand er sich doch bereits auf dem Wege zum Süßen Löchel. Einmal freilich schlug er einen Bogen durch ein paar stille, enge Querstraßen, blieb vor dem und jenem Laden stehen und blickte in die Schaufenster. Was da lag, sah er kaum — Krawatten, Handschuhe, Zigarren, Hüte und Hosenträger, Schmucksachen und Antiquitäten.

Dann stand er mit einemmal in dem dämmrigen Kellerlokal. Es war kühl hier unten, — die wunderliche Kühle solch alten Kneipraums, dessen Luft von Weinduft und leichtem Speiseduft, von dem Tabaksrauch des gestrigen Abends und von dem Geruch des Tannenholzes der Täfelungen dauernd durchtränkt ist. Aber Egbert war es, als käme ihm die Glut des heißen Frühlingstages draußen erst jetzt recht zum Bewußtsein. Als er den Strohhut abnahm, fühlte er, daß seine Stirn perlte.

Der größere Vorderraum war ganz leer. Grumberg saß hinten in dem Honoratiorenzimmer, in der letzten dunkelsten Ecke.

Mit einemmal wünschte Egbert, daß dort der ganze Stammtisch versammelt wäre. All die alten pensionierten Herren, die hier über das Wohl und Wehe der Armee entschieden, die Rangliste korrigierten, das Militärkabinett kritisierten und selbst vor Seiner Majestät kaum Halt machten, wenn irgend eine Neuerung auf das Tapet kam.

Aber das half jetzt nichts. Grumberg war allein. Die hübsche Kellnerin, die neben ihm stand und mit der er wohl eben geschäkert hatte, zählte nicht mit.

Da hatte er Egbert auch schon gesehen und erkannt. Mit beiden Händen schlug er sich auf die kurzen, dicken Schenkel. „Weiß Gott! Bengelchen — nee! Also wirklich. Nur rein in die gute Stube." Der Tisch knarrte, als er sich schwer erhob, um Egbert zu umarmen. Ohne Küssen tat er's nun einmal nicht, bei Jungens und Mädels. „Hast Du richtig hergefunden! Famos. Hier an meiner grünen Seite. 'n Glas, Berta. Egbert und Berta . . . komisch." Er lachte dröhnend. „Und 'ne Tante Zeller . . ."

Die ‚Tante' erschien, die langgestreckte Riesenflasche, die zwei Liter faßte, und Berta zog sich zurück. Ehe sie die Tür hinter sich schließen konnte, rief der Alte ihr noch lachend nach: „Sie kleines Schwarzwalddirndl . . . Sie! Daß sie sich nicht in den Jungen hier verknallen. Egbert und Berta . . . zu komisch!" Dabei hatte er mit der Rechten das Ungeheuer von Flasche umspannt und mit der Linken strich er über das kurzgeschorene Haar des Patenkindes. „Wie 'ne Bürste! Für 'n alten Praktikus 'n gutes Zeichen. Vom Helm und zu kurzen Bettstellen hat noch keener die Haare verloren. Sieh mich mal an, Bengelchen. Immer noch Hochwald. Ja, die geschonte Jugend! Na Prost! 'n Duckmäuser war ich drum doch nicht. Im Gegenteil. Ganz im Gegenteil. Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang! Also nun: wie geht's, wie steht's? Gestern abend großes Freudenfest? Oder biste erst heut früh gekommen? Nachtfahrt — was? Bißchen übernächtig siehste aus. Aber daß Du gleich an mich alten Kerl gedacht hast, freut uns. Gib nach mal die Patsche —" Und er preßte die schmale Hand wie in einem Schraubstock in seiner Faust zusammen, die wie von Eisen war, bis Egbert „Au" machte. Ganz wie ehedem. Und dann lachte er seelenvergnügt.

Egbert kaute an seinem Wein und gab mühsam Bescheid auf die sich überstürzenden Fragen. Neugierig war der alte Herr ja immer gewesen. Ganz genau wollte er wissen, wie die Braut aussah und womöglich, ob der „Engel auch Gemüt" habe; wie die Frau Schwiegermama sei und ob Papachen nicht eine wunderschöne Rede gehalten hätte. „Ja . . . das kann er! Das konnte er immer. Umsonst nannten wir'n nicht das Professorchen. Na, nun hat er doch wenigstens einen Jungen, der's wirklich so weit gebracht hat. Und daß der andere nicht in den Pandekten erstickt ist, das freut mich um so mehr. Prost, mein Bengelchen! Auf unser altes liebes Regi-

ment! Schade, daß Du nicht in Uniform dasitzst. Na ja — ich weiß ja. Natürlich, auf Urlaub. Und überhaupt, Ihr jungen Dächse werdet wohl nächstens bloß noch im Smoking rumlaufen ... bei die verfluchte Engländerei ... Smoking und Tennisspielen ... ja ..."

Dann brach er plötzlich ab. Er klemmte das Einglas in das Auge, und sein rundes, rotes, völlig glattrasiertes Gesicht wurde ernst. Ein paar Signaltakte pfiff er halblaut ... und noch einmal, legte seine Hand fest auf Egberts Arm und fragte ganz unmittelbar: „Schulden?"

„Nein, Onkel Grumberg!"

Es kam so bestimmt heraus. Aber der Alte pfiff zum drittenmal. „Weißt Du, Bengelchen ... so kurzweg ‚Nein' ... daran glaubt bei 'nem Leutnant der Deubel. Schulden hat jeder. Aber ich will annehmen, es sind bloß Rechnungen und so."

Egbert schüttelte den Kopf.

Exzellenz Grumberg lehnte sich ganz weit zurück, pustete einigemal laut und heftig, beugte sich wieder vor, trank einen Schluck und sah ein Weilchen vor sich hin. „Berta! ..." rief er dann ... „nehmen Sie mal die Tante fort und stellen Sie se mir für'n Abend zurück. Jetzt aber bringen Sie 'ne Pulle Schaum. Keinen deutschen ... Pommery ..."

„... Denn nu —" ergänzte er für Egbert — „nu seh' ich leider, die Geschichte wird ernster. Und da hab' ich gerne was in Reserve. Andre machen's anders. Ich eben so. Jedes Tierle hat sein Manierle. Und nu zieh mal, bitte, nich solch dämliches Gesicht, Jüngelchen. Damit kommen wir nich weiter. Red auch nich ... wart mal gefälligst, bis wir den Sekt haben..."

Die Warnung war unnötig. Egbert hätte am liebsten gar nicht gesprochen. Ein Gefühl dumpfer Befangenheit legte sich auf ihn, gerade der Art gegenüber, wie der alte Herr die Aussprache einleitete. Er zog mechanisch die Manschetten aus den Ärmeln seines grauen Reiseanzugs, zupfte sich die Krawatte zurecht und verfolgte mit einer Aufmerksamkeit, deren er sich selber nicht bewußt war, eine müde Fliege, die drüben auf der Holztäfelung entlangkroch ... immer nach unten. Ganz langsam ... aber immer nach unten.

Grumberg putzte unterdessen sein Monocle, kniff die Kellnerin in den Arm, weil sie zu kleine Gläser gebracht hatte, schenkte umständlich ein und stieß mit Egbert an: „Prost, lieber Sohn," sagte er. „Trink mal erst das ganze Glas aus. Die braven Ritter vom blauen Kreuz mögen ja ausgezeichnete Leute sein. Davon haben sie doch keine Ahnung, was ein Schluck Sekt einem bedrückten Herzen sein kann. So! Und nun antworte ganz offen und ehrlich, wie Du's immer gewesen bist: hast Du ernste dienstliche Unannehmlichkeiten gehabt?"

„Nein, Onkel Grumberg. Auch das nicht. Wenigstens —"

„Na, Kleinigkeiten woll'n wir lieber beiseite lassen. Ob Dich Dein Bataillonskommandeur beim Exerzieren gerüffelt hat, daß Dir Hören und Sehen verging, ist mir ganz wurscht. Und wenn Dich der Oberst etwa wegen des zu hohen Kragens eingespunnt haben sollte, so ist mir das auch pipe. Darüber kommt solch junger Dachs hinweg. Schad't auch gar nischt. Aber nu raus mit der Sprache. Was ist los?"

Egbert stürzte sein zweites Glas in einem Zuge hinunter.

„Ich möchte meinen Abschied nehmen, Onkel —" stieß er schnell hervor.

Diesmal antwortete der General nicht gleich. Er starrte Egbert ein paar Augenblicke an, ließ dann das Monocle aus dem Auge fallen, fing es im Billettäschchen seines Jacketts auf und klemmte es wieder ein, pfiff ein paar Takte. Sein Gesicht hatte sich noch um eine Schattierung tiefer gefärbt, und er zog die bartlose, wulstige Oberlippe zwischen die Zähne. Dabei haftete sein Blick unausgesetzt auf dem jungen Mann.

„Onkel, ich kann nicht mehr weiter dienen. Der Beruf befriedigt mich nicht. Ich kann nicht!"

„Uff!" machte Grumberg endlich. „Nu laß mich mal reden, Egbert. Und das will ich Dir gleich sagen: vormachen laß ich mir nischt. Still — nachher sollst Du zu Worte kommen. Die Redensart mit dem Nichtbefriedigen hätt'st Du Dir sparen können. An die glaub' ich nicht. Als ich im Herbst beim Regiment gegessen hab', hab' ich rechts und links gehorcht. Du bist 'n ganz gut empfohlener Offizier; bissel weich noch, sagte der eine; wird aber schon werden, ist guter Kern, meinte der andere; gescheites Kerl-

[illegible]

„[illegible] —“

„[illegible] Du! [illegible] immer [illegible] ... Du sollst immer alles mit Augenzwinkern abgemacht werden, immer wollte er auch die Hände unter die Füße breiten, daß nur ja alles recht glatt abginge. [illegible] kaum. Sein Jungen muß der Wind um das Regimentshaus pfeifen, damit er nüchterner als Leutnant wird. Du hast sie gehört, und darum hab ich Dich immer mit dem Schuß Leichtsinn angesehen und der Zukunft auch Vertrauen haben? Und hab mich gefreut, als Du in die große Schule gekommen bist, in der Männer erzogen werden. Herrgott Du! Aber so darfst Du mir nicht reden. Jetzt mit solch allgemeinen weichlichen Phrasen von Unlust und Überdruß [illegible] herausgeholt — auf die Gefahr hin, daß wir gefürchtete Leute sind. Bengeleien: das sind Lügen!“

„Onkel Gumberg!“ rief Egbert.

„Nu sei so gut und bleib noch einen Moment sitzen. Also: wenn solch junger Dachs den Abschied nehmen will, freundlich, und Schulden sind's nicht und keine ernsten menschlichen Differenzen, was an sich schon genug ist, dann ist's einfach immer — das Weib! Weiber sind an sich [illegible]. Allerdings Achtung. Im Spezialfall ist das Weib das gefährlichste. Cherchez la femme — ja wohl — ja wohl! Bei Schulden kann man wenigstens oft Rat schaffen, dienstliche Dim-

[illegible] — Frauenzimmer [illegible]

[illegible]

Egbert schüttelte den Kopf und [illegible] das [illegible] zur Seite. Er [illegible], während der alte Herr sprach, [illegible] dann wieder [illegible]. Die Ellbogen auf dem Tisch, den Kopf zwischen den Händen. [illegible] Dann aber [illegible]. Es lag [illegible] Verständnis in dem, was er sagte, Wärme, Rücksicht, Hilfsbereitschaft. [illegible] als er irgendwo anders finden konnte. Er mußte ihm das Herz ausschütten. Gerade ihm. Er mußte [illegible]. Schließlich auch nicht nur um seiner selbst willen. Seiner Liebe war er das schuldig.

So begann er. Schüchtern zuerst und leise. Lebhafter dann, mit immer heißeren Worten.

Der General war der denkbar aufmerksamste Zuhörer. Anfangs spielte einigemal ein leichtes Lächeln um seinen Mund. Dann wurde er ernst. Beide Arme legte er breit vor sich auf den Tisch. Die dicken, roten Finger drehten langsam das Schnapsglas im Kreise. Aber nun trank auch er nicht mehr.

Es war doch alles anders, als er es erwartet hatte. Es war eigentlich so blutwenig Leichtsinn dabei. Und das war in seinen Augen das Schlimmste.

Im Herbst hatte Egbert seine Kasernenwohnung räumen müssen. Er hatte sich zwei Zimmer in einer Nebenstraße genommen. Im gleichen Hause wohnten zwei Künstler, [illegible], der eine zweite Violine im Philharmonischen Orchester, Maler der andere. Zu ihnen gewann Egbert, der immer ein kleiner Kunstschwärmer gewesen war,

bald nähere Beziehungen. Im Atelier des Jüngeren lernte er ein Modell kennen, ein Mädchen von großer Schönheit —

Bis hierher hatte Grumberg den Bericht mit kaum verstecktem, ironischem Lächeln begleitet, das sich noch vertiefte, als Egbert die Schönheit und Anmut von Martha Knutowen in leuchtenden Farben zu schildern versuchte. Trug diese Schilderung doch so ganz den Stempel verliebter Jugend.

Aber das Lächeln erstarb bald.

Martha Knutowen war ja nicht nur ein Ausbund von Schönheit, sie war auch ein reines, mit allen Tugenden geschmücktes junges Weib. Als Tochter eines kleinen Subalternbeamten hatte sie eine ganz gute Erziehung erhalten; dann starben die Eltern, auf ihr lastete die Sorge um den Unterhalt eines älteren Bruders, der gelähmt und erwerbsunfähig war. Sie hatte die verschiedensten Versuche gemacht, ihn und sich durchs Leben zu bringen. Überall war sie gescheitert, überall hatten sich ihrem Streben, ihrem Fleiß Riegel vorgeschoben oder der Verdienst war allzu karg gewesen. Da wies der Zufall ihr den Weg. Als Verkäuferin in einem großen Warenhause sprach sie ein bekannter Maler an und bat sie, ihm zu sitzen; er könne den interessanten Kopf gerade jetzt für ein begonnenes Gemälde gebrauchen. Aus dem einmal sei ein öfter geworden und schließlich ein leidlich lohnender Beruf — auf den Ausstellungen der letzten Jahre hätte man den Kopf Marthas, dies dunkle Gesicht mit den tiefen, melancholischen Augen, vielfach wiederfinden können. Es lag etwas Rührendes darin, wie Egbert wiederholt betonte: „selbstverständlich nur Kopfmodell . . .“ und wie dabei die Befürchtung, der Zuhörer könne etwas anderes auch nur für möglich halten, ihm die Schamröte ins Gesicht trieb.

Grumberg war zu welterfahren, hatte zu viel Verständnis für die Jugend, als daß er durch Widerspruch Öl hätte ins lohende Feuer gießen sollen. Er nickte und nickte und sagte nur dann und wann, wenn Egbert innehielt, als wollte er in seinem Gesicht lesen: „Weiter, lieber Sohn . . . weiter.“

Aber Egbert schien an einem Punkt angelangt, wo die Fortsetzung ihm nicht leicht wurde.

„Ich fühle, Onkel, Du denkst nicht gut von ihr. Ein Modell! Da ist ja so leicht der Stab gebrochen. Ein Modell muß ja eine feile Dirne sein! Wenn Du sie nur kennen würdest! Wenn Du sie nur sehen könntest in ihrer eigenen kleinen Häuslichkeit, in ihrer Sorge um den kranken Bruder!“

Nun stockte er wieder und sah erwartungsvoll auf Grumberg. Der aber drehte und drehte an seinem Glase, ohne ein Zeichen der Zustimmuug oder Ablehnung zu geben.

„ . . . schwer genug hat's gehalten, bis sie mir erlaubte, sie zu besuchen. Und schwerer noch, bis ich mir das Vertrauen von Bruno . ,. das ist der Bruder . . . erworben hatte. Denn der bewacht Martha von seinem Rollstuhl aus mit ewigem Argwohn. Wie Kranke sind, Onkel. Er ist ein guter Mensch, aber er quält sie oft sehr, und sie trägt es mit Himmelsgeduld . . . Das sind meine schönsten Stunden gewesen, in all den letzten Monaten, wenn ich zwischen den beiden abends sitzen durfte. Martha mit einer Handarbeit — ich las vor — — oder wir plauderten von der Kunst . . . . Martha hat sich allmählich ein feines Verständnis angeeignet . . . . Aber Du sagst ja gar nichts, Onkel Grumberg?“

Der Alte setzte plötzlich das Glas mit einem festen Ruck hin.

„Ich warte, Jungelchen. Was soll ich denn sagen? Du gehst ja bisher wie eine Katze um den heißen Brei herum. Kurz und gut: ist's 'ne richtige Liebelei oder nicht? Das muß ich doch vor allen Dingen wissen.“

Das Blut stieg dem großen jungen Menschen hellaufflammend ins Gesicht.

„Ich hab' sie sehr lieb. Über alles in der Welt lieb!“ stieß er hervor.

„Das glaub' ich Dir aufs Wort, Egbert. Das ist immer so. Aber zum Liebhaben gehörten seit Adam und Eva immer zwei. Ich denk' doch, Du wirst nicht immer nur als schmachtender Seladon — Gott straf mich — zwischen den Geschwistern gesessen haben. Also, bitte, mal Farbe bekennen! Wie steht's zwischen Euch?“

Onkel Grumberg hatte doch wieder das faunische Grinsen auf den wulstigen Lippen, das Egbert schon ein paarmal abgeschreckt hatte.

So zögerte er mit der Antwort. Dann aber sagte er vorwurfsvoll und schmerzlich: „Ich seh' ja, Du denkst doch schlecht über Marta. Du denkst immer noch . . . wahr-

haftig, Onkel, ich schäm' mich, es auszusprechen, — sie wäre ein leichtsinniges Mädel, das sich mir an den Hals geschmissen hat und nun ihren Vorteil sucht! Du denkst —"

„Gar nischt denk' ich," brummte der Alte.

Egbert schöpfte tief Atem. „Du irrst, Onkel Grumberg! Wir lieben uns ..., aber es ist nichts zwischen uns vorgefallen, das wir uns zum Vorwurf machen könnten. Gottlob — nein — nein! Auf den Knien hab' ich vor ihr gelegen ..." Er unterbrach sich, er starrte vor sich hin, geraume Zeit. Dann fuhr er traurig fort: „Aber sie weiß ja, daß ich sie als Offizier nicht heiraten kann, und" — er stockte und errötete aufs neue — „und sie traut mir nicht zu, daß ich das eine große Opfer für unsere Liebe bringen kann. Darum hat sie mich fortgeschickt, hat mir rundweg erklärt, ich dürfe überhaupt nicht wiederkommen. Onkel, lieber Onkel, ich aber kann nicht ohne sie leben, ich kann nicht, ich kann nicht! Und so will ich denn den Rock ausziehen. Ich bin ja noch jung. Eine neue Existenz will ich mir für uns beide zimmern, arbeiten will ich für sie! Arbeiten und glücklich sein —"

„Hm —" Grumberg holte umständlich sein Taschentuch hervor und schneuzte sich. Es klang wie ein Fanfarenstoß. Über das Tuch hinweg aber blinzelten seine runden Augen jetzt wieder ironisch Egbert zu. ‚Das sind ja wunderliche Kruken heutzutage,' dachte er. ‚Donnerwetter, da waren wir anders. Oder gab's unter uns auch solche Käuze? Oder ist der Junge da unter den heutigen nur 'ne Ausnahme? Der arme dumme Junge! Ein Segen noch, daß er zu mir gekommen ist. Der gute Harthausen wär' imstande gewesen, die Karre völlig in den Dreck zu fahren. Erst hätte der die Hände gegen Himmel gereckt und haarklein bewiesen, daß nur Ehen unter Menschen gleicher Bildungsstufen harmonisch verlaufen können ... und dann hätte er doch nachgegeben ... „denn meinen Kindern darf ich ihr Recht auf Glück nicht verkümmern ..."'

Umständlich steckte er das Taschentuch wieder ein.

„Ja ... also ... das muß ja wirklich ein merkwürdiges Mädchen sein, Egbert. In jeder Beziehung. Allerhand Hochachtung. Du brauchst mir weiter gar nichts zu erzählen. Ich seh das ganz klar vor mir: Deinen Abschied willst Du nehmen ... in irgendeinen bürgerlichen Beruf unterkriechen ... wozu Dir Papas Geldbeutel ein bissel behilflich sein soll ... und dann heiraten ... So ist's doch, nicht wahr? Und ich soll Dir, sozusagen, als Wegmacher dienen ..."

„Onkel Grumberg ... ja ... ja!" Er faßte hastig nach der Hand des alten Herrn.

„Sieh mal, mein Junge ... eigentlich müßte ich Dir nun 'ne lange Rede halten und Dir das Unsinnige Deines Vorhabens auseinandersetzen. Denn das ist Dir ja wohl selber klar: an Verstandesgründen dagegen fehlt's wahrhaftig nicht; eigentlich spricht so ziemlich alles dagegen. Aber — na ja — der Verstand hat niemals gesiegt, wenn das dämliche Herz sein Gegner war. Also will ich lieber das Maul halten. Es ist auch wirklich mit Verstandesgründen bei Deiner Affäre gar nichts getan. Denn schließlich kommt doch alles darauf an, was diese ... junge Dame für ein Wesen, wes Geistes Kind sie ist. Du brauchst nicht gleich hochzufahren, Bengelchen, es ist auch gar nicht bös gemeint, wenn ich hinzusetze, Liebe soll blind machen. Du bist doch, sozusagen, Partei. Sieh mal ... wie wär' das nun, wenn ich mir vor allem andren erst Fräulein Martha ... wie hieß sie doch? ... Knutowen, richtig — wo ich nur den Namen schon mal gehört habe — also wenn ich sie mir erst mal anguckte, das Marjellchen kennen lernte ...

„Na ... na ... na!" Egbert wollte aufspringen, den alten Herrn umhalsen; über sein Gesicht huschte es wie heller Sonnenschein. Aber Grumberg drückte ihn auf den Stuhl zurück. „Nicht zu früh triumphieren, lieber Junge. Bei Leibe nicht. Abwarten. Wenn ich meinen Leichnam hier genügend abgebadet habe ... so in drei Wochen etwa, denk' ich ... komm ich nach Berlin. Da woll'n wir weiter sehn ... Für jetzt schenk mal ein, Eg. Kopf hoch, mag's nu so gehn oder so ... Prost, mein Bengelchen ..."

III.

‚Wie langsam die Tage rinnen' — dachte Egbert in all der Zeit.

Sonst hatten Dienst und kameradschaftliches Lebens, hatte die Geselligkeit die Stunden fast im Fluge vergehen lassen, und wenn ihm doch die eine zu lang ge-

[illegible]

[illegible] Das ganze [illegible] Dann und wann [illegible] er sich [illegible]: ‚Es ist ja nur, weil Du [illegible] und Dinge mit anderen Augen als früher ansiehst. Weil Dich Unruhe, Furcht und Hoffnung schütteln.‘ Aber es konnte das nicht allein sein. Vielleicht hatte Hilde recht. Die meinte: „Ist eben Hefe in den Teig gekommen.“ Und aus dem feinen Lächeln, mit dem sie das zu ihm sagte, ging hervor, daß sie nicht nur Gertie im Sinn hatte, die freilich in ihrer frischen Fröhlichkeit wie ein Wirbelwind durch das Haus tollte — sondern ihn selber. Vater — nun, Vater besaß die Gabe, sich gleichsam moralisch zu verschanzen, wie er es körperlich in seinem Arbeitszimmer tat. Aber aus Mutters Augen sprach auch die Sorge vor dem Kommenden und wenn sie ihm — Egbert — mit der schmalen Hand, die so lind zufaßte, über die Stirn strich, dann lag darin die stumme schmerzliche Frage: ‚Hat mein Sohn denn gar kein Vertrauen zu mir?‘

Oft genug hatte er angesetzt, sich ihr zu offenbaren. Es war aber ein dunkles Empfinden in ihm, als gehörten seine Herzenswünsche allzusehr in ein Bereich, das sich zwischen Mutter und Sohn nicht erörtern ließ; und wenn er sich sagte: es gibt nichts, wofür ein Mutterherz nicht Verständnis hätte, — dann kam die andere Besorgnis: Mutter ist kränklich, muß vor jeder Erregung [illegible]

[illegible] daß das immer eine Scheidegrenze [illegible] ihnen gezogen hatte. Immer hatten sie sich gut gestanden und waren einander doch nie wirklich brüderlich nahe gekommen. Stets hatte Waldemar seine scharf abgegrenzte Stellung als Älterer betont, stets war er korrekt seine glatte Straße gezogen. Nein — nein! Zu ihm führte kein Weg! Manchmal, wenn Egbert jetzt in dumpfem Hinbrüten saß und sann, überkam ihn ein Mitleid mit der fröhlichen kleinen Schwägerin und die Frage: Wird die sich auch abstimmen lassen wie ein Instrument? -

Wie langsam die Tage jetzt schlichen! Wie zugleich die Sehnsucht in ihm brannte!

Onkel Grumberg hatte gesagt: „Unnütze Versprechungen, womöglich gar ein leichtsinnig gegebenes Ehrenwort — nee Bengelchen. Wenn sie Dich sehen will . . . wenn Du nicht anders kannst . . . immer zu. Ich versteh' das. Nur laß Dich nicht zu Dummheiten hinreißen, zu einem bindenden Wort und solchen Unsinn. Wart ab, bis ich komme —“

Aber Martha wollte ihn ja gar nicht sehen. Sie ging ihm aus dem Wege, wie sie nur konnte. Und das brannte am schärfsten und bittersten in seiner Seele.

Sie aufzusuchen, traute er sich nicht. Zu bestimmt hatte sie es verboten — freilich mit dem süßen, melancholischen Lächeln, das hinter dem Verbot einen Wunsch zu verraten schien. Er sagte sich auch: Ein anderer an deiner Stelle würde sich den Kuckuck um solch Verbot scheren! In ihm aber war nun einmal zu schwerflüssiges Blut, seine Gewissenhaftigkeit war zu groß. Er wollte erst Klarheit schaffen, wollte ihr nicht wieder unter die Augen treten, ehe er ihr nicht sagen konnte: „Deine Bedenken waren hinfällig, Martha. Ich habe alle Hindernisse aus unserem Wege fortgeräumt —"

Aber seine Sehnsucht wuchs und wuchs. Tagelang schlich er in den Stunden, wenn sie nach Hause zu kommen pflegte, in der Nähe ihrer Wohnung herum. Immer vergeblich. Ein paar mal warf er sich in Zivil und fuhr nach der Akademie zur Modellbörse, obwohl er wußte, daß sie die nicht zu besuchen nötig hatte. Der Gedanke, sie dennoch unter diesem Gewühl ganz oder halb verkommener Existenzen zu treffen, war ihm furchtbar; aber die entfernte Möglichkeit, auf einen Moment ihr scharfgeschnittenes schönes Profil sehen zu können, vielleicht einige flüchtige, atemlose Worte an sie richten zu dürfen, beseligte ihn. Hastig strich er durch die Wartenden — und war dann doch glücklich, daß sie nicht unter ihnen stand.

(Fortsetzung folgt.)

Vor vielen hundert Jahren.

Weißt Du es noch – vor vielen hundert Jahren
Warst Du der König, ich die Königin,
Ein schmaler goldner Reif in meinen Haaren,
Von meinen Schultern schwerer Hermelin.

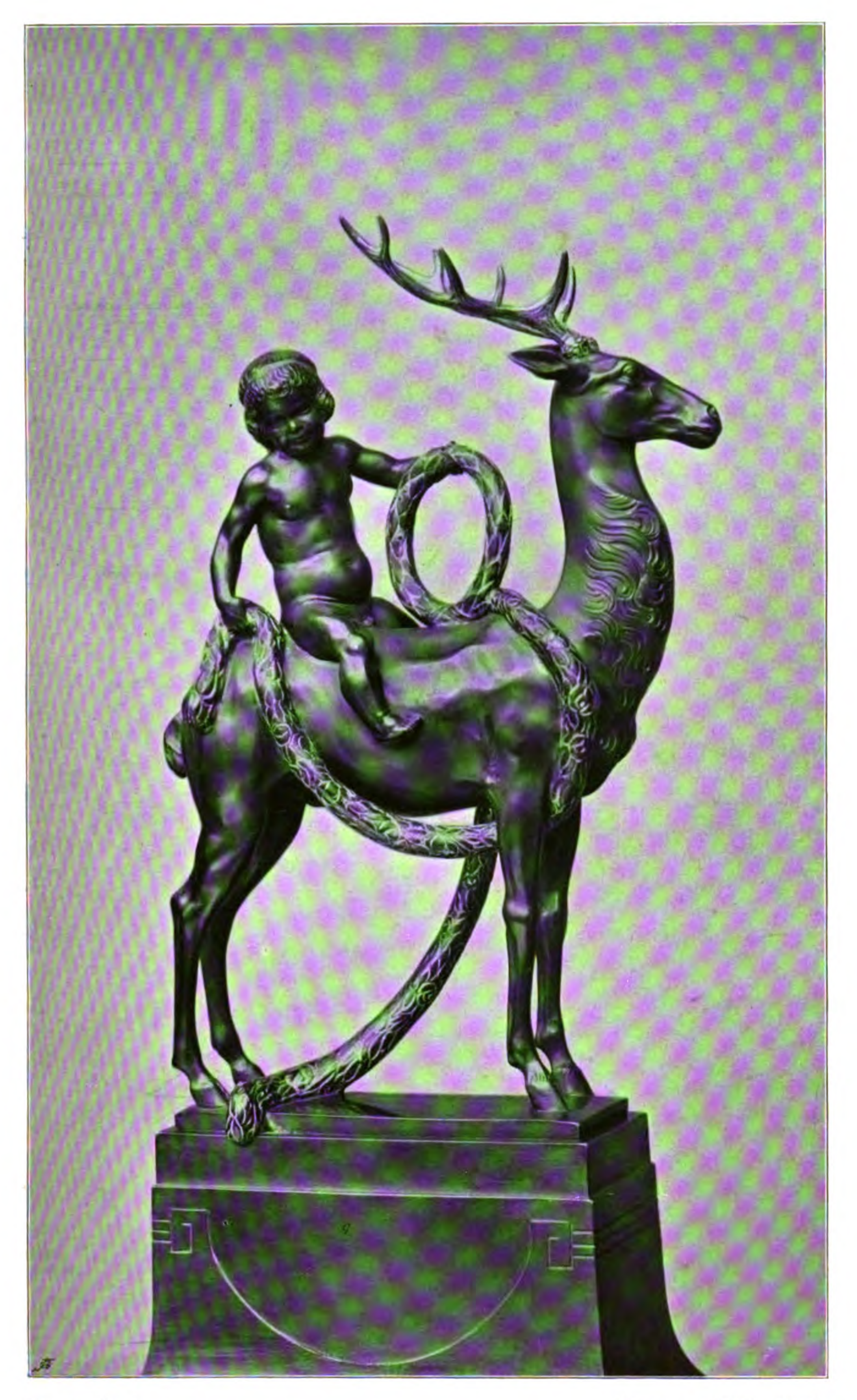
Weißt Du, wie wir durch schwarze Wälder ritten,
Nachts, wenn der Mond durch wirre Zweige schien
Und seine wunderlichen Strahlen glitten
Bleich über Deiner Rüstung Silber hin?

Wir ritten bis an unsers Reiches Grenzen,
Und nahte sich der Morgen, lag die Welt
So jung vor uns, in goldnen Rosenkränzen
Von wolkenloser Sonne Licht erhellt.

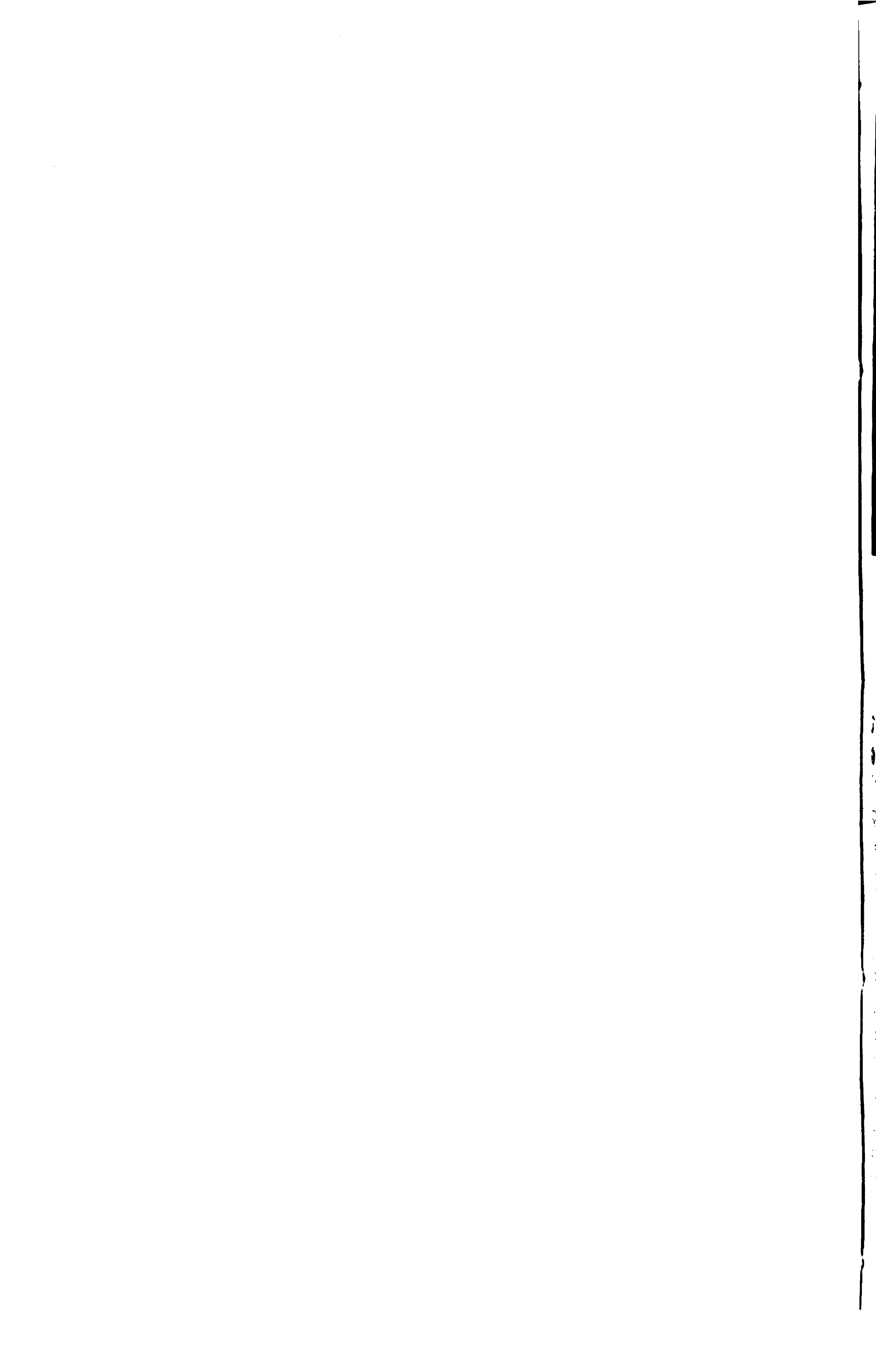
Die Welt ward alt. – Und hinter starken Toren
Verborgen schlummert die Vergangenheit,
Dort liegt das Königreich, das wir verloren,
Und unsrer Liebe bunte Märchenzeit.

Nun ziehn wir wieder durch den Staub der Straßen
Und manchmal nur erwacht in unserm Sinn
Ein Schimmer jener Zeit, die wir vergaßen:
— Du warst der König, ich die Königin.

Caren Lessing.



Ich gratuliere! Bronze von Philipp Kittler.

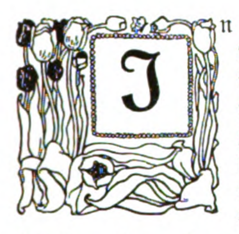




Wogendes Kornfeld. (Kunstdruck des Künstlerbund Karlsruhe.) Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Hans von Volkmann.

Von Fritz v. Ostini.



In wie vielen Tausenden von deutschen Wohnstuben hängt wohl Hans von Volkmanns große Lithographie „Wogendes Kornfeld“? Die Wand der meinigen schmückt das Blatt fast seit dem Tage, da ich es zum ersten Male gesehen und, obwohl auf der Landschaft des Bildes ein schwerer Wetterhimmel liegt — jeder Blick darauf in dem siebenmonatlichen Winter unserer Großstadt schenkt mir auch etwas wie Sonnenschein und Sommerhoffnung. Und dabei ist dies Bild so einfach: ein goldenes Kornfeld auf einem Hügelrücken, ein Stück blumigen Feldrains davor, ein fernes Dörfchen dahinter und eine graue Wolkenwand darüber! Nicht mehr! Aber das Werk atmet Ruhe und atmet Andacht, es spiegelt uns jene Gefühle wider, die eine naturfromme Seele in ihren besten Stunden zu schöner Zeit draußen vor den Herrlichkeiten der Schöpfung selber empfunden hat. Es ist eins von den Bildern, die so werden mußten, wie sie sind, und die darum alles sagen, was zu sagen war. Es ist das Kornfeld! Und es ist der Sommer! Und es ist die Natur! Und darum kommt es jedem wie ein Stück Eigen vor, das seiner Seele vertraut ist, mit diesen goldenen Wogen und dem regenschweren Sommerhimmel, mit dieser Fülle von Mohn und Cyanen und Raden und Glockenblumen und Johanniskraut und Schafgarbe und Stechginster und Margeriten und bunten Wicken.

Wie der Künstler mit einem Blick die ganz großen Züge reifeschwerer Erntezeit erfaßt hat, Himmel und Erde erschöpfend in zwei kontrastierenden Flächen wiedergab, so hat er auch von den liebenswürdigen Einzelnheiten der Natur, von den Blumen am Ackerrande mit gleicher Sicherheit das Charakteristische zusammengenommen, hat im ganzen, wie im kleinen, seinen Stoff voll ausgeschöpft. Das kann nur die Liebe, kann nur eine Kunst, die im innigsten und

reinsten Verhältnis zur Natur steht. Im reinsten auch! Da drängt sich bei Volkmann nichts Fremdes dazwischen, keine Absicht, keine Erscheinung; das macht die friedevolle Harmonie aus, die vielleicht die kennzeichnendste Eigenart von Hans von Volkmanns Kunst ist und offenbar immer mehr noch wird. Friedrich Naumann spricht in einer geistvollen kurzen Würdigung der Kunst des Malers von „der Reinheit der Seele, die in diesen Bildern liegt“ und meint: er hat keine Hintergedanken, er besitzt innere Ruhe, „er malt, wie wenn jemand mit Dir redet, der Dich liebt und dessen Gedanken Du schon kennst“. Das ist sehr wahr und eigentlich folgert alles andere daraus, was über Volkmann zu sagen ist. Er ist vor der Natur fleißig, ohne Ängstlichkeit, er geht auch in der unmittelbaren Naturstudie, die er oft gleich bis zum vollen Werte eines Bildes treibt, aufs Ganze, malt alles groß, breit und sicher herunter, starke Wirkungen weder vermeidend noch aufsuchend. Man sieht in seinen Bildern nie zuerst die virtuose Handhabung der technischen Ausdrucksmittel, sondern immer zuerst die Sache, die er darstellen wollte. Es wird nicht viele Landschafter geben, die so wenig Spezialisten sind, wie er, unter dessen ungezählten Bildern und Studien man eigentlich nur zwei Dinge fast vergeblich suchen wird: das Meer und die Berge. Das Meer ist in der Kunst ein Ding für sich, es verlangt für sich allein den ganzen Mann. So hat es Volkmann nur ganz gelegentlich mit auf ein Bild gebracht. Und das eigentliche Gebirge wird er wohl nicht malen, weil es ihm den Raum verengen und das nehmen würde, was ihm die Ruhe bedeutet. Denn sie, die Einsamkeit, die Stille liebt er über alles. Er sucht mit Vorliebe die Landschaften auf, deren Grundlinie in der Horizontalen ruht, die es ihm gestattet, breite Ausschnitte ins Bild zu fassen mit Terrainformationen, die sich in seinen Überschneidungen weit in die Ferne hineinschieben. Daß es dazu durchaus nicht der flachen Ebene bedarf, zeigt manche von unseren Abbildungen. Die Raumwirkung ist dem Künstler eine wesentliche, ja wohl die wesentlichste Aufgabe, die er, wie er selbst sagt, bis zu einem gewissen Grade der Farben- und Fleckenwirkung voranstellt — daraus ergibt sich seine Vorliebe für gewisse weite Studiengebiete, zum Beispiel die Eifel, diese merkwürdigste aller deutschen Landschaften, die den Geologen soviel zu raten gibt. Die seltsamen Formen des alten vulkanischen Gebietes, dem man heute noch die Spuren gewaltiger Erdrevolutionen ansieht, mit seiner Einsamkeit, seinem reichen Wechsel zwischen öden Weiten, dürftigen Heiden und fruchtbar grünen Wald- und Wiesentälchen mit malerischen Dörfern, gaben ihm und so manchem anderen (z. B. seinem Freunde Fritz v. Wille) Motive in Menge. In gleichem Maße hat Mecklenburg unsern Maler gefesselt, eine Landschaft, die vielleicht noch ernster und großzügiger ist, noch einfacher von Massen und Formen. Aus seinem letzten Studienherbst brachte er eine Fülle mächtiger Studien von dort mit. Die charakteristischen kleinen Wassertümpel, die dort massenhaft in den Mulden der flachen Hügel zwischen bebautem Lande zu finden sind, spielen da, die Motive belebend, eine große Rolle. Das heitere grüne Hügelland im Südwesten Münchens, das sich zwischen dem Würmtal und dem Ammersee hinzieht, hat Volkmann ebenfalls ein paar Jahre lang zum Zwecke des Studienmalens besucht, ebenso Dachau, das

Hans von Volkmann. Nach einer Photographie.



Bei Goppeln. Ölstudie.

bayrische Barbizon, das allerdings damals noch nicht die Allerweltspleinairakademie und Monstredamenmalschule war, wie jetzt. Er malte in Hessen, Westfalen, in der Umgebung von Dresden, in Baden, seiner jetzigen Heimat — man sieht, daß seiner Kunst der Tisch so ziemlich überall gedeckt ist im deutschen Vaterlande. Im deutschen Vaterlande — das gehört wohl dazu! Ein paar Italienreisen und Aufenthalte an der Riviera (Bordighera 1887 und Rapallo 1893) haben ihn nicht stark beeinflußt, wenn auch einzelne schöne Werke durch die Anregung dieser Reisen entstanden sind, wie ein dunkles, wehmütiges Bild des pittoresken Friedhofes von Porto Fino. Das Wesen Hans von Volkmanns ist eben grunddeutsch. Er hat die sichere Klarheit des norddeutschen Temperaments und doch, ererbt oder erworben, etwas von

der Wärme des deutschen Südländers dazu. Kommt die erstere mehr in seinen größeren Ölbildern zum Ausdruck, so wird die zweite deutlicher in seinen mannigfachen und so überaus liebenswürdigen Steindrucken, noch mehr in einzelnen illustrativen Arbeiten, in denen wirklich der Geist Ludwig Richters lebt, und am allermeisten in einer Fülle poesiebunter Postkarten und ähnlicher Dinge, die er als zärtlicher Familienvater an die Seinigen sandte und die hoffentlich noch in der einen oder der anderen Form für die Öffentlichkeit auferstehen. Da wird alle die Wärme frei, die in seinen umfangreicheren Bildern noch mehr gebunden erscheint, und er entpuppt sich als feiner, lebensfroher Poet. Die letztere Eigenschaft ist ein Erbstück, wie wir sehen werden.



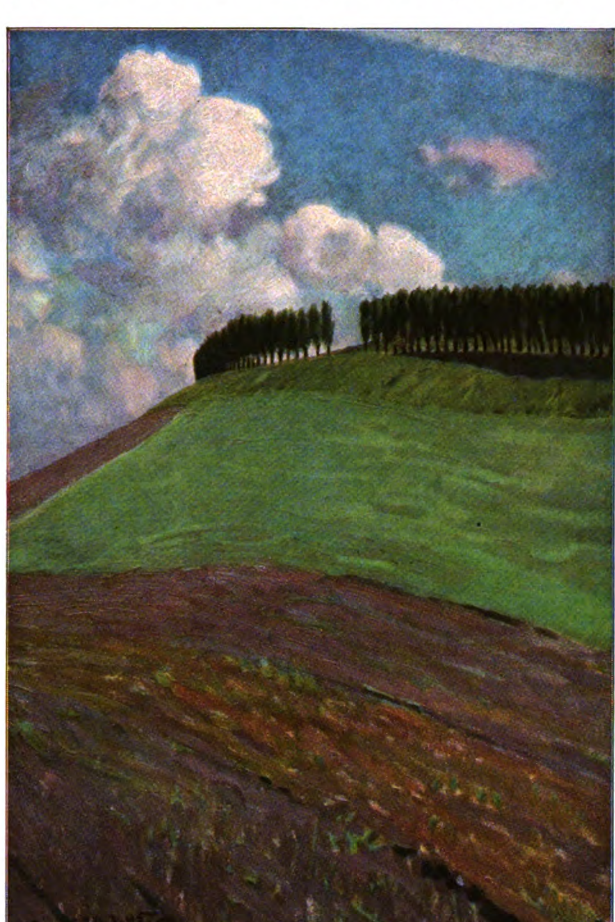
Schweineherde bei der großen Kiefer. Bleistiftskizze.

Hans Richard von Volkmann wurde am 19. Mai 1860 in Halle a. S. als der Sohn des berühmten Chirurgen Geheimrates Professor Dr. Richard von Volkmann geboren, der dort Direktor der chirurgischen Universitätsklinik war (geb. 1830, gest. 1889). Auch die Mutter stammte aus Gelehrtenkreisen, sie war die Tochter des Botanikers v. Schlechtendal. Die „Frohnatur, die Lust am Fabulieren" hat Hans von Volkmann ausnahmsweise auch vom Vater überkommen. Wenigstens liegt von diesem ein prächtiges Zeugnis dafür, daß er solche Güter besessen, in einer klassischen Märchensammlung „Träumereien an französischen Kaminen" vor, deren dreißig Auflagen beweisen, wie gewaltig das Büchlein einschlug. Der Zauber der echten deutschen Märchenwelt webt darin, wie in recht wenigen von den ungezählten neueren Märchenbüchern. Es ist zusammengesetzt aus brieflichen Erzählungen, welche Doktor von Volkmann während der Belagerung von Paris seinen Kindern an langen, einsamen Abenden an den Kaminen verlassener französischer Villen und Schlösser aufschrieb und nach Hause schickte. Hans von Volkmann hat das Märchenbuch mit reichem Buchschmuck versehen, und dieser ist so herzerquickend frisch und kindlich liebenswürdig, wie die Märchen selber sind. Aber das entstand erst lange nachher. — In einem solchen Elternhause gewann der Knabe mannigfache Anregung, seine Bega-

Bei Gutenstein, oberes Donautal. Bleistiftskizze.

bung zeigte sich früh und wurde von den Eltern auch früh entdeckt und gepflegt. Künstlerische Neigungen waren auch schon bei den Großeltern vorhanden; der kunstsinnige Großvater von väterlicher Seite verkehrte viel mit Richter, Preller, Franz Dreber, Genelli; ein Vetter des Vaters ist Professor Artur Volkmann in Rom, Freund und Schüler von Hans von Marées, Bildhauer und Maler. Von Hans von Volkmann existieren noch Zeichnungen, die er mit fünf Jahren fertigte — immer schon Landschaften mit Tieren und Menschen darin. Er zeichnete mit großem Eifer und, als er sein erstes richtiges Skizzenbuch erhalten hatte, 1873 auch zum ersten Male vor der Natur.

Später „graste er“, wie er sich ausdrückt, die ganze nähere und weitere Umgebung von Halle ab und zeichnete und aquarellierte nach Herzenslust, was er da fand. Der Vater sah bald ein, daß sein Sohn nichts anderes als ein Maler werden wollte, und hatte auch nichts dawider einzuwenden. Er verlangte jedoch, daß jener erst sein Abiturientenexamen mache, was er denn auch im Jahre 1880 tat. Aber schon 1877 verbrachte er vier Wochen Herbstferien im Hause von Eduard von Gebhardt in Düsseldorf, und dieser erlaubte ihm, in seinem Atelier zu zeichnen, wobei er die Geduld des Knaben auf keine leichte Probe stellte: er ließ ihn von 9—5 Uhr täglich stille sitzen, um zum Beispiel einen, wie ein Spruchband gerollten Streifen Papiers oder einen Schädel peinlich genau abzuzeichnen. Das war nicht eben kurzweilig, aber gesund.



Chaussee am Berge. Ölstudie.

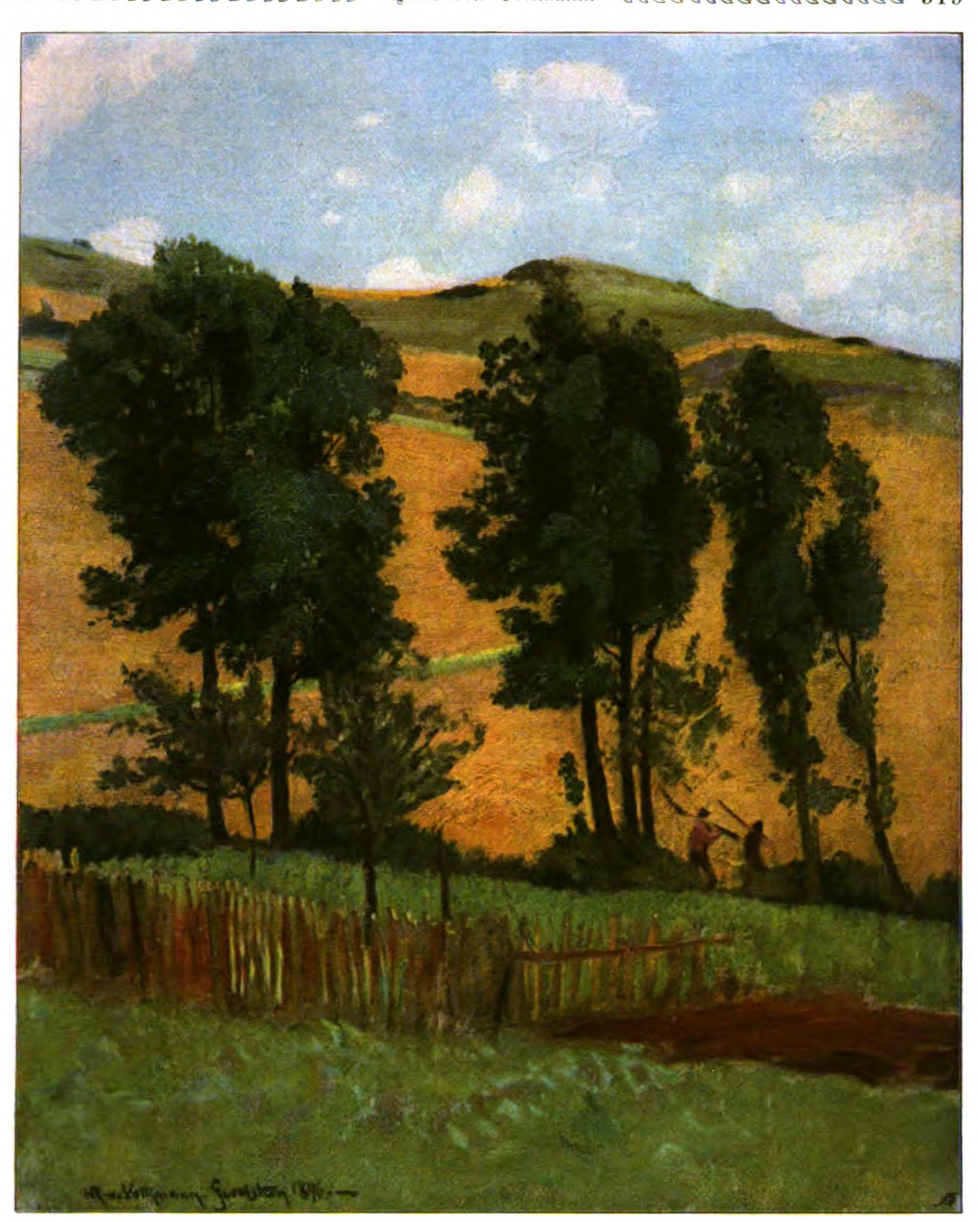
Als endlich das Examen gemacht war, bezog der Jüngling die Akademie in Düsseldorf. Hier waren erst Crola, Lauenstein, Peter Jansen seine Lehrer. Nachdem er von 1883 auf 1884 sein Dienstjahr bei den „8. Husaren“ abgeleistet hatte — er ist heute noch Rittmeister der Reserve im Regiment — kam Volkmann nach Düsseldorf zurück, um zunächst dritthalb Jahre als Schüler Gebhardts zu arbeiten. Hier, unter der anregenden Leitung dieses tiefen und eigenkräftigen Meisters, trieb er figürliche Studien, malte Köpfe und Akte, im Sommer aber trieb er mit selbständigen Freunden Landschaftsmalerei, namentlich bei Willingshausen in Hessen. Die Landschaft war jetzt schon sein klar erkanntes Lebensziel, auf welches er in der merkwürdig geradlinigen Entwicklung, die ihm von Anfang an beschieden war, ohne Irrungen und Seitensprünge losstrebte. Als schließlich Gebhardt



Einsame Kiefer. Ölstudie.

selbst ihm zu einer Veränderung riet, besuchte er im Winter auf 1888 der Reihe nach die anderen deutschen Kunstzentren, um sich einem hervorragenden Landschafter anzuschließen. So kam er nach Berlin, Hamburg, Karlsruhe und München. Schließlich zog ihn die vornehme Kunst Gustav Schönlebers am meisten an; er wurde im Herbst 1888 ein „Meisterschüler" des nur um neun Jahre Älteren und blieb es vier Jahre lang. Auch Italien hat er dann noch mit Schönleber besucht. Es stellt Volkmanns gesunder und ehrlicher Persönlichkeit das denkbar beste Zeugnis aus, daß ein so glänzender Könner und von ihm hoch in Ehren gehaltener Meister wie Schönleber, in seiner künstlerischen Ausdrucksweise keine sichtbaren Eindrücke hinterlassen hat. Man wird überhaupt bei ihm vergeblich nach Anklängen und Ähnlichkeiten suchen. Allenfalls zeigt er vielleicht in einzelnen stilisierten Landschaften mit Figuren Verwandtschaft mit Hans Thoma, den er, wie auch Böcklin, liebt; aber diese Verwandtschaft kommt wohl mehr von einer Konvergenz des Strebens, von einer Gemeinsamkeit des lyrischen Empfindens der beseelten Natur gegenüber und vom gegebenen Stil des gemeinsamen Ausdrucksmittels z. B. im dekorativen Steindruck.

Vom Herbst 1892 ab begann Volkmann selbständig zu schaffen und blieb Karlsruhe treu, wohin ihn Schönleber gezogen hatte und wo er auch später sein Heim gründete. In einer solchen kleinen Kunststadt finden vielleicht verwandte Geister leichter und näher zueinander hin, ohne sich gegenseitig in ihren Individualitäten zu stören. Es respektiert der eine am andern mehr, was wirkliche Eigenart ist, wird diese eher bestärken als selbst beeinflussen, und so wird der künstlerische Verkehr fruchtbarer als in den



Bei Pelm (Eifel). Ölstudie.

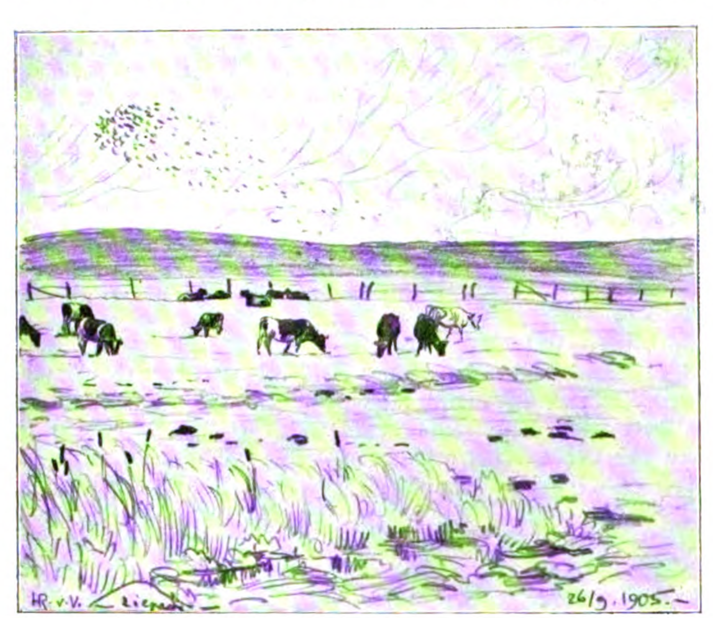
großen Kunststätten, wo die Herrschaft der Schlagworte und Moden oft wahrhaft epidemische Erscheinungen hervorruft. Mit Schönleber verband unsern Künstler wirkliche Freundschaft, ohne daß er, wie gesagt, die brillante Technik dieses Künstlers irgendwie nachgeahmt hätte, ebenso mit Baisch, dem viel zu früh Geschiedenen, und mit Kallmorgen. Reiche Anregung gewann der Karlsruher Künstlerkreis durch die Berufung des Grafen Kalckreuth, mit dem eine Anzahl frischer junger Elemente kam und Leben ins Haus brachte. Es erfolgte bald auch in Karlsruhe eine „Sezession“ und die Gründung des Künstlerbundes, einer Korporation, die weniger Spektakel gemacht hat und ihren Mitgliedern fruchtbarer geworden ist, als vielleicht irgend eine andere kleinere deutsche Künstlervereinigung. Gelegentliche Bilderkollektionen des Karlsruher Künstler-

bundes in großen Ausstellungen haben dies bewiesen, aber noch tiefer befriedigt wird es der erkennen, der Einblick gewinnt in die unglaublich reiche Tätigkeit, welche diese Vereinigung auf dem Gebiete der Originallithographie entfaltet — entfaltet, wie man sagen darf, unter Volkmanns Führung. Denn er ist nicht nur (seit zwei Jahren) Vorsitzender des Künstlerbundes Karlsruhe, dessen Schriftführer er vorher war, er steht auch mit seiner mannigfachen Produktion an der Spitze der Karlsruher Künstlerlithographen. Es mögen ungefähr siebzig Blätter aller Größen sein, die von seiner Hand stammen und die in seinem Lebenswerke nicht etwa die Rolle einer gelegentlichen Nebenbeschäftigung spielen, sondern ebenbürtige Stellung neben seinen Staffeleibildern einnehmen. Von welcher Art die letzteren sind, zeigt ein Blick auf unsere überraschend frisch und unmittelbar den Originalen nachgebildeten Illustrationen. So frisch und unmittelbar sind auch diese Originale wiederum der Natur nachgeschrieben, und das macht ihren hohen Reiz, ihre eindringliche Wirkung aus. Eine

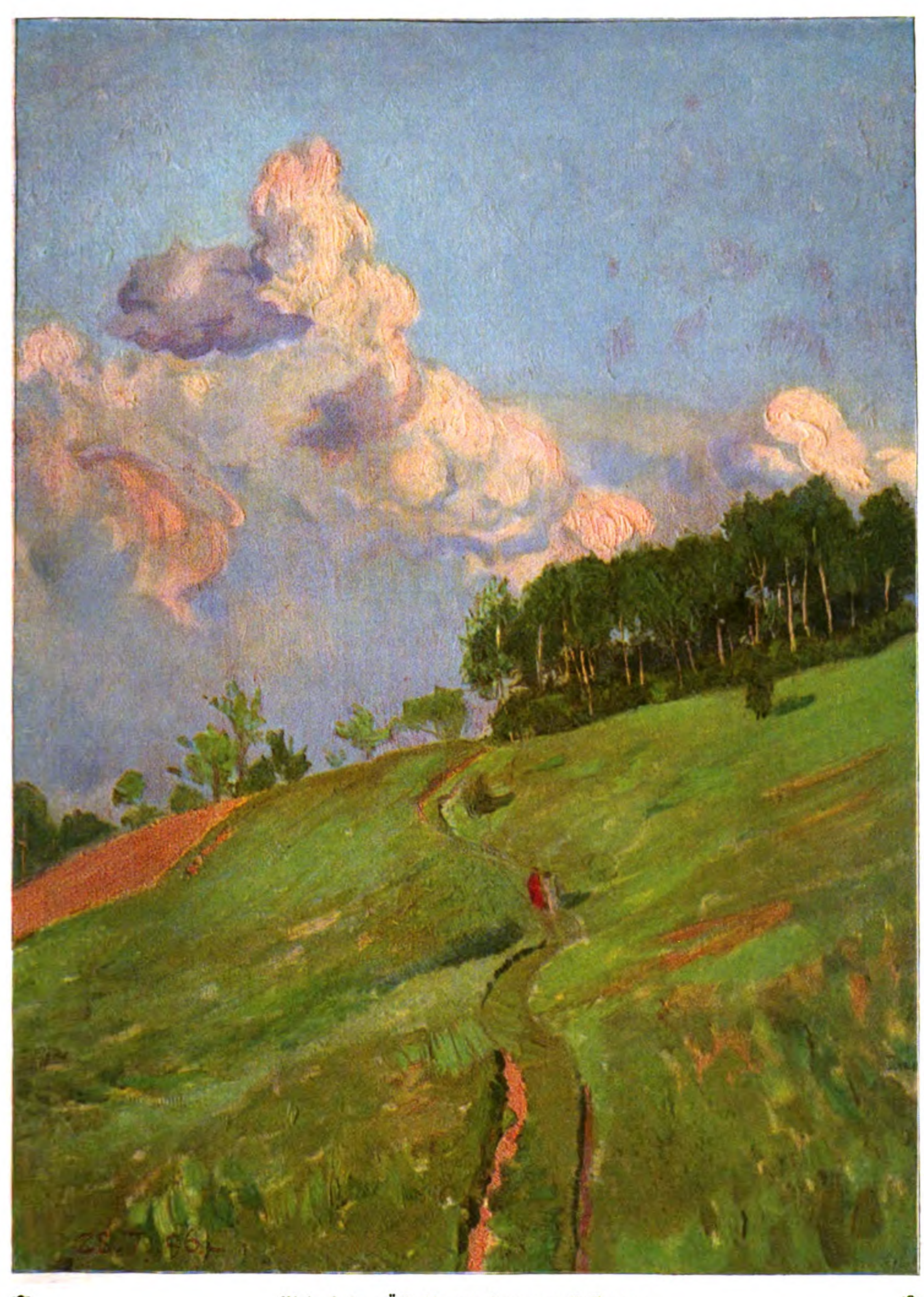


Ochsen und Gespann. Bleistiftskizze.

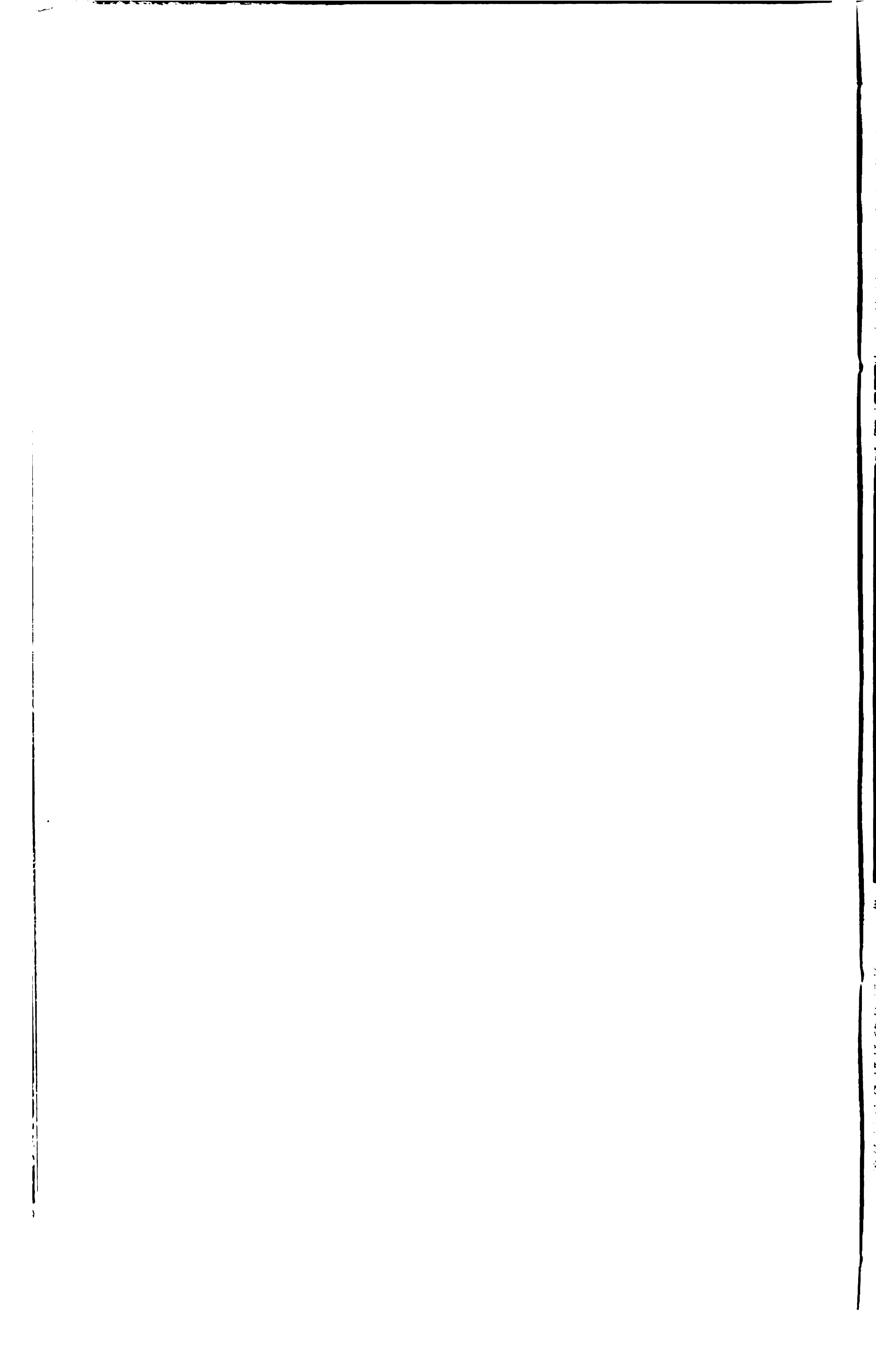
glückliche Studie Volkmanns ist auch schon ein fertiges Bild, das der Künstler ruhig in den Rahmen setzt und nach etwaigen letzten Retouchen gelten läßt. Der Ausschnitt, die „mise en page", wird schon vor der Natur richtig gewählt, und der Künstler hat dafür einen besonders sicheren Blick. Komponiert sieht nicht leicht eines seiner Bilder aus, sie tragen meist, unangekränkelt von des Gedankens Blässe, die angeborne Farbe der Entschließung. Von welcher strahlenden Heiterkeit ist zum Beispiel die Maistimmung auf der Studie aus Goppeln, die wir wiedergeben, wie erschöpfend sind da jener ganze Gehalt an Hoffnungsfreudigkeit und Daseinslust, jene ahnungsfrohe Werdestimmung festgehalten, die wir mit dem Begriffe Mai nun einmal verbinden! Braucht es da noch eines Pinselstriches mehr zum „Bilde"? Auch die weichere und kühlere Maistimmung in der Studie „Frühlingslüfte" kann in dem Bilde der Berliner Nationalgalerie, welchem diese Studie zur Grundlage diente, unmöglich intensiver zum Ausdruck kommen als hier. Was solchen mit frohen Schauern künstlerischer Liebe konzi-



Kühe in der Koppel. (Mecklenburg.) Bleistiftskizze.



Birkenhain. Ölstudie von Hans von Volkmann.

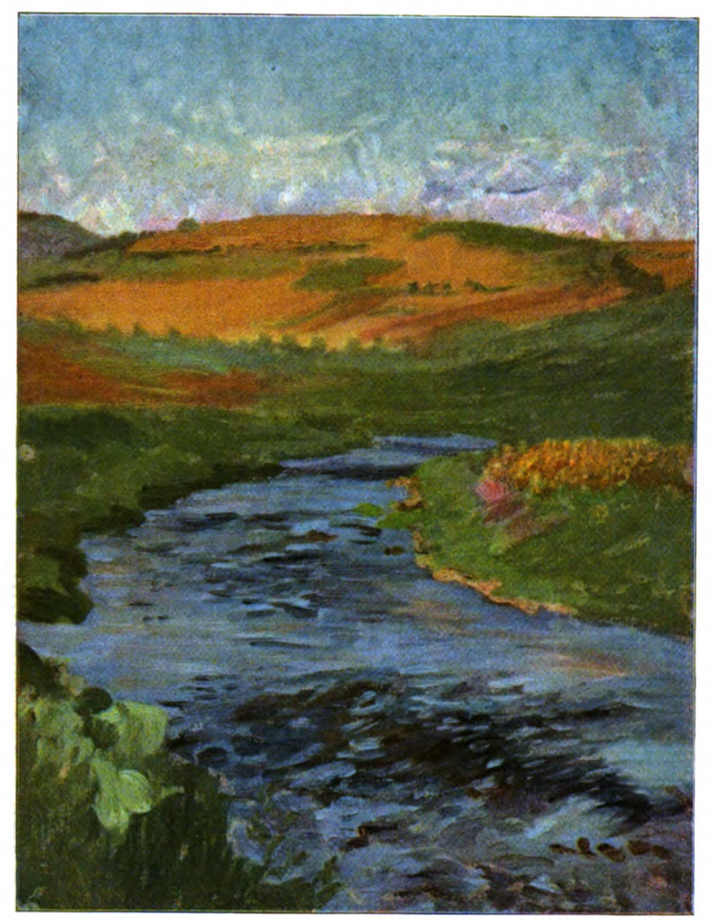


pierten Studien hier und dort an Abgeglichenheit fehlen mag, das haben sie sicher an jungfräulicher Herbheit und unversüßter Wahrheit vor dem Staffeleibilde voraus, das im Atelier geboren wird. Es ist doch schließlich nur das ungeschulte Laienauge, das an einem höheren Grade von Fertigkeit auch noch eine höhere Freude hat. Dem freier Empfindenden sagt gerade die nicht allzuweit getriebene Studie mehr, schon darum, weil sie seiner nachfühlenden und Pappeln in wunderlichem Gänsemarsch hinspazieren. Was an dem ausgeführten Bilde gut werden kann, das ist auch schon hier in der Studie gut. Und so ist es mit dem Birkenhain, mit der Einsamen Kiefer, mit den dunklen Bäumen vor dem goldenen Kornfeld (Pelm), mit der Abendsonne, dem Blauen Flüßchen u. s. w. Sehen wir ein „fertiges" Bild des Künstlers an, wie die Kyll bei Gerolstein im Goldglanz eines warmen Sommerabends oder den schattig



Abendsonne. Ölstudie.

ergänzenden Phantasie selber noch ein Restlein von Schöpferwonne übrig läßt. Recht kennzeichnend für den höheren Reiz der unmittelbaren Naturstudie ist das originelle Blatt „Chaussee am Berge". Was an dieser Arbeit etwa noch weiter geschehen könnte, an Ausführung des Vordergrundes etwa, würde den Haupteindruck um nichts mehr verstärken, den Eindruck des weiten, hohen Raumes, der ahnungsvollen Neugier, was wohl hinter dem gewaltigen grünen Rücken liegen mag, über den die dunklen dunklen Waldrand an der Heide, so wird leicht zu erkennen sein, daß jener sich auch hier durchaus nicht mit Abwägen und Austüfteln gequält hat, sondern den ersten, frischen und großen Eindruck, den schon die Studie festhielt, mit möglichster Schonung auch dem Bilde wahrte. Andere schaffen anders, gestalten das auf dem Studienplatze Erlebte vollkommen um, vereinigen verschiedende Eindrücke zu einem Ganzen, übersetzen, komponieren und kommen auch zum Ziel. Zur Kunst führen eben viele Wege.



Blaues Flüßchen. Ölstudie.

Der Weg Volkmanns ist, wie im Ganzen seines Lebens, offenbar auch im Einzelnen ein möglichst gerader und natürlicher.

Unter der Fülle von Studien meist sehr großen Formats, die er in den letzten Jahren nach Hause brachte, ist eine ganze Anzahl solcher, die bloß des Rahmens harren, um Bilder zu sein. Von den vielen, die wir jüngst an einem Herbstnachmittag in seiner Karlsruher Werkstatt durchblätterten, ist mir besonders ein Mecklenburger Motiv als wahrhaft ergreifend und kennzeichnend für des Künstlers Empfinden im Gedächtnis geblieben: Eine flache Bodenmulde in bebautem Ackerland, aus dessen Feldern schon das Grün der Wintersaat sprießt. In der Mitte ein Wassertümpel und über allem die Dämmerung, kühl-violett. Alles in herbstliche Schwermut getaucht, grenzenlos einsam! Wer das findet und festhält, ist ein Dichter! Nicht viele hätten da ein Motiv gesehen, aus dem ein Bild von solcher Intensität des Eindrucks zu machen war!

Sein Poetentum, sein schöpferisches Talent und seine Neigung zu einer liebenswürdigen Romantik offenbart Hans von Volkmann am meisten in den erwähnten Steindrucken. Erfreuen uns die Staffeleibilder mehr durch ihre gesunde Ursprünglichkeit, ihre unverfälschte, unretouchierte Naturwahrheit, so gibt er in jenen noch mehr Innerstes und Eigenstes. Das ist ja natürlich! Dem fast unbewußten, intuitiven Schaffen vor der Natur steht hier eine Arbeit der Erinnerung gegenüber, mit der bei jedem Strich auch, durch die kompliziertere Technik bedingt, ruhigere Überlegung Hand in Hand geht. Da spinnen sich denn immer mehr Momente des Gefühls und der Phantasie mit ein, der persönliche Stil findet seinen schärferen Ausdruck — wie bei aller Graphik! — und die Lust am Erzählen erwacht von selbst. Volkmann, der in der Landschaft die Staffage gerne vermeidet, weil sie nur allzuleicht die Einheitlichkeit eines Bildes stört und den Blick auf etwas hinzieht, was gar nicht der Schwerpunkt des Ganzen ist, belebt seine Lithographien gern mit Menschen- und Tiergestalten, stilisiert hier oft ausgesprochen in Farben und Linien, gibt auch wohl der Landschaft eine Pointe, einen gedankenvollen Titel, einen lyrischen Refrain. Da ist ein Blatt, das er „Schäfchen“ taufte: eine Schafherde auf sommergrüner Weide und darüber ein Himmel mit Lämmerwolken — Schäfchen oben und unten! Die kräftige Zeichnung sorgt dafür, daß nichts von Süß-



Aus Stein bei Königsbach in Baden. Bleistiftskizze.

Vampirs schweben. Fast immer ist irgendeine romantische Note da ins Bild gebracht, etwas, was die Stimmung der Landschaft unterstreicht oder erklärt, und wären es nur ein paar verhoffende Rehe in eine Herbstlandschaft, wäre es ein Regenbogen, oder, wie in dem tiefinnerlich empfundenen Blatt „Abendwolken“ auf entschlummernder Heide in der Ferne der aufsteigende Rauch eines Hirtenfeuers. Seltsam eindringlich sprechen diese Dinge zum Herzen, und es ist wohl zu verstehen, daß die lithographierten Blätter Volkmanns und seiner Freunde so rasch ins Volk gedrungen sind. Sie sind auch technisch mit großer Gewandtheit und Mannigfaltigkeit gegeben. Die Gelegenheit, diese Fertigkeiten auszubilden, bot die Gründung der „Kunstdruckerei Künstlerbund Karlsruhe“, die in den jungen Jahren des Künstlerbundes unter Kalckreuths Ägide entstand. Hier hatten die Maler Gelegenheit, sich über alle technischen Fragen an der Quelle zu informieren, die

lichkeit in das Idyll kommt. Ein andermal läßt er in einen Acker einen Flug Tauben einfallen und auf dem Pendant setzt er in einen Anger am Bach eine Gänseherde — zwei höchst merkwürdige und fesselnde Blätter, in welchen die belebenden Tiere weit über den üblichen Wert der Staffage hinausgehoben sind und mit der schlichten Landschaft zusammen eine höhere bedeutsame Einheit ausmachen. Er stellt einen Vogelbeerbaum mit roten Fruchttrauben in herbstliche Dämmerung und läßt dahinter einen Bauern den Pflug durch seinen Acker führen — und das einfache Ganze ist wieder ein Lied vom Vergehen und neuen Werden. Oder er baut ein andermal rosig überstrahlte, hochgetürmte Wolken phantasierend zu abenteuerlichen Märchen-Burgen aus, er läßt jauchzende Kinder im Frühling ihren Reigen schlingen, einen Geharnischten hinreiten über dunklem Tal, er läßt zwischen den Baumkronen einer dunklen Nachtlandschaft die gespenstische Gestalt eines



Frühlingsreigen. Steinzeichnung. (R. Voigtländers Verlag in Leipzig.)

Platten immer wieder zu prüfen, die Drucke zu überwachen, von einander zu lernen, einander anzuregen, und so kamen sie auf diesem Gebiete zu einem Können, einem Reichtum der Mittel, welches den geradezu verblüfft, der zum ersten Male Einblick in diese Fülle trefflicher Leistungen gewinnt. Es seien hier nur noch die Namen Kampmann, Steinhausen, Haueisen, Biese, Süß, Euler, Langhein genant.

Dann kamen die Zeiten der Volkskunst, der „Kunsterziehung", und mit ihnen wurde die fruchtbare Idee lebendig, mit den neuerworbenen Mitteln der Lithographie billige Kunstblätter zum Massenvertrieb herzustellen, die, jedem zugänglich, auch die Stuben des wenig Bemittelten schmücken und von den Wänden anderer die abscheulichen Öldrucke alten Schlages oder die reizlosen Photographien und Kunstvereinsblätter verdrängen sollen. So entstanden die rühmlichst bekannten „Wandbilder für Schule und Haus", welche bei Voigtländer und bei Teubner in Leipzig erscheinen und die so ungeheuer populär geworden sind. Auch Volkmanns „Kornfeld" gehört in die, nach Hunderten von Blättern zählenden Serien, deren in diesen Heften schon früher einmal ausführlich gedacht wurde; und noch manches andere treffliche Stück der „Wandbilder" stammt von ihm, so die erwähnten Blätter Schäfchen, Herbst in der Eifel, Taubenflug, Gänsewiese, Abendwolken, die in kleinerem Format gehalten sind. Imposante große Blätter sind: Der Rhein bei Bingen, eine überaus glücklich erfaßte Ansicht des Hohenzollern in wilder Gewitterbeleuchtung und das Triptychon „Die Sonn' erwacht". Das letztere zeigt im Mittelstück einen strahlenden Sonnenaufgang über einem Meer von Buchenwäldern. Ein Kranz von schwebenden Putten in der Höhe scheint jubelnd die Botschaft vom Erwachen der Tageskönigin zu verkünden, während sich in einer Art niederer Predella die Erdmännlein eben den Schlaf aus den Augen reiben. Die schmalen Seitenflügel schildern den Morgen im Tannen- und Buchenwald. Der Ton des Volkslieds klingt durch das fröhlich empfundene und fröhlich stimmende Bild, und dieser Ton, der



Waldrand Gemälde.



Die Kyll bei Gerolstein. Gemälde.

ja auch der Grundton des deutschen Märchens ist, klingt noch aus manchem anderen Werke Hans von Volkmanns. Ganz besonders hell aus einem neuen großen Wandbild, das noch im Werden begriffen ist, „Frühlingseinzug“ mit einem Schwarm lieblicher Kindergestalten! Ferner hat Volkmann für die prächtige Serie „Theuerdank“, die „Eifelbilder“ und für die nicht minder verdienstvolle Bücherreihe „Jungbrunnen“ zu den Bändchen „Deutsche Wanderlieder“ und „Wald- und Weidmannslieder“ den Buchschmuck gezeichnet, Arbeiten, in welchen er der figürlichen Darstellung breiten Raum gönnte. Diese Dinge sind mit kräftigem Federstrich hingesetzt, der an alte Holzschnittmanier erinnert, kernig und fest, volkstümlich, liebenswürdig und überraschend ungezwungen. Der Wunsch, eine möglichst charakteristische Handschrift zu betonen, der so manchem Schwarzweißkünstler allzu deutlich anzukennen ist, hat Volkmann nicht die Hand geführt, und gerade das macht seinen Stil so anziehend. Keine Spur der Selbstbespiegelung und der Bitte: „Schaut einmal her, wie ich originell bin!“ Gerade so rein aus der Liebe zur Sache heraus sind seine Bilderbücher „Afrika“ (bei Breitkopf & Härtel), „Ri-Ra-Rutsch“ (B. Behr), „Eigenbrodt, aus der schönen weiten Welt“ (Voigtländer) geschaffen und die scharmanten Blätter, die er, wie oben erzählt, für seine eigenen Kleinen erfunden und mit zierlichen Reimen versehen hat. Volkmanns letzte Arbeit dieser Art ist eine Kinderfibel, die erst noch erscheinen soll. Sein Allerbestes vielleicht hat er aber in den Federzeichnungen zu dem oben genannten Märchenbuche seines Vaters „Träumereien an französischen Kaminen“ gegeben.

So umfaßt seine Kunst einen Wirkungs-

kreis von seltenem Umfang: er verschafft als moderner Maler jedem Menschen von Geschmack, auch dem Gourmet mannigfaltigen Genuß, er hat auf dem Wege der Volkskunst ein breites und dankbares Publikum gewonnen, und er hat wertvolle Gaben auch für die Jugend, die Kindheit, bis zu den Kleinsten herab, die vor den Bildern der Fibel zu buchstabieren beginnen. Sein Schaffen füllt sein Leben reichlich aus. Und dazu kommt noch mancherlei andere Tätigkeit, namentlich die Vereinsarbeit für den Karlsruher und wohl auch für den Deutschen Künstlerbund, dessen weiterem Vorstand er ebenfalls angehört. Eine Lehrtätigkeit in staatlichem Amte hat Hans von Volkmann nicht geübt; alle dahin zielenden Anträge schlug er bis jetzt aus, und man darf ihm vielleicht wünschen, daß dies auch ferner noch möglichst lange der Fall sein möge. Gerade der Landschafter gibt mit seiner persönlichen Freiheit, wenn er ein solches Amt annimmt, Dinge auf, für die ihm die Professorenwürde nur schwer ein Entgelt bieten kann. Im Sommer schart der Künstler übrigens gerne gelegentlich einen kleinen Kreis von Schülerinnen, auch Schülern, um sich. Den Titel eines Professors erhielt er 1902 vom Großherzog von Baden. Soll der gewissenhafte Chronist auch noch die anderen Auszeichnungen aufzählen, die Volkmann sich erobert hat? Medaillen erhielt er in München 1893, Dresden 1894, Wien 1901 und Paris 1900. Sie bedeuten nicht viel neben der besseren und größeren Ehre, daß man ihn kennt so weit im Lande, als das Gefühl für die Schönheit deutscher Erde und den Gehalt deutscher Kunst lebendig ist. Die Münchener Pinakothek besitzt von seiner Hand das Bild Haferfeld (1893), ein Motiv aus der Gegend von Weßling, die Berliner Nationalgalerie die schon erwähnten Frühlingslüfte (1896), Breslau eine große Eifellandschaft „Abendsonne“, Karlsruhe das Bild Herbstgold, Stuttgart eine Landschaft mit Schafherde, Leipzig



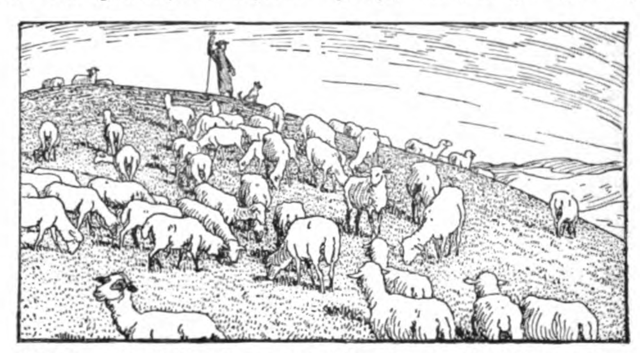
Frischer Morgen. Gemälde.



Am Willeschberg bei Gerolstein. Ölstudie.

ein Waldtal in der Eifel; andere Werke Volkmanns haben in den Kunstsammlungen von Halle a. S., Krefeld, Weimar, Freiburg i. Br. 2c. Platz gefunden.

Also auch an äußeren Erfolgen aller Art hat es diesem Künstlerleben nicht gefehlt, einem Leben, das von einem reinen, klaren und starken Willen gelenkt, in so schöner Harmonie und glücklicher Fruchtbarkeit verläuft. Und weiter verlaufen wird! Man darf eine solche Vorhersage schon wagen einem Mann gegenüber, dem es beschieden ist, sein Wesen aus so vielfachen Quellen immer wieder zu verjüngen, als da sind Talent und Erfolg, ein tiefes, gerades Verhältnis zur Natur, eine ruhige Sicherheit dem Leben gegenüber und, nicht zuletzt, ein sonniges häusliches Glück!



Schäfchen. Buchillustration zu einer Dichtung. „Aus der schönen, weiten Welt" von Wolrad Eigenbrodt, R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

Am Tor der Zeit.

Der alte Torwart sitzt am Tor,
Es nickt sein Haupt, das greise;
Er singt ein uralt Lied sich vor,
Die Schlüssel klirren leise.

Aus Nornenmund zum Spindelklang,
Da hat er's einst vernommen,
Halb Wiegenlied, halb Grabgesang,
Das Lied vom Gehn und Kommen.

Nun lauscht er in die Winternacht,
Die Sanduhr sieht er rinnen,
Ihm ist, als hör' er Tritte sacht
Und scheues Klopfen drinnen.

Der Riegel ächzt, die Pforte hallt,
Und, hohl die falt'gen Wangen,
Kommt tiefgebückt die Nachtgestalt
Des alten Jahrs gegangen.

Es schleicht so müd von all der Hast
Des stürm'schen Wanderfluges,
Es keucht so schwer von all der Last
Des blut'gen Tränenkruges.

Und hinter ihm in langer Schar
Die toten Tag' und Stunden,
Die welken Veilchenkranz im Haar,
Und die mit offnen Wunden.

In weißen Händen Kelche leer
Und Garben leer und Schalen,
So ziehn sie fort, ein graues Heer,
Den Helweg hin, den fahlen.

Und wie die Letzte steht am Tor,
Da hebt sich an ein Klingen,
Da hüpft vom Berg ein junges Chor
Mit Reigentanz und Singen.

In Hoffnungsgrün und Purpurschein
Voll glühen Schal' und Becher,
Mit süßem Trank, mit herbem Wein
Für froh und trübe Zecher.

Das lacht und winkt mit ros'gem Arm,
Blaß winkt's von drüben wieder:
Sie raunen zu dem neuen Schwarm
Die alten Sorgenlieder.

Der Torwart aber streichelt lind
Dem jungen Jahr die Locken;
„Grüß Gott!" brummt er. „Sei brav, mein Kind!"
Mit ruft's der Chor der Glocken.

Laut dröhnt ins Schloß das Tor der Zeit,
Lustrausch durchbraust die Runde;
Wir aber trinken ernstgeweiht
Vom Schaum der ersten Stunde:

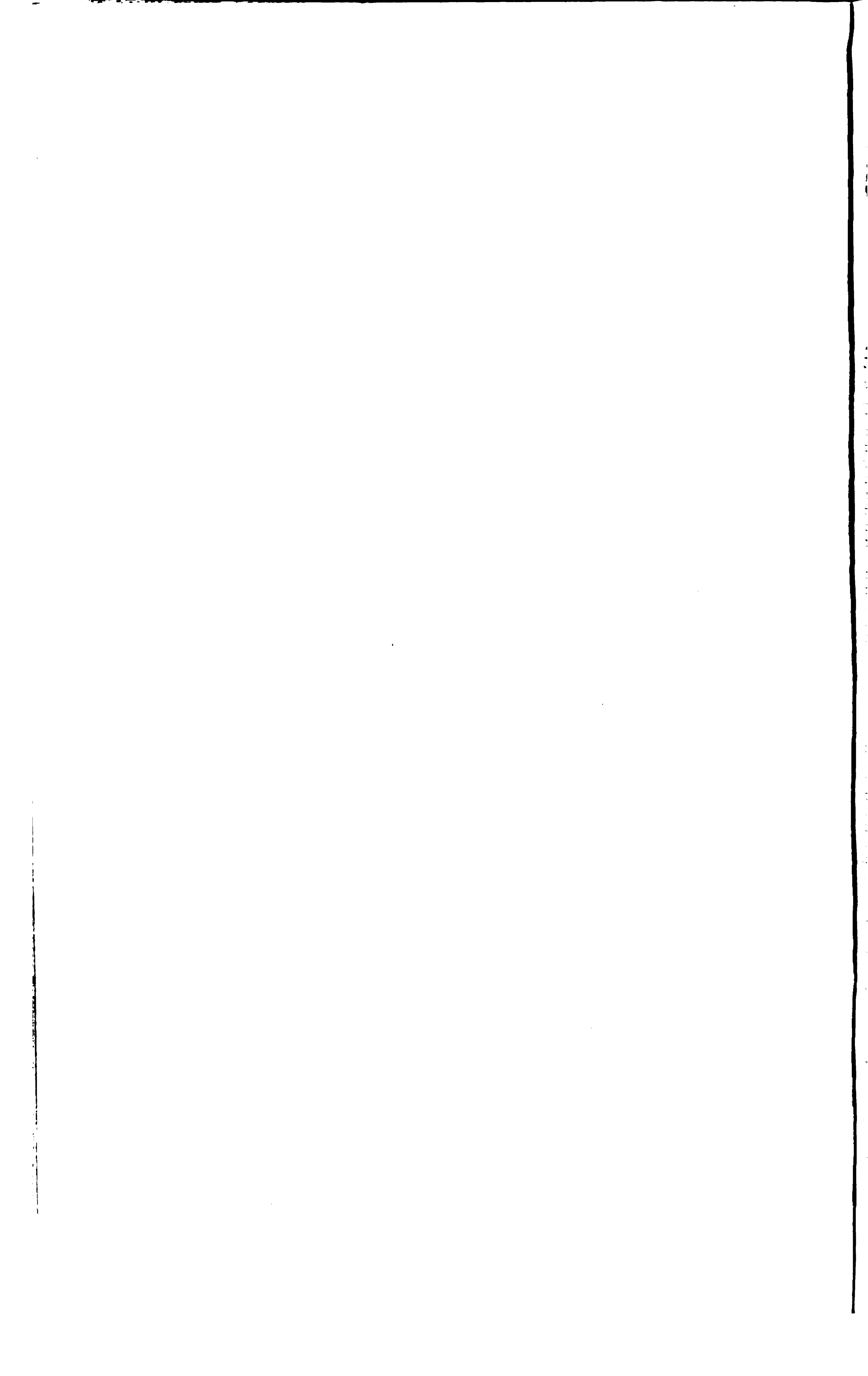
„Tod allem, was der Tief' entquoll
Und aller Hochkraft Leben!
Und schwankt das Kelchglas Leides voll,
Es stammt aus Gottes Reben!"...

Der alte Torwart sitzt am Tor,
Sein Aug' flammt Glutgewalten;
Er singt ein uralt Lied sich vor
Von Tod und Neugestalten.

Fritz Erdner.



Bildnis. Gemälde von Frederik Watts. Photographie von Fred. Hollyer in London.





Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Erinnerungen an Heinrich Laube.

Von Serafine Détschy.

Als ich meine ersten Anfängerschritte auf der gutgeleiteten Bühne der mährischen Hauptstadt machte, wurde dort ein früherer Liebling des Brünner Publikums, der junge Charakterkomiker Dr. Rudolf Tyrolt, als Gast angemeldet, wo er einst seine dramatischen Lehrjahre erlebt hatte. Dann war er Laubes Ruf an das neubegründete Wiener Stadttheater gefolgt, wo er zu Laubes Bevorzugten gehörte. — Das, kurze Zeit vorher durch reiche Kunstmäcene ins Leben gerufene Wiener Stadttheater auf der Seilerstätte stand damals im Vordergrunde des allgemeinen Interesses. —

Man wußte, daß Laube vor einigen Jahren seine Direktion am Wiener Hofburgtheater nur darum grollend niedergelegt hatte, weil er der Intrigen müde war, die gegen den zielbewußten Mann mit dem energischen, knorrigen Wesen ins Werk gesetzt wurden, der vielen unbequem war.

Er hatte es gewagt, aus dem stagnierenden, etwas zopfigen „Komtessen-Theater", das nur ein Zuckerwasserrepertoire durch alternde Künstler aufführen ließ, eine Weltbühne zu machen, wo eine Schar junger, blühender Talente, — die der berühmte Talententdecker ausfindig gemacht, — durch seine dramatische Erziehung zum kräftigen Stamme heranwuchs, der das morschwerdende Gebäude stützte und reiche Früchte trug.

Gar manchen und manche dieser Großgewordenen hatte Laubes Energie und Zähigkeit erst „durchsetzen" müssen gegen kurzsichtige Vorgesetzte oder eine feindselige Kritik. Er hatte sie gehalten gegen alle und trotz allem, wenn er Talent witterte, mochte es auch noch in den gröbsten Schlacken verborgen sein.



Heinrich Laube. Stich von J. Sonnenleiter.

Welcher Bühnenleiter würde das heute wagen, besonders an so exklusiver Hofbühne, ein Talent, das er mit treffsicherem Blick erkannt, aus dem Dunkel zu holen und es, allen Anfeindungen zum Trotze, mit kräftiger, schützender Hand festzuhalten oben im Lichte, um es großzupflegen! — Aber nicht nur Künstler von dem Genie einer Wolter, eines Sonnenthal und Baumeister, große Talente wie Josef Lewinsky, Hartmann und die beiden Gabillons, hatte Laubes Entdeckergenius dem Burgtheater geschenkt, es verdankt ihm auch das warme Verständnis der Werke Otto Ludwigs, dessen „Erbförster" und „Makkabäer" zum eisernen Bestande des Burgtheaterrepertoires wurden, es verdankt ihm seinen Grillparzer, und Grillparzer verdankt Laube seine Wiedererweckung aus totenähnlichem Schlafe zu neuem Leben und neuem Ruhme! — Verbittert und grollend, verkannt und verdrängt, saß Österreichs großer Dichter in der selbstgewählten Einsamkeit, bis Laube ihn durch den Triumph, den die Aufführung von „Des Meeres und der Liebe Wellen" errang, aus seiner Dunkelheit zur Unsterblichkeit rief. —

Auch die verstümmelten Meisterwerke unserer Klassiker, die bis dahin nur für „Komtessenohren" eingerichtet waren, stellte Laubes energischer Griffel wieder in alter Schönheit her und brachte Shakespeare in den Mittelpunkt der Klassikerabende.

Aber auch damals moderne Dichter, wie Friedrich Halm, der mit seinem „Fechter von Ravenna", „Sohn der Wildnis" und „Wildfeuer" auftauchte, — Bauernfeld mit den liebenswürdigen Lustspielen, worunter „Krisen" ein Kassenstück wurde, bildeten unter Laubes Regime, durch glänzende Auf-

führungen, bald eine feste Stütze des Repertoires. Benedix' „Zärtliche Verwandten", „Dr. Wespe" usw. waren durch die entzückende Darstellung und brillante Besetzung Zugstücke geworden, Birch-Pfeiffer erlebte Triumphe durch Friederike Großmann als „Grille" und die liebenswürdige Louise Neumann als „Lorle". — Dazu kam Laube selbst, als Dramatiker, mit seinem „Essex", der Bearbeitung von „Demetrius" und der Übersetzung französischer Lustspiele („Frauenkampf" usw.).

So war im Burgtheater unter Laubes Direktion eine neue Ära entstanden, die man das „goldene Zeitalter" dieser Bühne nennen könnte. Unter seinem energischen Zepter verblaßten alle jene talentlosen Protektionsgeschöpfe, um dem echten Talente und Fleiße die Bahn frei zu machen. — Daß das nicht geschehen konnte ohne nach „Oben" und „Unten" empfindlich anzustoßen, ist natürlich; so hatte sich denn bald gegen Laube eine Clique gebildet, die es durch Einsetzung eines neuen Intendanten bald dahin brachte, seine Macht zu schmälern und aus dem selbstherrschenden Direktor nur eine Art Oberregisseur zu machen.

Zermürbt durch Kämpfe und Reibungen unerquicklichster Art legte Laube endlich seine Stellung nieder und ging nach Leipzig, Groll und Bitterkeit im Herzen.

Inzwischen war in Wien das Bedürfnis nach einer zweiten, bedeutenden Schaubühne unabweislich geworden.

Es bildete sich ein Konsortium hervorragender Männer Wiens, die im Verein mit geldkräftigen Finanzleuten der Stadt Wien eine neue Schaubühne gründeten.

Als Leiter dieses neuen „Wiener Stadttheaters" konnte man sich aber, nach Laubes Burgtheater-Wirksamkeit, eben nur Heinrich Laube denken und wünschen.

Wie gerne folgte er diesem Rufe in sein liebes Wien zurück, wo er das seiner Leitung übergebene Institut fürsorglich darauf einzurichten suchte, daß es nicht nur das Publikum, sondern auch seine Schauspieler im Theater behaglich fänden, in dem sie dreiviertel ihres Lebens zu verbringen haben.

Während bis dahin in den meisten Theatern, an den Arbeitsstätten der Darsteller, in den Garderoben, Korridoren und im Bühnenraume wenig Luft und Licht, dagegen viel Staub und verdorbene Dünste herrschten, ihn durch dumpfe Enge beklemmten, Organ und Lunge ebenso gefährdeten wie das Nervensystem, wies das „Laubetheater" — wie es der Volksmund bald taufte — große, luftige Garderoben mit riesigen Fenstern, breite Korridore und gut ventilierten Bühnenraum auf, einen behaglichen Konversationssaal, der in Spielpausen zum Ausruhen oder Plaudern benutzt wurde, so daß die heiße Garderobeluft gemieden werden konnte. —

An diese helle, freundliche, einem Schmuckkästchen gleiche Bühne berief nun Laubes Werbetrommel junge Talente von fern und nahe. Sein Genius führte die Wünschelrute, und wo andere nur taubes Gestein sahen, klopfte er Gold und Brillanten heraus. Sie kamen alle freudigst, die er gerufen. Ohne sich zu besinnen, ließen sie gute, sichere Anstellungen im Stiche und gingen an dies kaum begründete Institut. Laubes Name war ihnen Garantie genug. Und niemand wurde enttäuscht. —

Bald war wieder eine Schar verheißungsvoller, junger Talente um den Altmeister versammelt. Und nicht nur auf der Bühne „dienstlich" — auch im traulichen Privatverkehr — nachmittags vier Uhr, bei Kaffee und Zigarre, in seinem allbekannten, literarischen Salon, sah Laube seine „Kinder" gern um sich.

Es bildeten die Herrn: Robert, Glitz, Tyrolt, Tewele, Rensche, Grève, die Damen: Kathi Schratt und Kathi Frank, Nina Weiße, Kuhle und die schöne Wichler (bald Tyrolts Gattin) ein durch Jugend, Talent und Schönheit glänzendes Ensemble, das unter Laubes Leitung dem Burgtheater Konkurrenz bot. —

Leider ließ sich Laube auch auf diese Rivalität ein. — Seine alten Wunden schmerzten in den Narben. Er wollte zeigen, was eine Bühne unter seiner unbeschränkten Leitung leisten kann.

Er vergaß dabei nur eines: Daß eine, über hundert Jahre alte, kaiserlich subventionierte Hofbühne einen Konkurrenzkampf leichter besteht, als ein aus Privatmitteln neugegründetes Institut, das sich erst einen Stamm von Anhängern erziehen muß.

Schönheit und Talent seiner Mitglieder erwarben ihm diese Anhänger zwar bald unter den Wienern, die Laube herzliches Vertrauen entgegenbrachten, allein sie blieben nebstbei auch ihren Burgtheatergöttern treu. Man wollte das Burgtheaterrepertoire im Stadttheater nicht.

Es erschien den Wienern wie eine Art Blasphemie, eine Wolterrolle von Kathi Frank, im „Käthchen von Heilbronn", das man von der Baudius (Wilbrandt) mit den „schönsten Augen" zu sehen gewohnt war, von dem lustigen Badener Kind, von Kathi Schratt dargestellt zu sehen, die damals, trotz ihrer stattlichen Erscheinung, Naive spielte. — Laubes gediegenes, vorwiegend ernstes Repertoire wollte mit dem des Burgtheaters rivalisieren, und darin lag der Hemmschuh für die günstige Entwicklung der jungen Bühne.

Bald drang der Direktionsrat, der aus den Gründern des Theaters bestand, bei Laube auf Einführung eines moderneren Repertoires, — französischer Dramen, lustiger Schwänke.

Bald stellten sich, infolge von Geldkalamitäten, lästige Reibungen ein, die schließlich Laubes Geduld zermürbten. Er verlor alle Lust und warf, angewidert von dem Kampfe zwischen Kunst und Rechenexempeln, im Unmut die Flinte ins Korn. Er trat nach zweijähriger Direktionsführung, zum großen Schmerze seiner Mitglieder zurück, die in ihm nicht nur den bedeutenden Theaterführer verehrten, sondern ihn auch als ihren väterlichen Freund wahrhaft liebten.

Wie echt und selbstlos diese Liebe war, bewies das freiwillige Anerbieten der bis dahin glänzend dotierten Künstler, — wenn Heinrich Laube Direktor bliebe, ihre Gagen reduzieren zu lassen, damit der entlastete Gagenetat ihm die weitere Direktionsführung erleichtere! —

Gewiß ein Beispiel seltener Liebe und Selbst-

losigkeit von Mitgliedern ihrem Direktor gegenüber! Ich glaube kaum, daß es in unserer egoistischen Zeit von heute Nachahmung finden würde, wo sich Direktor und Schauspieler wie kampfbereite Gegner gegenüberstehen und sich zu überlisten trachten. —

Laube war aber auch, trotz seiner scheinbar rauhen Außenseite, wirklich ein Vater seiner Schauspieler, die ihn als solchen auch liebten. Gab er doch auch den meisten unter ihnen zum zweiten Male das Leben, als er sie in ein neues Dasein des Ruhmes einsetzte.

Sein Abschied wurde unter wahren Tränenströmen gefeiert. Man umarmte und küßte den Scheidenden, der sich selbst so furchtbar schwer von seiner liebsten Schöpfung trennte.

Allein nur die kurze Zeit eines Jahres rollte der Thespiskarren ohne die Leitung seines angestammten Führers dahin.

Unter Theodor Lobes eiskalter, gleichgültiger Führung schwand das Defizit erst recht nicht, sondern wuchs und gedieh, während das Gefährt dem Abgrund entgegenrollte.

Es ging nicht ohne Vater Laube. Das sah man im Direktionsrate ein und bat ihn, die Zügelführung wieder in seine energische Hand zu nehmen. In der Freude über diesen Triumph ließ sich der greise Führer nicht lange bitten.

Leider! Er war eben kein Egoist, sondern ein Idealist, trotz seiner siebzig Jahre!

Denn, als ein klug Berechnender, hätte Laube damals seinen Vorteil wahren und darauf bestehen müssen, daß man erst seines Vorgängers Defizit beseitige und tilge, ehe er seine zweite Direktionstätigkeit antrat.

Aber in der Herzensfreude, wieder in seiner geliebten Schöpfung unter den Seinen wirken zu können, versäumte er diese wichtige Bedingung, und das war ein nicht mehr gut zu machender Fehler.

Ein echtes Künstlernaturell kann eben nie zugleich auch Rechenmeister sein, denn praktisch berechnender Sinn verhindert oder beschwert doch den Flug ins Ideale. —

Um diese Zeit nun war es, daß Dr. Tyrolt, der sich eine geachtete Stellung am „Laubetheater" erworben, nach Brünn zum Gastspiel kam. Der Zufall wollte es, daß ich im selben Stücke neben ihm beschäftigt wurde und er sich trotz meiner grünen Anfängerschaft (es war das erste Jahr meiner Bühnenpraxis) für mein erst sechzehnjähriges Talent interessierte. Er empfahl mich Laube. An sich selbst hatte er es ja erfahren, welche Förderung für ein junges Talent in Laubes Schule lag. — In seinem hübschen Buche: „Aus dem Tagebuche eines Wiener Schauspielers" (Wien-Leipzig, Wilh. Braumüller) sagt er es unumwunden und eröffnet das Kapitel: „Am Wiener Stadttheater" mit den Worten: „Es drängt mich, hier zu Beginn dieses Abschnittes diesem originellen und gewaltigen dramaturgischen Meister und Theaterleiter — der sich neben Schröder und Immermann, mit denen er so manchen Zug gemeinsam hatte — in der deutschen Theatergeschichte ein unvergeßliches Denkmal gesetzt — meine unauslöschliche, herzinnige Dankesschuld für dasjenige abzutragen, was ich durch ihn und seine Schule machende, bis heute unübertroffene Regiekunst an Theaterkenntnissen erworben habe. — Ihm allein verdanke ich alles, was ich in späteren Jahren als dramatischer Künstler, als Regisseur und Lehrer überhaupt zu leisten imstande war." —

Da diese Zeilen zwanzig Jahre nach dem Tode Laubes geschrieben sind, so beweisen sie deutlich, welche tiefe Dankbarkeit Laubes dramatische Pädagogik, wie sein echt menschliches Wohlwollen, seine herzliche Fürsorge für die ihm Anvertrauten und Vertrauenden, in den Künstlerherzen zurückließen.

Wenn man also so gerne vom Undank der Künstler gegenüber Direktoren und Lehrern spricht, so wird die Schuld wohl auf beiden Seiten liegen, denn ich fand immer noch, daß echtes Wohlwollen, warmherziges Fördern, selbstlose Hingabe an den zu Belehrenden, auch fast immer echten, nachhaltigen Dank, herzliche Liebe und Verehrung bei ihm erweckten. — — —

Wie freudig erschrak ich, als eines Tages in mein bescheidenes Stübchen ein Brief Tyrolts flatterte, der mir mitteilte: „Laube will Sie kennen lernen, kommen Sie im Frühjahre zum Probespiel!" —

Ich glaubte zu träumen. —

Mit pochendem Herzen sah ich dem Zeitpunkte entgegen, wo ich dem Manne gegenüberstehen sollte, dessen Name in der Bühnenwelt auf aller Lippen lag.

Unzählige Anekdoten kursierten über ihn, — über seine knurrige Güte und originelle Grobheit, seinen kaustischen Witz und seine herrliche Art der Regie, die jeden nach seiner Individualität erkannte und demgemäß beschäftigte.

Selbst ein vorzüglicher Vorleser, traf er den Ton des Zarten wie des Heroischen gleich vorzüglich und duldete schon auf den Leseproben kein saloppes Herablesen, sondern verlangte schon da eine „Untermalung" des Charakters, eine Skizze der Darzustellenden. — So frei er auf den Bühnenproben seine Schauspieler darin gewähren ließ, nach ihrer Auffassung zu spielen, — ja auf der ersten Probe eines neuen Werkes, das Stück durch die Darsteller nach ihrem Gutdünken, an sich vorüberführen ließ, fast ohne einzugreifen — was erst auf den späteren Ausarbeitungsproben geschah, — so duldete er nie, auch auf der allerersten Probe, ein schlappes „Markieren". „Nur wer nichts kann, markiert," meinte er, „ein temperamentvolles Talent drängt von selbst zur Äußerung." — Auch war er eisern streng bezüglich der Deutlichkeit des Wortes, der Klarheit der Diktion. —

Ein Schauspieler, der undeutlich sprach und weder Komma noch Gedankenstrich und Punkt einhielt, der den Satzbau nicht respektierte, war unmöglich an Laubes Bühne. —

„Deutlichkeit ist die erste Pflicht des Schauspielers" — war sein Gesetz — „denn er ist Interpret des Dichters und darf also dessen Gedanken nicht unterschlagen durch eine verwischte oder saloppe Sprache."

Um solchen Schauspielern nachzuhelfen, die nie den Vorzug gediegenen Sprachunterrichtes genossen, hatte Laube eigens das Amt eines so-

genannten Vortragsmeisters und Rollenkorrepetitors geschaffen. — Er ersah dazu einen Leipziger Schauspieler, dessen Persönlichkeit für die Bühne ungeeignet war, der aber in Paris rhetorische Studien gemacht hatte. Alexander Strakosch sprach als Laubes angestellter Vortragsmeister mit solchen Darstellern, die rhetorische Nachhilfe brauchten, das Pensum erst durch, ehe die Bühnenproben begannen. — Hatte sich aber bei dieser Gelegenheit eine etwas zu harte, gespreizte Sprache, etwas Theaterpathos eingeschlichen, so donnerte Laube dazwischen: „Nicht Komödie spielen; — natürlich!" — Und wie oft spielte er bald der Heldin, der Sentimentalen, dem Komiker, ja sogar der Naiven die Rolle vor (ohne je Schauspieler gewesen zu sein), mit so natürlicher Treffsicherheit von Ton und Gebärde, daß dem Betreffenden mit einem Male ein klares Bild vor Augen stand. —

Ich sollte den Gewaltigen zuerst mitten in seiner Regietätigkeit, während der Proben eines neuen Stückes sehen. Besuche nahm er während dieser Zeit in seinem Hause nicht an.

So geleitete Dr. Tyrolt meine Mutter und mich mittags während der Probenzeit in das Theater. — Laubes Proben hielten pünktlich die Zeit von zehn Uhr morgens bis ein Uhr ein. —

Mit dem Schlage zehn Uhr betrat er die Bühne, — um ein Uhr verließ er sie, nachdem einige Akte ohne Überstürzung, mit künstlerischer Gewissenhaftigkeit durchgeprobt waren. Am nächsten Morgen wurde dort fortgefahren, wo man stehengeblieben war. Nie wurde ein Stück gewaltsam durchgejagt, bis Darsteller und Regisseur nervös vor Abspannung geworden, wie das sonst leider Usus ist. Es war Laubes sehr richtige Ansicht, daß eine angestrengte, geistige und körperliche Tätigkeit, wie es Bühnenproben sind, nach mehr als dreistündiger Anspannung nichts Gutes mehr zutage fördert, daher nutzlose Quälerei sei.

Welcher Segen wäre es oft für die Darsteller und das Stück, wenn Laube darin an unseren Bühnen mehr nachgeahmt würde, wo es oft Proben von 9 oder 10 bis 4 Uhr gibt! Oft folgt am Nachmittage noch eine andere Probe, worauf die Vorstellung beginnt, die bis gegen 11 Uhr nachts dauert! Wer kann, ohne geistig und körperlich erschöpft zu sein, so viele Stunden in geistiger Erregung, meist stehend, auf kalten, zugigen Bühnen, in verbrauchter Luft zubringen, ohne seiner Gesundheit nachhaltig zu schaden? — Ist es da zu wundern, wenn unsere Darsteller an Anämie und Neurasthenie leiden? — Auf Laubes Proben herrschte heilige Stille, wie in einer Kapelle. Es mußte jeder schon auf der Probe sein Bestes geben. Ein flüchtiges Andeuten gab es, wie gesagt, nicht. Der wirkliche Künstler, der über den Dilettantismus hinaus ist, muß soviel Phantasie besitzen, daß er sich zu jeder Zeit in die richtige Stimmung versetzen, diese in sich erzeugen kann, ohne von zufälliger „Stimmung" abzuhängen. Es ist das eine Art Seelendisziplin, die man bei Laube lernen konnte und die für alle Zeit für den Künstler unschätzbar bleibt.

Er selbst war voll heiligen Eifers.

Wütend und grob konnte er nur werden, wenn er während der Probe gestört wurde. Das verzieh er selbst seinen Direktionsräten nicht, wenn sie es sich einfallen ließen, ihn dort sprechen zu wollen. Dann war er wirklich der „alte Brummbär", für den er oft, seines drolligen, knurrigen Wesens halber, gehalten wurde. —

In diese heilige Ruhe der Probenarbeit wurden wir nun durch Dr. Tyrolt, leise und vorsichtig, in das verdunkelte Parkett eingeschmuggelt, um einmal solcher Probe beizuwohnen.

Ein nicht übermäßig großer, aber sehr behaglicher Zuschauerraum umfing uns. —

Die Bühne, im Halbdunkel der Probenbeleuchtung, erschien mir wie ein riesenhaftes, gähnendes Ungeheuer, das mich demnächst zu verschlingen drohte, — denn am Schlusse der Probe sollte ich da oben dem Altmeister vorspielen, mein Talent von dem strengen Richter prüfen lassen, ob er es für wert hielte, sich dafür zu interessieren. —

Eben wurde der letzte Akt probiert.

Ich erinnere mich, daß ein noch sehr junger Schauspieler in einer erregten Szene an das Fenster zu stürzen hatte, wobei ihn ein dort stehender, hoher Armsessel furchtbar genierte, bis er beim dritten mißlungenen Versuche bat: „Ach, Herr Doktor, der Stuhl steht mir so im Wege, kann er nicht anderswo stehen?"

„Was würden Sie denn im Leben tun, wenn in solchem wichtigen Momente ein dummer Stuhl Sie hinderte?" hörte ich Laubes etwas gepreßt klingende Stimme sagen.

„Ich würde ihn natürlich wegstoßen" — kam die Antwort.

„Na, zum Donnerwetter, so schmeißen Sie ihn hier doch auch fort!" — polterte mit drolligem Humor im Tone der kleine Mann mit dem Bulldoggenantlitz, der sich nun vom Regietische im Vordergrund löste und mit plumpen, dicksohligen Stiefeln im grauen Flausrock auf den Ungeschickten zusteuerte, dem er mit einer energischen Handbewegung, die zur Situation stimmte, dieses Fortschieben des Stuhles während des zum Fensterstürzens zeigte. —

Bei einer bald darauf folgenden Sterbeszene hatte ein Darsteller lautlos hinzusinken, ohne die lyrische Szene im Vordergrunde zu stören.

Er rollte jedoch im Fallen zu weit vor. —

„Weiter zurück sterben!" befahl Laube.

Auch ein zweites Mal rollte der Sterbende in den Vordergrund.

„Entschließen Sie sich, bescheidner zu sterben." grollte es vom Regietische her.

Aber auch ein drittes Mal taumelte der ehrgeizig Sterbende zu weit vor und fiel fast in das Proszenium. Da donnerte Laube mit komischem Zorne: „Ja zum Donnerwetter, wollen Sie denn durchaus nicht die Gewogenheit haben, weiter hinten zu krep . . verenden!"

Endlich gelang es. Alles lachte und Laube mit. —

Niemand nahm ja sein Poltern krumm.

Mir aber, dem Anfänger-Backfisch, zitterte das Herz, als ich diesen Regiedonner hörte.

Und vor diesem „Bullenbeißer" wollte ich ein Klärchen, ja eine Orsina (Emilia Galotti) mimen!

Mir sank das Herz. —

Ich war damals ein noch unausgewachsenes,

kleines, schmächtiges Figürchen von phänomenaler Magerkeit, die mich durchaus nicht „kleidete“. —

Dieser grünen Unfertigkeit entsprach natürlich auch mein erst im Bilden begriffenes Organ, das noch dünn und klanglos war. So mußte es als die reine Parodie erscheinen, wenn ein so unfertiges Etwas eine Gräfin Orsina, die üppige leidenschaftrasende Geliebte des Prinzen von Guastalla, zum Probespiel wählte, von dem eine Zukunft abhing. —

Aber der Instinkt des Talentes tappt im „dunklen Drange“ immer am liebsten nach den schwersten Aufgaben und seiner somnambulen Begeisterung gelingt oft mancher halsbrecherische Wurf, der später unmöglich mit solch rücksichtsloser Kühnheit gelänge, wenn einmal die Verantwortung, großen Aufgaben gegenüber, erwacht ist. —

Die Probe war zu Ende, aber niemand von den Mitgliedern entfernte sich; man gruppierte sich hinter den Kulissen, denn es war ruchbar geworden, daß ein Probespiel stattfinden sollte.

Neugier aber ist eine Haupttugend des Mimen. — Ich sah die neugierigen Gesichter in den vollgestopften Kulissen und schauderte. —

Vor all diesen kritischen Blicken sollte ich dramatisches Küken nun jene schwierigen Aufgaben lösen? Ohne Kostüm, ohne Lampenlicht, den Allergestrengsten dicht vor mir an der Rampe! —

„Na, wo ist denn die junge Novize zum Probespiel?“ hörte ich eben Laube ins Parkett hinabrufen.

Thyrolt gab mir einen ermutigenden Schubs und flüsterte mir zu: „Passen Sie gut auf. So lange Laube still dasitzt und zuhört, haben Sie noch keinen besonderen Eindruck auf ihn gemacht, erst wenn er sein schwarzgeränderte Lorgnon aufsetzt — denn er ist etwas kurzsichtig — dann interessieren Sie ihn. — Aber immer kouragiert! Das liebt er. Lieber kouragiert mit einigen Schnitzern, als korrekt und temperamentslos lahm!“ —

Das merkte ich mir. —

Und endlich stand ich vor ihm, im Dämmerlichte der Probenbeleuchtung, vor dem kleinen, viereckigen Manne mit dem Bulldoggengesicht und den unbeschreiblich lieben, guten, tiefen, blauen Augen, die in dem verwitterten Gesichte anmuteten, wie wenn man auf herbstlichem Stoppelacker plötzlich leuchtende Bachvergißmeinnichte fände. — Und als ich diese Augen sah, da stieg mein Mut plötzlich bergehoch.

Ich vergaß die hinter den Kulissen Lauernden, ich vergaß, daß ich hier eine folgenschwere Probe meines Talentes ablegen sollte — ich dürstete nun förmlich danach, diesen lieben, mich väterlich schelmisch musternden blauen Augen mein bestes Können zu zeigen und dann vertrauensvoll sein Urteil abzuwarten. —

Mit lächelndem Kopfschütteln hörte Laube, was ich mir zum Probespiel gewählt.

„Na, wohl noch ein bißchen grünes Holz — aber immer los! Wollen's mal erst mit dem Clärchen versuchen. Und Orsina wollen Sie auch spielen?“ — Er lachte herzlich. „Die spielen die Damen sonst erst, wenn sie auf Krücken gehen!“ —

Alles lachte bei diesem Seitenhiebe nach dem Burgtheater, wo zu Laubes Beginn seiner Burgtheaterdirektion noch lauter antiquierte Künstler walteten, von denen damals Gutzkow schrieb: „Carlos und Romeo spielen hier silberlockige Greise und bei Juliens Kuß wackeln die Zähne im Mund.“ — Regisseur Schönfeld, Vater des Berliner Darsteller Franz Schönfeld, hatte das zweifelhafte Vergnügen, meinen Brackenburg zu markieren und mir die Stichworte zu bringen. —

Kopfüber stürzte ich mich in die Volksszene. — Als ich geendet, nickte Laube wohlwollend, schmunzelte und flüsterte etwas zu dem neben ihm sitzenden Regisseur. — Aber noch hatte er die Lorgnette nicht gehoben. Dann sagte er halbscherzend: „Na, nun schießen Sie mal mit der Orsina los!“ —

Ich hatte schon gefürchtet, er würde dankend ablehnen, und mir war es ja gerade darum zu tun, ihm diese, meine Lieblingsrolle vorzuspielen, die ich im ersten Jahre meiner Bühnentätigkeit, durch Zufall, als Aushilfe, hatte einmal spielen dürfen und mit der ich großes Glück hatte. —

Warm gespielt war ich bereits durch das Vorhergehende, so ging ich denn los wie ein kleiner Vulkan, vergaß alles um mich her — die horchenden Schauspieler, den am Proszenium lehnenden Thyrolt, das Herzklopfen meiner Mutter im Parkett —, fort ging es in leidenschaftlichem Sturm über gefährliche künstlerische Klippen und Abgründe weg, bis zu dem halbwahnsinnigen Herzensschrei: „Wenn wir ihn alle unter uns hätten, ihn unter uns zerrissen, zerfleischten, um das Herz zu suchen, das er einer jeden versprach und keiner gab, — ach, das sollte ein Tanz werden, — das sollt' es!“ —

Tiefe, unheimliche Stille, als ich geendet.

Ich blickte auf Laube.

Das Lorgnon! Das schwarzgeränderte Lorgnon lag noch auf seinen Augen, die mich unausgesetzt, nachdenklich fixierten.

Nach einer, mir endlos dünkenden Pause trat er an mich heran, schaute mir tief in die Augen, — bis in die Seele schien es mir — und sagte langsam, mich auf die Schulter klopfend: „Kleiner Racker, — hat den Deibel im Leibe! Sind engagiert! — Aber natürlich — kriegen keine Orsinas zu spielen, — da warten Sie noch fünfzehn Jahre. — Müssen sich erst mal durch die Naiven durchfressen. Aber, sind 'n gescheites Mädel — Temperament, — können reden; kann ich brauchen!“ —

Wer war seliger als ich!

Bald war ein dreijähriger Vertrag stipuliert, der mir ein Anfangseinkommen von 3000 Gulden, jährlich um 1000 Gulden steigend, zusicherte. Beiderseitiges Kündigungsrecht im ersten Jahre. — Ein noch heute vielumstrittener Passus, da die Bühnenverträge nur ein einseitiges Kündigungsrecht von seiten der Direktion kennen. Obwohl ein Vertrag, der nicht beiden Kontrahenten gleiche Rechte sichert, sondern dem einen alle Macht, dem andern nur Pflichten und Unfreiheit zugesteht, vor Gericht als unsittlich auch ungültig ist, — ist es bis heute noch nicht gelungen, den Bühnenverein, d. h. den Ring der Intendanten und Direktoren, dazu zu bewegen, diesen so gerechten Paragraphen, den sogar die

Dienstbotenordnung aufweist, in ihre Verträge aufzunehmen.

Laubes Gerechtigkeitsliebe hatte seine eigenen Hausverträge mit gleicher Berechtigung beider Parteien gemacht. Für ihn war der Schauspieler kein weißer Sklave, mit dessen Existenz man spielt und den man beliebig ausnützt, für ihn war er — was er immer sein sollte — der gleichberechtigte **Mitarbeiter** und als solcher ein ihm liebes **Wertobjekt**. —

Daher die an Anbetung grenzende Verehrung, die seine Mitglieder für ihn hegten. Ich habe nie über „den Alten" losziehen hören, wie das sonst fast immer hinter dem Rücken der Direktoren geschieht. Sein tiefer, künstlerischer Ernst, seine heilige Kunstliebe, sein völliges Aufgehen in dem Werke, das er über die Bühne führte, — imponierten und regten zur Nachahmung an. „Tief unter ihm lag das Gemeine," aus der Kunst etwa eine gut milchende Kuh zu machen. — Nein, Geschäftsmann war er nicht, — zu seinem Schaden — denn auch ein neugegründetes Theater geht nach Brot — und die von den Gründern bewilligte Subvention von 120000 Gulden genügte nicht. Laubes Bestreben war es, das Publikum zu sich heraufzuziehen, durch vornehme, feine, dramatische Kost. Da aber Edles, Feines leider nur ein knappes Publikum findet, so krankte das schöne Institut an dem bösen Wurm „Defizit", der endlich die Gründer veranlaßte, nachdem sie eine Zeitlang knurrend das Fehlende zuschossen, an Laube heranzutreten und in ihn zu dringen, Trivialeres, leichte französische Ware und Possenlustspiele in sein Repertoire aufzunehmen. Sie erreichten jedoch nur, daß Laube zum zweiten Male die Direktion niederlegte. —

Allein trotz der ausgeschriebenen Konkurrenz fand sich kein geeigneter Direktor, der den Mut hatte, bei dem noch immer hohen Gagenetat, in einer wenig Glück verheißenden Saison, das schöne Institut zu übernehmen. So mußte man nochmals an Laube mit der dringenden Bitte herantreten, die Last noch einmal auf seine starken Schultern zu nehmen.

Nun versuchte er es redlich, seiner großzügigen Natur Gewalt anzutun, zu sparen, die künstlerischen Prinzipien mit den Interessen des Theaters zu vereinen, allein interne Schwierigkeiten, Personaldifferenzen mit dem Präsidenten des Gründerkomitees, viele ernste, langwährende Erkrankungen unter den Hauptstützen seiner Bühne, Mangel an guten Novitäten — alles das vereinigte sich, um den greisen Idealisten so nachhaltig anzuwidern, daß er schon nach fünfmonatiger erneuter Tätigkeit das Direktionszepter endgültig und für immer niederlegte. — Er betrat nach dem Mai 1880 seine liebste Schöpfung, das Wiener Stadttheater, nicht wieder. — Er überlebte die Trennung nicht lange. — Vier Jahre später trugen sie den greisen Kämpfer und Streiter für edle Bühnenkunst hinaus zur ewigen Ruhe von Kampf und Streit. — Eine enorme Menschenmenge gab ihm das letzte Geleit. —

Von den Künstlern, die Laube an das Stadttheater gebracht und hier großgezogen, waren nach Laubes Rücktritt viele in die weite Welt gewandert. Aber sein Liebling Kathi Schratt, ferner Kathi Frank, Frau Charles, Dr. Tyrolt, die Herren Kober und Pranzenberg waren trotz der Ferienzeit herbeigeeilt — Laube war am 2. August 1884 gestorben — und standen weinend am Grabe des geliebten, väterlichen Freundes. — Nur die Mitglieder des Burgtheaters blieben fern am schönen Grundelsee, wo die meisten ihre Ferien genossen, und begnügten sich mit Kondolenzbriefen und Grabkränzen.

Und wie viele von ihnen hatte er erst groß gemacht, die nun als Fixsterne am Bühnenhimmel leuchteten!

Fürchteten sie vielleicht, sich bei ihren Chefs mißliebig zu machen, die auf Laube nicht gut zu sprechen waren und es nicht der Mühe wert gehalten hatten, auch nur einen Vertreter des Burgtheaters an das Grab des Mannes zu senden, der es **neubegründet** und zur ersten Bühne der deutschen Theaterwelt gemacht hatte?! —

Welche Gründe es auch gewesen sein mochten, die das Burgtheater abhielten, seinen schuldigen Dank an diesem offenen Grabe auszusprechen, jedenfalls erregte das vollständige Fernbleiben aller Burgtheaterangehörigen nicht nur allgemeines Erstaunen, sondern gerechten Unwillen.

Der Präsident der Schriftstellergenossenschaft „Concordia" in Wien hielt eine tiefempfundene Trauerrede, die in den vorwurfsvollen Worten ausklang: „Was du als Direktor des Burgtheaters geleistet, **Berufenere** sollten es an dieser Stelle aussprechen!" — Dann trat ein in Wien Fremder vor, Direktor Deetz von den Königl. Schauspielen in Berlin, der „zwar ohne Mandat" wie er sagte, aber im Sinne und nach dem Herzen aller deutschen Schauspieler und der gesamten deutschen Theaterwelt, dem „unvergeßlichen" Heinrich Laube die letzte Ehre auf dem letzten Wege erwies, im Namen aller Kunstgenossen den Lorbeer auf sein Grab legte und eine kurze, aber ergreifende Abschiedsrede hielt.

Unvergessen! — Ja, das wird er bleiben der Altmeister, bei all denen, die je seiner Führung gehorchten, die je seinem Rate lauschen durften! —

Wann aber erwächst dem deutschen Theater und seinen Mitgliedern ein ähnlicher väterlicher Freund und Führer — ein zweiter Heinrich Laube?

Ein Jahr.

Ein Jahr, ein Jahr! Wie das Leben verrinnt!
Jugend, mein blühender Garten!
In Deinen Rosen wühlte der Wind —
Weit verweht ihre Blätter sind
Auf meines Lebens Fahrten.

Ein Jahr, ein Jahr! — Und das alte Weh
Bricht vor wie aus ewigen Quellen.
Und Erinnerung, die böse Fee,
Zeigt mir Vineta, tief unten im See —
Drüber zittern die Wellen.

Rudolf Schanzer.

Der jüngere Pitt und seine Zeit.

Von Professor Erich Marcks in Heidelberg.

Am 23. Januar 1806 ist in dem kleinen Putney nahe bei London das Leben William Pitts des Sohnes im Dunkel erloschen. Das alte Jahr hatte mit Austerlitz abgeschlossen, das neue war bestimmt, den großen Feind Englands auf das Siegesfeld von Jena zu führen und in die Kontinentalsperre auszugehen: die Wolken hingen schwer über der britischen Insel und der einsam sterbende Minister empfand den Druck der Zeit in wunder Seele. Seine Landsleute werden seiner trotz alledem, und mit gutem Rechte, wie eines Siegers gedenken: in einem Kampf, der hart auf ihren Ahnen gelegen hat, der aber groß und für die Zukunft Englands fruchtbar war wie wenige. Nicht in Pitts Sterbejahr, aber vorher und vollends nachher hat England diesen Kampf, bis auf den Tag von Waterloo hin, als Bundesgenosse der deutschen Mächte durchgefochten. Dem heutigen Deutschland wird es nicht leicht, englische Gedenkfeste mit freudiger Anteilnahme zu begleiten: es hat sich gar zu viel zwischen die beiden großen germanischen Völker geschoben, und auch wer dies beklagt und wünscht es schwinden zu sehen, kann sich der Wirkung lastender Tatsachen als Glied seines Volkes heute nicht entziehen. Wie aber dieses England wurde, mit dem unsere Gegenwart wieder so gespannt zu rechnen hat, das muß das Deutschland von 1906 um so stärker beschäftigen. Und der Tote von 1806 steht recht inmitten dieses weltgeschichtlichen Werdens, an einer entscheidungsvollen Stelle. Von seiner Gestalt geht der Blick unwillkürlich in die Vergangenheit und die Zukunft seiner Nation hinüber; aber er haftet auch, mit der Aufmerksamkeit, die das Bedeutende überall erzwingt, auf der Erscheinung selbst, auf seinem Lebenswerk, auf seiner zeitgenössischen Umgebung, auf jenem gewaltigen Kampfe, in dem Pitt starb. Es sind weite und inhaltreiche Dinge, um einen Mann geschlossen, der kein Genius war und doch ein Großer: ein eigentümlich englischer Charakter, nüchtern, klar, ganz Wirklichkeit und Politik; ein Jahrzehnt hindurch der wichtigste Gegner, den der ungeheuerste Mensch der neueren Geschichte sich gegenüber sah, noch im Grabe ein Mitbesieger Napoleons, und doch nicht eigentlich eine starke und herrscherhafte Natur; ein Staatsmann, der eigentlich nie, in dem Maße, in dem die wahrhaft Mächtigen es tun, über den Dingen stand und sie führte, vielmehr ganz unmittelbar von ihnen geführt, gestoßen, manchmal zur Seite gestoßen — und dennoch innerhalb mächtiger Zeiten einer der Ersten, von tiefer und überdauernder Wirkung, unermeßlich gehaßt von den Feinden seines Landes, daheim wie wenige geehrt und geliebt, der Wiederhersteller und der Halt und Ausdruck der englischen Kraft, in Tagen als sie um ihr Dasein und zugleich um die Weltherrschaft rang. Man hat also Fragen zu richten an seine Geschichte und an seine Persönlichkeit.

* * *

Er war der wesensverschiedene Sohn eines größeren Vaters und zugleich dessen echter Erbe und Fortsetzer. Die Hauptleistung des älteren Pitt, der als Lord Chatham starb, war der Krieg gegen Frankreich — ein Krieg, der England, von 1680 an, durch vier Menschenalter hindurch begleitet hat und dessen höchsten Gipfel die beiden Pitt bezeichnen. Es war ein Ringen um die politische und um die wirtschaftliche Macht, mit allen Mitteln, politischen, militärischen, wirtschaftlichen ausgefochten; England hat sich in ihm zuerst von dem drohenden Übergewicht Ludwigs XIV. befreit, dann ist es weitergegangen zu immer umfassenderen und immer glücklicheren Angriffen. Es hat in diesem Ringen sein Kolonialreich, seine Flottengröße, seine Handelsgröße, seine Industrie erst wahrhaft begründet, genauer gesagt: erobert; durchaus auf diesen Siegen steht das England des XIX. Jahrhunderts und der Gegenwart. Wilhelm III. und Marlborough waren die ersten Führer gewesen; dann folgte ein langer Waffenstillstand, eine Periode der wirtschaftlichen aber nicht der staatlichen Kräftigung, und auch der Wiederausbruch des Streites von 1740 ab brachte Großes nicht hervor. Aus diesem Sumpfe riß erst der ältere Pitt in den Jahren desselben Krieges (1757—61) sein Land heraus, in dem auf dem europäischen

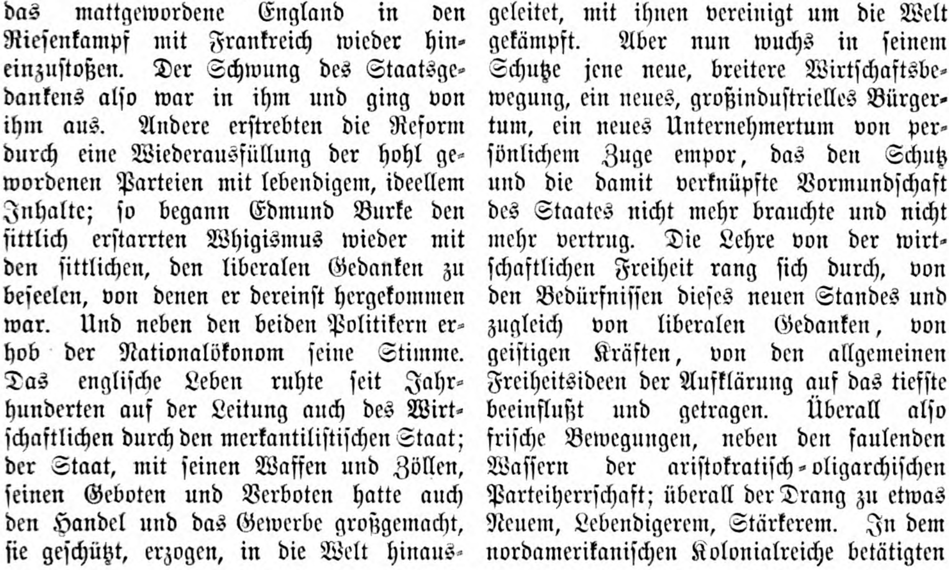
Festlande Friedrich II. sich und sein Preußen behauptete und so hoch erhob. England hat damals Nordamerika und Ostindien mit dem Schwert, zum guten Teil auf deutschen Schlachtfeldern, erstritten. Die ungeheure Zusammenraffung der scheinbar ganz erlahmten und zersplitterten Kräfte, der es dies verdankte, ist einzig das Werk des großen Pitt. Ein feuriger, stolzer, pathetischer Mann, in dem alles Wille, Wucht, Gewalt war, dramatisch bis zum Theatralischen, und dennoch eine sittliche Macht von beseelender und zwingender Wirkung, der Held des nationalen Weltkrieges, in kurzen Herrschaftsjahren ein Kämpfer und Sieger von unvergeßlichem Glanz. Er blieb insbesondere in der Kette der Weltmachtgeschichte Englands einer der stärksten Ringe. Aber er bedeutet auch etwas für die Geschichte der englischen Verfassung. Nach matten und selbstsüchtigen Jahrzehnten hob er, auch innerlich, den Gedanken des Staates wieder leuchtend in die Höhe.

Es ist eine alte Erkenntnis, daß die englische Konstitution des XVIII. Jahrhunderts, die Montesquieu so eindrucksvoll als das Muster der liberalen Staatsform feierte, in Wahrheit, während ihrer klassischen Zeiten, eine stramme Aristokratie gewesen ist. Der englische Mitteladel hatte 1688 das absolutistische Königtum der Stuarts gestürzt; seit der Thronbesteigung des landfremden und auf die Hilfe einer Partei angewiesenen Hauses Hannover (1714) wurde dieser Adel und wurde die Partei, auf der die neue Ordnung vorwiegend ruhte, die wighistische, zum wahren Herrn der Staatsgewalt. Die Monarchie wurde den Tatsachen nach von der Partei, vom Unterhause abhängig; ein großes aristokratisches System umspannte Wahlrecht, Parlament und Selbstverwaltung, Staat und Kirche und Wirtschaft, umspannte alle innere und äußere Politik. Und da es ein halbes Jahrhundert hindurch ungestört waltete, so entartete es, unter der langen Leitung eines geschickten Parteiministers, zu übertriebener Einseitigkeit. England wurde von allmächtigen Klassen und Gruppen regiert, mit aller Selbstsucht und aller Verderbnis, die solchem Regimente anzuhängen pflegen. Die politischen Rechte beschränkten sich in Wirklichkeit auf jenen Adel und auf die höhere Mittelklasse der alten Städte, Londons zumal. Auf einem Bündnisse des ländlichen Großbesitzes und des städtischen Großhandels vornehmlich beruhte die Macht der Whigs; was an ideellen Kräften religiöser und staatlicher Art früher hinter dieser Partei der 1688er Revolution gestanden hatte, verflüchtigte sich in den Jahren des trägen Besitzes und der Ausnutzung der Macht, in den langen Jahren zwischen 1714 und 1760. Die Whigs waren die Partei der inneren Befreiung, und zugleich des Krieges gegen Frankreich gewesen; das zweite blieb ihnen, als das erste versumpfte. Ihre Kaufherren und ihre großen Lords blieben die Träger des Gegensatzes gegen die Bourbonenstaaten, eines bei ihnen zugleich ganz wirtschaftlich empfundenen Gegensatzes; sie drängten auf die Eroberung der Kolonien, der Meere, der Absatzgebiete, auf den erbarmungslosen Zollkrieg und Zollabschluß gegen Frankreich, auf den rücksichtslosen Schutz der eigenen, landwirtschaftlichen wie industriellen, Erzeugung und des britischen Handels hin; sie sind so die Werkmeister der britischen Weltstellung und der britischen Weltwirtschaftsgröße geworden. Die Tories vertraten demgegenüber die sehr viel engeren Wünsche des kleineren Landadels, den die großen Weltverhältnisse und die Exportinteressen wenig berührten; sie wollten Frieden, sie waren Freihändler; Gegner des neuen Systems, blieben sie lange von der Regierung ausgeschlossen. Die Sünden dieses Systemes wurden vorhin erwähnt; es hat, solange es währte, auch als die alten ideellen Kräfte und Gegensätze sich wieder innerhalb seiner zu regen begonnen hatten, und somit ein großes Stück in das XIX. Jahrhundert hinein, die Schwächen einer Aristokratie, deren Alleingeltung immer ungerechter wurde, behalten. Aber auch die Stärken der politischen Aristokratie hat es immer wieder gezeigt: die feste Überlieferung, den politischen Sinn, die Ausbildung stattlicher Vertreter der nationalen Politik; es hat ein britisches Weltreich geschaffen; es hat, nach manchen Versumpfungen, doch immer wieder große Führer an die Spitze dieses Staates gestellt. Ein neues England kam im Schatten dieser Aristokratie der Landherrn und Handelsherrn empor, eine neue Industrie, neue Städte, neue bürgerliche und arbeiterliche Schichten — sie blieben vom Staate ausgeschlossen; erst die

Reformbill von 1832 öffnete den ersten von ihnen die Tore der Verfassung. An denen gerüttelt hatte man freilich seit langem: eine wirklich tote Stille hatte — soweit man so allgemeine Urteile überhaupt aussprechen darf — doch nur bis 1760 über England geherrscht. Schon Chatham dachte an Reformen: an einen Wiederausgleich zwischen dem Staate, der einer engen Schicht anheimgefallen war, und der weiterwachsenden Gesellschaft, an ein Werk also der Gerechtigkeit und zugleich der Wiederbelebung. Er dachte gleichzeitig an die Erhöhung des Staates, des Gesamtinteresses, über die dumpfen Niederungen der Parteiregierung; in ihm selber atmete ja der Stolz eines großen Staatsgefühls und verlieh ihm jene Kraft,



Lord Chatham, der ältere Pitt. Stich von J. K. Sherwin.



das mattgewordene England in den Riesenkampf mit Frankreich wieder hineinzustoßen. Der Schwung des Staatsgedankens also war in ihm und ging von ihm aus. Andere erstrebten die Reform durch eine Wiederausfüllung der hohl gewordenen Parteien mit lebendigem, ideellem Inhalte; so begann Edmund Burke den sittlich erstarrten Whigismus wieder mit den sittlichen, den liberalen Gedanken zu beseelen, von denen er dereinst hergekommen war. Und neben den beiden Politikern erhob der Nationalökonom seine Stimme. Das englische Leben ruhte seit Jahrhunderten auf der Leitung auch des Wirtschaftlichen durch den merkantilistischen Staat; der Staat, mit seinen Waffen und Zöllen, seinen Geboten und Verboten hatte auch den Handel und das Gewerbe großgemacht, sie geschützt, erzogen, in die Welt hinausgeleitet, mit ihnen vereinigt um die Welt gekämpft. Aber nun wuchs in seinem Schutze jene neue, breitere Wirtschaftsbewegung, ein neues, großindustrielles Bürgertum, ein neues Unternehmertum von persönlichem Zuge empor, das den Schutz und die damit verknüpfte Vormundschaft des Staates nicht mehr brauchte und nicht mehr vertrug. Die Lehre von der wirtschaftlichen Freiheit rang sich durch, von den Bedürfnissen dieses neuen Standes und zugleich von liberalen Gedanken, von geistigen Kräften, von den allgemeinen Freiheitsideen der Aufklärung auf das tiefste beeinflußt und getragen. Überall also frische Bewegungen, neben den faulenden Wassern der aristokratisch-oligarchischen Parteiherrschaft; überall der Drang zu etwas Neuem, Lebendigerem, Stärkerem. In dem nordamerikanischen Kolonialreiche betätigten

sich die neuen Tendenzen der Zeit in eigener, demokratischer Ausgestaltung, bald im Kampfe mit dem alten England; auch in England selber war all jenes Neue bereits im Werden, aber freilich, hier schlug die Entwicklung andere, unvorherbestimmbare Wege ein.

In England haben nicht jene Reformwünsche die Stille des alten Zeitalters wirklich gelöst, sondern im Gegenteile, ein neuer Herrscher brachte das zuwege, und zwar der Hauptsache nach aus sehr entgegengesetzter Gesinnung heraus. König Georg III., der 1760, als der erste geborene Engländer unter den Welfen, den Thron bestieg, suchte die Whigoligarchie zu sprengen und, indem er die Tories an sich und hinter sich her zog, die alten Rechte der Krone, die in nur tatsächlicher, nicht gesetzlicher Entwicklung vom Parlamente überwuchert worden waren, wieder auszugraben. Man geht gern der Vorstellung nach, was dieser König hätte erreichen können, wenn er sich, gegenüber jener Aristokratie, die auch ihn einschnürte, mit den lebendigen Mächten der Zeit verbündet hätte, von deren Regungen soeben die Rede war; wenn er die großen Aufgaben gestellt und in den Mittelpunkt des englischen Daseins gerückt, die Reformen gebracht hätte, nach denen die Besten sich sehnten, und den noch rechtlosen neuen Mittelstand der Nation an die Kronmacht gekettet hätte. Ob und wie das möglich gewesen wäre, ist natürlich eine nur aufzuwerfende, niemals sicher beantwortbare Frage. Sicher ist, daß König Georg III. der Mann nicht war, sie überhaupt aufzuwerfen. Er hat nicht einmal die Hand des großen Staatsmannes fest ergriffen, der ihm bei seinem Werke monarchischer Ordnung wohl hätte helfen können, des soeben in der Welt so siegreichen Pitt. Georgs Streben ging gar nicht auf eine innere Neubegründung der Monarchie durch lebendige Leistungen, auf eine innerliche Reform, sondern lediglich auf seine persönliche monarchische Macht, und seine Persönlichkeit war zwar keineswegs unbedeutend — er war zäh, klug, zum mindesten schlau, überdies ehrenwert in seinem privaten Dasein; aber ein Staatsmann großen Stils, von großen Zielen und großen Eigenschaften war er nicht, und an seinem Eigensinn und seiner Engigkeit, an der Selbstsucht seiner Sonderpolitik haben die bedeutenden Männer, denen er begegnete, sich gestoßen und wund gerieben, auch wenn er sie zu seinen Gehilfen berief. Er hat erreicht, daß er eine Macht wurde, was Georg I. und II. nicht gewesen waren; er hat die Alleinherrschaft der großen Whigfamilien gestürzt und damit England einen Dienst erwiesen. Aber was er an die Stelle setzte, war in seinen ersten 23 Jahren, d. h. während der Dauer seines ganz eigensten Regimentes, kaum besser. Sein Spiel mit den Parteien erhob sich nicht über das Persönliche, sein Übergewicht, von heftigen Zuckungen der öffentlichen Meinung angefochten, führte weder zu innerer Ruhe und Reform, noch zu äußerer Kraft, drohende Wirren und schmähliche Niederlagen bezeichneten seine Bahn. In den siebziger Jahren setzte er sich durch, und England verlor die 13 Kolonien in Nordamerika. Im Widerstreite mit dem König war Chatham 1778 gestorben; das Werk des Gewaltigen schien zusammengebrochen: das Kolonialreich halb zerstört, der französische Erbfeind im Bunde mit den amerikanischen Rebellen und siegreich über Großbritannien; nach dem Frieden mit beiden hob man das Kolonialamt als selbständige Behörde auf. England machte eine der Eklipsen seiner Weltstellung durch; es schien nichts mehr zu sein. Und wohl hatte der König nach all diesen Mißerfolgen sein Ministerium North fallen lassen müssen; aber den Nachfolgern leistete er dumpfen Widerstand, sie selber waren in sich unfest und nicht regierungsfähig, man spähte angstvoll, halb verzweifelt nach der Hand, die die schleifenden Zügel wieder aufzugreifen imstande wäre.

Da kam William Pitt, der Sohn.

* * *

Wir dürfen für die mancherlei Probleme seines Lebens, auf die ich eingangs hinwies, in der großen Biographie, die ein Deutscher (Professor Felix Salomon in Leipzig) begonnen hat, in Bälde neue und einheitliche Aufklärung erhoffen. Aber wir besitzen liebevolle und stoffreiche englische Darstellungen, die unserer heutigen Kenntnis zugrunde liegen, besitzen anziehende Charakteristiken seiner Geschichte und seiner Person, knappere Bilder, Urteile, Verteidigungen, darunter einen sehr anregenden Essay von Lord Rosebery, in dem ein geistreicher Schriftsteller und zugleich ein Parteiführer

und Staatsmann aus der Fülle lebendiger, charakteristisch englischer Erfahrung heraus den Vorgänger, der ihm wenig verwandt ist, mit Feinheit und Wohlwollen beleuchtet und entschuldigt — mit einigen Vorbehalten dürfen wir schon heute die Gestalt Pitts zu zeichnen versuchen.

Sein Leben wird, in Einfluß und Kontrast, durch das Bild seines Vaters beherrscht. Der „große Commoner" erzog den zweiten Sohn, der seinen Vornamen erbte (geb. 28. Mai 1759), zum Staatsmann. Er erlebte es noch, daß der allzu zarte Körper des Kindes sich kräftigte, daß ein geschulter und ganz politisch gerichteter Geist in ihm aufging; er führte den Sohn noch in das Parlament hinein und fachte ihn durch die ersten Reden, die der Sechzehnjährige dort aus des Vaters Munde hörte, zu heller Begeisterung an. Er drückte mit seiner Genialität auf die Seele des Heranwachsenden und gab ihm persönlich, sittlich, politisch Unvergeßliches auf seine Bahnen mit: aber es war nichts weniger als sein Ebenbild, das sich in dem Jüngeren gestaltete. Ein unscheinbares, wenn auch kluges und liebenswürdiges Antlitz neben dem gewaltigen Chathams mit seinen gebieterischen Augen und seiner mächtigen Adlernase; ein regelmäßigeres, bescheidenes Wesen neben dem hinreißenden und herrischen des Vaters. William lernte viel und gut — auch die Mathematik, die dem Vater fern lag; er nahm die klassische Bildung, die Cambridger Universitätsbildung seiner Zeit in sich auf, er übernahm vom Vater eine auf das Handeln gerichtete Religiosität; was wir von den Zügen seiner Jugendgeschichte erfahren, ist mehr klar als stark und eigen, regelrecht bis auf die erstaunliche Frühreife allein. Er stand im 19. Jahre, als sein Vater starb; er trat dann in die Anwaltslaufbahn, sehr bald aber in die parlamentarische ein — am 23. Januar 1781 erschien er zuerst als Abgeordneter im Unterhause, auf den Tag genau ein Vierteljahrhundert vor seinem Lebensende. Und bald errang er sich dort Beachtung; bei den Ministerwechseln, welche folgten, warb man um den Jüngling, 1782 wurde er Schatzkanzler. Im Jahre darauf stürzte eine in sich uneinige und unredliche Koalition das Kabinett, zwang sich dem Könige auf und ward im Dezember 1783 von diesem wieder gestürzt; er berief den 24jährigen Pitt an die Spitze eines neuen Ministeriums. Kluge Leute lachten über den Knaben, an den sich der anscheinend verlorene Herrscher klammerte; Pitt hielt, kaltblütig und tapfer, dem überlegenen Ansturme im Parlamente Monate lang stand, und als er die Dinge reif glaubte, löste er das Unterhaus auf und siegte bei den Wahlen vollkommen. Er war mit kühler Selbstverständlichkeit auf die Regierung losgeschritten, und hatte sich wohl gehütet, sich unter seinem Preis zu verkaufen oder von seinem Selbst einen Zoll breit zu weichen: als er jetzt die Monarchie gegen die Parteiherrschaft der Whigs deckte und vertrat, tat er dies nicht als Georgs III. Günstling, sondern als eine Macht für sich, zwischen Krone, Parlament und Land, allen dreien zugehörig, in Wahrheit eine Macht über ihnen allen. Er ist es — eine für England unerhörte Frist! — mehr als 17 Jahre, ja 22 Jahre lang geblieben. Aber im Grunde gliedert sich seine Geschichte nicht nach seinen beiden „Verwaltungen" (so lautet ja der englische Kunstausdruck); nicht der Sturz von 1801, sondern der Kriegsausbruch von 1793 bedeutet ihren tiefsten Einschnitt. Das Friedensjahrzehnt von 1783 bis 1793 bildet die erste Epoche seiner Wirksamkeit.

Es ging ein Aufatmen durch England, als Pitt seine ersten Erfolge errang; worauf sein Name und der Eindruck seiner Persönlichkeit vorbereitet hatte, das sah man in der klaren und männlichen Selbstbehauptung des jungen Ministerpräsidenten bestätigt: endlich nach alle dem heillosen Parteiregiment, erst der Whigs, dann des Königs mit seinen Tories, nach alle dem Wechsel der jüngsten Vergangenheit ein in sich ruhender, den Koterien fremder, den Staat und das Volk vertretender, wahrer Staatsmann. Das Vertrauen der öffentlichen Meinung kam ihm entgegen und drückte auch auf die Wahlen, an denen die Nation nur zu einem so geringem Teile unmittelbar beteiligt war; das Vertrauen ist ihm erhalten geblieben bis zuletzt. In den Parlamenten blieben persönliche Einflüsse und Gruppenbildungen immer bedeutsam, aber auch in ihnen setzte sich Pitt durch — nicht ohne Mißerfolge, über die ihn in dieser Zeit starker königlicher Einwirkung der Wille des Königs hinweghob, aber doch so, daß

der Minister der Hauptsache nach auf die Gefolgschaft des Hauses rechnen konnte. Es bedurfte seiner, er hatte es von Kindheit auf studiert, er leitete es mit bewundernswertem, taktischem Geschick, mit Einsatz seiner ganzen persönlichen Kraft als Führer und als Redner, mit stattlicher, breiter Beredsamkeit und schlagender Kunst der raschen Antwort. Er ging in keiner der beiden großen Parteien auf; die geschwächten Whigs unter Fox opponierten ihm, aber trafen doch, indem sie anfingen Reformen zu erstreben, in manchem Wichtigen mit ihm zusammen, ein eigentlicher Tory war er auch nicht. Er führte die Regierungspartei, die „Anhänger des Königs", aber er schob der königlichen Willkür einen festen Riegel vor. Der König mag ihn nie geliebt und stets einigermaßen gescheut haben, aber er brauchte ihn, er sah, daß dieser Minister endlich etwas leistete und erreichte, und er gab sich darein, daß Pitt, der ein getreuer Monarchist und Georg selber gegenüber, trotz mancher Gegensätze und unzweifelhafter Überlegenheit, offenbar nicht ohne Ehrfurcht und Anhänglichkeit war, neben und über ihm regierte; Pitt blieb ihm unentbehrlich. Und so wird man sagen müssen: Pitt glich zwischen dem Könige und dem Lande aus, er vertrat beide Gewalten gegeneinander; der König blieb auch jetzt noch stärker als seine Vorgänger, aber die Zeit der Versuche seines persönlichen Regiments kam nicht wieder, und tatsächlich leitete, über alle Einflüsse von Parlament und Krone hinweg, ein Minister England, der England als Ganzes, d. h. den Staat selber verkörperte, wie es einst sein Vater getan. Er trat, nach seiner besonderen Weise, in die Fußstapfen Chathams. Er waltete wie ein geborener Lenker über den Geschicken des lange herumgeworfenen, friedlos und kraftlos gewordenen Großbritanniens: ein Mann, der den Ehrgeiz genau ebenso wie den Beruf besaß zu regieren, aber im übrigen nicht sich suchte, sondern das Sachliche, das Beste des Ganzen; unbestechlich und rein inmitten der überlieferten Gewohnheit allgemeiner Selbstbereicherung, für sich ein Verächter von Geld und Gut; von sittlichen Antrieben auch in seiner Politik getragen und durchdrungen. In ihm war jenes Staatsgefühl und das Rechtsgefühl seines großen Vaters, der Wunsch, die sozialen Zustände und die staatliche Verfassung wieder in Einklang zu setzen; in ihm der sittliche Reformeifer, wie er Fox und Burke beseelte, über die ihn freilich sein stärkerer Sinn für die harten Wirklichkeiten staatlicher Macht hinaushob; in ihm auch der Drang nach wirtschaftlichen Reformen, wie Adam Smith sie forderte, den Pitt als seinen Lehrer pries. Pitt hat sich bemüht, in allen diesen Richtungen voranzukommen, allen Ansprüchen der neuen Zeit, die er ja vorfand, zu genügen: eine Reihe von Reformversuchen bezeichnet, Jahre hindurch, die Wege seines Ministeriums. Jedoch während er das politisch Dringendste, die Herstellung einer festen, gleichmäßigen, England wieder aufwärts führenden Regierung, mit bewundernswerter Sicherheit und erstaunlichem Erfolge erreichte, sind ihm von den tieferen und allgemeineren Reformen, für die er sich einsetzte, doch nur wenige geglückt.



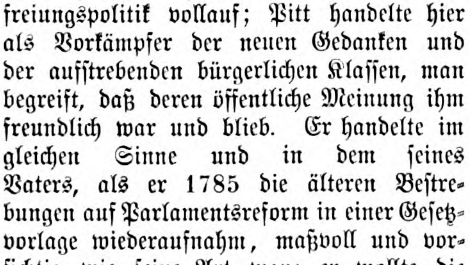
Edmund Burke. Stich nach dem Gemälde v. G. Romney.

Die sichtbarsten auf wirtschaftlichem Gebiete: der Schüler Adam Smiths gab der englischen Politik den ersten Stoß vom rücksichtslosen Merkantilismus hinüber zur künftigen wirtschaftlichen Freiheit. Freilich nur den ersten Stoß; aber angesichts der Selbstübertreibung und Erstarrung des Merkantilismus, des Prohibitivzolles und

wirtschaftlichen Kampfes war es bereits etwas, daß er 1787 eine heilsame Vereinfachung und Klärung und zugleich Ermäßigung des ungeheuerlich verwickelten Zolltarifes durchsetzte, und daß er aus dem alten Kampfsysteme 1786 das Hauptstück herausbrach, den Zollkrieg mit Frankreich. Wunderlich genug: im Gegensatze zu den Whigs, den künftigen Freunden der französischen Revolution und Wortführern der Freiheitsforderungen, erstritt der Sohn Chathams im Parlamente einen Handelsvertrag mit dem französischen Erbfeinde, hierin zugleich Anhänger Smiths und der Toryüberlieferung. Er wollte in der großen Debatte, die sich da entspann, die Unabänderlichkeit des nationalen Streites der beiden Westmächte nicht zugeben; hauptsächlich aber folgte er wirtschaftlichen Beweggründen. Und der wirtschaftliche Aufschwung lohnte seiner Friedens- und Befreiungspolitik vollauf; Pitt handelte hier als Vorkämpfer der neuen Gedanken und der aufstrebenden bürgerlichen Klassen, man begreift, daß deren öffentliche Meinung ihm freundlich war und blieb. Er handelte im gleichen Sinne und in dem seines Vaters, als er 1785 die älteren Bestrebungen auf Parlamentsreform in einer Gesetzvorlage wiederaufnahm, maßvoll und vorsichtig wie seine Art war; er wollte die widersinnigen, zum Privatbesitz gewordenen Wahlrechte der überlieferten „faulen Wahlflecken“ ablösen und die frei werdenden Rechte auf das Land verteilen. Er suchte im selben Jahre Irland durch die Herstellung freien Verkehres mit der Hauptinsel gerechter zu werden und es innerlicher an den Gesamtstaat zu ketten. Beide Maßregeln fielen durch: das Parlamentswahlrecht blieb aristokratisch, ja oligarchisch und unsauber; Irland blieb unversöhnt. Pitt war von ernsten Reformwünschen, sozialen wie politischen, durchdrungen: seine Ernte auf diesem Felde ist ärmlich geblieben; er hat auf die Anläufe, die er 1785 gemacht hatte, nicht wieder zurückkommen können. Man fragt sich, wie es möglich war, daß er trotz-

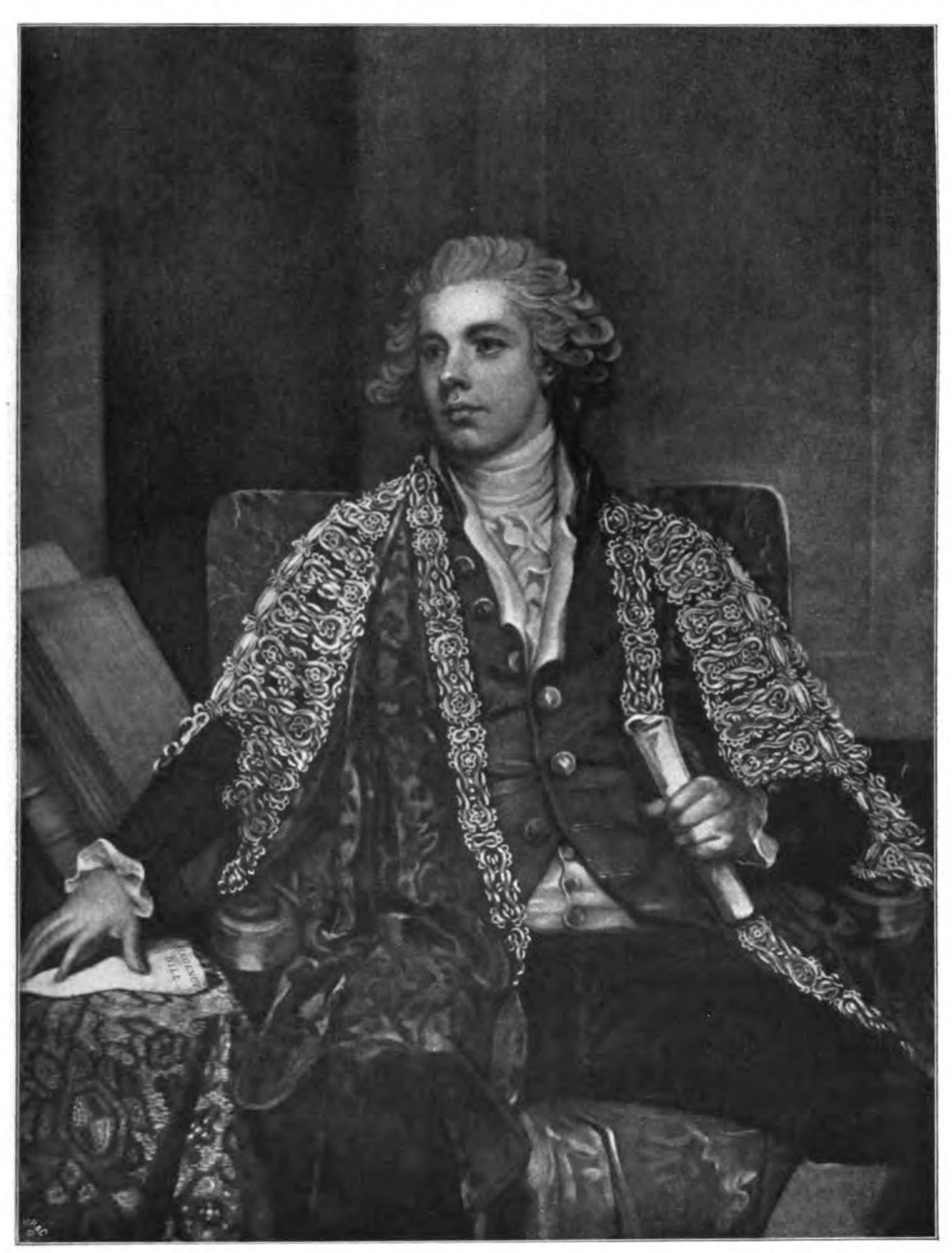


König Georg III. von England. Gemälde von Ramsay.



dem Minister blieb. Das hing, objektiv angesehen, mit den Parlamentsverhältnissen seiner Zeit zusammen: ein mißglückter Plan von noch so großer grundsätzlicher Tragweite brauchte unter dem Regiment Georgs III. einen Minister, der das Vertrauen der Krone hatte, nicht in seinen Fall zu verwickeln, so wie er es heute tun würde. Und subjektiv mochte sich Pitt sagen, daß dieses Parlament, mit seinen Mängeln, seinen Gruppen und Zufälligkeiten, in der Tat für ihn kein Anlaß zu sein brauchte, der Ablehnung seiner Pläne sich selber zum Opfer zu bringen. Schwerer begreift man, daß er seine Pläne zum Opfer brachte: er wich hier in Wahrheit vor der stillen Abneigung des Königs, der offenen des Parlamentes völlig zurück. Wie konnte er das? Er war kein Chatham, kein Stein oder Bismarck; die ungeheure Wucht, mit der unser größter Staatsmann in den 1880er Jahren der widerstrebenden Zeit seine soziale Gesetzgebung aufgezwungen hat, lag nicht in ihm. Er sah die öffentlichen Gewalten abgeneigt, die Reformideen noch nicht zum innerlichen Siege durchgedrungen, die Gegenwart noch nicht reif; die große Leidenschaft des Schöpfers trieb ihn nicht voran. Seine Besonderheit war eine warme, aber keine heiße und flammende Erkenntnis des Wünschenswerten und Zukunftsvollen; ihm bleibt die Ehre, einer der ersten Verfechter, einer der Pfadfinder all dieser Reformen gewesen zu sein, und aufgegeben hat er sie sein Lebtage nicht. Aber nachdem er sie vergeblich vorgebracht hatte, zog er sich, bis auf bessere Gelegenheit, vor dem Widerstande seiner Welt ziemlich gelassen, achselzuckend zurück. Er war ein Realist und begnügte sich mit dem, was er möglich fand. Das bezeichnet seine Grenzen und seine Verdienste. Er war offenbar froh, trotz solcher Verzichte doch auf verwandten Gebieten des Tröstlichen und Gesunden genug zu erringen. Er verwirklichte die sittlichen Impulse, die in ihm und in seiner Umwelt lagen, indem er wenigstens die Regierung Indiens geschickt und heilsam reformierte: er verstopfte damit eine Quelle des Ärgernisses, der Unredlichkeit und Gewaltsamkeit, die nicht nur das ferne Reich mit ihrem Schmutze überströmt, sondern auch die heimatliche englische Politik mit herüberflutender und ansteckender Verderbnis bedroht hatte. Er trat in dem Prozesse gegen den großen Statthalter Warren Hastings auf die Seite der anklagenden Moral. Er zog, im Sinne der Gerechtigkeit und Freiheit und der Klugheit zugleich, aus den Lehren des amerikanischen Abfalles die Folgerung, Kanada (1791) die Anfänge einer selbständigen Verfassung zu gewähren, und wies damit der Reichspolitik einer weiteren Zukunft die Bahnen. Und vor allem: er gab den englischen Finanzen wieder Stetigkeit und Zuverlässigkeit; er reformierte und ordnete da im einzelnen, technisch indem er das System der Abgaben vereinfachte, moralisch indem er den persönlichen Mißbrauch, die Gunstwirtschaft austrieb und eine sichere Überwachung schuf; er begründete einen Tilgungsfonds für die Staatsschuld; er stellte Klarheit und Vertrauen her und sah die Staatspapiere erfreulich steigen. Als Finanzmann war er im eigentlichsten Sinne Fachmann; die Hauptsache aber war doch, daß er selber da war: jene Gleichmäßigkeit und Sicherheit, die sich an seine Person anschloß, brachte England zu neuer Höhe. Die Wahlen blieben ihm (1790) günstig; die Krise der ersten schweren Geisteskrankheit König Georgs III. (1788) überwand er ohne störende Erschütterungen; auch in der europäischen Staatenwelt gab er England allmählich wieder, mit leichter und fester Hand, eine bedeutsame Stellung. Nach allerlei tastenden Versuchen ging er, von 1785 ab, den unruhigen Mächten im Osten, Östreich und Rußland, und dem alten französischen Nebenbuhler gegenüber, mit Preußen zusammen; die zweite polnische Teilung mit Gewalt zu verhindern fehlte ihm (1791) freilich, bei dem Widerstande des Parlamentes, der Mut, er zog sich auch da vor starken Konflikten zurück, er wünschte, soweit es anginge, den Frieden: im ganzen hatte er das Ziel erreicht und die Niederlagen der siebziger Jahre, wie finanziell und innerpolitisch, auch diplomatisch glücklich wettgemacht.

Wer ihn am Abschlusse dieser Jahre sah, der konnte ihn schwerlich als einen Großen, gewiß aber als einen Glücklichen preisen; Fehlschläge hatte er verschmerzt, sich selber behauptet, und an seine Schritte heftete sich das Wohlergehen seines Landes. Er war erst ein angehender Dreißiger; alles an seiner Laufbahn und auch an seiner



William Pitt der Jüngere. Schabblatt von John Jones.

Persönlichkeit atmete Harmonie. Den Fremderen erschien er zwar eckig, schwerfällig, sogar hochmütig. Ein Zeitgenosse hat unfreundlich beschrieben, wie der Minister mit zurückgeworfenem Kopfe durch das Unterhaus zu seinem Platze schritt, rasch und fest, ohne einen Blick nach rechts oder links zu werfen, ohne einen Menschen zu grüßen; einer beklagt es, wie hoch er die aufgestülpte Nase trage; einer spottet darüber, wie wenig Leben in seinen weinroten Zügen sei, und wie nur das Auge das unansehnliche Gesicht ausdrucksvoll belebe. Er war hochgewachsen und schlank; als Redner prächtig und schneidend zugleich, aber ganz ohne Anmut der Bewegungen; sich darzustellen,

mit behaglicher Selbstentfaltung Popularität zu suchen verstand er nicht. Weder der Hof, noch der Adel noch auch nur das Unterhaus scheinen ihn eigentlich geliebt zu haben. Man bewunderte seinen umfassenden Scharfsinn in den Geschäften, den Schwung und die Schlagfertigkeit des Wortes, und ein Redekampf zwischen Fox und ihm war für den parlamentarisch geschulten Engländer ein Hochgenuß; der Nachwelt macht wohl die sachliche Klarheit seiner Reden den größten Eindruck. Er ging, wie es schien, in der Luft des Unterhauses auf, wie nur irgendeiner unter den Politikern der englischen Geschichte. Aber recht menschlich belebte sich seinen näherstehenden Zeitgenossen und belebt sich dem Historiker seine Persönlichkeit doch erst, wenn er den Schauplatz seiner Kämpfe verließ und in der Stille des Landes, die er liebte, in der Geselligkeit des Landhauses die unendliche kühle Selbstbeherrschung des öffentlichen Mannes von ihm abfiel. Im kleinen Kreise kam eine heitere, ungezwungene Güte zum Vorschein, Einfachheit, die bis zum knabenhaften Übermut ging und ihm treu blieb bis zuletzt, Witz und Lässigkeit, eine literarische Bildung, die sich nicht nur in den üblichen vielgefeierten Zitaten des Staatsredners, sondern am reizvollsten im geistreich lebendigen Gespräche entlud. Er war reich und männlich genug, um sich ohne Scheu gehen lassen zu dürfen, und tat es mit befreitem Herzen. Seine Freunde haben ihn geliebt, ihn lange über das Grab hinaus wahrhaft verehrt; seine Angehörigen, an denen er zum Wohltäter ward, glühten für ihn; seine liebenswürdigen Briefe lassen noch uns in das warme Herz des Vielverkannten hereinsehen. Er war unvermählt; die einzige große Liebe, die sein Leben aufwühlte und die er aus äußerlichen Gründen niederzwang, fällt erst in spätere Jahre (1796). Seinen Haushalt freilich — das war die Übertreibung seiner Lässigkeit — hielt er in ebenso mangelhafter finanzieller Ordnung wie den des Staates in guter; er ließ sich ausnützen und betrügen und hinterließ, nach langen Jahren voll hoher Amtseinkünfte, bei seinem Tode Schulden, die der Staat bezahlt hat. Für ihn selbst unheilvoller war etwas anderes, die eigentliche Kehrseite jener persönlichen Eigenschaften: früh schwächlich, nach der sonderbaren Art der durstigen Zeit von Kind auf mit Portwein behandelt, dabei der Erbe einer gichtischen Familie, hat er selber den Portwein sein Leben lang geliebt und gepflegt wie nur irgendein Sohn Altenglands; „er hatte ein Glas Port gern und eine Flasche noch lieber", auch bei einer Flasche blieb es wohl nicht immer. Sein Leben hat das sicherlich verkürzt, seine Wirksamkeit schwerlich je getrübt, und 1793 war er noch völlig Herr seiner Kräfte. Man durfte ihn beneiden: er war rein, wahrhaftig, seinem Lande und sich selber fleckenlos getreu, glücklicher als es der Staatsmann zu sein pflegt, ein Kind, so schien es, des gleichmäßig klaren, hellen Lichts.

Er lebt anders in der Geschichte fort. Das Dunkel und das Gewitter stieg herauf und umzog die zweite Hälfte seines politischen Lebens. Er wurde zum Minister des nationalen Kampfes gegen Frankreich und jetzt erst zum vollen Weiterführer des väterlichen Werks. Er hatte die schwersten innerlichen Probleme vertagt; er hat auch das äußerpolitische nicht aufgesucht — es war seine Art mehr, zu warten als zu zwingen. Aber dieses Problem zwang sich ihm auf. Es hat sein Dasein überschattet und vielleicht zerstört, aber es hat ihm das eine gebracht, das seinen früheren Jahren fehlte und das aus sich selber hervorzubringen er nicht vermochte: die Größe.

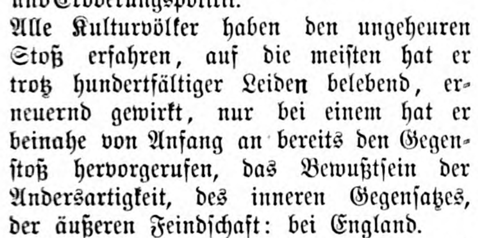
* * *

Es war die französische Revolution, die ihm entgegenwuchs. Sie machte aus Frankreich, seine alte Entwicklung gewaltsam zu Ende führend, eine unbedingte Einheit, warf die Schranken zu Boden, die noch die Provinzen und noch die Stände trennten, jedes Sonderwesen und jedes Sonderrecht mußte versinken vor der Idee der Nation. Und diese Nation wollte sich selber regieren; in einem Vorwärtsdringen von betäubender Raschheit stürzte sie binnen kurzen Jahren alle alten Gewalten, die alte Verfassung, den alten Bildner und Leiter des Landes, das Königtum; nach den Regeln des Naturrechts sollte alles vernunftgemäß, durchweg einheitlich, gleichheitlich, freiheitlich von neuem geschaffen werden, neu von Grund aus. Wieso das geschah und gelang, wieweit in diesem Neuen doch überall auch Altes weiterwirkte und sich vollendete, und wieviele noch lebendige Zusammen-



Charles James Fox. Stich von J. Jones nach Joshua Reynolds.

hänge zum Unsegen der Nation wirklich zerrissen wurden, das ist hier nicht abzuwägen — genug, daß diese Demokratie mit ihrer blutigen Logik als etwas ganz Eigenes vor die erstaunte Welt hintrat, französisch in jedem Nerv ihres Wesens, in all ihren Größen, Übertreibungen, Schwächen, zuerst von Idealen ganz durchdrungen, bald dann von der eignen Gewalt und von den Kräften der Vergangenheit über sich selber hinausgerissen nach Europa, zur Propaganda ihres revolutionären Glaubens, zur Befreiung der Völker, aber zugleich zur Erweiterung ihrer eigenen Macht, der französischen Macht, der französischen Grenzen, zur unendlich verstärkten Weiterführung der alten königlichen Macht- und Eroberungspolitik. Alle Kulturvölker haben den ungeheuren Stoß erfahren, auf die meisten hat er trotz hundertfältiger Leiden belebend, erneuernd gewirkt, nur bei einem hat er beinahe von Anfang an bereits den Gegenstoß hervorgerufen, das Bewußtsein der Andersartigkeit, des inneren Gegensatzes, der äußeren Feindschaft: bei England.



Auch in England schien manches der Revolution wesensverwandt genug. Wieviel englische Anregungen, geistiger wie politischer Art, steckten in der französischen Oppositionsbewegung des ganzen letzten Jahrhunderts! Und auch der Mittelstand, der sich in Frankreich 1789 tatsächlich auf den Thron setzte, war in England bereits stark, und auch in England zum guten Teil von der Verfassung ausgeschlossen; auch England hatte seit 1760 seine Wirren, Auflehnungen, offenen Aufstände gehabt; enteignetes Landvolk, industrielles Proletariat, die Massen der feindseligen Irländer schienen auch jetzt Stoff genug zu bieten zu neuen Erhebungen. Und in der Tat flogen die Funken auf die grüne Insel und nach der Hauptstadt selber herüber, politische Gesellschaften bildeten sich, eine Agitation setzte ein, freiheitliche Erklärungen gingen zwischen den beiden Randländern des Kanales hin und her, auch der englische Geist schien sich dem riesenhaften Neuen nicht zu entziehen.

Und dennoch: hier stieß dieses Neue auf ein Altes und Eigenes, das sich nicht auflösen ließ wie die morsche Staatenwelt der Nachbaren Frankreichs auf dem Kontinente. Hier war ein Staat, der wohl zu einseitiger Aristokratie entartet war, aber doch in einem anderen Sinne als die Staaten des Absolutismus seinen Bewohnern wirklich zugehörte, ein Staat voll

kraftvoller Überlieferungen, voll niemals abgebrochener Entwickelung, in Verfassung und Verwaltung auf die Selbsttätigkeit gegründet, ganz verwachsen mit allem Leben und allem Empfinden der Nation. Und dieser Staat ruhte nicht auf einmaligen grundsätzlichen Akten bewußter revolutionärer Gesetzgebung, wie der französische Neubau, er war historisch und doch lebendig; sollte man ihn abreißen und durch ein Werk des Naturrechts leichthin ersetzen? Das widerstrebte dem Denken der Engländer; es war französisch-romanisch, es war durchaus ungermanisch und vor allem durchaus unenglisch gedacht. England war stolz auf die Kontinuität, den organischen Gang seiner Entwicklung. Über diesem alten Gebäude, fehlerreich wie es war, wachte doch die Anhänglichkeit und das Selbstgefühl des englischen Volks; es stieß die Lockungen, dieses Alte kurzab der gepriesenen revolutionären Theorie zu opfern, mit Mißtrauen, Zorn, ja Leidenschaft von sich. Der Mann, der diese englische Eigenart der französischen entgegenwarf, war derselbe Whig, der als erster eine maßvolle sittliche Reform des englischen Staatslebens betrieben hatte, Edmund Burke. Seine gewaltigen „Betrachtungen über die französische Revolution" erklärten schon 1790 nicht nur den englischen Revolutions- und Franzosenfreunden, sondern der Revolution und dem Franzosentum selber, von innen heraus, von historischer und englischer Weltansicht her, mit leidenschaftlichem nationalem Pathos den Krieg. Burke ward zum Kritiker und zum Ankläger der Denkweise und des Verfahrens der Franzosen, zum Prediger des englischen Wesens, zum Propheten des unversöhnlichen und heißen Kampfes gegen die wesensfeindliche Welt dort drüben. Und in seinen Ruf stimmte England alsbald, mit immer steigender Einmütigkeit, ein: es ward unter den flammenden Worten des großen Redners seiner selbst erst ganz bewußt. Es entsetzte sich über die Verletzung von Recht, Besitz und persönlicher Sicherheit, über die Störung von Handel und Wandel, über die zunehmende Blutherrschaft, die Frankreich ergriff — es hörte mit Unwillen von diesen Doktrinären und Fanatikern die Erbweisheit seiner heimischen Verfassung schmähen. Es blickte mit Grauen auf die Möglichkeit, daß dieser ganze Brand herübersprānge und auch in England alles bedrohte, Person, Eigentum, Gesellschaft und Staat. Vor allem die Besitzenden regten sich zum Widerstande; und nun kam es zutage, daß diese Aristokratie doch etwas war: sie zog sich, von außen her durch die Demokratie verneint, um so stärker auf ihr Wesen zurück, sie entwickelte Kräfte der Gegenwehr, Willen, politische Fähigkeit, die ihre Lebendigkeit erwiesen: eine andere Welt stemmte sich der französischen, in allem abweichend, mit verzweifelter Wucht entgegen. Und wie nun die Gegensätze stiegen, da drang in diese Stimmung der Engländer, die ursprünglich wesentlich geistiger, grundsätzlicher Art war, immer stärker auch die Fülle der alten politischen und materiellen Feindseligkeit gegen Frankreich wieder ein: es war doch einmal der Erbfeind des ganzen letzten Jahrhunderts, der sich drüben erhob, der Feind der Weltstellung und Wirtschaftsstellung Großbritanniens — die Kreuzzugspredigten Burkes gegen den Frevel der tollen Umwälzung, von denen man ausging, reizten zugleich auf zur Wiederaufnahme des Ringens um die Vormacht in Europa und in allen Fernen der Erde, um Meer und Kolonien, um Handel und Gewerbe.

Das ist der Hintergrund, auf dem Pitts weiteres Leben steht. Selten ist so packend wie hier Gegensatz und Zusammenwirken allgemeiner geistiger Mächte und strenger Realpolitik, des publizistischen Propheten und des nüchternen politischen Fachmanns an den Tag getreten: so wenig sie miteinander gemein zu haben glaubten und wünschten, so unlöslich gehören Burke und Pitt in diesem Weltkampfe doch zueinander. Pitt wollte nichts von Burkes fanatischen Mahnungen hören; er freute sich der Verwirrung in Frankreich, die den alten Nebenbuhler lähmte, die Englands Macht und Wohlstand über ihn erhob, er dachte nicht daran, störend in Paris einzugreifen. Er war ganz Friede. Freilich, seit er Minister war, hatte er als Diplomat überwiegend gegen Frankreich gearbeitet und längst begonnen, ihm die Demütigungen des amerikanischen Krieges heimzuzahlen; auch sein Handelsvertrag von 1786 war englischer Interessenpolitik, nicht etwa der Sympathie und dem Annäherungswunsche entsprungen; die Werbungen der revolutionären Macht-

haber um seine Freundschaft lehnte er mit eisiger Kühle ab. Die innerliche Gegnerschaft stand auch bei ihm außer Zweifel. Aber den unmittelbaren Kampf gegen das revolutionäre Frankreich wollte er ganz offenbar durchaus nicht. Als die zwei deutschen Militärmächte 1792 gegen Frankreich das Schwert zogen, blieb er neutral.

Dennoch rissen ihn die tobenden Wirbel der veränderten Weltlage unausweichlich mit. Ich verfolge hier nicht, wie auch auf französischer Seite der Gegensatz der beiden Nebenbuhler allmählich wieder bewußter ward — genug: indem der Krieg zwischen dem neuen Frankreich und dem alten Europa entbrannte, zwang er auch England und seinen Minister, Stellung zu nehmen, so sehr sich dieser sträubte. König Georgs monarchisches Empfinden, die öffentliche Stimmung erhitzten sich mehr und mehr; der Sturz des Bourbonenthrones erschütterte auch England tief, die Abneigung und der Schrecken wuchs. Für Pitt war es bedenklicher, daß Frankreich Belgien militärisch überzog und Holland bedrohte. Die Niederlande in französischer Hand — das war für Englands Sicherheit noch mehr als für seinen Handel nach alten und wohlbegründeten Traditionen unerträglich, das war der Kriegsfall: auch Pitt konnte nicht anders als dies laut bestätigen. Dazu die stürmische Propaganda der Revolution, im November und Dezember 1792 die Dekrete des Konvents, die im Grundsatze die Weltbefreiung, den Weltkrieg erklärten, die Aufrufe an jedes geknebelte Volk; mehr noch, die Wühlerei in England selbst — der französische Gesandte Chauvelin stellt sich an ihre Spitze. England hatte das Bündnis mit Frankreich von sich gestoßen; jetzt kündete, am Neujahrstage 1793, im Konvente ein bretonischer Seemann von der weltumspannenden Todfeindschaft der beiden Völker. Niemals hatte Frankreich den Bourbonen verziehen, was sie an England verloren hatten — die Jakobiner stellten jetzt die Lehre auf, daß die Revolution die Sünden des Königtums gutzumachen habe, daß es den Kampf gelten werde um Sein und Nichtsein, den Kampf um die Weltherrschaft, den Kampf überall.

Man wollte die Abrechnung, hüben und drüben; sie quoll aus der Geschichte, aus dem Wesen der Revolution, aus dem Innersten der beiden Nationen empor. Daß Pitt sich ihr lange versagt und sie nur gezwungen aufgenommen hat, wird unzweifelhaft bleiben; wieweit er angesichts des schon unvermeidlichen Bruches, in der letzten Zeit vor dem Kriege, etwa auch seinerseits zum Angriff übergegangen ist, bedarf vielleicht noch einer Prüfung: im ganzen war er der Angegriffene. Die Hinrichtung Ludwigs XVI. gab den letzten Entscheid; unter dem Eindrucke dieses Faustschlages gegen das monarchische Europa, der Trauer und des Entsetzens, die auch England überströmten, stellte Pitt dem französischen Gesandten seine Pässe zu. Aber die Kriegserklärung kam von Paris, am 1. Februar 1793: ein 22jähriges, kaum durch einen Waffenstillstand unterbrochenes Ringen hub an.



Wellington. Gemälde von Isabey.

* * *

In diesem Weltkampfe hat England, nach der Überlieferung, die ihm seine Geschichte und seine Lage vorzeichneten, gegen den kontinentalen Feind kontinentale Helfer, gegen die Heere Frankreichs die Heere der europäischen Militärstaaten aufzubieten gesucht. Es hat, wie ehedem unter Marlborough und Georg II., seine eignen

Landtruppen über den Kanal geschickt. Nicht Pitt trifft die Verantwortlichkeit dafür, daß er weder einen Marlborough an ihre Spitze zu stellen hatte, noch diesem schlechten und schwachen Werbeheere gegenüber die alten Heere der absolutistischen Epoche, die Truppen Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. fand. Die neuen Volksheere, die Massenheere der Revolution und vollends Bonapartes warfen die englischen Regimenter wie Spreu auseinander, und erst langsam hat sich der Krieg dann den Feldherrn und das englisch-europäische Heer erzogen, die es wagen durften, Napoleon die Spitze zu bieten. Pitt hat nur die Anfänge Wellingtons noch erlebt; den Minister um der früheren Mißerfolge der britischen Heere willen zu schelten, wie es geschehen ist, ist töricht. Er hatte sie des weiteren um Irland kämpfen zu lassen, das jetzt wie einst unter Philipp II. und Ludwig XIV. zum Stützpunkte des Feindes zu werden strebte. Aber sein Hauptanteil am Landkriege konnte nur jener diplomatisch-finanzielle sein, durch den er Deutsche, Östreicher, Russen, Schweden, Italiener, Spanier und Portugiesen gegen Frankreich vorwärts trieb; er hat den Reichtum seines Landes in immer erneuten Geldzahlungen mitstreiten lassen. Indessen, die eigene Waffe Englands war die Flotte. In der Geschichte des Seekriegs und der Seeherrschaft gibt es keinen gewaltigeren Akt als diesen, der in Horatio Nelsons großem Namen gipfelt. Von der ersten Stunde an trat der Handelskrieg in den Vordergrund: die Blockade der französischen Häfen, die Beschlagnahme aller Zufuhren durch England, und als Gegenschlag Frankreichs schon 1793 der Plan einer Kontinentalsperre. Der Anschluß Hollands und Spaniens an Frankreich erweiterte dann den Kriegsschauplatz, stellte die riesigen Kolonialreiche der beiden den Engländern als Kampfesgegenstände zur Verfügung, gab die beiden alten Kriegsflotten der Nachbarmächte in Frankreichs Hände. Die Entscheidung über diesen Weltbesitz fiel in einer Reihe von Seeschlachten: Howe, Duncan, Jervis, Nelson führten die englischen Geschwader, von 1794 bis 1798 folgte ein Sieg dem anderen, die verbündeten Marinen verschwanden von der See. Die englische Kolonialherrschaft hatte 1783 ihre kostbarste Perle verloren; jetzt wuchs ihr Stück auf Stück im Kampfe zu. Man legte die Hand auf Trinidad in Westindien, auf Malta, auf das Kapland, auf die Stationen des Wegs nach Ostindien hin, auf Ceylon, auf die holländischen Sundainseln, man rang von neuem um Ostindiens Besitz. Auch diesen Kampf hatte Chatham mit Robert Clive dereinst zuerst im großen Stile aufgenommen, jetzt griffen die Franzosen von neuem nach dem alten Wunderlande, das ja immer das Ziel von Bonapartes genialsten Träumen blieb, der Krieg entbrannte mit erneuter Hitze, und William Pitt mit seinem Statthalter Richard Wellesley vollstreckte die Erbschaft von 1760. Die Revolution hatte die französische Flotte desorganisiert, es gelang nicht, sie so jäh emporzubringen wie das Landheer; auch die englische hat schwere innere Erschütterungen durchzumachen gehabt, noch 1797 überaus gefährliche Meutereien, die eine Weile lang die Sicherheit der englischen Küsten völlig bloßstellten; aber im ganzen erfüllte die englische Nationalwaffe ihre Pflicht. Die Seekriegführung erhob sich, nach zurückhaltenderen Anfängen, zu immer stärkerer Offensive: was die großen Revolutionsgenerale, was insbesondere dann Bonaparte auf dem Lande leisteten, das leistete, im vollen Sinne moderner Niederwerfungsstrategie, in gewaltigem Ansturme, in überwältigenden Schlägen auf dem Meere vor allen andern Nelson.

Die Seeherrschaft Englands wurde von neuem errungen und gesichert; sie griff mit eiserner Hand in den Handel nicht nur der Gegner, den sie erdrückte, sondern auch der Neutralen hinein; sie sprengte 1801 deren werdenden Gegenbund durch die Gewalttat vor Kopenhagen; der Vorsprung der englischen Schiffahrt wurde ungeheuer. Der Krieg, der auch auf Englands Schultern überaus drückende Lasten häufte, bereicherte den englischen Handel, die englische Industrie in diesem seinem ersten Jahrzehnte unablässig: Seeruhm, Kolonialbesitz, Gewinn flossen der Meerbeherrscherin in breiten Strömen zu.

Das war die historische Bilanz des Krieges, den Pitt zu leiten hatte. Welches war seine eigene Leistung dabei? Englische Kritiker haben seine Friedensarbeit vor 1793 über die nachfolgende Kriegsarbeit gestellt; es ist interessant, wie dabei der Radikale Lord Rosebery im Namen historischer Ge-

rechtigkeit den Anklagen des Liberalen Macaulay apologetisch entgegentreten muß. Hier sei nur zusammengefaßt, daß er Pitts Finanzleitung von voreiligen Vorwürfen glänzend gereinigt hat. Die Kosten waren riesig, die Subsidienzahlungen andauernd und hoch, die Summe der Anleihen erschreckend und ihre Bedingungen hart, die Staatsschuld ist in diesen 22 Jahren ungeheuer angewachsen. Pitt tat, was er mußte und was er vermochte; er erhielt den Kredit seines Staates lebendig, den Tilgungsfonds aufrecht, er setzte 1798 die progressive Einkommensteuer durch. Er mußte in dem aufrührerischen Irland die Sicherheit seines Reiches verteidigen und wurde durch die Notwendigkeit zur Union der beiden Parlamente von Westminster und Dublin gezwungen: er errang sie 1800, nach der Gewohnheit des irischen Parlamentes durch Bestechungen, und entkleidete Irland seiner Selbstregierung. Er tat es zugleich mit der Absicht, der Mißwirtschaft dieses irischen Parlamentes ein heilsames Ende zu bereiten, versöhnende Reformen zu bewilligen, die dem irischen Katholizismus die politische Gleichberechtigung, seiner Kirche die staatliche Besoldung verschaffen sollten. Die Reformen hat er nicht zu erwirken vermocht, nur die Gewalttat der Union blieb bestehen.



Nelson. Gemälde von Abbott.

Das war bezeichnend für den Wandel, den seine innere Politik nach 1793 überhaupt durchmachen mußte. Pitt blieb im Grunde der er war: der Mann bedächtiger, aber ehrlicher politischer und sozialer Reformbestrebungen; auch jetzt noch hat er gelegentlich die Hand daran zu legen gestrebt. Bis 1792 war der Zug des englischen Staatslebens liberal gewesen, auch noch nach dem Beginne der Revolution und nach dem Schlachtrufe Burkes. Pitt wurde diesem Zuge innerlich nicht untreu: in der englischen Entwicklung wirkt er trotzdem als einer der Väter einer künftigen konservativen Partei nach, die maßvoll zu erhalten und fortzubilden wünscht, die aber dem Liberalismus gegenüber ihre Eigenart hat in ihrem starken Sinne für staatliche Macht und deren Betätigung — auch darin also als Fortsetzer seines Vaters. Und völlig konservativ, ja reaktionär erscheinen die Taten, die er nach 1793 vollbringen mußte. Vorerst war jede weitergehende Neuerung unmöglich: es galt das Dasein zu verteidigen, das war nicht die Stunde zum Umbau des eigenen Hauses. Noch mehr: es galt Abwehr gegen eine Flut von unerhörter Heftigkeit. Man fürchtete auch für England die Propaganda, die Verschwörung, man glaubte die Gefahr mit Händen zu greifen, und ohne Anlaß waren diese Sorgen sicher nicht. Mit einem mächtigen Ruck wurde das Steuer herumgeworfen; alle Kräfte sollten gesammelt, alle Gegnerschaften daheim erdrückt werden. In Schottland wurde geradezu gewaltsam durchgegriffen, in England weniger scharf; aber auch hier gab es Zwangsgesetze, Versammlungsverbote, Vereinsaufhebungen, Preßbeschränkungen; von 1794 bis 1801 wurde die unbedingte persönliche Sicherheit des einzelnen, die Habeas-Corpus-Akte, der Stolz des englischen Rechtslebens, suspendiert. Auch dies alles war allzu begreiflich, und wahrscheinlich durchaus unumgänglich in der Notwehr, in der man stand. Die Nation in ihrer großen Mehrheit, die öffentliche Meinung, die Parteien förderten und unterstützten es viele Jahre lang. Die Wahlen von 1796 erneuerten das Übergewicht Pitts; die Mehrzahl der Whigs unter Burke, die „alten Whigs“, hatten sich bereits 1794 der Re-

gierungspartei angeschlossen, Burke selber lange zuvor mit dem radikalen Fox, als dem Führer der Friedensgruppe, persönlich in leidenschaftlicher Abrechnung gebrochen. England ging in dem großen Kampfe auf: es opferte ihm alles andere, es erkannte die ganze Höhe des Preises und handelte danach in starker und einiger nationaler Disziplin.

Wunderbar genug: die Begeisterung des Kampfes wurde von dem Minister nicht geteilt, der ihn zu lenken hatte, und dem gerade deshalb die Dankbarkeit und das Vertrauen seines Volkes so laut zujubelte. Pitt ließ die innerlichen Aufgaben nur mit Bedauern liegen, Burkes Eifer blieb ihm auch jetzt noch fremd. So viel er mit den französischen Emigranten zusammenhandeln, so sehr er die Rückkehr des französischen Königtums, der Sicherheit und des Friedens halber, wünschen mußte: er wurde dennoch nicht zum Gläubigen der Gegenrevolution. Nicht um den Prinzipienkrieg handelte es sich für ihn, sondern um den Machtkampf und um die Erringung des Friedens. Und den Frieden hat er immer von neuem gesucht. Er hatte geglaubt, dieser Krieg werde von kurzer Dauer sein: was er dazu tun konnte, hat er getan. Eine ganze Reihe von Unterhandlungsversuchen begleitet den Kampf, gelegentlich kam Pitt weiter entgegen als mancher billigen konnte. Vergeblich: auch die Machthaber der Revolution waren an den Krieg und seine Hoffnungen gebunden und wollten nicht verzichten. Pitt rechnete eine Weile auf ihren Sturz, auf eine Restauration; die ersten Friedensangebote ihres wirklichen Nachfolgers, des eben in die Macht eingetretenen Konsuls Bonaparte, wies er im Winter 1799/1800 zurückhaltend und mißtrauisch ab; dann hat noch er selber, da Bonaparte sich hielt, den Frieden — oder besser: Waffenstillstand — von Amiens vorbereitet und gefördert. Der ist 1802 abgeschlossen worden; bis dahin hatte England allein, während die Festlandstaaten mitschlugen, zurücktraten, wieder vorgingen und sich wieder zurückzogen, die harte Bürde ohne Unterlaß getragen. Das Erstaunliche ist eben, daß Pitt sie widerwillig getragen hatte: seine Heldenleistung war das Ergebnis einer langen Selbstüberwindung. Und das Erstaunlichste, daß doch gerade diese seine Leistung den Krieg aufrecht erhalten hatte bis zuletzt. Pitt, der ihn nicht wünschte, war das Rückgrat des Krieges. Wieder ist, wie in dem Friedensjahrzehnt zuvor, an seiner Gesamthaltung sein freier Wille schwächer beteiligt, als der Zwang der Dinge. Aber dieser Zwang ließ den Widerstrebenden große Taten tun. Seine Festigkeit hielt Großbritannien in furchtbaren Jahren aufrecht. Durch wieviel Niederlagen, wieviel Abfall, wieviel Opfer, wieviel Gefahren mußte er hindurch, in den schlimmsten Tagen er persönlich auf den Straßen Londons beschimpft und bedroht! Er schritt hindurch, ungebeugt, furchtlos, mit dem kalten, klaren, nüchternen Entschlusse, das Notwendige mannhaft zu tun. An seiner stolzen Sicherheit richtete nach jeder bösen Kunde das Parlament sich auf. Er vermochte den Krieg nicht zu leiten wie ein preußischer König, ihn auch nicht mit seinem Feuer zu durchglühen wie Chatham; aber er durchdrang ihn mit seinem Charakter. Er tat das Äußerste und Schwerste, als verstünde es sich von selbst.

In dieser Festigkeit lag sicherlich etwas sehr Großes; und, man muß es hinzufügen: die besten Kräfte des englischen Wesens lagen darin. Es sind ja viele und verschiedenartige Eigenschaften, durch deren jahrhundertelanges Zusammenwirken England seine Größe in der Welt errungen hat: wirtschaftlicher Wagemut und wirtschaftliche Nüchternheit nebeneinander, Tätigkeit, Fleiß, ein gesunder Sinn für das Wirkliche und Greifbare, derber politisch-nationaler Stolz, politische Einfügung und dabei freie persönliche Entfaltung des einzelnen, seiner Kräfte und Rechte und seines Innenlebens, hartes Zupacken, rücksichtslose Gewaltsamkeit und ernste, tiefgreifende Kulturarbeit, alles immer wieder von einem Staate geleitet, beraten, geordnet, der in lebendiger Beziehung zu seinen Mitgliedern blieb. Ansiedler und Geistlicher, zumal aber Kaufmann, Seemann, Soldat und Staatsmann haben immer glücklich, glücklicher als irgendwosonst, ineinander gearbeitet. Aus allen diesen Berufen stammen die bedeutenden Persönlichkeiten, in denen sich die Leistung der einzelnen Epochen verkörpert, von den Tagen Elisabeths an bis auf die Gegenwart; durchgehende Züge, Typen, die immer wiederkehren, lassen sich da die Zeitalter entlang verfolgen, vom Gresham und Drake an bis auf Chamberlain und Rhodes.

Schließlich sind es doch die Staatsmänner, die am sichtbarsten alle Fäden, alle Wirkungen in sich zusammenfassen — nirgends so deutlich wie in der Periode des hundertjährigen Zweikampfes mit Frankreich, wo alles Wachsen von Englands Wohlstand und Weltbesiedlung so dicht an den Staat und seine Taten gebunden war. Auch Pitt hat die anderen neben sich gehabt, die Kaufherren wie die Krieger. Sicherlich hat ihn Nelson durch schlagende Genialität überragt, und sicherlich steckt auch in Nelsons kühner Tatkraft und in dem Zuge einer gewissen rücksichtslosen und gesetzlosen, persönlichen und nationalen Willkür, der seinem Bilde als Mann und Kämpfer nicht mangelt, ein gut Stück der nationalen Eigenart — ebensoviel oder noch mehr von dieser aber ist doch wohl in den zwei Helden der gleichmütigen Ruhe, der kaltblütigen und selbstbeherrschten Festigkeit enthalten, den beiden typisch englischen Edelleuten, die mit Nelson zusammen das Ringen gegen Napoleon überragen, die beide keine Genien waren in Nelsons oder gar in Napoleons gewaltigem Stile und doch groß genug, um dem großen Kaiser gegenüber ihren Platz im Kampfe zu füllen: Wellington und Pitt. Wir sahen, wie wenig Pitt dem unerbittlichen Fanatiker gleicht, den der Haß der zeitgenössischen — und sonderbarerweise auch noch heutiger — Franzosen immer wieder aus ihm machen gewollt: aber die Wirkungskraft des Charakters wird in ihm Fleisch und Blut wie in wenigen sonst.

* * *

In unerschöpflicher Arbeit und Anspannung hat er diese Kriegsjahre verbracht. Man hat beobachten wollen, daß in sie die Krisis seines persönlichen Lebens falle. Im Jahre 1796 hat er sich den früher erwähnten Verzicht auf häusliches Glück abgerungen. Noch aus dem folgenden stammt die vielwiederholte, Pitts neidenswerte Ruhe charakterisierende Erzählung, wie Lord Spencer auf dem Höhepunkte des Matrosenaufstandes den Minister mit ganz bösen Nachrichten weckt und mit seinen Befehlen abgeht; als er kurz darauf noch einmal zu ihm zurückeilt, trifft er ihn schon wieder in festem Schlafe. Im Jahre 1798 aber findet Lord Rosebery die ersten Zeichen, daß diese Ruhe und Pitts Gesundheit zu weichen beginnen — mag der Druck der Erlebnisse und Mühen, mag die Einwirkung seines schweren Lieblingsweines den immer zarten Körper erschüttert haben. Im Jahre 1799 folgte Sieg und Auseinanderbruch der zweiten Koalition gegen Frankreich, 1800 die großen neuen Erfolge Napoleons, die Vereinzelung Englands, 1801 das Ende von Pitts siebzehnjähriger Regierung. Es hängt nicht mit dem Weltkriege, sondern mit Irland zusammen. Pitt hatte an die Union der beiden Parlamente die Aufhebung der politischen Rechtlosigkeit der Katholiken knüpfen wollen; er hatte den Iren Hoffnungen darauf erweckt. Der Plan brachte die Hochkirchler in Harnisch; er brachte den alten König, dem Intriganten zugesetzt hatten, zu verletzenden Worten, und Pitt forderte seinen Abschied. Er hat in dieser Krise rein und klar gehandelt; den König mochte außer der Maßregel selbst, die ihm innerlichst anstößig war, die Eigenmächtigkeit seines regierenden Staatsmannes verdrossen haben — als eine persönliche Versöhnung, ein zeitweiliger Verzicht Pitts auf seinen Vorschlag zustande gekommen war, war sein Rücktritt nicht mehr ungeschehen zu machen. Er hatte selber seinen Nachfolger Addington auswählen geholfen und wies seine Anhänger an, diesen zu unterstützen; er wirkte beim Friedensschlusse mit Frankreich mit — so wenig war es der kommende Friede gewesen, der ihn aus dem Amte getrieben hatte. Dann zog er sich auf das Land zurück, lebte seiner Erholung, seinen Neigungen, tat höchstens als Organisator der Miliz seines Küstenbezirkes seine patriotische Pflicht. Es scheint, als habe er aufgeatmet, als sei mit der Verantwortung ein Druck von ihm abgefallen. Aber auch er vermochte nicht, nach so langer Herrschaft wirklich dauernd still zu sitzen. Solange der Friede währte, konnte er sich für entbehrlich halten. Aber der Friede war kurz. England hatte ihn 1802 mit Freuden geschlossen; die Jahre der ersten Erregung, der hohen Einigkeit, der Revolutionsfurcht waren damals verrauscht, die Leidenschaften abgekühlt, und man hatte angefangen, den Druck des Krieges doch einmal stärker zu spüren als seinen Gewinn. Man fand sich Napoleon gegenüber, und Napoleon war damals geneigt Frieden zu schließen, und schien stark genug, ihn gewährleisten zu können. So hatten Müdigkeit, Isolierung, zudem die Hoffnung, im

Frieden den eigenen Handelsverkehr auf Frankreich selber ausdehnen und so beflügeln zu können, die Verhandlungen populär gemacht — sicherlich nicht zu Pitts Mißfallen. Jedoch die Hoffnungen wurden enttäuscht, die Opfer, die England zu Amiens fast allzu reichlich gebracht hatte, fand es nicht belohnt. Napoleon setzte den Handelskampf gegen England und die Erweiterung des französischen Machtkreises innerhalb und außerhalb Europas während des Friedens fort; die Vergangenheit und die Interessen wurden, nach kurzer Pause, wieder mächtig, und der Krieg brach bereits 1803 wieder aus. Seiner Leitung war Addington nicht gewachsen, die Dinge stockten und drohten gefährlich. Da war auch Pitts Fernhaltung nicht mehr begründet und nicht mehr möglich, und es war nur menschlich, daß er, aus seinem Schatten hervortretend, nun seinerseits das Ministerium überschattete und daß ein unhaltbar gewordenes Verhältnis selbstloser Unterstützung der regierenden Mittelmäßigkeit allmählich in Gegensatz und Nebenbuhlerschaft umschlug. Der Abgeordnete Pitt war allzuviel größer als das Kabinett, der Beifall, der ihn im Unterhause empfangen, eine allzu deutliche Kritik. Nach unfruchtbaren Vermittelungsversuchen räumte ihm Addington im April 1804 den Platz, das zweite Ministerium Pitt begann. Aber der Zurückgekehrte kam als ein kranker Mann; das Interim hatte die Parteiverhältnisse verschoben, die Kollegen, die Pitt sich wünschte, um ein bedeutendes Kabinett der Einigkeit schaffen zu können, Fox voran, wies der Eigensinn des Königs zurück, und Pitt zerrieb sich zwischen einem Parlamente, das ihm gelegentlich bittere Kränkung antat, und dem Widerstande des Monarchen — er empfand es mit Kummer, selber unsicherer, erregbarer, weicher als dereinst. Es wollte kein rechter Sonnenschein mehr über ihm leuchten. Dennoch war sein Dasein auch jetzt noch von hohem Wert: wieder ergriff die gewohnte Hand des Lenkers die Zügel; und für die Weltkämpfe war dies zweite, dunkle Ministerium von weitreichender Bedeutsamkeit. An den Krieg mit England schloß sich dem französischen Kaiser der neue Koalitionskrieg auf dem Festlande an, Pitt organisierte von neuem Europa. Die Töne wurden angeschlagen, die widerhallten bis 1815. Pitt hat noch Trafalgar erlebt (21. Oktober 1805), die endgültige Vernichtung der französischen Flotte durch den sterbenden Nelson, den endgültigen Sieg der britischen Seeherrschaft. Er erlebte kurz darauf tief erschüttert die Niederlage der beiden verbündeten Kaiser bei Austerlitz (2. Dezember), und seine Gesundheit brach unter diesem Schlage vollends zusammen; aber was über die nächsten Jahre hinaus weiterwirkte, das war nicht Austerlitz, sondern Trafalgar. Napoleon ist doch der Unmöglichkeit seiner Stellung und dem Widerstande des alten Europas, der Erhebung der Völker erlegen, auf die Pitt gehofft hatte und bis zu der nur sein Staat allein ohne jedes Wanken ausgeharrt hat in düsterer Gegenwehr. England hat unter Opfern und Gefahren, schwerer als vor 1802, seinen Posten bis an das Ende behauptet — aber was es damit errungen hat, das war des Kampfes wert. Es war die volle Niederwerfung Frankreichs und damit der Abschluß des alten Ringens von 1680 her — wenngleich diese Erbfeindschaft sich doch auch in Zukunft von neuem, über alle Freundschaftsepisoden hinweg, immer wieder zwischen die beiden westlichen Nationen gedrängt hat. Es war, von 1815 ab, die Alleingewalt in der weiten Welt, die lange Freiheit von jeglichem Nebenbuhler zur See, in der Weltpolitik, im Welthandel, in der Weltstellung der britischen Industrie. Der Heldenmut des Staatsmanns, der diesem Kriege und diesem Siege die Bahn gebrochen hatte, hat sich seinem Volke belohnt. Ein halbes Jahrhundert hindurch hat es die Früchte des Kampfes reichlich brechen dürfen, ehe die zurückgebliebenen Nachbarn anfingen ihm nachzuschreiten und seine Alleinherrschaft zu lockern. Dem Weltzweikampfe selber hatte das Deutschland von 1800 zusehen müssen, ohne an ihm teilnehmen zu können — man weiß, wie Fr. Schiller an der Jahrhundertwende seine Deutschen, indes die beiden anderen den Erdkreis und seine Macht und seine Schätze umstritten und eroberten, auf die innerlichen Gewinste geistiger und sittlicher Art, auf die wahre „deutsche Größe“ seines klassischen Idealismus tröstend hinwies. Das neue Deutschland hat dann allmählich auch in die Wirklichkeit und Weite der Welt hinausgegriffen. Es tut heute gut daran, von den Älteren, die ihm da voraufgeschritten waren und

ihren Vorsprung besitzen, immer wieder zu lernen; es tut recht, es sich immer von neuem zu wiederholen, welche Kräfte und welche Leistungen es gewesen sind, die England so groß gemacht haben — nicht nur an Macht allein, aber freilich durchaus auf dem sicheren Grunde der Macht.

Pitts sterbliches Leben ging in Tagen zur Rüste, in denen sein eigenes Auge solch eine Zukunft nicht vorausschauen konnte. Der gichtkranke Mann verwand den Schlag von Austerlitz nicht mehr. Er versuchte eine Kur; er kam sterbend in sein Landhaus nach Putney zurück. Dort gab er die Weisung, die Karte von Europa aufzurollen: „sie wird die nächsten zehn Jahre lang nicht gebraucht werden." Er betete, er nahm Abschied von den Seinen, noch aus der Wirrheit des Fiebers heraus fragte er seinen jüngsten diplomatischen Maßregeln nach; sein Letztes war ein Seufzer um sein Vaterland. Er starb, weniger als 47 Jahre alt.

Er erhielt sein Grab in der Westminsterabtei, bei seinem Vater; die Nation trauerte um ihn. Sein Ministerium zerfiel alsbald; Georg III. mußte jetzt, was er dem lebenden Pitt abgeschlagen hatte, doch gewähren, ein Whigkabinett mit Fox; aber auch dieses ging 1807 zu Ende, und seitdem führten die Tories das Erbe Pitts weiter. Sie vollendeten seinen Kampf mit Frankreich; die Lebendigkeit der innerpolitischen Bestrebungen, die er im Herzen getragen hatte, übernahmen sie nicht. Auch seine innerliche Arbeit war indes nicht verloren: nicht vergeblich hatte er eine Zeit der Unruhe und Unordnung abgeschlossen, das innere Leben befreit, befriedet, gefestigt; nicht nur dem äußeren Kampf war diese Stählung des britischen Staates zugute gekommen: noch der spätere Torismus sollte davon erben. Seine liebsten Reformgedanken freilich sahen wir Pitt vertagen; einige hat sein Schüler Canning weitergetragen, die meisten erst die Nachfolgerin seines Gegners Fox, die liberale Partei der Epoche nach 1830 vollstreckt. Auch da steht er in der Kette des Lebendigen und Zukunftsvollen, auch da sahen wir ihn anknüpfen an den ersten Pitt.

Die Art der beiden Männer blieb charakteristisch verschieden auch in ihrem Sterben. In einer zürnenden Oberhausrede war Lord Chatham ohnmächtig zusammengebrochen, dramatisch bis auf die Schwelle des Todes, der diesem Auftritt bald nachfolgte: er verschwand wie ein fallender Stern. Sein Sohn ging aus wie ein verlöschendes Licht, still und allein. Aber zueinander gehören sie in allem: zwei Arbeiter am gleichen Werke; weltgeschichtliche Gestalten alle beide, weil sie, beide im Dienst derselben lebensvollen Gesamtentwicklung, mit schöpferischem Zwange der eine, in pflichttreuer, selbsttreuer Ausführung sachlicher Notwendigkeiten der andere, gebietend oder gehorchend, beide in großen Dingen mit entscheidender Wirksamkeit und ganzer Hingabe etwas schufen für ihre Nation.

Daheim.

Von Julius Havemann.

Da der Sonne spätes Schimmern
Nun zu blasserm Gold erbleicht,
Und durch eine Flucht von Zimmern
Schräge längs den Truhen streicht,

Sich im immer engern Tage
All das bunte Sterben drängt
Und das rote Gold im Hage
Loser in den Wipfeln hängt,

Sieh, da will sich nahe halten,
Was sich nahe haben kann;
In den engen Gassenspalten
Zünden sie die Lämpchen an,

Und im wärmsten Kreis zusammen
Drückt sich, was zutiefst sich kennt,
Während noch in müden Flammen
Eine höchste Wolke brennt.

Wenn sich dann die Lichter wiegen
Überm Herde, flink und kraus,
Knarrt es auf den dunklen Stiegen,
Und das Märchen huscht durchs Haus.

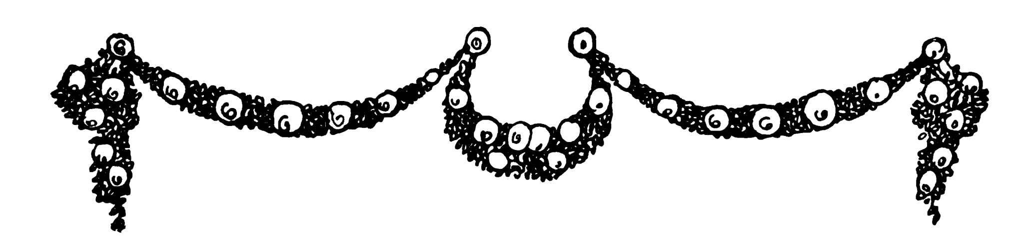
Aber eine lauscht erschrocken
Plötzlich in das kühle Land,
Und verwirrt durch blonde Locken
Streicht die weiße Mädchenhand.

Denkt sie des, was ohne Frieden
Seine harte Straße zieht?
Hörte sie des wegemüden
Wandrers heimatloses Lied?

Das Horoskop.

Eine Kynastsage von Alice Freiin von Gaudy.

„Herr Johann Ulrich Schaffgotsch — gebt wohl acht —
Wenn Ihr der Astrologen heimliche Kunst verlacht,
Sie werden raunen und sagen: Der steht zum Friedland nicht,
Dem großen Sternedeuter — wer also spricht!"
Rot flackern in Eisenringen die Fackeln auf Schwert und Pokal.
Dumpf läutet Becherklingen im spitzgewölbten Saal:
Sie zechen wacker mitsammen, die Feldherrn des Wallenstein!
Lichter, gleich Bernsteinflammen, versprüht der Ungarwein.
Herr Johann Ulrich Schaffgotsch schlug auf den Tisch die Hand:
„Geht mir mit Sternedeuten! Ich sterbe in freiem Land,
Ich sterbe in tapferm Kampfe ehrlichen Reitertod —
Nicht gewaltsam — in Ketten — wie der mir droht!
Was zitterst Du so erschrocken, mein frommes Magisterlein?
Komm! Komm nur! Laß Dich verlocken: Dein Horoskop stell' ein,
Nicht mir, der es spottend verachtet — doch, weil sich's eben traf,
Daß es blökend im Burghof schmachtet — — für jenes weißwollige Schaf!"
Unbändiges Gelächter. — Leichenblaß
Hebt sich Magister Thieme: „Freiherr — erlaßt mir das!
Ihr glaubt nicht an der Sterne schicksalkündenden Zug . . .
Ich — frevle nicht so vermessen! . . . Es sei genug!"
Zwischen Hans Ulrichs Brauen schob eine Falte sich tief.
„In des Schicksals Werkstatt zu schauen — das war es, weshalb ich Dich rief!
Laß wahrhaft die Sterne uns melden, wie des Lebens Wundergang sei:
Ob einem Schaf, einem Helden . . . bleibe Dir einerlei!
Ich habe schon erkundet, wie sich's schickt,
Wann jenes weiße Schäflein das Licht erblickt:
Just an des Märzen Idus — da Cäsar fiel —
Vorwärts, Magister Thieme! Wann trifft sein Ziel?"
Scheu breitete der Bedrängte den mächtigen Sternenplan.
Sein bebender Finger senkte sich auf des Lammes Bahn —
Lang' hat er gerechnet, gemessen, Aspekte gestellt mit Bedacht —
Dann sprach er: „Das Lamm wird gefressen. Vom Wolf. In heutiger Nacht."
Hans Ulrich lachte dröhnend: „Soll nicht geschehn!
Ich will das Lamm noch heute auf meiner Tafel sehn.
Schnell, Schaffer, laß es holen und sende es dem Koch:
Am Spieß soll er es braten — und heute noch!"
Das ist von wüsten Gelagen das wildeste, lärmendste Mahl . . .
Da drängt sich — schon will es tagen — der Küchenmeister zum Saal.
Er stürzt Hans Ulrich zu Füßen: „Herr, Gnade, ich hob' es versähn —
Ich spreche, ich will's ooch bießen — a Unglicke is geschähn!
Das Lämmel briet am Spieße. Do denk' ich mir:
Es is a su a Hitze — machst bissel uff die Tier . . .
Ich dreh ooch blus a Ricken — — nee — su a Schreck:
Do kümmt där Wolf geschlichen und frißt mersch's weg!"
„Ein Wolf? — Wie ist es zu denken? — Wie drang er ins Kynastschloß?" —
„Nu äben! Drum tut mich's su kränken: a war duch a Hausgenoß!
Zähn Jährel läbt a do hinne, su zahm — su wie a Hund —
Nie hot' a stählen im Sinne, bis hinte — uff diese Stund!"
Erschüttert stehn die Gäste . . . blaß und still . . .
Der tapfre Schaffgotsch faßt sich: „Nun denn — wie Gott es will!
Verzeihe mir, Magister — und hast Du recht gesehn,
Will ich zum Henkertode einst klaglos gehn!"
Das war Hans Ulrich Schaffgotsch, der nicht an Sterne geglaubt:
Zu Regensburg, vor dem Tore, lag auf dem Block sein Haupt . . .
Wie ein Komet Trabanten in seinen Sturz verflicht,
So fiel er mit dem Friedland — — doch schuldig war er nicht.



Der Berg.

Ein Leben in Tagebuchblättern. Von Adelheid Weber.

Blankenfelde, 5. Mai 18..

Siebzehn geworden! Wird nun das Leben beginnen? Das wirkliche, echte, große, geheimnisvolle, lockende, schreckende Leben? Das Leben, das ungeahnte Herrlichkeit und ungekannten Graus in sich bergen muß — dem ich durch seine abgründigen Augen bis in die tiefste Tiefe schauen möchte —

Mama sagt, und alle Tanten sprechen es nach, ich sei jetzt mit meinen 17 Jahren so vollkommen glücklich, wie ich's nie wieder werden könne. Ich sei jung, gesund, hübsch, reich — ich habe eine gute Mutter, eine Schwester, die mir Vernunft predigt, Pensionatsfreundinnen, die sehr gern zu mir aufs Land kommen, und mit denen ich Musik machen, reiten und albern kann, soviel ich will, und sogar ein paar junge Herren, die mir Schönheiten sagen. — O ja! Ich habe die Meinen natürlich lieb; ich liebe unsern schönen Park und unsere Felder und unsern Wald — ich liebe unsere Leute und unser Vieh, besonders die Füllen, die in die Welt hineinsausen, als ob sie ganz offen vor ihnen läge, und die Kälber mit ihren großen, sanften, dummen, erstaunten Augen — ich glaub' immer, die sehen was vom Leben, aber sie können's nicht begreifen — Doch hinter unserm Park und den Feldern und dem Wald und dem Sonnenschein und Regen, hinter dem lieben, umzäunten Alltag, da liegen die Berge und zeigen mit blauen Fingern hinter sich — und weit hinter ihnen, so weit, daß ich ihn nicht sehen kann, da liegt der große Berg, der höchste — und wer auf seinem Gipfel steht, der sieht hinein in die Wolken und herüber über die Erde — und sieht die Pracht — und das Geheimnis — und die Flamme —

Werde ich je auf den Berg kommen? Werd' ich?

Wer von allen, die mit mir leben, ist auf dem Berge gewesen? Mama nicht — Maxi gewiß nicht — die sind glücklich im Garten — und die dummen Pensionsmädel — die denken nicht mal, daß es den Berg gibt —

Aber Arno — ja Vetter Arno! Der weiß alles, der kennt alles, der kann alles! Von Kindesbeinen an — von meinen Kindesbeinen, denn er war schon Student, als ich noch in Hängern ging, und jetzt ist er dirigierender Arzt an der Charité geworden, mit 30 Jahren! — aber schon als ich noch ganz klein war, war er mein A und O, meine höchste Instanz und sicherste Zuflucht. Immer gab er mir Antwort auf meine Fragen, über die die andern nur lachten oder schalten — eine Antwort, die Anfang, Mitte und Ende, und vor allem, die Wahrheit hatte. Denn er hat Zutrauen zu mir — unter seinen Augen kann ich mich dehnen und wachsen — leben!

Mit seiner hohen, schlanken, ein wenig vornübergeneigten Gestalt, mit seinem länglichen, feinen, blonden Gesicht, mit seinen hellen, klugen, guten Augen, mit seiner langsamen, bestimmten Art zu sprechen ist er mir vorgekommen wie „Mahadöh, der Herr der Erde", der freundlich und menschlich unter Menschen wandelt.

Und nun kommt er her! In vierzehn Tagen ist er hier!

Das ist mein großes, großes Geburtstagsgeschenk.

24. Mai 18..

Ja, schlagt nur, Nachtigallen, blüht alle auf einmal, ihr Sträucher, rausche und springe, lieber Bach — ich bin Braut! Ich bin seine Braut! Der immer das Licht in meinem Leben gewesen ist, ohne den ich mir mein Dasein gar nicht vorstellen kann — der mit jedem meiner Gedanken verbunden ist, seit ich überhaupt denken kann

— der Erste, Klügste, Beste aller Menschen liebt mich!

Nun werd' ich leben! Leben!

Künftiges Jahr soll unsere Hochzeit sein. Mir ist alles recht. Ich bin doch schon jetzt die Seine; nichts rührt mich mehr an, was nicht von ihm kommt oder zu ihm führt.

Ich bin Braut! Ich bin wahr und wahrhaftig seine Braut!

Florenz, 3. Mai 18..

Seit drei Wochen bin ich Frau — hier, in Florenz, wo das Leben eine Blume ist, seine junge Frau!

Noch ist mir, als stehe er auf dem Berge, ein Riese, und halte mich auf seiner ausgestreckten Hand zwischen Himmel und Erde, wie Zeus die Nike — Und ich sehe nun das Leben vom Berge herab; aber es ist noch etwas Unwirkliches — Ich bin wie entwurzelt — ich schwebe halb, halb balanciere ich. Nichts, was ich bisher erfahren, gedacht, geahnt habe, paßt zu meinem jetzigen Zustande, und was ich jetzt erlebe, dringt auf mich ein, wie Brausen aus einer andern Welt. Es ist ein Entzücken in mir, wie tausend aufwirbelnde Lerchen — aber es ist alles nur Traum. Ich schwebe — und nichts hält mich als seine ausgestreckte, liebe Hand.

Berlin, 8. September.

Am schönsten sind die Abende mit ihm allein am Kamin. Ich sitze auf seinen Knien, und wir schauen in die hüpfenden Flammen und haben uns lieb.

Manchmal hören wir zusammen große Musik, und wenn sie am schönsten ist, tauchen unsere Augen ineinander, und unsere Seelen, wie ein Paar kleine Vögel, setzen sich auf die Flügel des Adlers und steigen mit ihm empor hoch über Welt und Zeit.

Manchmal sind auch Freunde bei uns, und sie sprechen kluge Dinge mit Arno, und ich lausche „mit allen Ohren", wie er sagt. Oder sie machen mir ein wenig den Hof, und ich freue mich, daß mich ihr Beifall vielleicht in seinen Augen verschönt. Aber alles ist nur wie Vogelsang im Walde, durch den man mit dem liebsten Menschen Hand in Hand geht.

Durch den schönen, grünen Wald den Berg hinauf, immer hinauf. Und das Leben wird größer und größer.

10. Oktober.

Zu zweien, ja! Arno, der hält mit mir Schritt — nein, der stützt und führt und zieht mich nach sich — und wir wachsen immer enger ineinander, wir zwei —

Aber das dritte — wird das nicht der Keil sein, der uns auseinander treibt? Wie kann ich mit ihm Schritt halten, wenn ich die Bürde auf dem Arm habe?

Ich habe solche Angst. Wenn erst all das Gräßliche vorbei ist, dann werde ich von Pflichten eingeengt sein, werde immer an das andere denken müssen —

Ich will aber nicht mich aufgeben! Ich bin noch so jung! Ich will noch selber wachsen, lernen, genießen, alle Entzückungen des Lebens mit beiden Armen an mich pressen!

Mein Berg! Mein schöner Berg!

5. November.

Es fängt jetzt schon an; es will uns jetzt schon auseinander treiben.

Ich soll nichts mehr sein als seine Trägerin, seine Behüterin.

Zwar werde ich selbst jetzt behütet, wie nie im Leben; aber das ist ja nur seinetwegen, und es reizt mich oft bis zum Vergessen aller Selbstbeherrschung.

Arno bleibt immer ruhig und wartet still, bis ich von selbst zur Einsicht komme.

Ich habe immer unrecht, ja — aber es kommt mir vor, als ob das viele Unrechthaben sich bei einem aufsummt, bis es zum Recht wird.

Heut sollte ich ein großes, großes Ereignis erleben. Gräfin Hahn-Hahn ist noch einmal nach Berlin gekommen, ehe sie ins Kloster geht, und sie nimmt heut ein Frühstück bei Meta Eibenschütz an. Und weil Meta mich sehr liebt und meine glühende Verehrung für die Gräfin Hahn-Hahn kennt (man muß selbst vor ihren Autornamen immer die „Gräfin" setzen, denn ihre Romane, in denen nur Gräfinnen handeln und leiden, hätte eine Bürgerliche nie schreiben können)... Aber ich bin schon wieder in den Schachtelsätzen verirrt, über die Arno immer so spottet! Also Meta hat mich eingeladen. Ich sollte die Hahn-Hahn sehen, die interessanteste Frau des Jahrhunderts, der die Männer scharenweise zu Füßen gelegen haben und die nun, der Triumphe müde, ins Kloster geht! Die Dichterin, die uns

das Ideal der Frau aufgerichtet hat, der hohen Frau, die von der Prosa des Werktages ganz abgelöst, nur den Forderungen ihrer „immensen Seele“ und ihres heißen Herzens lebt und natürlich nie von dem Manne verstanden werden kann. Denn der Mann will ja das Weib nur zu seiner Dienerin, seiner Puppe und der Wärterin seiner Kinder machen. Das habe ich auch schon gelernt — und nicht nur aus den Romanen der Gräfin. Ach, die steht auf dem Berge, die ließ sich vom Steigen durch keinen Mann abbringen! Ich aber —

Ich hatte Arno wohl von diesem Frühstück gesprochen, aber nur so obenhin, denn ich kann seinen Spott über die Gräfin nicht vertragen. Ich hoffte, er werde noch in der Charité sein, wenn ich fortginge, und beeilte mich sehr mit meiner Toilette. Aber ich wollte mein schönstes Tageskleid anziehen, das in Gold- und Grünchangeant, und konnte die Taille nicht zubringen. Da, als ich, krebsrot vor Anstrengung und Aufregung — das Mädchen zurufen genierte ich mich — an den Knöpfen reiße, kommt Arno plötzlich herein.

„Was machst Du denn da?“ fragt er mit seiner ruhigen Freundlichkeit.

Ich wurde noch röter, und der Ärger darüber machte mich bockig.

„Ich kleide mich für das Frühstück bei Meta Eibenschütz an,“ erwiderte ich und sah ihm trotzig in die Augen.

Er lächelte ein wenig und kam näher. Er sah aufreizend mild und überlegen aus. Ich wandte mich dem Spiegel zu und zog hastig an meiner Taille. Hinter mir sah ich Arnos ruhig lächelndes Gesicht meinen vergeblichen Bemühungen zuschauen.

„Es geht nicht, Ilschen,“ sagte er freundlich. „Und Du wirst in dieser Façon der Gräfin doch nicht gefallen. Sie liebt nun mal nur die himmlischen Frauen, die immensen aber leeren Seelen. Eine blühende Mutter muß ihr sehr zuwider sein.“

„Mir auch!“ rief ich außer mir.

„Das glaubst Du selbst nicht,“ erwiderte er. „Du bist nur jung und unverständig, aber nicht herzlos und pflichtvergessen.“

Bis hierher weiß ich so ziemlich jedes Wort, das wir sprachen; nun aber fing meine Rede an zu laufen, dann zu galoppieren, und seine Entgegnungen fielen wie Schwerthiebe — bis zuletzt —

Ja, es soll dastehen —

Zuletzt warf ich erst die Taille, dann mich aufs Sofa und bekam einen Weinkrampf.

Er aber, der bis dahin jede meiner Nervositäten mit unermüdlicher Geduld abgelenkt und beschwichtigt hatte — er ging, ohne mich nur anzusehen, ohne ein einziges Wort — hinaus und ließ mich in meinen Tränen liegen.

Mein Herz stand in einem ganz neuen Gefühl des Schreckens still; mein Schluchzen brach ab, als hätte die zufallende Tür es abgeschnitten. Ich erhob mich und sah mich um. Das Zimmer war wirklich leer.

Ein großer Zorn schoß mir glühend zu Kopf. Dann die heiße Scham, meine Leidenschaft vor so kalten Augen entblößt zu haben. Aber das alles wich zurück vor diesem neuen, unheimlichen Schreckgefühl. Es war mir — ich kann's nicht anders bezeichnen — als wäre ich solange immer Hand in Hand in eifrigem Gespräch mit einem lieben Menschen gegangen, und nun hätte er meine Hand losgelassen und wäre umgekehrt und hätte mich allein gelassen. Und ich sähe nun erst, daß mir das Land, durch das ich ging, ganz fremd war, und ich fürchtete mich sehr.

Ganz rasch, ehe noch die Scham mich wieder fesselte, lief ich durch die leeren Stuben bis zur Tür seines Arbeitszimmers. Da klopfte ich auch ganz rasch an und öffnete mit seinem „Herein!“ zugleich und sah ihn an seinem Schreibtisch sitzen und lief auf ihn zu.

Da, auch im ersten Impuls — denn er hatte vorgehabt mich lange kaltzustellen — öffnete er seine Arme und zog mich auf seine Knie. Da weinte ich dann noch einmal, aber an seinem Halse.

Nachher, nachdem wir uns sehr liebgehabt hatten, sagte er: „Solche Szenen wie die vorige gestatte dir nie wieder, Ella. Sieh, jeder Mensch hat ein Bild von dem andern in sich, und wenn sich das verzerrt, kann es geschehen, daß er den Menschen selbst mit dem Bilde verliert.“

Da wurde mir ganz kalt, und ich sagte: „Ach nein, Arno, das ist ja ungerecht, wenn man sich selbst ein Bild von dem andern macht und nun verlangt, er solle immer dem

Bilde gleichen. Liebe mich, wie ich bin. Weise mich zurecht, schilt mich, ja meinetwegen prügele mich —" Ich mußte aber lachen, so fremd war die Hantierung des Prügelns dem Bilde, das ich von ihm in mir trug.

Da merkte ich, daß ich mir auch ein Bild von ihm machte. Und daß er also recht hatte.

Ich darf mir also wirklich „solche Szenen wie die vorige nie wieder gestatten".

Berlin, 15. Dezember 18 . .

Ist es wirklich zwei Jahre her, daß ich zuletzt in dieses Buch schrieb? Und hätte es auch jetzt nicht getan, wenn ich nicht Arnos Tat hier aufzeichnen wollte — damit sie mir vor Augen stehe, wenn ich wieder einmal unlustig zu meiner Pflicht sein will.

Seit Reinis und nun gar seit Willchens Geburt bin ich wenig mehr ins Konzert oder Theater gekommen. Schon weil ich abends immer zu müde bin, um noch Toilette zu machen und immerhin ein Stück meiner Nachtruhe zu opfern. So bin ich denn Arno jubelnd um den Hals gefallen, als er zwei Karten zur Liszt'schen Matinée in der Singakademie gebracht hat. Ich sollte Liszt hören, und das wieder einmal zusammen mit meinem liebsten Manne wie früher, als ich noch frei und ewig so glücklich war!

Es war freilich ein Wermutstropfen im Becher. Arno hatte nur noch einen Platz in der vierten Reihe für mich, und für sich nur einen ganz hinten am Ausgange bekommen können. Aber ich wußte doch, daß er mit mir zugleich die schönste der Freuden genießen werde.

Noch kurz vor ihrer Erfüllung drohte meine Hoffnung wieder einmal zu Wasser zu werden. Reini bekam gestern Halsschmerzen und etwas Fieber. Natürlich wollte ich zu Hause bleiben. Aber Arno gab mir sein Wort, daß ich ohne Sorge gehen dürfe. So ging ich denn. Mein Herz und mein Gewissen waren nicht ganz frei — aber ich ging. Arno brachte mich bis zu meinem bevorzugten Platz. Als er ging, drückte sich der kleine, böse Stachel in meinem Herzen tiefer ein. Aber als dann Liszt kam und die Saiten erdröhnen ließ, da zitterte meine Seele mit ihnen, und ich vergaß die ganze Welt und war im Paradiese. Noch taumelnd von dieser himmlischen Erschütterung, noch den Donner und den göttlichen Gesang dieser wunderbaren, mit nichts zu vergleichenden Töne in Ohr und Herz, ließ ich mich fast willenlos von den Hinausströmenden mittreiben. Am Ausgange des Saales faßte Arno meine Hand und zog mich sanft mit sich. Draußen legte er meinen Arm in den seinen.

„Du warst glücklich, Illa?" fragte er.

„Im Himmel," erwiderte ich. „Und du? Hat Dich die dämonische Rhapsodie nicht auch hingerissen?"

„Lieber sähe ich noch ihren Abklang auf deinem Gesicht, Liebste," sagte er.

Ich schwieg. Seine Antwort war mir nicht enthusiastisch genug; ich begriff nicht, wie er das geliebteste Irdische an der göttlichen Schönheit nur messen konnte.

Wir sprachen wenig im Wagen. Vor unserer Wohnung setzte mich Arno ab und fuhr noch zu seinem Rundgange in die Charité. Erst auf der Treppe unseres Hauses dachte ich an Reini und flog nun die Stufen hinauf. Als ich in das Kinderzimmer trete, sitzt Reini in seinem Bettchen und hält mir sehr vergnügt ein hölzernes Hündchen entgegen. „Papa, Papa!" ruft er. Und das Mädchen: „Der Herr Professor hat es ihm gebracht. Er hat die ganze Zeit, bis er Frau Professor abholte, mit dem Kleinen gespielt."

Er hat mich in die Singakademie gebracht und mich abgeholt und in der Zwischenzeit statt meiner an Reinis Bett gesessen, damit ich mich freuen könne.

Und ich, die sich so manchesmal innerlich beklagt und bemitleidet hat, wenn ich mit den Kindern sein mußte, statt Musik zu machen und Bücher zu lesen — die noch gestern dachte, daß der Berg meiner Jugend immer weiter von mir zurückweiche — ich weinte.

6. April 18 . .

Heut ist unsere kleine Suse ein Jahr alt. Arno hat mich heut sehr lieb gestreichelt und gesagt: „Dir allein verdankt dies kleine Prachtexemplar sein Leben; ohne Deine Sorgfalt wäre es uns nicht erhalten geblieben; denn es war sehr zart. Aber nun ist das Mädel durch, und nun soll auch die liebe Mama sich wieder rote Backen anpflegen." — Ich bin sehr glücklich.

5. Mai 18 . .

Mein Geburtstag. Und vielleicht — ich glaube — der unseres vierten Kindes.

Ostern 18 . .

Heut ist mir ein bißchen wie einer alten Mutter, die ihren Sohn auf die Wanderschaft schickt: wir haben Reini eben zur Schule gebracht. Der erste Schritt, mit dem das Kind sich von der Mutter loslöst. Nun haben wir, Arno und ich, aufgehört, die einzige Vorsehung, Schicksal, Allmacht und Allwissen für unseren Jungen zu sein. Im nächsten Jahr folgt Willy, dann Suschen, endlich unser süßes Baby, das Binchen. Und das Leben wird sie langsam, aber stetig, mehr und mehr von uns loslösen, bis wir wieder allein sein werden — wir beiden Alten!

Ach, was sind das für dumme Gedanken! Noch haben wir lange, lange für sie zu sorgen und zu schaffen und dann —

Ja, dann werden wir zwei alten Bäume unsere Zweige immer enger und unauflöslicher ineinander schlingen.

Blankenfelde, Pfingsten 18 . .

Wohlig ist mir's hier im alten Nest! Ich sitze wieder beim Morgenkaffee mit Mama auf der Rundbank um den Steintisch; mit uns Arno und die Kinder. Die Kirchenglocken läuten von fern, und die Amsel pfeift in der Ulme, die durch den Tisch wächst. Die Büsche blinken wie Glas, und zwischen das Gras des Rasens haben sich wieder die Gänseblümchen gestohlen und haben alle einen Tautropfen auf ihren goldenen Knöpfchen sitzen. Damals band ich mir die Gänseblümchen zum Kranz und bildete mir ein, die glänzenden Tropfen säßen noch immer darin und blitzten immer noch grün, rot und blau. Und ich setzte mir das Kränzchen auf den Kopf und war eine kleine Prinzessin. Und Mama schalt über meine nassen Füße. Wie lang ist denn das her? — Ist es möglich, daß jetzt mein Binchen die Blumen zum Kranz pflückt — mein Kleinstes, das nun auch schon neun Jahre alt ist, wie ich damals? Mama schilt jetzt auf Binchens nasse Füße. Und hinter dem Garten blauen die alten Berge. — Alles wie damals — nur mein Leben ist langsam vorübergeglitten. Traumhaft — traumhaft —

Pfingstmontag.

Mama sagte heut lächelnd: „Ich hätte nie geglaubt, daß Du Dich für Mann und Kinder selbst so ganz aufgeben würdest. Ilse, Du hattest so große Rosinen im Kopfe. Weißt Du noch den Berg, auf den Du immer hinaufwolltest?“

Ich bin erschrocken bis ins Herz hinein. Ich hatte ja den Berg schon ganz vergessen — den Berg — und das Geheimnis — und die Flamme. Da hinter den blauen Hügeln standen sie und lockten und leuchteten meiner Jugend — Jetzt sind sie verschwunden. Ich hab's gar nicht gemerkt, daß sie davongeglitten sind — ich hatte so viel zu tun. — Und nun ist das Leben eben und voll ganz klarer und kleiner Pflichten und Freuden —

Mama hat mich in Tränen gefunden und hat über meine Schulter hinweg diese Worte gelesen und gesagt: „Dahin kommen wir alle, Kind. Glücklich, wen solch ein kluger Mann, wie der Deine, sanft dahin leitet, daß er sich aufgibt für Mann und Kinder.“

Berlin, Ostern 18 . .

Seit fünf Jahren schreibe ich zum erstenmal wieder, und der Name „Tagebuch“, der mit goldenen Lettern auf dem Deckel steht, hat keinen Sinn mehr für dieses Buch. Wenn man älter wird, schafft man, denkt auch wohl und fühlt gewiß — aber man schreibt seine Gefühle nicht mehr nieder. Nur die Merksteine unsers Lebens will ich noch hersetzen wie in eine Art von Familienbibel. Darum schreibe ich heut; denn heut hat unser Reini sein Abiturium summa cum laude bestanden.

15. Juni 18 . .

Unsere geliebte Sabine ist tot. Ich darf nicht weinen; Arno hing zu sehr an dem Kinde; er ist gealtert; ich muß ihn halten und trösten. Mein liebes Kind. Schlaf wohl!

12. Oktober 18 . .

Nun ist Suse Braut! Ich bin so glücklich mit ihr! Jahrelang habe ich mit ihr gelitten und mich tief gesorgt, denn Reinhart war noch ein armer Student, als ihre Liebe begann, und Arno wollte mit Recht nichts von einem Verlöbnis wissen. Aber mein tapferes Mädchen hat ausgeharrt, nun hat Reinhart eine prachtvolle Doktorarbeit geliefert und ist nach Göttingen berufen,

und ich werde Arno überreden, daß er zuschießt, damit sie ihren jungen Haushalt beginnen können. Meine liebe Suse hing heut an meinem Halse in überströmendem Glück.

5. November 18 . .

Willy ist heut Rittmeister geworden. Reini ein schon gesuchter Arzt, Willy ein tüchtiger Offizier, Suschen glückliche Frau und Mutter. Und alle kommen zu ihrer alten Mutter, wenn sie Rat und Hilfe oder Trost haben wollen; schon setzen Suschens Kinder diesen Brauch fort, vom Ilschen, dem ich das Näschen putzen muß, bis zu Arno, dem ich rasch ein Loch im Ärmel zunähe. Es sind gute Kinder.

8. Januar 1900.

Mein lieber Mann ist nun von seinem langen Leiden erlöst und sanft eingeschlafen. Die Kinder wollen mich alle bei sich haben; aber ich bin eine alte Frau und will ihren jungen Haushalt nicht beschweren. Sie werden nach wie vor zu mir kommen. — Und ich bin nicht allein. Ich habe meine Gedanken. Die schauen das Leben auf und nieder und sehen seine Herrlichkeit und sein Dunkel und sehen, wie sich die Schicksale verschlingen und lösen, aufbauen und zerfallen, und wie alle seine Bäche langsam hinfließen in das große Meer. Und nichts einzelnes scheint mir für sich allein mehr wichtig, und jedes einzelne doch von größter Bedeutung, weil es sich mit dem andern verschlingt und nichts verloren geht, sondern von Ewigkeit zu Ewigkeit in dem großen Weltganzen ist und bleibt und es mit aufbaut.

Neujahr 1905.

Heut, in der Silvesternacht, da ich nach der Weise alter Leute nicht schlafen konnte, habe ich dies Buch aus meinem Schreibtisch genommen, wo es seit Jahren unberührt ruhte, und habe es von Anfang bis Ende durchgelesen. An meinem 17. Geburtstage habe ich die ersten Worte hineingeschrieben, und sie lauten: „Wird nun das Leben beginnen, das echte, große, geheimnisvolle, lockende, schreckende Leben?“ Heut schreibe ich die letzten Worte hinein, denn das Leben geht für mich zu Ende — leise und sanft gleitet mein Bächlein hinein in den unendlichen Strom. Und es **war** das echte Leben, das ich gelebt habe: groß und klein, bitter und lieblich, eben scheinbar und doch ein tiefes, tiefes Geheimnis. — Bin ich auf dem Berge gewesen, zu dem es mich in meiner Jugend hinaufzog? Und den ich dann liegen ließ, zuerst in Tränen und dann ergeben und immer heiterer und heiterer unter der Bürde lieb werdender Pflichten auf der Landstraße dahin trottend? Und ihn dann beinahe vergaß, weil ich wenig Zeit mehr hatte, an mich zu denken?

Ja, ich bin auf dem Berge gewesen! Mein Weg ging zwischen engen Bäumen, die mir die Aussicht verwehrten, aber er ging aufwärts. Und nun stehe ich auf meinem Berge, und das Leben liegt unter mir und ich sehe hinein in die Wolken und hinüber über die Erde — und sehe die Pracht — und das Geheimnis — und die Flamme.

Denn man muß alt sein und das Leben gelebt haben, damit es unter einem liegt.

Nun ist die Luft um mich leicht und klar. Und ich bin köstlich müde.

Ich werde auf meinem Berge gut schlafen.

Eislauf.

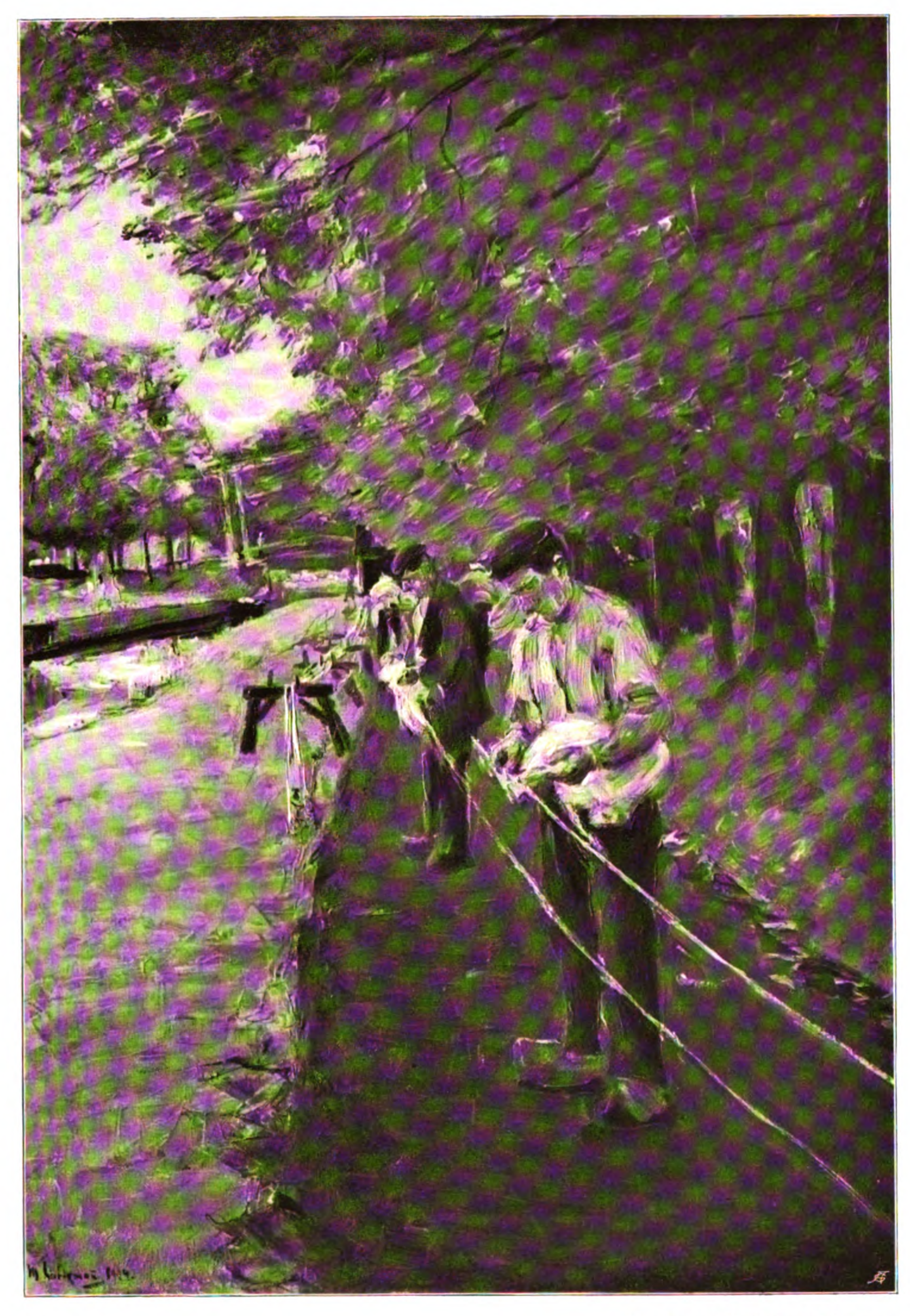
Musik vom Ufer her, wie Monde, weiß
Erleuchten Bogenlampen grell das Eis.

Wir biegen, wiegen, schmiegen uns im Kreise
Und plaudern, lachen oder flüstern leise.

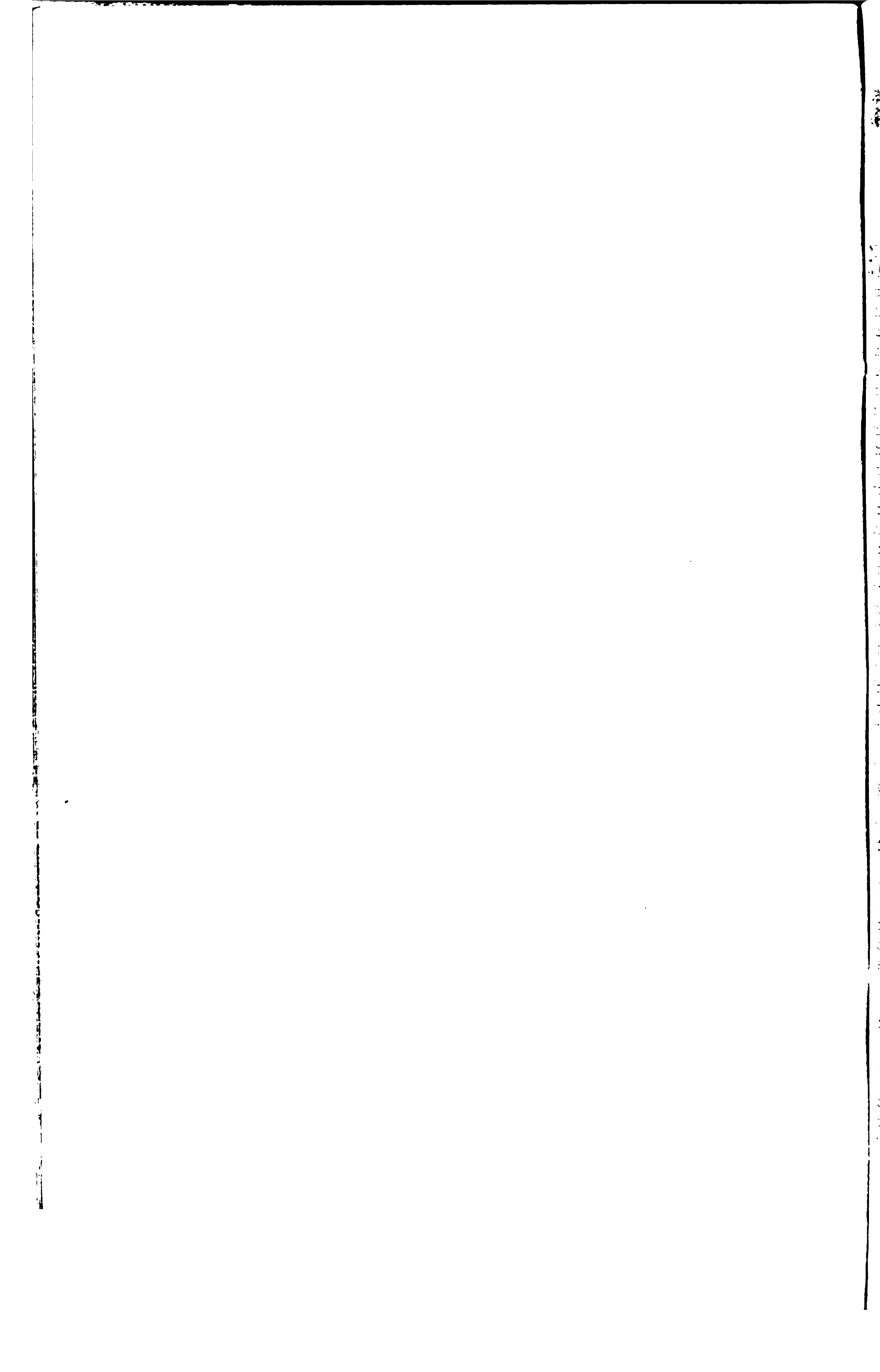
Die Zeit verrinnt; wir gehen stumm nach Haus.
Der Wächter schaltet schnell den Lichtstrom aus.

Dann wird es Nacht, nur Triebschneewinde zischen,
Die schnell die letzte Menschenspur verwischen.

Emma Otto.



Seilerbahn. Gemälde von Prof. Max Liebermann.





Dresdener Hofschauspielerinnen.

Von Alice Freiin von Gaudy.

„Alles fließt!" Vornehmlich beim Theater. Nirgends so viel Wechsel und Wandel, als in der schönen Welt des Scheines, jenseit des Rampenlichtes! Wenn das Gesetz des Wandels zugleich das der Fruchtbarkeit bedeutet — so ist Wandel für den strebenden Mimen Notwendigkeit. Zu jeder normalen Künstlerentwicklung gehört aber gleichzeitig eine gewisse Beständigkeit der äußeren Verhältnisse, wie sie dem Darstellenden einzig die großen Theater zu bieten vermögen. Kein Wunder, daß ein dort eroberter Platz, der in ideeller und materieller Hinsicht befriedigt, mit dem Besten behauptet zu werden pflegt, was ein Künstler zu geben vermag: seinem reifsten Können. Daher die langjährigen Spielverträge an unsren ersten Bühnen, die, zuverlässiger als Kritiken, von tüchtigen Leitern und hervorragenden künstlerischen Leistungen zu erzählen wissen. Auch unser Dresdener Hofschauspiel darf sich rühmen, edle Künstler nicht bloß angezogen, sondern festgehalten zu haben. Zumal das weibliche Element.

Am längsten Fräulein Valesca Guinand, deren Spielverpflichtung bis ins Jahr 1857 zurückreicht. Damals entzückte sie, eine der jüngsten und schönsten ihres Geschlechts, als Liebhaberin. Heute spielt sie elegante alte Damen und Mütter. Der tiefe, sympathische Klang der Stimme und die zurückhaltend vornehme Art sich zu geben, sind ihr geblieben.

Leuchtender als ihr Schicksal war das der großen Tragödin Pauline Ulrich, die 1899 das Jubiläum vierzigjähriger, ruhmreicher Tätigkeit am Dresdner Hofschauspiel feierte. Ihre herrliche Kunst ist weit über Deutschlands Grenzen bekannt. Wenn sie, wie noch vor kurzem als Isabella (Braut von Messina), in ungebrochner Frische, mit der Vollkraft schönen, metallischen Organs, als Meisterin der Darstellungskunst nicht allein ihre Rolle, sondern unbewußt und doch wie selbstverständlich, die ganze Aufführung beherrscht, weht über Mitspieler und Zuschauer ein Nachklang großer, klassischer Zeit — der Zeit des unbeschränkten Idealismus. Alles lauscht ihrem Wort, diesem Wort, das klar und schön gebildet, seinen Klang bis in den fernsten Theaterraum trägt, das selbst im höchsten Leidenschaftsausbruch verständlich bleibt. Um diese Redekunst wird Pauline Ulrich heiß beneidet. Es gibt wenige, die es mit ihr darin aufnehmen können, so sehr im übrigen unser weiblicher Hoftheaternachwuchs von ihr gelernt hat und unter ihrem künstlerischen Einfluß steht. Seit sie sich mehr und mehr zurückzieht, fehlt uns die rassige Heroine großen Stils, der Hoheit, Leidenschaft, Geist und Können ein unsicht-



Valesca Guinand als „Frosine" im „Geizigen" von Molière.

bares Königsdiadem um die Stirn winden! Schmerzlich werden wir sie vermissen, wenn sie einst ihre Marfa („Demetrius"), Lea („Makkabäer" von Otto Ludwig), ihre wundervolle Isabella („Braut von Messina"), ihre fein charakterisierte Margarete von Parma („Egmont") aufgibt. Sie hat das oft undankbare Fach der Heldenmütter geadelt und gezeigt, daß es zu seiner Beseelung einzig — einer großen Künstlerin bedarf! Als Vertreterin ist ihr seit Jahresfrist Frau Voigt-Aly, einst Mitglied der Meininger, bestellt, deren schöne Erscheinung und herrliches Organ aber nicht über eine gewisse innere Kälte hinwegzutäuschen vermögen.

Bedeutet Pauline Ulrich in all ihren Rollen von einst und jetzt die Hoheitsvolle, Königliche, so vertritt Frau Klara Hofmann-Salbach die reine, warmherzige Weiblichkeit. Kraftvolle, weiche Stimme, vornehme innere Liebenswürdigkeit, Größe der Auffassung, Macht und Tiefe des Gefühls, das steigerungsfähig ist bis zur höchsten Leidenschaft: — alles vereint, wirkt auf den Hörer als Adel und seelische Schönheit, ein Eindruck, der von Klara Salbach untrennbar bleibt. Sie ist unsre eigenartigste Schillerspielerin. In selbständiger Weise hat sie die Überlieferung durch-



Klara Salbach als „Iphigenie". Aufnahme von Hofphotograph Hahn Nachf. in Dresden.



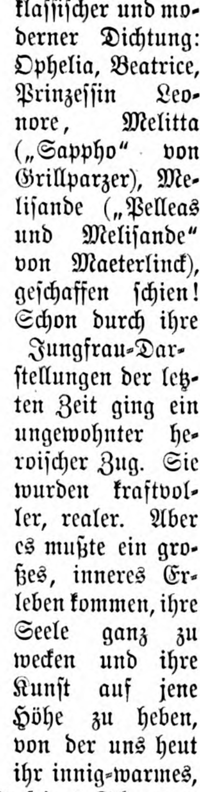
Alice Politz als „Beatrice" in „Braut von Messina". Aufnahme von Hugo Erfurth vorm. J. S. Schröter in Dresden.

brochen und Schiller-Frauen geschaffen, die unserm modernen Empfinden nahe stehn, die uns warm berühren, weil wir bei ihnen das Historische über dem Menschlichen vergessen dürfen. Klassisch erzogen kam Klara Salbach zu uns — und brachte eine kräftige Dosis Pathos mit. Aber ihr empfänglicher Geist ließ sich von der neuen Strömung mächtig ergreifen. Ibsen, Björnson, Gerhart Hauptmann nahmen alles so sachlich. Sie wirkten dämpfend, verinnerlichend auf ihr Spiel. Mit Irene („Wenn wir Toten erwachen" von Ibsen) und Klara Sang („Über unsre Kraft" von Björnson) gab sie Proben reifster Kunst. Als wichtigster Faktor trat Hebbel hinzu. Keine unsrer Darstellerinnen hat das tiefste Wesen des kantigen Niedersachsen sicherer zu erfassen vermocht, als sie. Die herbe Schönheit seiner Mariamne („Herodes und Mariamne"), Rhodope („Gyges und sein Ring"), Kriemhild („Nibelungentrilogie"), die großen Linien — beides entspricht ihrer ureigensten Natur und wirkt durch sie unmittelbar. Einer ihrer glänzendsten Erfolge war Monna Vanna: sie triumphierte bei Publikum und Presse über Maeterlincks eigne Gattin und deren vom Dichter suggerierte Auffassung. — Klara Salbach ist eine Frohnatur, die

über alles ihren Lichtglanz zu breiten weiß, und sich von tragischen Rollen gern in solchen erholt, wo ihr Humor zu Worte kommen darf. Sie kann entzückend naiv sein — so natürlich naiv, daß einem Herz und Augen lachen, z. B. als königliches Gänschen im „Glas Wasser". Aber an dieser liebenswürdigen Weiblichkeit scheitert sie, wo ungezähmte, sprühende Wildheit, steinerne Härte, imponierende Größe gefordert werden. Sie vermag keine echte Medea zu gestalten, und ihre Königinnen sind, bei aller Vornehmheit, mehr Frau als Herrscherin. — Stark naturalistische Aufgaben hat sie mit Glück bewältigt: Marie, im „Strom" von Max Halbe, und die ellenbogenfeste Köchin in „Des Pastors Rieke". Wer ihre stolze, poesievolle Sonnenblume Iphigenie gesehn, hätte ihr dieses derbe Küchengewächs kaum zugetraut! Unbedingt sind auch **solche** Studien für die kluge, warmblütige Künstlerin Stufen zur Höhe, zum unermüdlich erstrebten Ideal der Wahrheit und — Einfachheit.


Pauline Ulrich als „Königin Elisabeth" in „Maria Stuart". Aufnahme v. Hofphotograph W. Höffert, jetzt Martin Herzfeld in Dresden.

Differenzierter als ihre Kolleginnen ist **Alice Politz**. Selbständig hat sie sich, aus der sentimentalen Liebhaberin, zu wundervoller, künstlerischer Reife und Eigenart entwickelt. Ihr Weg geht abseits vom Geschmack der Massen. Sie ist die Meisterin der feinen Wirkung, der zarten Schönheitslinie, des Intimen. Ihre Größe lag bisher auf lyrischem Gebiet. All ihre Gestalten umwob der Zauber sanfter Melancholie und gab ihnen ein besonderes, ganz eigentümliches Gepräge. Neuerdings hat Alice Politz als Elektra bewiesen, daß ihr auch das höchste Maß ungezügelten Empfindens zu Gebote steht. Es ist erstaunlich, welcher Gewalt des Ausdrucks diese feinnervige, blumenhafte Künstlerin fähig ist, deren Seele wie auf Schmetterlingsflügeln schwebte, und



nur für die duftigsten Gebilde klassischer und moderner Dichtung: Ophelia, Beatrice, Prinzessin Leonore, Melitta („Sappho" von Grillparzer), Melisande („Pelleas und Melisande" von Maeterlinck), geschaffen schien! Schon durch ihre Jungfrau-Darstellungen der letzten Zeit ging ein ungewohnter heroischer Zug. Sie wurden kraftvoller, realer. Aber es mußte ein großes, inneres Erleben kommen, ihre Seele ganz zu wecken und ihre Kunst auf jene Höhe zu heben, von der uns heut ihr innig-warmes, schlichtes, in der Wahrheit seines Schmerzes tief erschütterndes Gretchen grüßt. — Neben ihrem unbedingt sichern Stilgefühl für klassische Gestalten geht bei Alice Politz ein feines Verständnis für die modernen, grüblerischen Frauen Ibsens, Hoffmannsthals, Maeterlincks. Über alle strömt sie etwas von ihrem eigensten Selbst, und dieses Selbst ist — Poesie. Ihre Kunst hat erstaunlichen Aufschwung genommen, seit sie zu den **meist**beschäftigten Mitgliedern des Hoftheaters zählt. Große, neue Aufgaben: „Agnes Bernauer" (von Hebbel), Agnes Brand („Brand" von Ibsen), zeigten sie in stets fortschreitender Entwicklung. — Auch als Rezitatorin hat sie sich bewährt. In künstlerischer Vollendung brachte sie Maeterlincks Drama: „Schwester Beatrix" zu Gehör und



Julia Serda als „Kameliendame". Aufnahme von Hofphotograph Erwin Raupp in Dresden.

konnte im Wechsel der Stimmen den weichen Silberklang ihres Organs herrlich entfalten. — Bei den Prager Maifestspielen erntete sie als Jungfrau und Beatrice reiche Ehren.

Was Alice Politz versagt ist: mit beiden Füßen im Boden der Wirklichkeit wurzelnd, derb und herzhaft zuzugreifen — ist das Element Julia Serdas. In ihr blüht und glüht die Fülle gesunden Lebens. Keine Spur von Sentimentalität — eher eine gewisse Herbheit, eine Scheu, zartere Saiten anklingen zu lassen. In „Über unsre Kraft" (I und II) spielte sie die Rahel. Nicht die „eiderdaunenweiche", aber die tapfere, kluge, mit dem geprüften, siegenden Herzen. Ihr Bestes gab sie als Rose Bernd. Da war alles klar, kraftvoll, packend. Der Rose glaubte man die Unwiderstehlichkeit. Urwüchsige Dirndln sind Julia Serdas Anzengruber-Gestalten: Schalantherpepi („Das vierte Gebot"), Horlacherlies („Der G'wissenswurm"), Vroni („Der Meineidbauer"), denen der Dialekt mühelos von frischen Lippen perlt! Als „Jüdin von Toledo" (von Grillparzer), Gretchen, Monna Vanna, Elga betont sie das sinnliche Moment stärker als das poetische und offenbart die gleiche Eigenart in der schwülen, verhaltnen Leidenschaft ihrer Marikke („Johannisfeuer" von Sudermann). Im Salon weiß sie sich mit der Selbstverständlichkeit der eleganten Wienerin zu bewegen: ihre Fürstin Sukareff („Fedora" von Sardou) bewies es.

Immerhin ist Julia Serda noch weit entfernt von der vornehmen Sicherheit und liebenswürdigen Grazie, die Frau Charlotte Wallner-Bastés Salondamen kennzeichnet. Dresdens verwöhnter Liebling, das auf den Brettern groß gewordene Theaterkind — ganz Anmut, ganz Liebreiz noch heute — läßt so leicht keine Rivalin aufkommen! Und wir haben keine zweite Künstlerin, die diesen unversieglichen Charme besitzt, diese weiche Lockstimme, diese runden, schmiegsamen Bewegungen, wie sie dem Rautendelein so wunderlieblich anstehn und dem betörenden Königskind Salome, ehe es in selbstverzehrender Glut emporlodert! Keine vermag so entzückend kapriziös zu sein wie



Charlotte Basté als „Kätchen" in „Die bezähmte Widerspenstige". Aufnahme von Hofphotograph Erwin Raupp, Dresden.

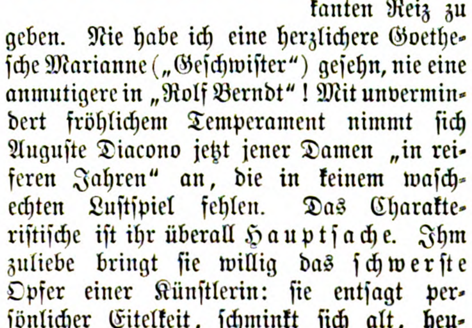
Charlotte Basté. Es ist, als habe Shakespeare seine Viola, sein trotziges Kätchen („Bezähmte Widerspenstige") ganz allein für sie geschaffen, und Bierbaum seine Antonia („Stella und Antonia"). Wo sie mit warmen, gemütvollen Herzenstönen ihre Hörer gefangen nimmt, wo sie schmollt, wo sie alle Sprühteufelchen schnellen Witzes tanzen läßt: als Franziska, Nora, in Novella d'Andrea — überall bleibt sie reizend, geistvoll, liebenswürdig! Unermüdlich strebsam, sucht sie ihr Rollengebiet mehr und mehr nach der Seite des Hochdramatischen zu erweitern. Ihr neuester Erfolg ist „Elga". Es gehört zu ihren Besonderheiten, nie zu versagen, wo sie ihr Können einsetzt, denn sie weiß jede Rolle so zu fassen, daß sie ihr „liegt". Und so liegt ihr alles, von Shakespeare bis Hauptmann.



Hedwig Gasny als „Sabine" in „Deutsche Kleinstädter" von Kotzebue.
Aufnahme von Hofphotograph Hahn Nachf. in Dresden.

Erbin von Charlotte Bastés Naiven, nebenbei flotte Soubrette ist Frau Dr. Hedwig Zeiß-Gasny. Aus dem etwas steifen, im stummen Spiel hilflosen Fräulein hat sich eine ungemein bewegliche, temperamentvolle Künstlerin entwickelt, die in jede Rolle gesunden Realismus trägt und mit frischer, zuweilen derber Laune auch ganz alltägliche Persönchen drollig herauszuputzen weiß. Als lebendigste ihrer Gestalten möchte ich die charaktervolle Eve („Der Zerbrochne Krug" von Kleist), die energische Toinette („Der eingebildete Kranke" von Molière), die allerliebste Sabine („Deutsche Kleinstädter" von Kotzebue) nennen, denen sich Beate („Die große Leidenschaft" von Auernheimer), Resi („Wienerinnen" von Bahr) und andre neuste Dämchen fröhlich anreihn. Auf Gastspielen zeigt Hedwig Gasny ein wesentlich andres Gesicht: in Leipzig gab sie das erste Hannele, in München das erste Jugend-Ännchen. Auf den Düsseldorfer Festspielen kreierte sie Pernille („Der Zeitlose" von Holberg) und hat anderwärts sogar „Nora" in ihr Repertoire gezogen — ein Zeichen, daß sie höhern Zielen nachstrebt, als ihr Dresdner Wirkungskreis zu bieten vermag.

Unentbehrliche Stütze unsers Lustspiels und Volksstücks ist die schöne Auguste Diacono. Ganz jung, sprudelnd von Witz und Leben, kam sie an Dresdens Hofbühne, um für immer zu bleiben. Treffsichre Berliner Schlagfertigkeit, wundervolle Augen, schlanke, behende Gestalt — alles vereinte sich, ihren muntern Liebhaberinnen pikanten Reiz zu geben. Nie habe ich eine herzlichere Goethesche Marianne („Geschwister") gesehn, nie eine anmutigere in „Rolf Berndt"! Mit unvermindert fröhlichem Temperament nimmt sich Auguste Diacono jetzt jener Damen „in reiferen Jahren" an, die in keinem waschechten Lustspiel fehlen. Das Charakteristische ist ihr überall Hauptsache. Ihm zuliebe bringt sie willig das schwerste Opfer einer Künstlerin: sie entsagt persönlicher Eitelkeit, schminkt sich alt, heu-




Anna Schendler.
Aufnahme des Ateliers Adèle in Dresden.

chelt Falten und Zahnlücken — alles mit quellfrischem Humor, der stets in vornehmen Grenzen bleibt. Fein, überlegen witzig, zeichnet sie Béline („Der eingebildete Kranke"), Elmire („Der Tartüffe"), Frosine („Der Geizige"), in Molières Komödien, schafft eine ganz prächtige Schalantherin („Das vierte Gebot" von Anzengruber) und ist als Mutter Hasemann („Hasemanns Töchter") von zwingender Komik.

In derberen Frauenrollen, in der Posse, und dort, wo für kleine Partien gewandte Kunst gebraucht wird, wirkt seit lange Anna Schendler. Als Marthe Rull („Der zerbrochene Krug" von Kleist), als Frau Hurtig („Heinrich IV." von Shakespeare), als Amme Julias, in zahllosen andern Gestalten, ist sie uns lieb und bekannt durch ihre rasche, energische Art, die den Volkston ausgezeichnet trifft.

Von den Schauspielerinnen mit kürzerer Wirkungszeit, sei als tüchtige Vertreterin klassischer und moderner Charakterrollen die gewandte Maximiliane Mebus-Bleibtreu genannt, in Episoden und als komische Alte die bewegliche Frau Firle, in kleinen Jugendpartien Fräulein Laue.

Zum Schluß noch ein Wort von Margarete Leder, dem „langjährigen" Mitglied des Hoftheaters. Sie ist dort heimisch, seit sie kaum über den Tisch gucken konnte. Ihrem Auftreten wurde, seitens der Kollegen, stets mit Spannung, wohl gar mit Stoßgebeten, entgegengesehn: denn — was hätte sie nicht verderben können! Aber sie verdarb nie etwas. Sie war so reizend, so frisch und herzig in ihren Kinderrollen, wie nur je ein Theaterkind, und hat sich vom Medeasöhnchen zum schwatzhaften kleinen Karl in „Graf Waldemar", bis zum prächtigen Walter Tell, vom ungefälschten Sächsisch bis zum reinsten Hochdeutsch hindurch entwickelt! Nun ist sie Königliche Hofschauspielerin — und aus dem Spiel ist Ernst geworden. Möchte ihr die Regie diesen Ernst durch recht viele schöne und dankbare Rollen aufhellen und ihr Gelegenheit geben, das früh in ihren Dienst gestellte Talent zu pflegen!

Mehrere unsrer Künstlerinnen sind mit Spreewasser getauft und in Berlin ausgebildet: Pauline Ulrich bei der einst berühmten Crelinger, Klara Salbach bei der Frieb-Blumauer, Hedwig Gasny bei Oberländer. Auch Auguste Diacono ist in Berlin geboren, wurde aber von ihrer Tante, der Hofschauspielerin Auguste von Bärndorf in Hannover, vorbereitet. Anna Schendler und Charlotte Basté, beide seit ihrem vierten Lebensjahre Thaliens Jüngerinnen, gehören Preußenfamilien an. Alice Politz und Julia Serda sind Wienerinnen und genossen auf der Schauspielschule der Donaustadt dramatischen Unterricht. Einzig Margarete Leder ist Dresdnerin und besuchte das hiesige


Auguste Diacono. Aufnahme von Hofphotograph W. Höffert, jetzt Martin Herzfeld in Dresden.

Konservatorium.

Eine Seltenheit im Theaterleben bedeutet das gute Einvernehmen, wie es zwischen unsern Künstlerinnen üblich ist, denen gemeinsame hohe Ziele fast immer über persönlichen Interessen stehn. Es herrscht ein friedlicher, durchaus vornehmer Ton am Königlichen Schauspielhaus zu Dresden, den Formen entsprechend, welche die meisten unsrer Damen von Haus und Familie mitbrachten. Nicht vergessen aber seien an dieser Stelle Intendanz und Regie, die in feiner Klugheit das Zünglein der Wage hüten, welche Aufgaben und Ehren zuwiegt, und die in schwierigeren Fällen das sogenannte „Alternieren" — den Wettbewerb zweier Gleichberechtigter in derselben Rolle — mit viel Glück eingeführt haben.



Margarete Leder als „Engel" in „Des Kindes Weihnachtstraum". Aufnahme von Oscar Rothe in Dresden.

Fahrt nach Italien.

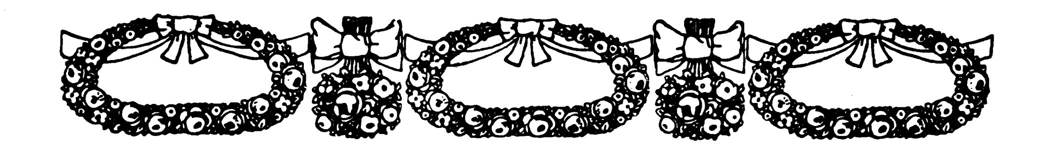
Die Landschaft saust. Hinstürmt der Zug
Ins Weite ohn' Ermüden.
Es geht mein Wandervogelflug
Nach Süden, grad nach Süden.
Hell rasselt mir der Achsenklang
Ins Ohr ein Offenbaren,
Den wundersamen Wandersang:
Ich will in Welschland fahren!

Den hellen Wandersang, und mehr,
Und immer neue Weisen,
Drin rasselt ein Germanenheer
Mit seinem Schritt von Eisen.
Hei, Schildgekrach und Rossehuf,
Blauäugige Barbaren,
Tief in der Brust den Sehnsuchtsruf:
Ich will in Welschland fahren!

Vieledle, deutsche Recken ziehn ...
Geht's hin zum Thron, zum Grabe?
Heil, großer Karl, und Konradin,
Du blonder Staufenknabe!
Und immer neu, trotz Nacht und Not,
Gekrönte Kämpferscharen,
Sie treibt ein stolz und stumm Gebot:
Ich will in Welschland fahren!

Die heiße Achse jauchzt und dröhnt:
Aufblitzt das Meer im Tale,
Und wirft die Wogen schaumgekrönt
Tiefblau ans Littorale.
Ich spüre derer Sehnsucht ganz,
Die meine Väter waren,
Gegrüßt, Du welscher Sonnenglanz,
Ich will in Welschland fahren!

Erich Ritter.



Hinrik Gehrts.

Roman von Franz Rosen. (Schluß.)

Hinrik ließ sein Pferd satteln und ritt zu Lisa Bahren. Er mußte sich diese Erholung gönnen, wenn er es weiter aushalten sollte. Sie war sehr erstaunt, als er im Garten, wohin er ihr nachgegangen war, auf sie zukam. Und als sie sein Gesicht sah, wurde sie unruhig und erschrocken.

„Was ist geschehen?“ fragte sie unwillkürlich.

„Muß durchaus etwas geschehen sein, weil ich endlich wieder einmal zu Ihnen komme?“ sagte er mit einem trüben Lächeln.

Sie schwieg verlegen und sah zu Boden.

„Nun ja,“ hub er wieder an, „es ist auch etwas geschehen — Rik ist da —“

Mit weit offenen, bangen, entsetzten Augen sah sie ihn an.

„Wie ist er?“ entfuhr es ihr unwillkürlich.

Hinrik lachte kurz auf. „Roh und brutal ist er. Unverschämt und feige.“

Sie hob beschwörend die Hände. „Hinrik — er ist Ihr Sohn!“

„Nein,“ rief er heftig, „er ist nicht mein Sohn. Er war es nie und wird es niemals werden!“

Diesem Schmerz gegenüber versagten ihr die Worte.

Hinrik Gehrts besann sich. Er nahm sich zusammen und sagte so ruhig als es ihm möglich war: „Ich bin zu Ihnen gekommen, weil ich es zu Hause nicht mehr ertragen kann. Jerta ist den ganzen Tag hinter ihm her. Ruth, das arme, liebe Mädel, muß hinter Jerta her sein, und ihr den Halt geben, den sie selbst nicht hat. Ich kann mich nicht dreinmischen; es würde ein Dreinschlagen werden. Und das will ich nicht. Vergönnen Sie mir eine friedliche Stunde bei Ihnen – es wird mich beruhigen, und dann wird es wieder besser werden.“

„Wollen wir ins Haus gehen?“ fragte Lisa. Sie war erregt und befangen.

„Nein — lassen Sie uns hier bleiben. Ich muß frische Luft haben. In der Stube meine ich jetzt immer zu ersticken —“

Sie gingen die Stege entlang, denn auch das Stillsitzen war ihm jetzt unbequem; als ob die innere Bewegung eine Ablenkung erfuhr durch die äußere.

Wenn das alles wahr sein sollte, was Hinrik erzählte, dann freilich mußte eine böse Veränderung mit Rik vorgegangen sein.

„Er hat einen Stall- und Weibergeruch um sich, der mich anekelt,“ sagte Hinrik; es war ihm eine Wohltat, all diese Gedanken auszusprechen, sie schmerzten dann nicht mehr so bohrend, so unerträglich. „Er hat demokratische Anschauungen und rücksichtslose, pöbelhafte Manieren. Ich würde mich nicht wundern, wenn er unter die Anarchisten ginge, statt zum Militär. Ich weiß überhaupt nicht, was er da will. Der äußere Glanz lockt ihn, das Wohlleben. Er ist ja viel zu feige, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, in den er seiner Gesinnung nach hineingehörte. Es ist alles unreif und erbärmlich an ihm. Jeder ehrliche Bösewicht ist ja achtenswerter als solch kernfauler, eingebildeter Laffe.“

Lisa versuchte gar nicht, es ihm auszureden; sie wußte, es war eine viel größere Wohltat für ihn, wenn sie ihn sich aussprechen ließ. Nur zuletzt sagte sie mit sanfter, mitleidschwerer Stimme: „Ihre Liebe wird ihn zuletzt doch noch retten.“

„Ihre Liebe?“ fragte er bitter. „Wie meinen Sie das? Jertas Liebe wird ihn sicher nicht retten. Und ich — ich liebe ihn ja gar nicht.“

„Doch, Sie lieben ihn. Sonst könnte Ihnen das alles ja gar nicht so furchtbar weh tun!“

Hinrik stöhnte. Sie hatte an sein tiefstes Herz gegriffen, und dieser Griff war wie ein Messerstoß.

„Er ist mein Fleisch und Blut," sagte er düster. „Und das läßt sich niemals ganz verleugnen. Also mögen Sie wohl recht haben!" —

Im weiteren Verlauf ihres Beisammenseins bemerkte Hinrik Gehrts, daß Lisa zerstreut und unruhig wurde. Sie wandte öfters den Kopf, als suche sie jemanden; sie lauschte mit halbem Ohr auf unbekannte Geräusche.

„Warten Sie auf etwas?" fragte er endlich.

In demselben Augenblicke bog Bertie um einen blühenden Jasminbusch und schwenkte fröhlich den Hut, als er die beiden gewahrte.

Lisa Bahren blickte beklommen zu Hinrik empor, der dem jungen Mann schweigend entgegensah. Es tat so gut, der Anblick dieses frischen, fröhlichen Knaben, der so heiter lachte, dessen klare Augen so zuversichtlich und mutig in die Welt blickten, dessen ganze Erscheinung so viel gesunde Jugendfrische, so viel unverdorbene Herzensreinheit ausströmte. Es war wie ein reinigendes Bad, nach all dem Sumpf und Druck der letzten Tage.

Lisa Bahren verstand den in sich gekehrten Ausdruck seines Gesichtes falsch.

„Ich hätte es Ihnen so gern erspart," flüsterte sie.

„Warum? Es ist ja eine Wohltat!" entgegnete er.

Inzwischen war Bertie herangekommen. Mit der Schule war er seit Ostern fertig. Seine Mutter hatte ihn auf Reisen geschickt. Nun war er zur Jagdzeit nach Hause gekommen, und im Herbst würde er in seines Vaters Regiment eintreten. Das alles erzählte er mit kindlicher Frische, und die helle unbefangene Lebensfreude leuchtete ihm aus den Augen.

Hinrik Gehrts konnte sich nicht satt sehen an ihm. Er gönnte Lisa Bahren von Herzen dieses Glück — und doch machte es ihn traurig. Er atmete tief auf.

„So hatte ich mir einst meinen Sohn erträumt," sagte er vor sich hin.

Bertie sah ihn betroffen an. Aus einer unklaren Gedankenverbindung fragte er: „Hast Du Nachricht von Rik?"

„Rik ist zu Hause," antwortete Lisa schnell an Hinriks Statt.

„Aber frage jetzt nicht weiter danach." Eine bedrückte Stille trat ein.

„Kann ich Rik besuchen?" fragte Bertie schüchtern und gutmütig.

„Nein, mein Junge," sagte Hinrik mit trübem Ernst. „Laß das lieber. Er würde Dich gar nicht zu würdigen wissen — und Du brauchst so etwas gar nicht kennen zu lernen, wenigstens nicht durch mich und in meinem Hause."

* * *

Der Winter lag über der Welt.

In einer großen Stille träumte die weiße Landschaft von den heißen Freuden des Sommers.

Auch über Hinriks Haus war Stille gekommen, wie ein wohltuender Schlaf nach schweren Aufregungen und Anstrengungen.

Rik war beim Militär. Seine Nachrichten flossen spärlich und blieben mitunter wochenlang ganz aus. Hinrik beruhigte sich dabei. Keine Nachrichten waren gute Nachrichten. Er wurde allemal nervös, wenn er unter den Postsachen seines Sohnes Handschrift erblickte, obgleich er nachgerade wußte, daß sich in den dicken, eleganten Briefumschlägen nur ein magerer Inhalt verbarg, der diese Bezeichnung eigentlich kaum verdiente und nur für Jerta bestimmt war. Er verlangte nie, ihn kennen zu lernen.

Auch Jerta schien sich zu beruhigen. Aber ihre schwer erschütterte Gesundheit wollte sich nicht wieder befestigen. Allerlei körperliche Übel, die mit ihren Jahren zusammenhingen, trugen das ihre dazu bei und machten sie reizbar und schwarzseherisch. Im allgemeinen war eine große Erschlaffung über sie gekommen; etwas Teilnahmloses und Willenloses, eine müde Gleichgültigkeit gegen die großen und kleinen Vorkommnisse des täglichen Lebens. Ruth war ja da, um für das alles zu sorgen, und es war ihr lieb, dadurch der Verpflichtung enthoben zu sein, es selbst zu tun.

Stundenlang lag sie auf ihrem Sofa, mit leichter Lektüre beschäftigt oder über ihre Gesundheit nachdenkend. Diese Gesundheit war ihr beliebtester Gesprächsstoff. Unaufhörlich quälte sie ihre Umgebung mit ihren Befürchtungen und Betrachtungen und

nahm es übel, wenn man ihnen nicht die gebührende Wichtigkeit beilegte oder sie ihr gar auszureden versuchte.

Ruth tat Samariterdienste. Was ihr an Respekt und Achtung fehlte, das ersetzte ein tiefes, heiliges Mitleid mit dieser Mutter, die an ihrer Mutterliebe zugrunde ging. Mit unermüdlicher, geduldiger Teilnahme hörte sie Jertas Klagen und Nörgeln zu. Unverdrossen versuchte sie immer wieder von neuem, es ihr recht zu machen, so oft ihre Handreichungen, ihre häuslichen Verrichtungen von ihr getadelt wurden. Sie begehrte nichts für sich. Nichts von den Rechten und Freuden, die ihre Jugend fordern durfte. Nichts wünschte sie, als die kümmerlichen Reste von Frieden und Ruhe in diesem Hause aufrecht zu erhalten, über dem die schwere Hand des Schicksals lag und die Sonne verdunkelte, die einst so strahlend darüber aufgegangen war.

Niemand sah ihre Tränen und ihre schlaflosen Nächte. Niemand wußte um ihres Herzens Weh und Verzagtheit, der sie alle Morgen von neuem die Kraft zu ihrem Tagewerk abringen mußte.

Diese Tränen und dieses Herzweh galten nicht ihr selber und ihrem entsagungsvollem Dasein. Sie galten nur dem Vater.

Aus der Liebe zu ihm kamen ihr all ihr Schmerz und all ihre Kraft. Aus Liebe zu ihm vergaß sie sich selber. Aus Liebe zu ihm trug und ertrug sie die Mutter. Aus Liebe zu ihm lachte sie ihn an, wo sie sich am liebsten weinend in einen Winkel verkrochen hätte. Aus Liebe zu ihm heuchelte sie ein glückliches Gesicht, während der Jammer um ihn ihr die Kehle zuschnürte.

Und wenn sie das alles getan hatte, verzweifelte sie noch darüber, daß es so wenig war. Sie konnte seine Wunden nur verbinden und streicheln — heilen konnte sie sie nicht: Sie fand sich vermessen zu glauben, ihm überhaupt nur das geringste helfen zu können — ihm, der so unendlich viel größer und stärker war als sie, der seine Last auf seine Schultern nahm und sie still und stark durch sein vereinsamtes Leben trug. Was wollte sie auch? Sie konnte ihm den verlorenen Sohn nicht wiedergeben und sie konnte ihm die Frau nicht wiedergeben.

Denn, daß Hinrik Gehrts an Jerta keine Frau mehr hatte — das wußte sie längst. Das war das tiefste von all ihrem Weh. Jerta kümmerte sich gar nicht mehr um ihn. Daß seine Sachen in Ordnung gehalten wurden, daß er seine Mahlzeiten pünktlich bekam, daß sie ihm aufgehoben wurden, wenn er sie hatte versäumen müssen, daß für seine kleinen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten gesorgt wurde, daß er in seinem Zimmer ein wärmendes Kaminfeuer fand, wenn er durchfroren oder durchnäßt aus dem Walde heimkehrte — das war alles Ruths Verdienst. In diesen Dingen konnte sie ihm die mangelnde Fürsorge seines Weibes allenfalls ersetzen. Aber daß er selten oder nie ein freundliches Wort hörte, daß Jerta auf seine Ideen und Interessen nicht einging, daß sie seine Stimmungen nicht verstand, seine Empfindungen nicht berücksichtigte — dafür ihm Ersatz bieten zu können, bildete sie sich nicht ein.

Es gibt eben ein gewisses Etwas, das der Mann braucht und das er nur bei seinem Weibe finden kann, dafür es in der ganzen Welt keinen Ersatz gibt, wenn es ihm sein Weib nicht gibt, das nicht erzwungen werden kann, sondern freiwillig aus liebevollem Verstehen heraus dargebracht werden muß. Das wußte Ruth ganz genau, und diesem Mangel gegenüber fühlte sie sich machtlos und arm. Jerta forderte alles und gab nichts dafür. Sie nahm alles, was ihr auf ihr Fordern zuteil wurde, als selbstverständlich hin und kam gar nicht zur Erkenntnis der Einseitigkeit dieses Gebens und Nehmens. Und es war viel, was Hinrik ihr gab. Er hüllte sie förmlich ein in Aufmerksamkeiten und Rücksichten. Er ließ keine Gelegenheit, ihr eine kleine Freude zu machen, ungenützt vorübergehen, und es schien ihn nicht einmal zu verdrießen, wenn er keinen Dank dafür erntete. Er war immer da für sie; er entwickelte eine himmlische Güte und Nachsicht mit ihren Schwächen, ihren Launen, ihren Kleinlichkeiten. Er behandelte sie wie ein krankes Kind, nicht mit Überlegenheit und Bevormundung, sondern mit Zartheit und Schonung. Wo Ruths Geduld mitunter zu reißen drohte, schien seine Geduld erst einzusetzen. Sie bewunderte ihn, sie lernte von ihm alle Tage. Je mehr sie ihn aber bewundern mußte, umso schneidender griff ihr der Jammer um ihn ans Herz, denn sie wußte, daß es in seiner Seele ein Verlangen gab, das nie

gestillt wurde, ein Leben, das Hunger litt; sie wußte, daß er nur mit eiserner Willenskraft die Pflicht und das Mitleid zum Bestimmer seines Handelns machte.

Sie hatte recht. In Hinriks Seele sah es düster aus. Seine Ehe war eine Scheinehe geworden. Seinen Sohn hatte er aufgegeben. Wenn auch jetzt scheinbar alles gut ging — was kommen mußte, würde doch kommen. In welcher Gestalt und wann es kommen würde, war ihm vor der Hand gleichgültig. Er war auf alles gefaßt. Eine steinerne, furchtlose Ruhe den Verhältnissen gegenüber war über ihm. Er lebte seine Tage dahin in pflichttreuer Aufopferung gegen Jerta, deren Anblick täglich von neuem eine bittere Verachtung gegen den Sohn nährte, der die Schuld an allem trug, eine Schuld, die Jerta großgehätschelt hatte — und in angespannter, selbstgewollter Arbeit von früh bis spät. Die langen Abende, die ihn an das Haus fesselten, füllte er damit aus, ein Buch über Forstwirtschaft zu schreiben. Das einzige Lebendige, Helle in ihm war die unglückliche Liebe zu Lisa Vahren.

Wie eine grelle Sonne bald und bald wie eine finstere Wetterwolke stand sie über seinen Tagen, seinen Nächten, und zeigte ihm mit furchtbarer Grausamkeit die Öde und Einsamkeit seiner Seele, die sich ohnedem vielleicht längst mit ihrem Schicksal abgefunden haben würde. Er stand fest. Aber er stand fortwährend am Rande eines Abgrundes. Ein einziges Sichvergessen, ein einziges Nachlassen seiner aufs äußerste gespannten Willenskraft — und er mußte hinunterstürzen — so oder so. Er wußte das und darum war er auf seiner Hut.

Sein Tagewerk, seine Seelenkräfte waren voll ausgefüllt und in Anspruch genommen durch seine Arbeit, seine Aufopferung für Jerta, seinen Kampf mit sich selber. So kam es, daß ihm für Ruth nicht viel übrig blieb an Zeit und Gedanken. Sie beanspruchte auch so wenig von beiden. Sie war so still und geräuschlos in ihrem Schalten und Walten, in ihrer großen Selbstlosigkeit, in ihrem stillen Jammer und in ihrer starken Liebe. Sie war da in seinem Leben und in seinem Hause wie das tägliche Brot, an das man sich gewöhnt hat, und das man täglich von neuem als selbstverständlich hinnimmt, ohne zu bedenken, daß es zu den Grundbedingungen der Existenz gehört, und daß sein Ausbleiben diese Existenz erschüttern muß. Sie begleitete ihn fast nie mehr auf seinen Gängen durch Feld und Wald. Fast jedesmal, wenn er sie dazu aufforderte, lehnte sie es ab, weil sie die Mutter nicht allein lassen wollte. Aus Rücksicht auf Jerta drang er nicht weiter in sie. Und allmählich gewöhnte er sich daran, daß er auch diese Freude und Erfrischung seinem Weibe opfern müsse.

Die einzigen Lichtblicke in diesem stummen, dunklen Winter waren Lisa Vahrens Besuche.

Wenn sie hereinkam mit ihrer frischen, gesunden Seele, mit ihrem reichen Verständnis für Erdennot und Seelenleid, das sie selber so rauh gerüttelt, und einen Hauch mitbrachte aus einer andern Welt, die ihre eigene, ganz besondere Welt war, dann schien es, als ob das Uhrwerk der täglichen Leiden in Hinrik Gehrts' Hause stille stände, als ob ein wohltuender, warmer Sonnenschein die trüben Wolken durchbräche, die es umlagerten.

Jerta sprach sich aus, völliger und weniger bitter als gewöhnlich, denn sie glaubte sich verstanden, besser als von Hinrik und anders als von Ruth. Wenn Lisa Vahren mit ihrer Handarbeit im Wohnzimmer saß, als ob sie dahin gehörte, auf dem Stuhl, der immer eigens für sie dazustehen schien, dann löste sich die schmerzhafte Spannung, die diesem Raum anhaftete, in wohltuenden Frieden auf.

Es war ein stillschweigendes Übereinkommen, daß man die beiden Frauen allemal erst eine Weile allein ließ. Erst wenn Ruth annehmen konnte, daß Jerta sich das Gröbste vom Herzen heruntergesprochen hatte, gesellte sie sich zu ihnen und nahm still und bescheiden ihren Platz neben Lisa ein. Und wenn Lisa ihr heimlich über die Wangen strich, ohne sich merken zu lassen, daß sie dieselben schmal und blaß geworden fand und wohl wußte warum ... wenn sie ihr irgendein freundliches, liebevolles Wort zuflüsterte ... dann wallte es heiß auf in dem tapferen, verschwiegenen Mädchenherzen, von irgendeiner übermächtigen Empfindung, und sie neigte den Kopf noch tiefer in einer unklaren, heißen Scham, als ob es in ihrem Gesicht zu lesen sein müßte,

was sie wußte — was sie wissen gelernt hatte in jammervollen Stunden, die ihr ganz allein gehörten ... —

Dann, viel später kam Hinrik Gehrts herein. Zögernd, fast als käme er nicht gern. Aber der Strahl aufzuckenden Glücks in seinen Augen strafte seine zögernden Füße Lügen. Ruth sah diesen Strahl, er versengte ihr das Herz. Ihr Blick zuckte von ihm zu Lisa hinüber und senkte sich wieder in hilfloser Qual.

Die beiden, die sich ruhig und freundschaftlich begrüßten, bemerkten nichts davon, weil ihre ganze Besinnungskraft sich in diesem Augenblick auf sich selbst konzentrierte.

Und dann wandte sich Hinrik zu Jerta, streichelte sie über die Wangen, fragte nach ihrem Ergehen und fragte Lisa, ob sie seine Frau heute nicht besser fände. Und Lisa wußte allemal irgend etwas, das ihr heute besser und günstiger erschien, als das vorige Mal. Und während sie sich mit Jerta beschäftigten, saß Ruth vergessen im Hintergrunde und würgte die fürchterliche Erregung hinunter, die ihr in der Kehle saß, und die es ihr unmöglich gemacht haben würde, das harmloseste Wort zu sprechen. In solchen Augenblicken war ihre Liebe zum Vater eine schmerzhafte, angstgeschüttelte Leidenschaft.

Erst wenn eine zwanglose, allgemeine Unterhaltung im Gange war, wenn Hinrik in anscheinend behaglicher Ruhe in seinem Lehnstuhl saß, wenn er sprach und lachte wie in seinen besten Tagen, wagte sie wieder aufzusehen und mitzureden.

Aber so oft ihre Augen den Vater suchten, dunkelte darin eine forschende Angst, zitterte darin ein scheues Tasten nach seiner Seele.

Wenn solch ein Abend vorüber war, warf sie sich ruhelos in ihrem Bett umher und zermarterte ihr Gehirn mit Gedanken, aus denen ihr junger keuscher Verstand keinen Ausweg wußte.

Lisa Vahren fiel endlich die Veränderung in Ruths Wesen auf.

„Was ist mit Ihrer Tochter?“ sagte sie zu Hinrik. „Sie sieht gar nicht mehr frisch aus, und in ihren Augen ist etwas, das sonst nicht da war.“

Sie benutzte zu dieser Frage einen Augenblick, wo man sie mit ihm allein gelassen hatte.

Er sah erstaunt auf. „Mir ist das nicht aufgefallen,“ meinte er.

„Sie sehen sie täglich, darum empfinden Sie den Unterschied weniger. Aber wenn Sie einmal auf sie acht geben wollten — Sie sehen und wissen doch sonst alles —“ Sie schwieg, verwirrt durch seinen Blick.

Er sah sie in Gedanken verloren an, und diese Gedanken waren nicht bei Ruth. Als er ihre Verwirrung gewahrte, stand er jäh auf und trat von ihr weg an einen Nebentisch, wo er gedankenlos in Büchern blätterte.

Sie empfand plötzlich ihr Hiersein als eine Rücksichtslosigkeit gegen ihn, als eine Unnatur, eine Ungehörigkeit. Ihre Empfindungen darüber waren jedesmal andere. Sie war überzeugt, daß ihre Anwesenheit einen guten Einfluß auf Jerta ausübte und ihr eine Freude war, und daß es in diesem Sinne auch für Hinrik eine Freude war. Aber wie er eigentlich darüber dachte und empfand — das wurde ihr nie so recht klar.

Es war das einfachste, ihn zu fragen und sich dann danach zu richten. Jetzt gleich, ehe Ruth oder Jerta dazwischen kam.

„Hinrik,“ hub sie leise an.

Er fuhr herum. „Was ist?“

„Ich möchte Sie etwas fragen, und Sie sollen mir ganz ehrlich antworten. Wollen Sie?“

„Ich bin immer aufrichtig gegen Sie.“

Er stand vor ihr und sah aus seiner Höhe auf sie hinunter mit einem seiner unbeschreiblich guten, weichen Blicke. Sie hob die Augen zu ihm empor, ein Schleier von Befangenheit lag über den dunklen Lichtern.

„Ich möchte wissen, ob es Ihnen auch recht ist, daß ich so oft komme. Und wenn es Ihnen nicht recht ist — dann bleibe ich auch ebenso gern fort. Ebenso gern — wirklich. Ich will nur tun, was Ihnen am liebsten ist. Es macht mich unruhig, nicht zu wissen, woran ich bin.“

Er sah immer noch auf sie nieder. Eine tiefe Wehmut mischte sich seinem Blick.

Dann sagte er langsam, ohne sie mit den Augen loszulassen: „Sie fragen mehr, als ich beantworten kann. Für Jerta ist es entschieden besser, wenn Sie kommen. Sie freut sich auf Sie und hat etwas an Ihnen.

Ob es für mich besser ist — ich weiß es nicht — für mich ist schließlich alles einerlei. Ich ertrage das eine wie das andere. Für mich kommt es weniger darauf an, daß man das Rechte trifft, als für Jerta. Also richten Sie das ein, wie Sie es für gut halten," schloß er mit einer leisen Müdigkeit und wandte sich wieder von ihr ab.

Lisa Vahren ließ entmutigt den Kopf hängen.

„Nun bin ich so klug wie zuvor!"

„Mein Gott," fuhr er gereizt auf, „Sie sind doch alt und verständig genug, um allein zu entscheiden. Und so viel kann ich Ihnen versichern: ich werde mich jeder Ihrer Entscheidungen willig fügen, weil ich weiß, daß sie aus einer reinen und guten Absicht kommt. Genügt Ihnen das?"

Er machte ein herrisches Gesicht; er wollte sie zwingen, ‚ja' zu sagen. Aber sie ließ sich nicht zwingen; sie sah ihn mit einem merkwürdigen Lächeln an und schüttelte den Kopf.

Er ballte die auf dem Rücken übereinander gelegten Hände zu Fäusten.

„Dann kann ich Ihnen nicht helfen," sagte er achselzuckend und trotzig.

Sie schlang die Finger ineinander und sah vor sich nieder, und eine tiefe Röte stieg langsam in ihr Gesicht.

„So kommt es also darauf hinaus, daß wir Verstecken voreinander spielen," sagte sie mit traurigem Ernst.

Seine Seele wand sich vor Qual. Er wußte nicht, was er nun noch sagen sollte, und fühlte doch, daß er etwas sagen mußte. Und plötzlich schlug er einen ganz andern Ton an.

„Wenn Sie denn durchaus Verhaltungsmaßregeln von mir haben wollen," sagte er, „nun gut — dann tun Sie, was Ihnen die Rücksicht auf Jerta gebietet, da Sie doch nun einmal durchaus Rücksichten nehmen wollen. Mich lassen Sie ganz aus dem Spiel. Ich verspreche Ihnen, daß ich mir Ihretwegen keinen Zwang auferlegen will — denn darauf kommt es ja wohl hinaus —"

Sie nickte.

„Also ich werde gehen, wenn mir's beliebt, und wenn ich komme und da bleibe — so werden Sie künftig nicht denken, daß es aus einem andern Grunde geschieht, als weil — weil — weil das ja doch die einzigen Lichtblicke und Ruhepunkte in meinem Tagewerk sind."

Wieder wandte er sich ab mit einer kurzen, schroffen Bewegung, als wolle er ihr den Anblick seines Gesichts entziehen.

Und so abgewendet fuhr er fort: „Und die Bedenken darüber, ob ich mir die gewähren kann — die können Sie mir allein überlassen."

Sie schwieg. Sie sah nach ihm hin, und in ihren Augen sammelten sich glühende, brennende Tropfen. Wie er sie durchschaut hatte — wie er sie kannte — besser als irgendein Mensch auf der Welt. Aber sie kannte ihn auch und wußte, was er in diesem Augenblicke litt.

Es war ein großes, heiliges Gefühl, sich innerlich so völlig eins mit ihm zu wissen. Eine herzerschütternde Traurigkeit, ein wilder, heißer Jubel waren in ihr.

Da drehte sich Hinrik Gehrts, von ihrem Schweigen beunruhigt, jählings um.

„Sind Sie nun zufrieden?" fragte er.

„Ja," antwortete sie einfach, wie ein gläubiges Kind.

Er hörte es kaum. Er sah sie noch sekundenlang betroffen an — dann unterdrückte er ein schweres Seufzen, setzte sich und sprach in kühlem Geschäftston von seinen wirtschaftlichen Dingen. —

Als Lisa Vahren fort war, ging Jerta zu Bett, und Ruth begleitete sie, wie allabendlich, um ihr zu helfen und ihr den beruhigenden Tee zu kochen, den sie immer vor dem Einschlafen trank. Dann ging sie hinüber zu ihrem Vater.

Vor der Tür blieb sie eine Weile zögernd stehen, ehe sie aufblickte und eintrat. Mit müden Bewegungen schob sie sich ins Zimmer und trat neben seinen Stuhl.

„Kann ich Dir noch Gesellschaft leisten?" fragte sie. Eine scheue Zärtlichkeit zitterte in ihrer Stimme.

Er sah zu ihr auf. Sie war sehr blaß. Da fiel ihm ein, was Lisa Vahren über sie gesagt hatte.

Er ergriff ihre Hand, zog sie neben sich nieder auf die breite Armlehne und legte seinen Arm um sie.

„Höre mal, Kind," sagte er und betrachtete angelegentlich ihr feines, ausdrucksvolles Gesichtchen; „mit Dir ist irgend etwas nicht in Ordnung."

Sie schrak ein wenig zusammen und sah flüchtig auf.

„Wie kommst Du darauf, Vater?“

„Frau von Vahren hat es gesagt, und mir scheint, daß sie recht hat.“

„Ach — was weiß denn die —“ sagte sie ausweichend, und ihr Herz begann zu schlagen.

„Sie hat gewöhnlich recht, wenn sie etwas zu wissen glaubt!“

„Dann soll sie es lieber mir sagen, und nicht Dich damit beunruhigen,“ grollte sie. Er glaubte das ängstliche Flügelschlagen ihrer Seele zu hören.

„Also hat sie recht?“ fuhr er hartnäckig fort.

Ruth wand sich innerlich unter seinen beobachtenden Blicken. Sie wußte, es gab kein Entrinnen, wenn er so fragte.

„Ach, Vater —“ meinte sie — „es ist doch ganz natürlich, daß ich mitleide, wenn Ihr leidet. Und das sehe ich doch —“

Er hätte sich's denken können, daß dies der Grund war. Und doch machte ihn irgend etwas in ihrer Stimme betroffen.

„Armes Kind —“ sagte er, „ich hätte Dir Deine Jugend so gern freundlicher gestaltet —“

„Laß doch, Vater. Ich vermisse wirklich nichts. Ich möchte um keinen Preis mein Leben genießen — wie die Schwestern — während Ihr hier Mangel leidet.“

„Wie meinst Du das: Mangel leiden?“

„Mangel an Glück!“ flüsterte sie scheu.

Sie schwiegen beide. Hinrik starrte vor sich hin; und sie hockte da neben ihm wie ein verregneter Vogel.

„Du darfst Deinen Schwestern keinen Vorwurf daraus machen,“ fing er, irgendeinen Gedanken aufgreifend, wieder an.

„Das tue ich nicht — gewiß nicht,“ wehrte sie lebhaft. „Es ist ihrer Natur nach das beste und richtigste; und ich weiß, daß es Dich freut und beruhigt, sie so zu wissen.“

„Dann mußt Du auch verstehen, daß es mich beunruhigt, Dich anders zu wissen.“

Ihr wurde heiß. Das ging so nicht weiter.

„Möchtest Du mich denn durchaus los sein, Vater?“ fragte sie mit einem Versuch zu scherzen. Aber der Scherz mißlang kläglich und erstarb in ihren zuckenden Mundwinkeln.

„Kind — Kind — nicht nervös werden!“ sagte er und drückte sie fester an sich.

„Ich bilde mir nun einmal ein, wir gehören zusammen,“ stieß sie hervor, an ihren Tränen schluckend.

„Da hast Du ja auch ganz recht,“ sagte er gerührt und heftig gegen diese Rührung kämpfend. „Ich möchte es auch gar nicht anders haben. Es wird ja auch wohl mal besser werden. — Und nun komm — wir wollen noch ein Stündchen zusammen lesen. Wir haben unsere Lektüre allzulange vernachlässigt.“

Während sie das Buch holte, sann er ihr nach und beschloß fortan ein aufmerksameres Auge auf sie zu haben.

* * *

Etliche Wochen später, als Lisa Vahren wieder einmal bei Jerta saß und sich mühte, sie zu erheitern und auf andere Gedanken zu bringen, brach draußen ein wütender Schneesturm los. Den ganzen Tag schon hatte sich das Unwetter bleigrau und düster am Himmel herumgedrückt. Nun kam es mit brausendem Ungestüm über die Erde hernieder.

Es wurde noch früher dunkel, als sonst schon. Der Sturm tanzte über dem Walde, heulte um das Haus und trieb die Flocken in schrägem Wirbel vor sich her, daß sie gegen die Scheiben klatschten und sie zu halber Höhe verklebten. Mannshoch wehte er den Schnee in den Ecken zusammen, häufte ihn vor Türen und Toren zu Barrikaden zusammen und wirbelte ihn an freien Stellen zu weißen Staubsäulen empor.

Ruth hatte ein Kaminfeuer angezündet und die Laden geschlossen. Aber der Sturm spottete der Abwehr, heulte unverdrossen weiter, pfiff durch die Ritzen, drückte gegen die Fenster, daß sie ängstlich knackten, und stob durch den Schornstein, daß die Flamme sich duckte und Funken bis mitten in die Stube spritzten.

„Ach Gott — ist das ein Wetter —“ klagte Jerta, die bei Sturm und Dunkelheit noch reizbarer und trüber gestimmt war, als sonst schon. „Wie wollen Sie dabei nach Hause kommen?“

„O, das wird schon gehen,“ beruhigte Lisa. „Es ist draußen nie so schlimm, wie es sich drinnen anhört.“

„Hinrik ist auch noch nicht zurück,“ fuhr Jerta in demselben weinerlichen Tone fort. „Weiß der Himmel, wo er sich bei dem Wetter herumtreibt!“

In dem Schweigen, das diesen Worten folgte, hörte man die Haustür gehen und gleich darauf ein Stampfen, wie wenn jemand sich den Schnee von den Füßen schüttelt.

„Das wird er wohl sein," meinte Jerta seufzend.

Ruth stand auf und ging hinaus.

Da stand er im Zwielicht der bunten Flurlaterne. Sein langer Wettermantel war auf Schultern und Ärmeln dick mit Schnee bedeckt, der sich bei jeder Bewegung in feuchten Klumpen löste und auf die steinernen Fliesen niederklatschte, wo er sich sofort in Wasser aufzulösen begann.

Er warf die Mütze fort. Sein Gesicht war frisch gerötet, aus seinen Augen sprühte etwas wie Lebenslust und Jugendübermut. Er sah so jung aus — so jung — Ruth starrte ihn ganz erstaunt an.

„Ist das ein Wetter!" sagte er fröhlich. „Das tut gut — eine wahre Wonne, darin herumzulaufen!"

„Im Zimmer hört es sich nicht so an," sagte Ruth, trat herzu und half ihm den schweren, nassen Mantel ausziehen.

„Du hättest mitkommen sollen," entgegnete er, „das viele Stubenhocken macht schweres Blut."

„Frau von Bahren ist da," erzählte sie statt aller Antwort, sah ihn nicht an dabei und hängte den Mantel an den Riegel.

Er stutzte und sagte nichts darauf.

„Ich muß mir noch trockene Stiefel anziehen — ich komme gleich —" rief er erst zurück, als er den Gang entlang ging und sich mit dem Taschentuch das nasse Gesicht trocknete.

Sie ging in die Küche, um Tee für ihn zu bestellen. Sie wußte, daß er den liebte, wenn er so von draußen hereinkam.

„Warum kommt er nur nicht?" fragte Jerta inzwischen ungeduldig.

„Er wird sich wohl umziehen müssen," besänftigte Lisa. Im stillen ärgerte sie sich und dachte, daß jede andere Frau ihrem Manne entgegen geeilt wäre in diesem Augenblick. Aber das war hier nun einmal nicht Brauch.

„So macht er es immer," fuhr Jerta mißgestimmt fort. „Bei dem tollsten Wetter läuft er herum, und ich kann mich derweil um ihn ängstigen."

„Aber er ist doch ein gesunder Mann — was soll es ihm denn schaden? Und wir haben uns ja eigentlich gar nicht geängstigt!" fügte Lisa lachend hinzu. Aus Takt sagte sie: ‚wir' nicht ‚Sie' —

Er sah auch ganz und gar nicht so aus, als ob es ihm geschadet, sondern im Gegenteil, als ob es ihm wohlgetan hätte, wie er dann endlich eintrat. Ebenso wie vorhin Ruth, fiel es jetzt Lisa Bahren auf, wie jung er aussah. Und so tief leuchteten seine Augen, wie nach einem großen, innerlichen Glückserleben. Weiß Gott, was er da draußen erkämpft und besiegt hatte!

Jerta ärgerte sich über sein Aussehen, als sei es eine Rücksichtslosigkeit gegen sie. Lisa nahm die Kraft, die von ihm ausging, begierig in ihre Seele auf.

„Auf keinen Fall aber können Sie heut nach Hause fahren," sagte er nach der ersten Begrüßung. „Sie müssen die Nacht hier bleiben."

An dies Allernatürlichste hatte noch niemand gedacht. Ruth, die eben hereinkam, wollte gleich wieder hinauslaufen, um ein Zimmer herrichten zu lassen.

Aber Lisa wehrte sich auf das allerentschiedendste.

„Meine Leute erwarten mich, und wenn ich nicht komme, werden sie denken, mir sei etwas zugestoßen, und werden ausziehen und mich suchen."

„Dann suchen sie eben vergebens, und das ist besser, als wenn Sie verunglückten und nicht gesucht würden."

Aber sie blieb dabei.

„Ich fürchte mich nicht. Und was soll mir auch zustoßen? So schlimm ist es ja gar nicht."

Da Hinrik sah, daß sie sich nicht würde überreden lassen, versuchte er es nicht weiter.

Als sie gleich nach dem Abendessen zu fahren wünschte, ging er selbst, ihren Schlitten zu bestellen.

Sie saß noch ein Weilchen bei Jerta. Dann sagte sie ihr Lebewohl und ging hinaus, sich anzukleiden, noch ehe der Schlitten gemeldet war; sie wollte Kutscher und Pferde bei dem Unwetter nicht warten lassen. Ruth folgte ihr.

Als sie auf den Flur hinaustraten, stand da Hinrik Gehrts in seinen kaum getrockneten Mantel gehüllt, lange Stiefel an den Füßen, die Mütze in der Hand und

sah gleichmütig zum Fenster hinaus ins Dunkle.

Lisa Vahren stutzte.

„Was haben Sie vor?“ fragte sie ahnungsvoll.

Langsam wandte er sich um. Zwischen seinen Brauen saß eine Falte.

„Ich werde Sie nach Hause begleiten,“ sagte er. „Geben Sie sich keine Mühe, es mir ausreden zu wollen. Es bleibt dabei.“

Sein Ton war so herrisch, daß sie nicht zu widersprechen wagte, obgleich seine Absicht ihr das Herz beklemmte.

„Aber wie kommen Sie dann zurück?“ fragte sie schüchtern. „Oder wollen Sie —“

„Mein Schlitten fährt hinterher,“ fiel er ins Wort, „und bringt mich dann nach Hause. Wenn Sie den Weg allein machen wollten, werde ich es ja wohl auch können.“

Die Gereiztheit, mit der er sprach, schnitt all ihre weiteren Einwendungen ab.

Ruth half ihr in den dicken Pelz und suchte eine warme Decke hervor, um sie für den Vater mitzugeben. Sie sprach kein Wort. Vor dem Hause empfing sie ein Windstoß, der ihnen den Atem versetzte und die Tür schmetternd hinter ihnen ins Schloß warf. Noch einmal zögerte Lisa.

„Wollten Sie es nicht doch lieber lassen?“

„Wenn es Ihnen so unangenehm ist, mit mir zu fahren, kann ich mich ja in meinen Schlitten setzen und hinter Ihnen bleiben,“ sagte Hinrik Gehrts trocken.

Da wagte sie kein Wort weiter. Sie stieg auf, und er setzte sich neben sie, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie warm eingewickelt war.

„Vorwärts!“ rief er dem Kutscher zu.

Über den leer gewordenen Vorplatz fiel ein langer, schmaler Schatten. An dem erleuchteten Fenster stand Ruth und starrte ihnen nach, als schon längst nichts mehr von ihnen zu sehen war. —

Schwarze Nacht umgab das Gefährt, die Laternen verbreiteten nur einen schwachen Lichtdunst; es war nichts zu sehen als das weißgraue Flockengewimmel dicht vor den Augen. Die Pferde dampften und arbeiteten sich mühsam durch den Sturm und den hochaufgewehten Schnee. Dem Kutscher trieben die Flocken in die Augen, so daß er sie ab und zu schließen und die Pferde ihrem Instinkt überlassen mußte.

Es war, als führe man in ein ödes Nichts hinein, in eine dunkle, schicksalsschwere Unendlichkeit.

Hinrik Gehrts und Lisa Vahren saßen eng aneinandergedrängt auf dem schmalen Sitz. Sie sprachen kein Wort. Der Sturm, der ihnen grade ins Gesicht wütete, machte das Sprechen schwer. Aber das war der Grund ihres Schweigens nicht . . .

Vor dem Walde gerieten sie in eine hohe Schneeschanze. Die Pferde schnauften und keuchten — und standen still. Der Kutscher hieb mit der Peitsche auf sie ein und ermunterte sie durch lautes Zurufen. Unruhig stampften sie den Schnee. Dann sprangen sie ins Geschirr, daß die Stränge krachten. Es ging weiter.

„Sehen Sie wohl, wie gut es geht?“ sagte Lisa Vahren. „Sie hätten nicht mitzukommen brauchen.“

„Haben Sie's mir noch nicht oft genug gesagt, daß meine Begleitung Ihnen unangenehm ist?“ fragte er gereizt.

Da zog sie ihre Hand aus dem schützenden Pelz und legte sie beschwichtigend auf seinen Arm.

„Sie wissen doch, daß ich es nicht böse meine! Ich bin Ihnen doch so dankbar, daß Sie so gut gegen mich sind!“

„Nun also, wozu dann die Redensarten!“ sagte er rauh.

Ihre Hand schien er nicht zu bemerken. Sie zog sie sachte zurück.

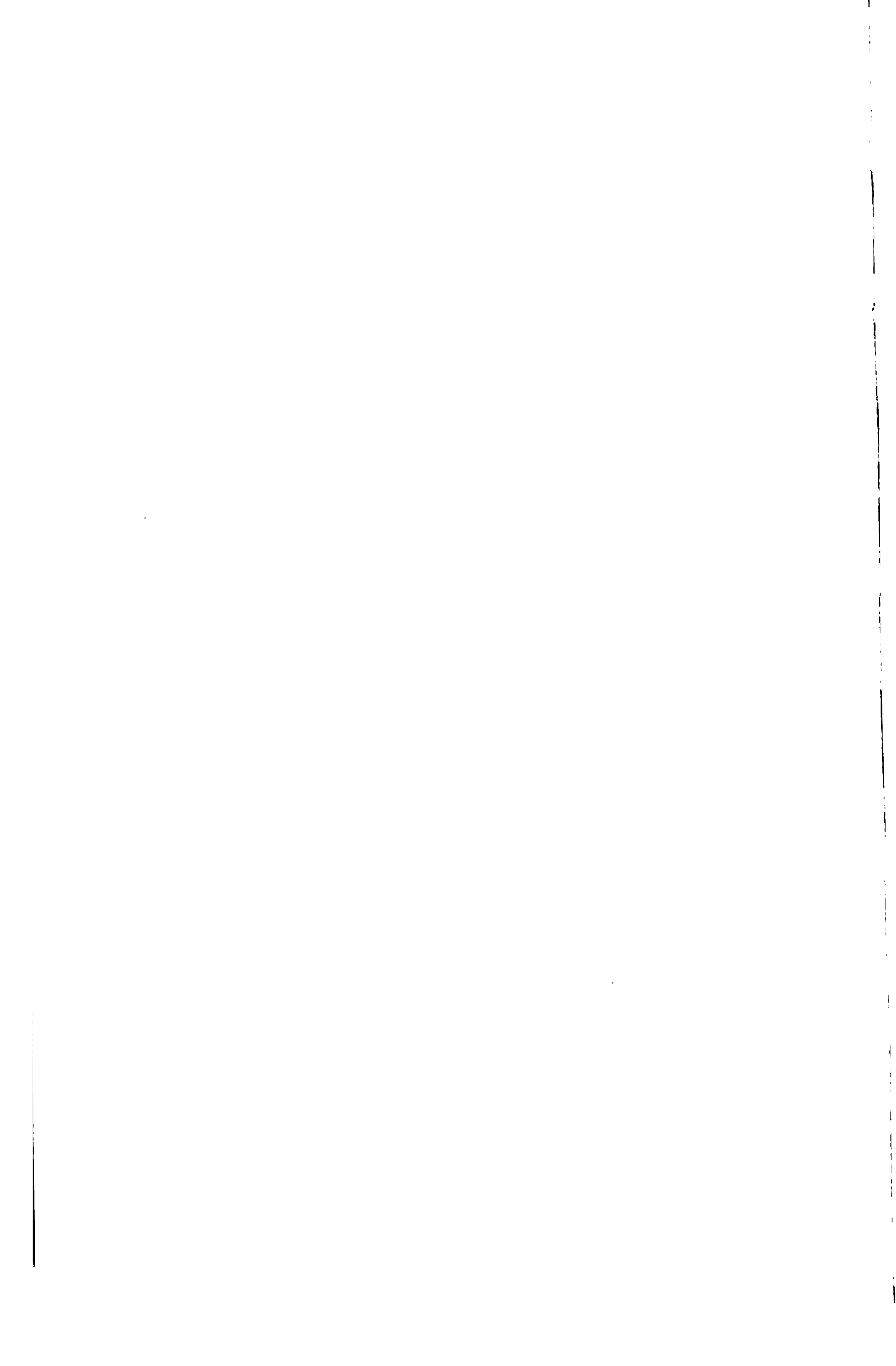
Der Wald nahm sie auf in seinen Schutz. Die Flocken rieselten langsam und gerade herunter. Wie aus weiter Ferne tobte der Sturm über den Häuptern der alten Baumriesen dahin.

Aber aus nächster Nähe fühlte Lisa Vahren das Toben des viel gefahrvolleren Sturmes in seinem Herzen.

Sie saß steif und still neben ihm und wagte sich nicht zu rühren. Bei jedem Stoß des Schlittens auf dem unebenen, unter der Schneedecke festgefrorenen Wege wurde sie gegen ihn angeschleudert. Dann überlief es sie heiß vor Angst und Schreck, und sie setzte sich um so steifer aufrecht. Endlich konnte sie das Schweigen nicht mehr ertragen. Sie fing an von diesem und jenem zu reden. Daß sie Jerta heute weniger gut gefunden habe. Daß Ruth ein wahrer Schatz für ihre Eltern sei. Daß Els ja nun bald ein Kind wiegen



Sonnenschein. Gemälde von W. Hammershöi.
Aus Ed. Schultes Kunstsalon in Berlin W.



würde. Und daß der Winter ja nun zum Glück bald vorbei sei.

Er ging auf nichts ein. Er wußte das ja alles. Es interessierte ihn in dieser Stunde gar nicht. Ihn quälten ganz andere Gedanken. Jenseits des Waldes ging der Weg durch einen Hohlweg über einen langen Berg. Der Kutscher hielt die Pferde an und wandte sich nach hinten. Deutlich hörte man in diesem Augenblick das dumpfe Schellengeläut des nachfolgenden Schlittens.

„Es ist alles zugeweht. Ich werde wohl nebenbei fahren müssen."

„Also dann links hinaus. Rechts ist Sturzacker!" befahl Hinrik.

Schief und schwankend ging es über den hohen Wegrain ins Feld hinaus, Schritt für Schritt, tastend und vorsichtig bergauf. Mit erneuter Gewalt empfing sie auf der kahlen Höhe der tobende Sturm, der wirbelnde Flockenschwarm.

Hinrik Gehrts hatte sich aufgerichtet und spähte mit geschärften Augen durch den Dunstkreis der Laternen in die wilde Nacht.

„Mehr links!" schrie er plötzlich in den Sturm hinein.

Es war zu spät. Das rechte Pferd versank in einer weißen Wolke. Der Schlitten schlug um in die weichen Massen hinein, die den Hohlweg bis zum Rande füllten.

Hinrik Gehrts, der gestanden hatte, wurde hinausgeschleudert und versank gleichfalls. Lisa Bahren blieb in Decken und Mänteln hilflos hängen.

Der Kutscher, der sich eben noch halten konnte, hieb auf die Pferde ein, mit aller Gewalt nach links lenkend. Sie arbeiteten sich heraus. Bei dem Ruck, mit dem sie, die hohe Wegkante wieder gewinnend, den Schlitten hinter sich herrissen, verlor auch er das Gleichgewicht, stürzte heraus und wurde an den Zügeln nachgeschleift. Das Gewicht seines Körpers brachte die Pferde zum Stehen, sobald sie festen Boden unter sich fühlten.

Lisa Bahren war unten im Schnee liegen geblieben und strebte, sich von den Decken zu befreien, die jede ihrer Bewegungen hemmten. Dabei versank sie bis an die Hüften.

Sie sah ein, daß sie allein nicht imstande war, sich herauszuhelfen, blieb geduldig liegen und wandte sich nach Hinrik um.

Sehen konnte sie freilich nichts. Aber sie hörte seinen keuchenden Atem in nächster Nähe. Sie wagte nicht zu rufen.

Da tauchte er dicht neben ihr auf, wie ein schwarzer Schatten in dem lichtlosen Dunkel. Seinen Mantel hatte er abgerissen und über den Arm gehängt. Bis zu den Knien steckte er im Schnee.

„Sind Sie da?" fragte seine vor Anstrengung unsichere Stimme.

„Ja," rief sie zurück.

„Ist Ihnen etwas geschehen?"

„Nein, ich kann nur nicht wieder heraus —"

Langsam und mühsam arbeitete er sich näher.

„Bleiben Sie ganz still, rühren Sie sich nicht — ich helfe Ihnen."

Nun stand er ganz dicht neben ihr. Er nahm seinen Mantel und warf ihn weit ausgebreitet über den Schnee.

„So," sagte er, „darauf müssen Sie treten, dann versinken Sie nicht. Und nun fassen Sie mich, bitte, ganz fest um den Hals, damit ich Ihnen heraushelfen kann."

Sie zögerte; eine wahnsinnige Angst kroch ihr durch den Körper.

„Tun Sie mir den Gefallen und hegen Sie jetzt keine Schicklichkeitsbedenken," sagte er barsch, „es ist wirklich nicht der Augenblick dafür."

Er beugte sich dicht über sie, so daß sie seinen Atem fühlte. Da schämte sie sich. Und schnell entschlossen, alles hinunterwürgend, was ihr wie Herzschlag und Blutrauschen in der Kehle saß, streckte sie die Arme aus und legte sie fest um seinen Hals zusammen. Sie fühlte sich von ihm umklammert und emporgehoben und im nächsten Augenblick auf die Füße gestellt. Ihre Arme fielen schwer herab.

„Warten!" befahl er. Er war so außer Atem, daß er mehr nicht sagen konnte. Zitternd vor Kälte und Nässe stand sie auf seinem Mantel und wartete geduldig, bis er sich zu ihr heraufgearbeitet hatte. Einen Augenblick brauchte er Zeit, um zu verschnaufen.

„So, jetzt können Sie gehen," sagte er, „aber nur so weit der Mantel reicht."

Das schwere Lodenzeug tat gute Dienste. Aber es war nicht lang genug.

„Halt!" sagte Hinrik Gehrts. Sie gehorchte augenblicklich.

Mit seinen langen Reiterstiefeln tief in den Schnee bohrend, prüfte er, ob fester Boden zu gewinnen sei. Es handelte sich um wenige Schritte.

„Ich kann Ihnen nicht helfen — Sie müssen sich mir noch einmal anvertrauen. Mit langen Kleidern ist das etwas anderes —"

Auch jetzt gehorchte sie ohne Zögern.

Er trug sie drei gewaltige lange Schritte, die ihm eine furchtbare Kraftanstrengung kosteten und ihm den Schweiß aus den Poren trieben. Es war gut so, denn die Last hinderte ihn, ihre Art zu fühlen.

„So," sagte er und ließ sie sanft aus seinen Armen niedergleiten. „Jetzt haben wir den Wegrand erreicht. Jetzt können Sie allein gehen."

Er aber kehrte noch einmal um und holte seinen Mantel und ihre Decken. Er griff sich an die Schläfen, an denen ihm die Adern zu springen gedroht hatten und in denen er nun eine seltsame Leere spürte.

Der Kutscher hatte die Pferde beruhigt und die Geschirre in Ordnung gebracht. Er entschuldigte sich bei seiner Herrin, die gar nicht darauf hörte, und erging sich in Betrachtungen, was alles hätte geschehen können, und was für ein Glück es sei, daß eben weiter nichts geschehen war.

‚Wohl ihm, daß er sich seine Aufregung so herunterreden kann,' dachte Lisa. Und dann sah sie sich nach Hinrik um.

Stumm und ruhig kam er heran und prüfte, ob alles in Ordnung sei.

„Nun steigen Sie schnell ein — sonst erkälten Sie sich noch —"

Vorsichtig ging es bergab. Dann mußte der Kutscher absteigen und eine Stelle suchen, wo er wieder in den Weg einbiegen konnte. Hinrik Gehrts hielt die Zügel der stampfenden, unruhig gewordenen Tiere. Dabei sah er Lisa an.

Ihr Gesicht leuchtete ganz weiß aus den dunklen Pelzen hervor. Ihre Augen suchten ihn in scheuer, unbewußter Zärtlichkeit.

„Frieren Sie?" fragte er. Seine Stimme klang hart und spröde.

„Nein," sagte sie leise. Und dann noch leiser: „Ich danke Ihnen. Es war doch gut, daß Sie mitkamen!"

Er antwortete nicht.

Langsam, mit mancherlei Mühen und Hindernissen kamen sie vorwärts.

„Ihre armen Pferde," sagte Lisa, „daß sie nun noch einmal den bösen Weg machen müssen."

„Wir haben ja vorgearbeitet."

„Ja, aber es verweht gleich wieder —"

Er schwieg.

Sie hätte ihm gern angeboten, den nächsten Morgen bei ihr abzuwarten. Aber sie wagte es nicht.

Vor ihrer Seele stand jene Sommernacht, die sie einst unter demselben Dach verbracht hatten. Es tut nicht gut, Gefahren heraufzubeschwören. Damals war sie frisch und stark hineingegangen. Heute war sie erschöpft und müde.

Endlich klapperten die Hufe über das kahlgewehte Dorfpflaster. Der Schlitten hielt unter der Haustür. Sie stiegen aus.

„Komm vor," rief Hinrik Gehrts seinem Kutscher zu. „Wir fahren gleich zurück."

„Kann ich Ihnen denn nichts — gar nichts anbieten?" fragte Lisa halb verzweifelt, als sie sah, daß er nicht einmal Miene machte einzutreten.

„Doch," sagte er. „Ein Schluck Wein würde mir gut tun."

Sie schickte den Diener danach.

„Kommen Sie doch wenigstens herein — ich kann Sie doch nicht im Schneesturm vor der Tür bewirten!"

Das sah er ein und folgte ihrer Aufforderung.

Im Lampenschein standen sie einander gegenüber und sahen sich an. Schön sahen sie nicht aus. Ihre Kleider waren voll Schneewasser; wo sie standen, bildeten sich kleine, trübe Rinnsale am Fußboden. Hinrik hingen die Haare in die Stirn und Lisa klebten sie an den Schläfen. Sie mußte plötzlich lächeln.

„Eigentlich war es gar nicht schlimm!" sagte sie.

„Was?" fragte er zerstreut.

„Nun, das Umwerfen!"

„Ach so — nein, natürlich, das war nicht schlimm."

„Wenn ich Sie jetzt nur nicht wieder hineinfahren lassen müßte in das Unwetter!"

„Ja, das geht doch nicht anders."

Nein, es ging nicht anders. Es war schon besser so. Die Unwetter da draußen sind noch lange nicht die schlimmsten.

Der Diener brachte eine Flasche Wein und zwei Gläser. Sie schenkte sie beide voll. Das eine gab sie Hinrik, der es gierig an die Lippen setzte; das andere schickte sie seinem Kutscher.

Hinrik Gehrts sah sie gerührt an.

„Sie sind eine gute Seele," sagte er.

Sie lachte, und dabei schossen ihr die Tränen in die Augen.

„Das ist das erste freundliche Wort, das Sie mir heute sagen!" rief sie.

Er setzte das geleerte Glas hart auf die Tischplatte. Sie wollte es noch einmal füllen, aber er wehrte ihr.

„Es ist die höchste Zeit, daß ich nach Hause fahre und daß Sie ins Bett kommen. Tun Sie mir die Liebe und sorgen Sie dafür, daß Sie schnell warm werden und nicht noch Schaden von der Geschichte haben. Und nun gute Nacht!" —

Eine Minute später fuhr er vom Hof herunter in Nacht und Sturm hinein.

Lisa gehorchte gewissenhaft auch seiner letzten Weisung. Sie ließ sich eine Wärmflasche bringen und kroch ins Bett, wo sie noch lange vor Frost und Aufregung zitterte, ehe sich endlich ein schwerer, bleierner Schlaf auf ihre verweinten Augen senkte. —

Mitternacht war längst vorüber, als Hinrik Gehrts, zerschlagen an Leib und Seele, nach Hause kam.

Als er im Flur die schweren, nassen Sachen abwarf, öffnete sich leise die Tür seines Zimmers und in dem herausquellenden Lichtschein stand seine Tochter.

„Was fällt Dir ein, Ruth!" rief er ärgerlich. Es war ihm furchtbar, jetzt nicht mit sich allein bleiben zu können. Stumm, mit großen, überwachten Augen sah sie zu ihm auf. Hinter ihr auf dem großen Tisch summte der Teekessel.

„Ich habe mich so um Dich geängstigt, Vater!"

„Ach — Unsinn!" brummte er, trat ein, schloß die Tür und fiel schwer und müde in den ersten besten Stuhl.

Sie betrachtete ihn mit wachsender Sorge. Jung und frisch hatte er ausgesehen, als er fortfuhr. Alt und elend sah er aus, nun er heimgekehrt war.

Sie unterdrückte ein Schluchzen und machte sich an dem brodelnden Kessel zu schaffen.

„Wie ist es gegangen?" fragte sie und ihr Blick glitt scheu über seine nassen Kleider.

„Ganz gut. Wir haben nur einmal umgeworfen — an dem langen Hohlweg, weißt Du. Aber es hat uns nichts geschadet."

„Es war doch besser, daß Du mitfuhrst," meinte sie.

„Ja — natürlich."

Sie brachte ihm seinen Tee. Er trank das heiße Gebräu in seinen frierenden Körper hinein, einen langen, großen Schluck. Dann stellte er die Tasse hin.

„Du bist ein gutes Kind, Ruth. Komm mal ein bißchen näher."

Sie kam. Er sah zärtlich zu ihr auf und strich liebkosend mit der Hand über sie hin.

Da stürzte Ruth an seine Brust und wühlte in wildem Schluchzen ihr Gesicht in die Falten seiner nassen Joppe.

„Aber Kind, was ist denn los?" rief er bestürzt.

„Ich habe mich so geängstigt —" stieß sie kaum verständlich hervor.

„Aber das ist doch kein Grund, um sich so zu betragen! Und was war denn dabei sich zu ängstigen? Du tust ja, als sei ich in eine Schlacht gezogen oder unter die Menschenfresser!"

Sie schluchzte weiter. Und zwischendurch stammelte sie: „Ach, Vater, es ist ja nicht nur wegen heut abend — ich trage es schon so lange mit mir herum — und jetzt, während ich auf Dich wartete, habe ich mir soviel dumme Gedanken gemacht — und davon bin ich ganz verdreht worden —"

„Was für Gedanken hast Du Dir gemacht?" fragte er mit erwachender Unruhe.

„Über Dich und über das alles — ach, Vater, lieber, guter, einziger Vater, sei doch nur nicht böse."

„Aber weshalb um alles in der Welt soll ich denn böse sein?"

„Weil — ich — es — weiß," flüsterte sie kaum hörbar.

Einen Augenblick durchzuckte es ihn wie ein lähmender Blitzstrahl. Er war unfähig sich zu bewegen. Dann, mit einem heftigen Ruck, ergriff er seine Tochter an beiden Schultern, richtete sie empor und sah ihr in das verstörte Gesicht mit drohenden, funkelnden Augen.

„Was weißt Du?" fragte er mit schwerer Zunge.

Ihre Lippen bewegten sich. Da sah sie ihn an — seinen drohenden, wilden Blick —

„Ich kann es nicht sagen," stöhnte sie, und verkroch sich wieder an seinem Herzen.

Schwer ließ er die Arme sinken.

„Andeutungen machen — und sie dann nicht erklären können, das ist feige," sagte er erbarmungslos.

Sie zuckte zusammen. Schwer wie eine Tote lastete sie auf seinem Herzen.

„Also: was weißt Du?“ fragte er nochmals.

„Daß Du — Frau von Vahren — lieb hast —“

Und dann blieb es totenstill.

Direkt in sein Herz hinein hatten es ihre Lippen geflüstert. Da saßen sie nun, diese zitternden, todesbangen Worte und krallten sich ein, daß er fast die Besinnung verlor vor Schmerz.

Draußen heulte der Sturm und rüttelte an den Fenstern. Und die Standuhr auf dem Kamingesims tickte.

Endlich gewann Hinrik Gehrts seine Fassung wieder.

„Und darum — weil Du das weißt — sollte ich Dir böse sein, Du armes, liebes Kind?“ fragte er mit gebrochener Stimme und legte seine Hand auf ihren Scheitel.

„Nicht, weil ich es weiß — aber weil ich es sage —“ schluchzte sie heraus, ohne ihre Stellung zu ändern. „Mach' mit mir, was Du willst — strafe mich — jage mich weg — schlage mich — ich wollt's ja auch nicht sagen, ganz gewiß nicht — aber heute abend —“

„Was hast Du denn immer mit ‚heute abend‘?“

„Wie ich Euch wegfahren sah“ — wimmerte sie, „so ganz allein, ganz im Finstern — in irgendwelche Gefahren hinein — — da dachte ich — dachte ich —“

Hinrik hatte die Quälerei satt. „Da dachtest Du, nun würde der Augenblick kommen, wo Dein Vater vergessen könnte, daß er Dein Vater ist?“

Sie nickte heftig.

„Ach sei nicht böse. Bitte, sei nicht böse!“

„Nun beruhige Dich mal erst, mein Kind. Und dann wollen wir weiter reden.“

Seine Hand, die immer noch warm und schwer auf ihrem Scheitel lag, war das beste Beruhigungsmittel für ihren zitternden Leib, ihre zitternde Seele.

Mit der Zeit wurde sie still, richtete sich auf und trocknete sich die Augen. Neben ihm auf der Erde kniend, wartete sie geduldig, was nun kommen würde. Nur ansehen konnte sie ihn nicht.

„Nun hockst Du da und schämst Dich und fürchtest Dich. Und hältst es doch für Deine Pflicht, eine Art Schutzgeist für mich zu spielen —“

„Nein, Vater —“ unterbrach sie erschrocken, „das nicht — das gewiß nicht — einen Schutzgeist brauchst Du überhaupt nicht!“

„So, meinst Du?“ Er lächelte trübe.

„Das ist es auch gar nicht —“ sprach sie hastig weiter. „Ich bin nur so traurig — so schrecklich traurig —“

„Um wen denn, mein Kind?“

„Um Dich, Vater!“

„Und warum denn?“

„Weil Du doch eigentlich alles haben müßtest, was zu eines Menschen Glück gehört — und weil Du so wenig hast.“

„Nein, Ruth, Du irrst Dich, ich habe nicht wenig. Ich habe meinen schönen Besitz und meine Arbeit darin. Ich habe vier gute, liebe Mädels — darunter vor allem eine — und ich habe die Mutter, für die ich sorgen muß — und noch so mancherlei —“

„Ja, aber das Beste fehlt Dir doch,“ sagte sie mit trübem Trotz.

Sie war zu reif und zu klug, als daß er ihr etwas hätte weismachen können.

„Jeder Mensch muß einmal im Leben Enttäuschung und Entsagung kennen lernen, und wer sich nicht damit abfindet, der ist ein Jammerkerl. Und dazu wirst Du ja wohl Deinen Vater nicht rechnen wollen. Nun also — Du brauchst Dich nie wieder um mich zu ängstigen; verstehst Du, Kind!“

Sie nickte.

„Und was Du entdeckt hast — das behältst Du für Dich. Frau von Vahren darf nichts darum wissen. Sie würde sonst nicht mehr herkommen. Und dann würde Mutter sich wundern. Und Mutter darf sich nicht wundern. Verstehst Du auch das, Kind?“

Sie nickte wieder.

„So. Und nun sieh mir mal in die Augen, Du tapferer, kleiner Leidensgefährte, damit ich weiß, ob ich Dir die ‚dummen Gedanken‘ ausgetrieben habe.“

In den Augen, die sie zu ihm aufschlug, lag nichts weiter als grenzenloses Vertrauen und hingebungsvolle Bewunderung. Er beugte sich nieder, nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände und drückte seine Lippen auf diese reinen, durchsichtigen Augen.

„Und nun geh, mein liebes Kind. Es ist spät, und nach diesem haben wir heute wohl nichts mehr miteinander zu reden.“

Sie gehorchte schweigend.

Wie litt sie um ihn, um ihrer Liebe willen!

‚Wie viel mehr mußte er leiden um seiner Liebe willen,‘ dachte sie bei sich. Sie ängstigte sich nicht mehr um ihn, aber ihr Jammer um ihn war eher noch größer geworden.

Hinrik Gehrts ging ruhelos in seinem Zimmer auf und nieder. Sein Tee erkaltete vergessen. Die Flamme unter dem Kessel erlosch. Die Lampe fing an zu knistern und zu qualmen.

Er riß das Fenster auf und ließ Sturm und Schnee hereinwehen. So war es gerade recht für seine schmerzende Stirn, für sein fieberndes Herz.

Er verbrachte die Nacht auf seinem Sofa, nachdem er sich der schweren Stiefel und des nassen Zeugs entledigt hatte. Jerta sagte er, daß er sie mitten in der Nacht nicht habe stören wollen.

Bis zum andern Nachmittage noch wütete das Wetter und machte alle Wege in der Umgegend tagelang unpassierbar.

* * *

Ende März geschah es, worauf Hinrik Gehrts seit Jahr und Tag gefaßt war. Aber es übertraf alle seine Befürchtungen. Er war bei Tagesgrauen hinausgegangen, um die Bestellungsarbeiten zu beaufsichtigen. Der Morgen war fahl und grau und still. Die Krähen schwärmten und lärmten über den nassen Feldern, und von den kahlen Zweigen der Bäume tropfte der Tau.

Hinrik Gehrts sehnte sich nach Frühling und Sonne. Der lange, nasse, graue Nachwinter bedrückte sein Gemüt. Die Arbeit war seine Hilfe und Rettung. Aber es gab zu viele Stunden, in denen sie allein ihm nicht genug war.

Im Hause war noch alles still. Nur die Dienstboten verrichteten geräuschlos ihre Morgenarbeit.

Jerta lag im Halbschlaf und erwartete mit Seufzen den neuen Tag, von dem sie ebensowenig erhoffte, wie von den vielen endlosen anderen Tagen.

Da hörte sie einen heftigen, leisen Schritt draußen auf dem Gange. Gleich darauf wurde vorsichtig die Tür geöffnet.

„Wer ist da?“ rief sie vollends erwachend hinter der Bettgardine hervor.

Als Antwort wurde die Gardine zurückgeschlagen. Ihr Sohn stand vor ihr.

Es war kein Traum, kein Trug. Deutlich erkannte sie ihn im Halbdunkel des Zimmers.

„Rik! Lieber Himmel — Rik — wo kommst Du her?“

„Guten Morgen, Mutter,“ antwortete er.

Seine Stimme klang heiser. Sie richtete sich im Bett auf, um ihn besser zu erkennen. Er sah verwildert und übernächtig aus.

„Aber Rik — so sprich doch — es muß doch einen Grund haben, daß Du da so stehst!“ rief sie ungeduldig. Sie dachte gar nicht daran, ihn erst richtig zu begrüßen. Allerhand unklare, entsetzliche Vorstellungen ängstigten sie.

„Natürlich wird es einen Grund haben!“ sagte er mit bitterem Hohn. „Du mußt mir Geld geben, Mutter. Viel. Und gleich.“

Jerta überlegte, daß sie etwa gerade noch zehn Mark in ihrem Schreibtisch liegen hatte.

Sie sagte es ihm.

Er stampfte ärgerlich mit dem Fuß auf den Bettteppich und zischte einen Fluch zwischen den Zähnen hervor.

„Aber um Gottes willen — wozu brauchst Du es denn — daß Du selber deswegen angereist kommst. Und Du bist ja in Zivil —“ unterbrach sie sich mit einem Blick über seinen wenig gepflegten Anzug.

Er lachte rauh auf. „Na ja — natürlich. Und also — wenn Du mir das Geld nicht geben kannst, dann muß ich stehlen.“

Sie rang die Hände. „So sag' doch nur erst, was eigentlich los ist!“

Er drehte sich um und stieß einen Ton aus, der wieder einem Fluche glich.

„Hast Du Schulden?“

Er zuckte die Achseln. „Die würden mich wohl nicht hergetrieben haben.“

„Ja — aber was denn sonst?“

„Frag doch nicht immerfort, Mutter. Überleg Dir doch lieber, wie Du das Geld herschaffst!“

Sie legte die Hände an den armen Kopf, der jetzt immer so wenig vertragen konnte.

„Vielleicht hat der Vater —“

Ein schrilles Lachen machte sie verstummen. „Der wird sich hüten. Auf den will ich mich lieber nicht verlassen.“

Ihr wurde himmelangst.

„Mach doch die Läden auf — es ist so dunkel —“

„Wozu denn. Wenn's hell ist, sind wir auch nicht gescheiter.“

Sie überlegte. Das Gehirn tat ihr weh davon.

„Du könntest doch telegraphisch Geld bestellen,“ schlug er vor.

„Ja, — das könnte ich —“ meinte sie kläglich.

„Mein Gott — Mutter — sei doch nicht so entschlußlos — wo es sich um Leben und Sterben für mich handelt —“

Ihre Augen öffneten sich weit vor Entsetzen. Ihr Gesicht wurde spitz und weiß. Eine plötzliche Energie kam über sie, die Energie der Angst.

„Ich rühre keinen Finger für Dich, bis Du mir nicht sagst, was Du wieder angerichtet hast,“ rief sie mit harter Stimme.

Rik stutzte. Er überlegte noch einen Augenblick. Dann pflanzte er sich breit und frech vor seine Mutter hin und sagte mit trotziger Rücksichtslosigkeit: „Also ich muß heute abend noch fort — übers Wasser — oder über die Grenze — denn die Polizei ist hinter mir her — wegen — wegen — na ja, wegen eines Sittlichkeitsverbrechens.“

Jerta schien zu erstarren. Dann griff sie mit den Händen in die Luft, stieß einen entsetzlichen Schrei aus und fiel hinten über.

‚Nun wird sie auch noch ohnmächtig‘, dachte Rik wütend. ‚Zum Teufel mit allen Weibern!‘

Er beugte sich über seine Mutter und rüttelte sie aus Leibeskräften. Alles hing für ihn davon ab, daß sie bei Besinnung blieb. Sie war gar nicht ohnmächtig; sie war nur gänzlich zusammengeschmettert. Sie stöhnte und ächzte unter den Griffen seiner Fäuste: „Laß mich — laß mich — Du bringst mich noch um —“

„Ja — und Du bringst mich um, wenn Du mir nicht hilfst —“

„Ich will Dir ja helfen — ich will ja — ich weiß nur nicht, wie. — Laß mir nur eine Stunde Zeit — ich werde ja verrückt, wenn Du so gegen mich wütest —“

In diesem Augenblick fühlte sich Rik von hinten am Arm gepackt und kraftvoll zur Seite gestoßen.

Zwischen ihm und der Mutter stand Ruth.

Jertas Schrei hatte sie herbeigelockt. Nur notdürftig hatte sie ihre Kleider übergeworfen.

„Was tust Du denn hier, Du — Du“ — sie konnte nicht weiter.

Er machte eine verächtliche Bewegung und trat einen Schritt zurück.

„Er muß Geld haben,“ jammerte Jerta. „Wo nehmen wir Geld her, Ruth?“

„Nun, das wird sich ja beschaffen lassen,“ sagte sie immer empörter. „Solche Eile wird es doch nicht haben.“

„Doch — doch — es hat Eile — er muß fliehen — heute noch —“ und nun erfuhr sie den Rest.

Der Boden wankte unter Ruth, sie sah nichts wie schwarze Ringel vor den Augen.

‚Vater — Gott im Himmel — Vater!‘

Weiter dachte sie nichts. Weiter fühlte sie nichts.

Rik stieß sie unsanft in die Seite.

„Steh nicht da wie ein geschändetes Heiligenbild. Sag lieber was Vernünftiges!“

Sie richtete sich hoch auf. Sie wuchs ordentlich.

„Untersteh Dich nicht mich anzufassen, Du Lump, Du!“ sagte sie mit eisiger Verachtung.

Er zog eine Grimasse.

„Bitte Euer Heiligkeit um Vergebung,“ höhnte er.

Sie ging an ihm vorbei und öffnete die Fensterläden. Dann wandte sie sich um und sah ihn an.

So also sah ein Verbrecher aus —

„Vor allen Dingen mach jetzt, daß Du hier herauskommst,“ sagte sie, ihre Erregung meisternd. „Du kannst in mein Zimmer gehen, wenn Du nicht unten bleiben willst. Vater kann jeden Augenblick vom Felde hereinkommen, und es wird wohl besser sein, wenn er Dir nicht unvorbereitet begegnet.“

Es war etwas in ihrer Stimme, das ihn an des Vaters Art erinnerte, und ihn veranlaßte, sich nicht zu widersetzen.

Murrend ging er hinaus.

„Ach Gott, Ruth, was soll denn nun werden!“ jammerte Jerta händeringend.

„Vor dem Vater können wir es nicht verheimlichen,“ sagte Ruth, die immer noch nur an ihn dachte.

„Nein — natürlich nicht — o Gott — ich kann gar nicht daran denken — ich ängstige mich so sehr —“

„Laß nur, Mutter,“ sagte Ruth und strich in ihrer sanften Art mit ihrer weichen Hand über Jertas feuchte Stirn. „Ich werde es ihm erzählen. Wenn Du dann mit ihm davon sprichst, ist er schon ruhiger. Ist es Dir recht so?“

Sie seufzte nur. Ihre Willenskraft war wie ausgelöscht.

„Wo nehmen wir nur so schnell das nötige Geld her?“ klagte sie. „Es muß doch beschafft werden? Wir können es doch nicht darauf ankommen lassen —“ Sie schüttelte sich vor Entsetzen.

„Wenn wir alles zusammentun, was da ist,“ tröstete Ruth, „wird es wohl bis über die Grenze reichen. Dann können wir ihm ja mehr schicken.“

Jerta wühlte das Gesicht in die Kissen.

„Willst Du nicht versuchen aufzustehen?“ bat Ruth. „Es wird doch wohl nötig sein!“

Willenlos ließ sie sich in die Kleider helfen.

Sie war noch nicht fertig, da hörte man unten Hinriks Stimme.

Jerta sanken die Arme am Leibe herab.

„Wenn Du ihn vorbereiten möchtest,“ bat sie.

Ruth ging. Sie fand ihn im Eßzimmer, wo er auf sein Frühstück wartete.

„Guten Morgen, Vater!“ sagte sie. Ihr Kuß und ihre Umarmung waren noch inniger, länger als sonst.

„Ich muß Dir etwas sagen, Vater.“

Sie ließ seine Hand nicht los und strich immer wieder scheu und sacht darüber hin, als wolle sie schon vorsorglich die Wunde liebkosen, die sie ihm jetzt schlagen mußte.

„Was denn?“ fragte er ahnungslos.

Noch zögerte sie. „Bitte, bleibe ganz ruhig, Vater. Mutters wegen — Nik ist da!“

‚Weiter nichts!‘ dachte er. ‚Wozu dann die Vorbereitungen.‘

Da sagte sie ihm auch das übrige.

Und wirklich — Hinrik Gehrts blieb vollkommen ruhig. Nur aschfahl wurde er im Gesicht, und seine blauen Augen wurden schwarz, und seine Hände, mit denen er sich auf die Stuhllehne stützte, zitterten.

„Setz Dich doch, Vater!“ bat sie leise.

Er machte nur eine abwehrende Handbewegung.

Es war schrecklich ihn anzusehen. Als stemme er sich gegen einen Sturm, der an den Grundfesten seines Wesens riß.

Mit hängenden Armen und krampfhaft verschlungenen Fingern stand sie vor ihm, hilflosen Jammer im Herzen.

„Was sagt Mutter dazu?“ rang es sich endlich klanglos von seinen bleichen Lippen.

„Sie ist ganz entzwei,“ sagte sie und war glücklich, daß er zuerst an seine Frau dachte. „Er hat es ihr wohl auch sehr rücksichtslos beigebracht — —“

„Das kann ich mir denken“ — unterbrach er sie grimmig.

„Aber ich glaube, sie ist doch nicht imstande, es so zu empfinden wie — wie Du“ — meinte sie tröstend. „Sie ist zu elend dazu.“

Er starrte finster an ihr vorbei.

„Der Schuft — der Bengel —“ murmelte er durch die zusammengebissenen Zähne.

„Du mußt ihm forthelfen, Vater,“ sagte sie beschwörend. „Um Mutters willen mußt Du es tun!“

Langsam wendete er seinen Blick auf sie, mit einem merkwürdigen Ausdruck, aus dem sie nichts zu machen wußte, und der sie ängstigte. — Er antwortete ihr nicht.

„Willst Du zu ihm gehen, Vater?“ fragte sie zögernd.

„Nein,“ erwiderte er hart.

„Soll ich ihn Dir schicken?“ fragte sie weiter, all ihren Mut zusammenraffend, mit versagender Stimme.

„Vorläufig wollen wir frühstücken,“ sagte er. „Ich bin zwei Stunden nüchtern herumgelaufen.“

Sie setzte sich ihm gegenüber. Mechanisch aßen und tranken sie und sprachen dabei kein Wort. Die Bissen quollen ihr im Munde — aber sie würgte sie hinunter aus Angst vor ihm.

Plötzlich sprang er auf, so heftig, daß der Stuhl weit hinter ihm zurückflog.

„Der Junge — mein Junge“ — schrie er auf, so verzweiflungsvoll, daß es ihr das Herz umkehrte. Mitten im Zimmer

blieb er stehen und schlug die Hände vor das Gesicht. Ein trockenes Schluchzen schüttelte seinen Körper wie ein Krampf.

Da stürzte Ruth auf ihn zu, umklammerte ihn mit beiden Armen und drückte ihren Kopf gegen seinen Arm.

So standen sie — so blieben sie stehen — minutenlang.

Dann machte er sich sanft von ihr los.

„Ich will zur Mutter gehen," sagte er.

An der Tür ihres Schlafzimmers kam sie ihm entgegengewankt — ein Bild grausamer Zerstörung.

Das war das Schwerste für ihn — diese Mutter, die der Sohn zu nichte gemacht hatte.

Wortlos umschlang er sie, die sich kraftlos ihm überließ, und führte sie zu ihrem niedrigen Diwan. Da sank er mit ihr nieder. In wildem Weinen tobte sich ihr Jammer an seinem Herzen aus. Es war ihr eine unbewußte Wohltat, seinen starken Körper zu umklammern, seine starke Seele zu fühlen.

„Du mußt ihm helfen, Hinrik," forderte sie schluchzend, nachdem sie sich über die Tatsachen notdürftig ausgesprochen hatten.

„Nein," sagte er hart und fest. „Von mir bekommt er keinen roten Heller. Ich würde ihm nur die Freiheit zu neuen Sünden erkaufen."

Da erstarrte sie in seinen Armen. Der alte Trotz kam über sie. Mit einem letzten Rest von Kraft richtete sie sich auf.

„So werde ich es tun," sagte sie. Wie — das wußte sie noch nicht.

„Du wirst es nicht tun," entgegnete er mit tödlichem Ernst. „Bis jetzt habe ich es Dir erlaubt. Heute verbiete ich es Dir."

„So werde ich es ohne Deine Erlaubnis tun."

„Du wirst es nicht tun," wiederholte er, ergriff ihre beiden Hände, hielt sie fest umklammert und sah sie an mit Augen, vor deren Drohen sie sich am liebsten in die Erde verkrochen hätte.

„Hinrik," sagte sie stöhnend, „bedenkst Du denn, was Du tust? Soll Dein Sohn — der Träger Deines Namens — im Gefängnis sitzen?"

„Das ist jetzt alles einerlei. Er hat die Schuld auf sich geladen — mag er die Strafe abbüßen."

„Hinrik! Er ist Dein Fleisch und Blut —"

„Nein!" schrie er gefoltert auf. „Er ist es nicht. Von heute an verleugne ich ihn. Ich habe keinen Sohn mehr —"

Ächzend sank sie zusammen. —

Während hier unten das unglückliche Elternpaar miteinander rang, Willen gegen Willen, Herz gegen Herz, schlich Rik sich vorsichtig spähend die Treppe hinunter.

Er konnte es in der Einsamkeit von Ruths unaufgeräumtem Zimmer nicht mehr ertragen. Die feige Angst um das, was nun werden, was man über ihn beschließen würde, trieb ihn seinem Schicksal entgegen.

Mit der Dreistigkeit der Verzweiflung öffnete er die Tür des Schlafzimmers, aus der abgerissene Laute an sein Ohr drangen, und trat ein. Da saßen sie, die beiden, an denen er gefrevelt hatte. — — —

Hinrik Gehrts stand auf, langsam und schwerfällig. Dann straffte sich sein Körper. In eiserner Unerbittlichkeit stand er dem Sohn gegenüber.

Jerta zitterte so, daß sie sich nicht rühren, geschweige denn etwas sagen konnte. In tödlicher Angst wanderten ihre Blicke von einem zum andern.

Die erkünstelt freche Haltung, die Rik angenommen hatte, geriet ins Wanken beim Anblick seines Vaters. Aber noch hielt er sie fest.

„Du wagst es," kam es bebend von Hinriks Lippen, „nach Hause zu kommen und mir unter die Augen zu treten — so!"

„Wo soll ich denn bleiben!" sagte Rik mit unverschämter Zudringlichkeit.

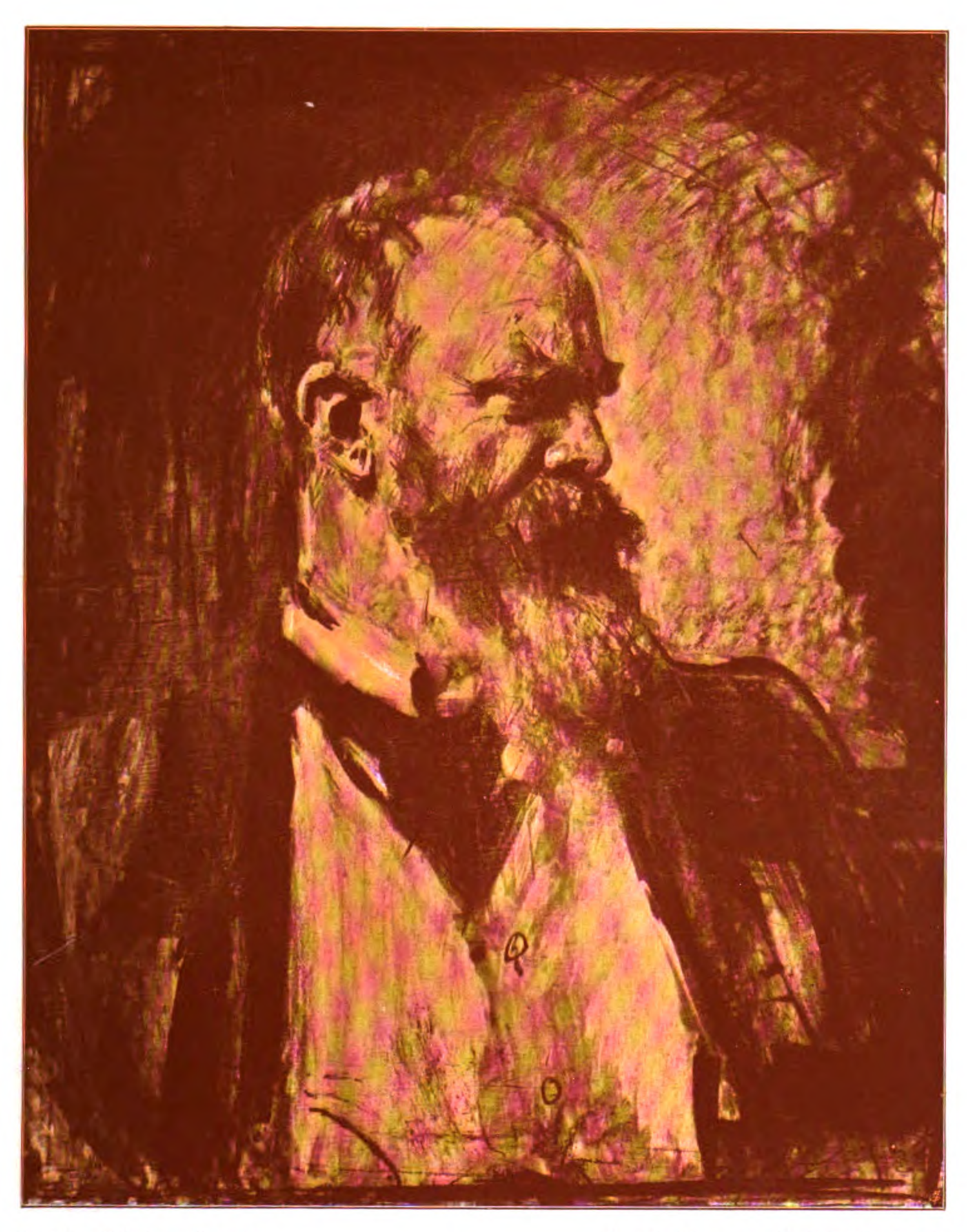
„Da, wo Du hingehörst!" donnerte Hinrik mit ausbrechendem Zorn.

Jerta schrie auf und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Ich will annehmen, daß Du meinst, jenseits der Grenze," erwiderte Rik, dem der auflodernde Trotz die Festigkeit wiedergab. „Das will ich ja auch, aber dazu muß ich erst die nötigen Mittel haben. Mein Geld hat mit knapper Not bis hierher gereicht."

„So sieh zu, wo Du die Mittel hernimmst. Von mir bekommst Du sie nicht. Und von Deiner Mutter auch nicht. Damit Du es gleich weißt: Ich will es nicht!"

Der helle Haß blitzte in Riks Augen auf. „Ich habe nicht gedacht, daß Deine



Professor Wilhelm v. Ruemann. Porträtzeichnung von Prof. Leo Samberger.

Lieblosigkeit gegen mich so weit gehen würde," zischte er.

Da trat Hinrik Gehrts mit einem langen Schritt dicht vor ihn hin.

„Noch ein Wort weiter, und ich schlage Dich nieder wie einen Hund. Ich habe keinen Teil an Dir und Deiner Schande. Wenn meine Liebe zu Dir aufgehört hat — Du selbst hast sie hingemordet, langsam und unter tausend Schmerzen ist sie gestorben — das versichere ich Dir. Aber jetzt ist sie tot und Dein freches — Verbrechergesicht wird sie nicht wieder ins Leben rufen."

Rik stieß einen heulenden Ton aus. Es war, als wolle er sich auf seinen Vater stürzen. Aber sein haßerfüllter Blick brach zusammen an den stahlharten Augen, die seinen erhobenen Arm lähmten.

„Geh hinaus," sagte Hinrik Gehrts, „und komm mir nicht wieder unter die Augen."

Da sah Rik ein, daß jetzt alles für ihn auf dem Spiele stand. Die feige Angst vor den Folgen seines Tuns tötete alle anderen Empfindungen.

„Willst Du mich denn nicht wenigstens anhören!" rief er in kläglichem Ton.

„Nein. Ich will nicht. Es gelüstet mich nicht, daß Du Deinen Unrat vor mir ausräumst."

„Dann magst Du die Folgen verantworten," sagte Rik und schüttelte die Fäuste in sinnloser Aufregung.

„Ja, das will ich. Vor Gott und Menschen. Und nun nochmals — geh!"

Da ging er.

Als Hinrik Gehrts sich nach langem Schweigen umwandte, lag Jerta wie leblos ausgestreckt über den Kissen.

Er kniete vor ihr nieder und strich mit zitternder Hand über ihr kaltes Gesicht.

„Jerta — mein armes, armes Weib!" sagte er. In dem tiefen, warmen Ton war nichts mehr von dem Manne zu finden, der da eben als erbarmungsloser Richter gestanden hatte. Er war ganz Güte, ganz Mitleid, ganz Schmerz.

Sie schlug die Augen auf, stieß die liebkosende, zitternde Hand fort und wandte sich ungeduldig nach der anderen Seite.

Das war zu viel für ihn. Er stützte die Arme auf das Polster und vergrub den Kopf in die Hände.

Seine Seele schrie nach Liebe, nach Verstehen — — — nach Lisa Bahren.

* * *

Seit länger als einer Woche war sie nicht dagewesen. Es war sehr möglich — es war wahrscheinlich, daß sie heute kam. Sie durfte nicht kommen — heute nicht.

Er beschloß ihr einen Boten zu schicken. Er verwarf den Beschluß wieder. Er wußte nicht, wie er es ihr schreiben, wie er es ihr sagen lassen sollte.

Ruth sollte ihr entgegengehen, ihr auflauern, wenn sie kam.

Auch das ging nicht. Ruth mußte bei der Mutter bleiben, deren Zustand anfing besorgniserregend zu werden.

Er beschloß endlich, selber zu gehen; nachmittags, um die Zeit, wo sie gewöhnlich zu kommen pflegte. Er war ohnehin überflüssig hier im Hause.

Einstweilen schloß er sich in seinem Zimmer ein. Niemand, nicht einmal Ruth, durfte zu ihm.

Während er da saß und mit seinem Unglück rang, daß er seiner Herr wurde, fand Rik durch Hintertüren noch einmal den Weg zu seiner Mutter.

Sie hatte das Schlafzimmer noch nicht verlassen. Teilnahmlos lag sie angezogen auf ihrem Bett, in einer halben Betäubung, Am Fenster saß Ruth. Die Arbeit lag unberührt auf ihrem Schoß. Sie blickte hinaus in das nasse, unfreundliche Schmutzwetter und lauschte mit angstgeschärftem Herzen auf jeden Ton im Hause. Trotzdem hatte sie Riks Schleichen überhört.

„Bist Du allein, Mutter?" fragte er jählings zur Tür herein.

Ruth flog auf. Aber noch ehe sie ihn zurückhalten konnte, rief Jerta: „Ja — komm nur her —"

Sie war auf einmal ganz wach und besonnen.

Rik näherte sich, ohne die Schwester eines Blickes zu würdigen, dem Bett und stellte sich Jerta gegenüber an die Wand. Er kam sich unbeschreiblich lächerlich und erbärmlich vor in seiner Bettlerrolle.

„Schließ die Türen zu, Ruth!" befahl Jerta.

Riks Finger krampften sich zusammen in körperlichem Widerstreben: dies Türenschließen galt ihrem Vater. — — —

Trotzdem ging sie und tat wie ihr geheißen war.

„Kann ich nicht auch hinausgehen?“ fragte sie in einer Anwandlung von Abscheu gegen das, was sie nun vielleicht zu hören bekommen würde.

„Nein — bleib hier,“ sagte Jerta herrisch. Sie fürchtete sich mit dem Sohn allein zu bleiben.

Gehorsam nahm sie ihren Platz am Fenster wieder ein.

Mutter und Sohn wagten nicht sich anzusehen.

„Ich wollte fragen,“ begann Rik, „ob Du inzwischen noch mit — mit dem Vater gesprochen hast.“

„Nein,“ sagte sie. „Kein Wort.“

„Also, es bleibt dabei, daß Ihr mich herzlos meinem Elend preisgebt?“

„Ach Gott! Rik, warum hast Du es getan?“ rief sie und hob ihm beschwörend die Hände entgegen.

Ein cynisches Lächeln entstellte sein von Leidenschaften gezeichnetes Gesicht bis ins Widerliche.

„Davon verstehst Du nichts. Das Jammern nützt jetzt auch nichts. Jetzt nützt nur Geld. Und ich frage zum letztenmal, ob Ihr es mir geben wollt.“

„Vater hat es verboten,“ hauchte Jerta.

„Verboten!“ lachte er auf. „Bist Du denn ein kleines Kind, daß Du Dir verbieten und erlauben lassen mußt? Kannst Du nicht mal so viel für mich tun, daß Du solch unnatürliches Verbot übertrittst? Tu es doch heimlich, wenn Du sonst keinen Mut hast!“

Da empörte sich der letzte Rest von Frauenstolz in Jertas mißhandelter Seele.

„Nein, Rik!“ sagte sie. „Ich habe schon viel für Dich getan und gelitten. Aber belügen und betrügen tu' ich nicht um Deinetwillen — am wenigsten Deinen Vater.“

Die Wut kochte in ihm.

„Ihr wollt mich also kaltherzig zugrunde richten. Aber seht Euch vor. Ihr könntet es bereuen!“

„Du hast Dich schon selbst zugrunde gerichtet,“ ertönte Ruths Stimme vom Fenster her, mit unjugendlicher Schärfe. Sie konnte es nicht mehr mit anhören, wie er seine Mutter quälte.

„Du brauchst nicht mitzureden,“ rief er ihr zurück.

„Ich werde aber mitreden!“ entgegnete sie in ausbrechender Entrüstung. „Und ich sage Dir, daß es eine Schande ist, sich so zu benehmen, mit dem, was Du auf dem Gewissen hast. Du hast es Dir selbst zuzuschreiben, wenn Vaters Herz sich gegen Dich verhärtet. Wärst Du reuig und kindlich — könntest Du bitten — er würde sich erweichen lassen —“

Er zuckte die Achseln, als seien ihre Worte nicht der Beachtung wert.

Minutenlang war es still im Zimmer.

„Könntest Du das Geld nicht irgendwo anders bekommen,“ meinte Jerta bedrückt, verängstigt.

„Zu wem soll ich denn gehen? Morgen steht es in allen Zeitungen. Die einzige Zuflucht in solchen Augenblicken sind eben die Eltern. Schlimm genug, wenn man sie bei denen nicht findet.“

„Ich würde Dir ja so gerne helfen, Rik. Aber was soll ich denn machen? Und wenn ich Dir jetzt auch soviel gäbe, daß Du wegkommst — dabei bleibt es doch nicht. Du wirst immer weiter brauchen. Und wenn ich Dir immerfort solche Summen schicken muß, wie in dem letzten Jahr — wo soll es denn herkommen? Meine Zinsen reichen nicht dazu. Und wenn ich es vom Kapital nehme — das geht Dir doch später an Deinem Erbe verloren!“

„Ach — darauf — auf die paar Kröten — kommt's doch nicht an. Ich habe ja später den Hof —“

Da richtete sich Jerta auf und sah ihn mit jammervollen Augen an. „Das ist es ja eben, Du unglückliches Kind!“ rief sie alle Vorsicht vergessend. „Den Hof und den Wald bekommst Du nicht. Dein Vater hat Dich enterbt und alles Deinen Schwestern vermacht. Du bist ganz allein auf mich angewiesen!“

Die Wirkung dieser Worte auf Rik war eine furchtbare.

Sein Gesicht wurde grau. Mit vorgebeugtem Leib, die Augen unnatürlich weit aufgerissen, starrte er seine Mutter an.

„Ist das wahr, was Du da sagst?“ fragte er heiser.

„Ja, so wahr ich hier sitze.“

„Dann bin ich fertig mit Euch!“ sagte er mit wut- und haßerfüllter Stimme, wandte sich um und verließ mit lauten, stampfenden Schritten das Zimmer.

Draußen blieb er stehen. Wohin sollte er nun eigentlich? Von hier hatte er nichts zu erwarten — das war ihm klar. Hier würde er nichts mehr bitten, auch wenn er wüßte, daß es ihm nützen würde.

Fort mußte er — das eine stand fest. Lieber tot, als denen in die Hände fallen, die ihn suchten.

Aber wie?

Er konnte sich heimlich, zu Fuß, über die Grenze stehlen, wie die Schmuggler. Er konnte auch versuchen, sich wieder einen Schiffsplatz zu erschleichen. Vielleicht glückte es. Und wenn es nicht glückte — nun — seine Pistole hatte er wohlweislich zu sich gesteckt.

Aber auch, wenn er entkam — was dann? Er war ja aufs Betteln und Stehlen angewiesen. Sie sorgten ja dafür, daß er ein Verbrecher bleiben mußte.

Ein Gedanke schoß ihm durch den Sinn, vor dessen Ungeheuerlichkeit sogar sein verhärtetes, von allen Furien der Angst und Wut gepeitschtes Gemüt zurückbebte.

Ach was, nur nicht zimperlich sein. Es kam ihm ja zu. Wenn man es ihm nicht gutwillig gab, so nahm er es sich eben. Er wußte, daß sein Vater immer eine Summe Geldes für alle Fälle im Hause hatte. Ein dringenderer Fall, als der heutige, war nie dagewesen und würde nie wiederkommen.

Aber der Vater war in seinem Zimmer — soviel erfuhr Rik durch die Leute. Es hieß also sich gedulden, bis er das Haus verlassen hatte.

Unschlüssig trat er auf dem leeren, stillen Gange hin und her. Endlich suchte er das Zimmer auf, in dem er immer gewohnt hatte. Es war nicht für ihn zurecht gemacht worden — kalt und verstaubt, die Vorhänge waren zugezogen, die Luft war dick und schwer. Er riß die Gardinen zurück und das Fenster auf.

Das Zimmer lag über der Haustür und die Aussicht ging auf den Hof. Er konnte genau beobachten, wer zum Hause aus- und einging. Er legte sich auf die Lauer, bis sein Augenblick gekommen sein würde. Er hatte keinen anderen Gedanken, keine andere Empfindung mehr, als den Wunsch, sich zu retten um jeden Preis.

In der zwangsweisen Untätigkeit kam die Natur zu ihrem Recht. Nach den seelischen und körperlichen Erregungen der beiden letzten Tage übermannte ihn eine bleierne Müdigkeit. Nachdem er schon mehreremal auf dem Stuhl eingeschlafen und mit dem Kopf gegen das Fensterkreuz gefallen war, legte er sich auf das alte, verstaubte Sofa und schlief augenblicklich ein.

Niemand rief ihn zum Mittagessen herunter. —

Die Sonne schien schon schräg ins Zimmer, als er erwachte. Er fuhr mit einem Schreck in die Höhe und besann sich mit Mühe, wo er war. Dann rieb er sich die Augen und trat ans Fenster.

Auf dem Hof wurde Dung aufgeladen. Spatzen und Krähen schwärmten um die Dächer.

Er ging zur Tür, trat vorsichtig auf den Gang hinaus und lauschte. — Das ganze Haus war still, als wäre es ausgestorben.

Auf Fußspitzen, immer lauschend, ging er hinüber an Ruths Zimmertür. Ohne anzuklopfen trat er ein.

Sie saß an ihrem kleinen Schreibtisch und rechnete in den Wirtschaftsbüchern. Bei seinem Eintritt wandte sie sich erstaunt um und sah ihn verständnislos an.

„Wo kommst Du denn her?" fragte sie aufstehend.

„Aus meinem Zimmer," sagte er. „Ich habe geschlafen. Es tat mir not — das kannst Du mir glauben."

Geschlafen hatte er. Und sie hatten gemeint, er sei auf und davon. Und seine Mutter verging in Angst und Unruhe um ihn.

„Und jetzt könntest Du mir was zu essen geben," fuhr Rik fort, bei dem sich ein nagender Hunger fühlbar machte. „Ich habe in diesem Hause noch nichts bekommen."

Sie suchte aus dem Korb den Speisekammerschlüssel und verlor keine Bemerkung darüber, daß er sich ja zur Mittagsstunde hätte einfinden können.

„Komm," sagte sie und ging vor ihm die Treppe hinunter.

Er folgte ihr beklommen. Ihr Wesen bedrückte ihn.

„Warte hier einen Augenblick," sagte sie, im Eßzimmer angekommen. Dann trug sie Brot und Butter und kaltes Fleisch herbei und stellte es vor ihn hin.

„Du mußt Dich schon damit begnügen,"

sagte sie. „Warmes gibt es diesen Augenblick nicht.“

Gierig fiel er darüber her.

„Hast Du nichts zu trinken?“ fragte er, als er merkte, daß ihm die Kehle rissig und trocken war.

Willig und stumm trug sie auch noch eine halbvolle Weinflasche herbei.

‚Alles muß man sich erbetteln‘, dachte Rik und schüttete ein großes Glas voll hinunter. Dann wurde ihm besser.

„Weißt Du, wo Vater ist?“ fragte er ohne aufzusehen.

„Er ist vor einer halben Stunde hinausgegangen — wahrscheinlich aufs Feld.“

„Glaubst Du, daß er bald wiederkommt?“

„Ich weiß es nicht. Sobald wohl kaum.“

„Ich möchte ihn noch einmal sprechen,“ erklärte Rik, und strich sich mit unnötigem Kraftaufwand Butter aufs Brot. „Ich will es doch lieber noch mal versuchen.“

Sie sagte nichts dazu.

„Ich werde ihn also in seinem Zimmer erwarten,“ sagte Rik, nachdem er sich satt gegessen hatte, schob den Teller zurück und stand auf. „Da ist doch wohl jetzt niemand drin?“ fuhr er mit einem unsicheren Seitenblick fort.

„Wer sollte wohl drin sein? Mutter liegt in ihrem Wohnzimmer.“

Also ging er hinüber.

Auf dem Tisch lagen Bücher und Zeitungen wild durcheinander geworfen. Der Stuhl vor dem Schreibtisch war zur Seite geschoben, das flache Lederkissen lag daneben auf dem Fußboden.

Vor diesen Schreibtisch trat jetzt Rik.

Noch einmal überkam ihn eine flüchtige Scheu vor dem, was er beabsichtigte.

Er hatte schon manches hinter sich. Aber den eigenen Vater zu bestehlen — dazu gehörte doch noch ein ganz besonderer Mut. Ach was — nicht zimperlich sein in diesem Augenblick, von dem alles abhing. Sie trieben ihn ja hinein in diese Tat.

Er ging zur Tür und schloß ab. Wenn ihn jemand überraschte, so behielt er Zeit sich zu sichern, ehe er öffnete.

Schlimmstenfalls hatte er ja die kleine Pistole in der Brusttasche.

Er zog das Schlüsselbund hervor, das zu den Schränken und Schüben seiner im Stich gelassenen Wohnung gehörte.

Schon der zweite Schlüssel paßte.

Langsam, mit zitterigen Händen, zog er die breite Lade auf.

Da lagen Bücher, Papiere, Rechnungen, Briefe, Aufzeichnungen aller Art. Da stand die offene Geldkassette von blauem Drahtgeflecht. Drei Kupfermünzen und ein Zehnpfennigstück lagen darin. Ein unverständlicher Laut zischte durch seine Zähne. Sein Gesicht verzerrte sich.

Er fing an zu suchen. Er wühlte und kramte und warf alles durcheinander in fiebriger Hast. Er schloß alle anderen Schübe und Fächer auf und durchsuchte sie, achtlos alles zur Seite stoßend, was ihm im Wege war.

Er fand nicht, was er suchte.

Da fiel ihm etwas ein. Seitwärts in der Wand war der eiserne Kasten eingemauert, mit dem Sicherheitsschloß. Da hinein hatte man wohl alles versteckt. Das war freilich sicher vor ihm.

Mit einer wilden Verwünschung warf er Türen und Schubladen zu, schloß ab und ließ die Schlüssel in seine Tasche gleiten.

Die letzte Hoffnung hatte ihn betrogen. Er war sich selbst und seinem Schicksal ausgeliefert.

Eine rasende Wut und Angst überfiel ihn. Die Wände schienen auf ihn einzurücken. Er schüttelte die geballten Fäuste gegen sie. Er knirschte mit den Zähnen.

Dann stürzte er zur Tür, öffnete und lief hinaus.

Ohne zu wissen, was er eigentlich vor hatte, verließ er das Haus. Wie ein Verrückter lief er auf den durchweichten Gartenwegen umher. Dann wurde ihm auch der Garten zu eng. Weiter durch die Hecken, den ersten besten Weg entlang — in den Wald — als seien sie schon hinter ihm, ihn zu greifen, zu richten. —

* * *

Vor einer Stunde etwa war Hinrik Gehrts denselben Weg gegangen. Aber langsam, mit schweren, müden Schritten. Es tat ihm wohl, sein Haus hinter sich zu lassen. Er wußte nicht, ob sein Sohn sich noch darin aufhielt. Er hatte ihn nicht mehr gesehen, er hatte auch nicht mehr nach ihm gefragt. Es war ihm gleichgültig, was nun noch aus ihm wurde, nachdem er soweit gekommen war. Das Geschehene war gerade genug für ihn.

Er dachte kaum darüber nach, ob er Lisa Bahren, derentwegen er ausgegangen war, begegnen würde. Er empfand weder Freude noch Aufregung bei dem Gedanken an ein Wiedersehen. Die Ereignisse dieses Tages machten ihn unfähig, etwas anderes zu fühlen und zu denken, als daß sein Sohn ein Verbrecher geworden war.

Mit dieser Tatsache mußte er sich nun durch sein Leben schleppen. Er ging weiter, als würden seine Füße durch einen fremden Willen in Bewegung gesetzt. Der Wald entbehrte heut seiner erfrischenden, heilenden Kraft. Der Wald war grau und schmutzig, wie die ganze übrige Natur. Es roch nach faulem Holz und modrigem Laub, und von den kahlen Zweigen tropfte unaufhörlich die Feuchtigkeit, die schwer in der Luft hing. Kein Windhauch regte sich. Es war erdrückend still und schweigsam. Ein Sturm hätte ihm jetzt wohlgetan. Aber unbewegt, wie schwere graue Klumpen, hingen die Wolken am Himmel.

Und keinen Vogel gab es. Nur die Krähen lärmten und kreisten über den nackten Baumkronen.

Wirklich — Lisa Bahren kam, in ihrem leichten, offenen Wagen, den sie wie gewöhnlich selber lenkte. Ihre jungen Pferde griffen lustig aus; der Schmutz spritzte vor ihnen her.

Da sah sie Hinrik Gehrts am Wege stehen, breit und still, den Blick gesenkt, als sei er in tiefen Gedanken und höre sie nicht kommen. Sie ließ die Pferde langsamer gehen.

Er hörte sie wohl; er hörte sie schon, ehe er sie sah. Und als sie dicht herangekommen war, hob er den Kopf und sah ihr entgegen.

Der Ruck, mit dem sie die Pferde zum Stehen brachte, war heftiger als sie beabsichtigte, so erschrak sie über sein Aussehen.

Er zog grüßend die Mütze.

„Ich dachte mir, daß Sie kommen würden,“ sagte er, ohne daß sich eine Miene in seinem steinernen Gesicht verzog. „Ich bin Ihnen entgegengegangen. Ich wollte Sie bitten, Jerta heute nicht zu besuchen. Es — paßt heute schlecht.“

„Warum denn?“ fragte sie, und ein sorgender Schreck flog ihr durch die Glieder.

„Wenn Sie einen Augenblick absteigen möchten — will ich es Ihnen erzählen.“

Ohne Zögern gab sie dem Kutscher die Zügel nach hinten und sprang leichtfüßig hinunter, trotz ihres langen Regenmantels.

Und während er mit ihr den Weg entlang schritt, auf dem feuchten, schlüpfrigen Boden, erzählte er es ihr. Kurz und sachlich, ohne der eigenen Empfindungen mit einem Wort zu erwähnen.

Seine Empfindungen waren derart, daß er nicht darüber sprechen konnte.

Die Füße versagten ihr. Sie blieb stehen und starrte ihn an, als könne sie es nicht begreifen. Eine ganze Welt von Liebe und Verstehen und Entsetzen lag in ihren Augen. Und diese Augen brachten ihn um seine Fassung.

„Sehen Sie mich nicht an,“ sagte er heiser. „Ich ertrage es nicht.“

Sie legte unwillkürlich ihren Arm in den seinen und ging mit ihm weiter. Bei einer Biegung des Weges schob sich das dichte Unterholz zwischen sie und den wartenden Wagen.

„Wenn ich das an einem meiner Söhne erführe — ich überlebte es nicht,“ sagte sie.

„Man muß manches überleben,“ erwiderte er dumpf.

Weiter schienen sie einander nichts zu sagen zu haben. Die Wucht dessen, was gesprochen worden war, was ihre Seelen bewegte, machte sie stumm. —

Plötzlich blieb er stehen.

„Können Sie sich denken, wie mir zumute ist?“ fragte er.

Sie nickte. Sie konnte nicht sprechen, weil ihr ein qualvolles, tränenloses Weinen die Kehle zuschnürte.

„Es gibt nur eins in der Welt, was mich trösten könnte,“ fuhr er mit seiner traurigen, schweren Stimme fort. „Nur ein einziges. Wissen Sie, was das ist?“

Sie sah ihn bang und fragend an — und blieb stumm.

Seine Augen gruben sich in die ihren mit einem bittenden Blick, der je länger, je mehr, ein fordernder, ein befehlender wurde. „Das sind Sie,“ sagte er.

Sie wußte es ja. Trotzdem erzitterte sie vom Wirbel bis zur Sohle.

„Lassen Sie mich nicht allein,“ bat er. „Nehmen Sie sich meiner an in der kommenden Zeit. Sorgen Sie dafür, daß ich nicht Schiffbruch leide an mir selber!“

„Wie kann ich das?“ schluchzte sie auf.

„Kommen Sie öfter zu mir. Lassen Sie mich ein wenig fühlen, daß Sie mich lieb haben!"

„Hinrik!" schrie sie. Und von einer unüberwindlichen Macht getrieben, breitete sie ihm ihre Arme entgegen.

Er lehnte sein Haupt an ihre Schulter. An dem warmen Leben, das von ihr ausströmte, löste sich die Starrheit seines Schmerzes. Um sie herum, auf sie hernieder, tropfte es von den Bäumen. Ein Seufzen strich durch den Wald.

Sie sahen nicht den haßerfüllten, schadenfroh triumphierenden Blick, der aus Riks Augen, aus weiter Ferne, zu ihnen herüberflog. Sie sahen nicht die Gestalt, die weit drüben flüchtig durch die Stämme glitt. Ein leises Knacken schlug an ihre Ohren und erweckte sie zur Wirklichkeit aus kurzem, von barmherzigem Schicksalsmitleid gespendeten Vergessen. —

Rik lief nach Hause.

Er lief nicht — er stürmte.

Jetzt wußte er, weshalb er im Walde hatte umherirren müssen. Jetzt hatte er die Rache, die Vergeltung in der Hand. Jetzt konnte er sie dem Vater heimzahlen, die Schuld, die er lebenslang auf des Sohnes Haupt gehäuft hatte. Jetzt konnte er ihn vernichten, wie er von ihm vernichtet worden war. Und wenn es ihn auch nicht heraushalf aus seiner verzweifelten Lage — er konnte wenigstens gehen mit der Genugtuung, daß er sich gerächt hatte.

Im Hause war noch alles so still wie vorhin. Jerta lag auf ihrem Bett, und Ruth saß bei ihr und mühte sich mit dem letzten Rest ihrer Seelenstärke, der ratlos herumirrenden Seele der Mutter irgendeine bestimmte Richtung zu geben.

Seit sie erfahren, daß Rik noch im Hause war, wuchs ihre Unruhe und steigerte sich mit jeder Viertelstunde zu einer gefährlichen Krisis. Denn jede Minute, die er hier verlor in untätigem, verzweifeltem Hoffen, bedeutete unersetzlichen Zeitverlust.

„Wenn wir ihm doch soviel geben könnten, daß er über die Grenze kommt!" klagte sie nun wohl schon zum hundertsten Male, ohne sich klar zu machen, daß dann ihre Unterstützung erst recht notwendig sein würde. „Du mußt doch auch noch ein paar Mark liegen haben, Ruth!" fügte sie plötzlich hinzu.

Ruth zuckte unmerklich zusammen. Vor dieser Frage hatte sie sich schon den ganzen Tag gefürchtet.

Ja, sie hatte ihre kleinen Ersparnisse in einem gelben Holzkästchen oben in ihrem Schreibtisch. Etwa dreißig Mark waren es.

Sie antwortete nicht.

„Sage doch, Ruth! Hast Du nichts?"

Ruths Herz schlug. Nun war der Augenblick da, wo sie zwischen Vater und Mutter wählen mußte.

„Wenn ich etwas hätte," sagte sie tapfer, „so könnte ich es ihm doch nicht geben, gegen Vaters ausdrücklichen Willen."

„Also hast Du nichts?" fuhr Jerta auf. Ruth schwieg.

„Du hast etwas!" rief Jerta in aufzuckender Erkenntnis. „Und Du kannst es mit ansehen, wie wir uns quälen, und willst uns nicht helfen? Geh augenblicklich —"

„Mutter," unterbrach sie, und ihre Augen ruhten groß und streng auf der ratlosen, unglücklichen Frau. „Heut früh hast Du zu Rik gesagt, Du könntest Dich nicht so weit erniedrigen, Vater zu betrügen. Und nun verlangst Du es von mir?"

Stöhnend bedeckte Jerta das Gesicht mit den Händen.

„Hätte ich doch nicht auf ihn gehört! Hätte ich getan, was mir das Herz eingab — gleich — vielleicht wäre es noch Zeit gewesen!"

In diesem Augenblick klopfte es an die Tür. Sie schrie: „Herein!" Es konnte ja Rik sein. Sie wollte Ruth nicht Zeit lassen, ihn abzuweisen. Sie mißtraute ihr plötzlich.

Ja, es war Rik. Er hatte Farbe im Gesicht, nach dem raschen Laufen, und sah überhaupt leidlich wohl und vergnügt aus.

Eine Veränderung, die Ruth sich nicht zu deuten wußte und die sie mit Argwohn erfüllte.

„Ich komme nun zum letztenmal, Mutter," sagte Rik, trat an ihr Bett, und sah mit einer gewissen Neugier auf sie nieder. Sie sah so dünn und spitz aus, wie sie da lag. Es war doch am Ende grausam, was er vorhatte. So ein armes, wehrloses Opfer —

„Willst Du fort?" forschte sie ängstlich.

„Ja, es wird wohl Zeit sein."

Sie atmete auf. Gott sei Dank, daß es soweit war. „Wohin denn?"

Er grinste geheimnisvoll.

„Das werde ich lieber nicht sagen. Bei der hilfreichen Liebe, die Ihr alle für mich an den Tag legt, könnte Euch am Ende die Lust anwandeln, mich zu verraten.“

„Hast Du denn Geld?“ fragte sie. „Hast Du den Vater noch gesprochen?“

„Der Vater —,“ sagte Rik, zog die Stirn in die Höhe und zwinkerte mit den Augen. „Der Vater ist seiner Wege gegangen. Ich will ihn auch nicht mehr sprechen. Ich will nichts mehr von ihm. Ich würde gar nichts mehr von ihm annehmen, obgleich — er mir — jetzt — erst recht — verpflichtet ist.“ —

„Was soll das heißen?“

„Ach nichts —“ Er machte eine verächtliche Handbewegung. Dabei fiel sein Blick auf Ruth, die am Fußende des Bettes stand und ihn unabläßig mit verwirrend großen, drohenden Augen ansah. Wie eine sprungbereite Katze kam sie ihm vor.

‚Warte nur,‘ dachte er, ‚Du sollst auch noch Deine Freude haben, Du mit Deiner dummen Abgötterei.‘

Dann wandte er sich wieder zu Jerta.

„Na, und nun möchte ich Dir noch etwas sagen, Mutter. Ich geh also jetzt, und voraussichtlich werden wir uns nicht wiedersehen. Fürs erste wenigstens nicht,“ setzte er schnell hinzu, als sie ängstlich auffahren wollte. „Du wirst das ja auch nicht anders erwarten. Das wird Euch ja auch ganz recht sein. Ihr habt mir zur Genüge zu verstehen gegeben, daß ich nicht wert bin, daß mich die Sonne bescheint — am wenigsten die Sonne der väterlichen Liebe. Er hat mir's ja ins Gesicht geschrien, daß ich ein Verbrecher bin. Ich bin's ja wohl auch, nach Ansicht der irdischen Gerichtsbarkeit. Aber es gibt andere — die sind dasselbe — nur sagt es ihnen keiner. Denn vieles entschlüpft eben dieser unfehlbaren irdischen Gerichtsbarkeit. Na, also, was ich sagen wollte: antworte doch mal, was ist denn schlimmer: wenn einer, wie ich, so ein dummes Ding von der Straße — — — na, Du weißt ja! oder wenn ein verheirateter Mann Ehebruch treibt?“

Er schwieg. Etwas bange war ihm doch zumute.

Ruth stand wie gelähmt. Die Augen traten ihr aus den Höhlen; ihr Atem flog. Ihr Oberkörper neigte sich nach vorn.

„Was meinst Du denn?“ fragte Jerta verständnislos.

„Damit meine ich —“ antwortete Rik, und ein cynischer Hohn stempelte seine Züge zu einer richtigen Verbrecherphysiognomie, „daß ich soeben im Walde den Vater im zärtlichen Stelldichein mit Frau von Bahren gesehen habe.“

Ein ächzender Ton durchschnitt die Luft. Rik taumelte gegen die Wand. Mit der geballten Faust hatte ihm Ruth mitten ins Gesicht geschlagen. Kreidig weiß, wutbebend, stand sie vor ihm.

„Kleine Bestie,“ sagte er und wischte sich über Augen und Nase.

Und dann sahen sie sich nach Jerta um.

Die lag da, verdrehte die Augen, hatte blaue Lippen, rang nach Luft und preßte die Hände gegen die Brust.

„Mutter!“ schrie Ruth in gellendem Angstton und warf sich über sie. „Mutter! Glaub ihm nicht! Es ist nicht wahr! Ach Gott, Mutter!“ Unter den Händen wurde ihr die Mutter matt und leblos. Ihre Augen fielen zu, ihre Finger spreizten sich voneinander. „Sie stirbt!“ jammerte Ruth. „Sie stirbt! Und Du hast sie umgebracht!“ Mit einem Wehelaut blieb sie über ihr liegen, selber mehr tot als lebendig.

Rik warf einen scheuen Blick auf die beiden und schlich sich zum Zimmer hinaus. Nun war er hier fertig. —

* * *

Als Hinrik Gehrts nach Hause kam, einen entsagungsvollen Frieden im Herzen, empfing ihn die Nachricht, daß Jerta einen Herzkrampf und eine tiefe Ohnmacht gehabt habe, und daß zum Arzt geschickt worden sei.

„Lieber Gott, ist es denn noch nicht bald genug!“ seufzte Hinrik in sich hinein, hängte mit müden Bewegungen die Mütze an den Riegel und ging nach dem Schlafzimmer.

Ruth kam ihm in der Tür entgegen und zog sie leise hinter sich zu. Sie sah zum Erbarmen aus.

„Armes Kind! Wie hast Du Dich abgeängstigt!“ sagte er und streichelte ihr die farblosen Backen.

Sie senkte schweigend den Kopf.

„Wie geht es denn jetzt?“ fragte er.

„Sie liegt ganz still. Ich glaube, sie schläft!“

„Und wie, in aller Welt, kam denn das so plötzlich?“

Sie atmete tief und mühsam. Dann sah sie langsam zu ihm auf mit heißen, traurigen Augen. So schön sah er aus, so bekümmert, so gut, und so — gewissensrein!

„Rik hat Abschied von ihr genommen,“ sagte sie schwerfällig.

„Er, er — und immer wieder er! Ist er denn nun wenigstens fort?“

„Ich weiß es nicht.“

Er ging ein paar Schritt von ihr fort und kam wieder zurück. „Sprich doch, Kind! Beschreib mir doch, wie es war!“

Mechanisch kam sie seinem Wunsche nach. Er fing an sie aufmerksam zu betrachten. Es war etwas Totes, Erloschenes an ihr.

„Ich habe mich so nach Dir gebangt, Vater,“ schloß sie ihren Bericht. „Wo bist Du denn gewesen?“

„Im Walde,“ sagte er arglos. „Mir fiel ein, daß Frau von Bahren heute kommen könnte. Ich wollte sie abfassen und sie bitten, umzukehren.“

„Und hast Du sie getroffen?“

„Ja,“ sagte er zerstreut, mit seinen Gedanken schon wieder bei Rik und Jerta. „Aber nun möchte ich Mutter doch mal sehen.“

Gehorsam öffnete sie die Tür und ließ ihn eintreten.

Einmal würde ja doch kommen, was kommen mußte. Am besten also, es kam gleich.

Als Hinrik Gehrts an das Lager seines Weibes trat, schlug Jerta langsam, wie aus tiefem Traum, die Augen auf.

„Mein armes Herz!“ sagte er. „Was hast Du wohl ausgestanden! Und ich konnte Dir nicht beistehen!“

Sie sah ihn merkwürdig an. Die Hand, die er ergriffen hatte, entzog sie ihm mit einem heftigen Ruck.

Er glaubte, sie sei ihm böse wegen Rik.

„Geh nur,“ sagte sie, „Du verstellst Dich ja nur!“

Er prallte zurück. Seine Augen suchten Ruth in erstauntem Fragen. Die stand an der Tür und sah ins Leere mit einem undurchdringlichen Ausdruck. Da wandte er sich wieder zu seinem Weibe.

„Jerta“ — begann er. Sie ließ ihn nicht weiterreden.

„Sei still!“ rief sie, und hielt sich die Ohren zu. „Ich will nichts hören! Ich will nichts wissen!“

Er wußte immer weniger, was er daraus machen sollte.

„Was ist denn hier vorgefallen?“ fragte er seine Tochter.

Sie antwortete nicht.

„Ja, aber — zum Kuckuck — eine von Euch wird doch sprechen können!“ rief er mit ausbrechender Ungeduld.

Das hörte Jerta nun doch, trotz der zugehaltenen Ohren. Sie ließ die Hände sinken. Ihre Augen wandten sich ihm zu und klammerten sich an ihn wie an ihren letzten Halt.

„Wenn ich doch wüßte, ob Du ehrlich bist!“ stöhnte sie.

„Aber Jerta, bin ich denn jemals unehrlich gegen Dich gewesen?“

„Bis jetzt habe ich das nie gedacht.“

„Und nun?“

„Nun — nun — nun weiß ich es anders.“

Hinrik Gehrts konnte das nicht mehr ertragen. Es war ihm schon zu viel zugemutet worden seit heute früh.

„Du bist krank, Jerta,“ sagte er möglichst ruhig „und ich wollte Dich nicht aufregen, will Deine Worte nicht ernst nehmen —“

„Du hast mich eben nicht ernst genommen. Sonst wäre das — das nicht möglich gewesen!“

„Was wäre nicht möglich gewesen?“

„Daß Du mich mit Lisa Bahren betrügst.“

Nun war es heraus.

Ruth griff Halt suchend mit beiden Händen hinter sich an die Türklinke. Sie hatte nicht den Mut, ihren Vater anzusehen. Sie wartete mit wahrer Todesangst auf das, was er nun sagen würde.

Da erklang seine Stimme, ganz ruhig, ganz freundlich: „Wie kommst Du darauf, Jerta?“

„Wie ich darauf komme?“ rief sie heftig werdend. „Rik hat Euch gesehen und hat es für seine Pflicht gehalten, es mir zu sagen.“

Da war es um seine Fassung geschehen.

„Rik — und seine Pflicht, sagst Du? Hat der überhaupt je gewußt, was Pflicht ist? Ich will Dir sagen was es ist: ein ganz gemeiner niedriger Racheakt ist es — weiter nichts!“



Regenwetter. Aquarell von Prof. Hans Herrmann.

„Es muß doch wohl was Wahres daran sein," sagte sie eifrig. „Er kann sich das doch nicht einfach ausdenken!"

„Und dem Schurken glaubst Du mehr als mir?" schrie er auf, in so erschütterndem Schmerz, daß Ruth wie ein wundes Tier in sich zusammenkroch.

„Du hast ja gar nichts gesagt," antwortete Jerta unbewegt. Da erkannte er, daß ihm der Glaube seines Weibes zerschlagen war — zerschlagen von der Hand seines Sohnes. Sein Herz verhärtete sich. Sein guter Geist verließ ihn.

„Wo ist Rik?" herrschte er das zusammenschreckende Mädchen an.

„Ich weiß nicht!" jammerte sie.

„So werde ich ihn suchen. Und ich werde ihn finden. Verlaßt Euch darauf."

Er schob Ruth zur Seite und stürmte zur Tür hinaus. Jertas Schrei, mit dem sie ihn zurückhalten wollte, hallte ungehört an seinen Ohren vorüber.

„Wo ist Rik?" rief er das Dienstmädchen an, das sich draußen scheu an ihm vorüberdrücken wollte.

Vor einer Viertelstunde etwa hatte man ihn in den Garten gehen sehen — in der Richtung nach dem Geräteschuppen.

Dahin eilte Hinrik Gehrts mit sich überstürzenden Schritten. Er war sich nicht klar darüber, was er eigentlich wollte. Nur ihn finden — ihn haben — ihn zur Rechenschaft ziehen — ihn erwürgen mit seinen Händen, wenn es sein müßte.

Am äußersten Ende des Gartens lag die kleine, hölzerne Bude, in der die Gartenmöbel und -gerätschaften untergestellt wurden.

Eine einsame Fußspur führte dorthin.

Hinrik stürzte auf die nur angelehnte Tür zu und riß sie auf. Da saß Rik auf einer weißgestrichenen Gartenbank und hielt eine kleine Pistole in den Händen; als wisse er noch nicht recht, wie er sie verwenden solle.

Bei Hinriks Hereinstürmen sprang er auf und stand tödlich erschrocken, mit vor Entsetzen offenem Munde seinem Vater gegenüber. Die Kniee schlotterten ihm.

Mit einem raschen Blick erfaßte Hinrik Gehrts die ganze Sachlage: die ganze Verzweiflung, Feigheit und Frechheit, die darin lag. Mit einer raschen Bewegung ergriff er die Hand, welche die Waffe hielt, und drückte sie zusammen wie in eiserner Klammer.

„Erst sollst Du mir Rede stehen," knirschte er und entwand ihm die Waffe mit Vorsicht und überlegener Kraft.

„Was willst Du von mir —" stammelte Rik in bleicher Furcht.

Der Abscheu, der Zorn überwältigten den Mann derart, daß er kaum seiner Sprache mächtig war. „Was hast Du angerichtet, da drin, bei Deiner Mutter, Du elender, nichtswürdiger Bube!"

Rik streifte ihn mit einem scheuen Blick. War sie wirklich daran gestorben?

Er zuckte die Achseln und wandte verstockt den Kopf zur Seite.

„Antworte!" donnerte Hinrik Gehrts. „Wie kommst Du dazu, ihr das zu sagen, was Du gesagt hast?"

Rik sah ein, daß alles verloren war.

„Ich habe Euch doch gesehen," murmelte er.

Des Mannes Brust bäumte sich auf vor Qual. „Etwas Reines, Heiliges hast Du gesehen. Aber vor Deinen Augen ist es zu Schmutz geworden. Und mit dem Schmutz, der von Dir ausgeht, begeiferst Du Deine Umgebung. Kummer und Not hast Du mir gemacht von Deinem ersten Lebenstage an. Deiner Mutter hast Du auf dem Herzen herumgetreten, bis es an Dir gebrochen ist. Schande hast Du gehäuft auf mein Haus und meinen Namen. Und nun hast Du noch das Letzte vernichtet, was es in diesem Hause zu vernichten gab. Fluchen möchte ich der Stunde, wo ich Dich gezeugt habe —"

„Vater!" schrie Rik auf.

„Nenn mich nicht so, denn das Wort ist eine Lüge in Deinem Munde. Ich will Dir auch nicht fluchen, denn die Last, mit der Du Deine Seele beladen hast, ist auch ohnedem schon schwer genug. Und darum —" fuhr er fort mit einem Blick auf das kleine, blauschillernde Ding in seiner Hand — „will ich auch nicht, daß Du sie noch weiter beschwerst mit dieser letzten, feigsten Schuld!"

„Du treibst mich ja dazu," zischte Rik.

„Du hast sehr recht," fuhr Hinrik fort, ohne diesen Einwand zu beachten, „wenn Du meinst, daß weder Dir noch irgendeinem andern an der Fortdauer Deines Lebens gelegen sei. Aber Du sollst nicht als Selbstmörder enden. Vor diesem letzten, größten Frevel wird Dich Dein Vater bewahren."

Eine entsetzliche Ahnung kam dem Jüngling. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er seinen Vater an. Es war das

erstemal in seinem Leben, daß er ihn gerade ansah.

Hinrik Gehrts hob die Hand und zielte.

Rik machte eine Bewegung als wolle er fliehen. Es war zu spät.

Kaltblütig schoß sein Vater ihn nieder.

* * *

Die Sonne war hinter den Wolken untergegangen. Der graue Tag neigte sich seinem Ende zu.

Der Arzt war dagewesen und war wieder fortgefahren, nachdem er festgestellt hatte, daß keine ernstliche Gefahr für Jertas Leben vorliege und ihr ein Schlafmittel gegeben hatte.

Das tat nun seine Dienste.

Hinrik Gehrts ließ sich nicht sehen, und auch Rik kam nicht wieder. Ruth stand am Fenster in ihres Vaters Zimmer und sah in die Dämmerung hinaus. Der Kopf war ihr wirr und weh. Sie konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Ihr Herz hämmerte zum Zerspringen, und in ihrer Seele lebte nur die eine, quälende, unbeantwortete Frage: wie das alles nur werden solle.

Leute kamen, die ihren Vater zu sprechen wünschten.

Da faßte sie zum erstenmal den Gedanken, ihn zu suchen. Aber wo?

Sie mußte sich erst besinnen wie — wann sie ihn zum letztenmal gesehen hatte.

Rik hatte er finden wollen. Damit war er weggestürzt.

Also wo Rik war, da mußte auch er sein.

Aber wo war Rik? Im Hause jedenfalls nicht. Sie konnte nicht planlos in die sinkende Nacht hinauslaufen.

Sie fragte die Dienstboten und erhielt dieselbe Auskunft, die sich vorhin ihr Vater geholt hatte.

So ging sie denselben Weg, den vor einer Stunde ihr Vater gegangen war.

Sie fürchtete sich und wußte selbst nicht, wovor. Wie die Ahnung von etwas Furchtbarem lag es über ihr.

Aber Furchtbareres als die Ereignisse dieses Tages konnte es ja kaum geben.

Es war so still in dem kahlen, nassen Garten. Der Nebel kam von den Wiesen herüber und spann gespenstische Schleier um die Bäume und Büsche. Und immer noch tropfte es von den Ästen und Zweigen.

Über dem Schuppen lärmte ein Krähenschwarm, und eine Eule flog mit unhörbarem Flügelschlag und mißtönigem Kreischen aus dem Geäst einer alten Linde, um jenseits im Nebel zu verschwinden.

Ruth fröstelte. Vater! Vater! schrie es in ihr unaufhörlich, mit sehnsüchtiger Herzensangst.

Die Tür zum Schuppen war nur angelehnt. Kein Laut drang von innen heraus. Also war dort wohl niemand. Trotzdem ging sie hin und zog die Tür auf.

Da sah sie im Zwielicht ihren Bruder liegen, quer vor der Tür, lang auf dem Rücken hingestreckt. Seine graue Jacke war von Blut getränkt. Sein Gesicht war leichenfahl, seine geschlossenen Augen waren tief, tief eingesunken.

Und hinter ihm, auf der weißgestrichenen Gartenbank, saß der Vater. Er hatte den Arm auf die Lehne gestützt und das Gesicht in der Hand verborgen. Zwischen ihnen im Sande lag Riks kleine Pistole.

Ruth sah das alles an und verstand es nicht.

Da hob Hinrik Gehrts den Kopf und richtete sich auf. Eine tiefe, traurige Ruhe lag über ihm; wie über jemandem, der ein Begräbnis gefeiert hat. So still blickten seine Augen und so müde. —

„Vater," fragte Ruth mit zitternden Lippen, „hast Du ihn — so — gefunden?"

„Nein," sagte Hinrik Gehrts, „ich selbst habe ihn dahin gelegt."

Da fing sie an zu verstehen und wollte doch nicht verstehen.

„Als ich kam," fuhr Hinrik Gehrts mit derselben ruhigen, müden Stimme fort, „da war er im Begiff, es zu tun. Er hatte ja ganz recht — von seinem Standpunkte aus. Aber ich wollte ihn nicht so hinübergehen lassen. Und da tat ich es — für ihn."

Ein Grausen krallte sich in ihre jungfräuliche Seele. Sie wich zurück aus dem Rahmen der schmalen Tür, Schritt um Schritt. Da klang wieder an ihr Ohr die Stimme, die ihr die liebste und heiligste war auf Erden: „Fürchtest Du Dich vor mir, mein Kind?"

Und nun wußte sie: sie mußte hin zu ihm; sie gehörte zu ihm, auch jetzt. Jetzt am allermeisten.

Sie kam. Über ihres Bruders Leiche mußte sie wegsteigen. Dann schlug sie neben ihrem Vater zu Boden und umklammerte seine Knie. Sie versteckte ihren Kopf an ihm und flog hin und her vor Aufregung, vor Grauen, vor Angst.

„Mein armes, armes Kind!“ sagte er, und strich beruhigend über ihr Haar.

Da brach es los. Ein Weinen schüttelte sie, wie ein Krampf.

„Wein' Dich nur aus,“ sagte er. „Nachher geht es wieder besser.“

Als der erste Sturm sich ausgetobt hatte, fragte er: „Was macht die Mutter?“

Mit stockender Stimme gab sie Auskunft.

Er hörte mit gesenktem Haupte zu und schwieg dann eine ganze lange Weile. Endlich gab er sich einen gewaltsamen Stoß und setzte sich gerade auf.

„Ruth,“ sagte er, „nun nimm Dich zusammen und höre zu, was ich Dir noch zu sagen habe, ehe ich gehe.“

Ihre Augen erweiterten sich angstvoll. „Ehe Du gehst? — Wohin?“

„Meinst Du, ich würde warten, bis sie mich holen kommen?“

Da verstand sie. Noch einmal umklammerte sie seine Knie, drückte ihr Gesicht darauf und wand sich zu seinen Füßen. „Nimm mich mit!“ schluchzte sie. „Nimm mich mit! Fort von hier!“

„Das geht doch nicht an, mein liebes Kind. Du mußt hier bleiben. Ich werde ja, so Gott will, wiederkommen. Über kurz oder lang. Einstweilen bist Du hier nötig. Nötiger denn je — Und darum nochmals: sei vernünftig und hör' zu.“

Sie richtete den Oberkörper auf und sah ihn an. Und so, vor ihm kauernd, erwartete sie, was er ihr zu sagen haben würde.

„Die Mutter und — den da —“, mit einem Blick auf die stille Leiche am Boden — „muß ich Dir nun überlassen. Du bist immer tapfer und verständig gewesen, Du wirst auch damit fertig werden.“

Sie nickte.

„Hier sind meine Schlüssel,“ fuhr er fort. „Du mußt mich vertreten, wie und wo es nötig ist. Eine Vollmacht werde ich Dir noch ausstellen.“

Sie nahm die Schlüssel und steckte sie zu sich wie ein heiliges Vermächtnis.

„In meinem eisernen Wandschrank findest Du Geld. Ich habe alles Vorhandene heut früh da hineingelegt. Aus Vorsicht. Wegen Rik!“

Also auch das hatte er ausgekostet. —

„Und dann, mein Kind, mußt Du zu Frau von Vahren gehen und ihr alles erzählen. Die ganze Wahrheit. Hörst Du?“

„Vater!“ hauchte sie und legte die Hände vor die Augen. „Das kann ich nicht, Vater!“

„Ich weiß, wie schwer es für Dich ist. Aber es ist meine größte und dringendste Bitte an Dich. Wirst Du sie erfüllen?“

Sie kämpfte schweigend gegen ihr zuckendes Herz. „Ja, Vater,“ sagte sie mutig.

„Ich danke Dir, mein Kind!“ war alles, was er erwiderte.

Minutenlang verharrten sie so, eng aneinander gedrückt, schweigend, jeder für sich seinem Schmerze preisgegeben.

„Und nun lebe wohl, mein Herzenskind,“ sagte Hinrik Gehrts.

Da schrie sie auf. Noch einmal bäumte sie sich gegen das grausame Schicksal, das ihr den Fuß niedertretend auf den Nacken setzte. Noch einmal umklammerte sie seine Füße, als könne, als wolle, als müsse sie ihn zurückhalten. Noch einmal flehte sie ihn an in herzerweichenden Tönen.

„Mach es mir doch nicht so unsinnig schwer, mein Kind! Hab doch Erbarmen mit Deinem Vater!“

Da ließ sie ab von ihm und stand mühsam auf.

Er umarmte sie, kurz und fest, und drückte seine Lippen auf ihre Stirn, andächtig, als bete er dabei. Dann schob er sie von sich und tat einen Schritt vorwärts.

Neben seinem Sohne blieb er stehen, sah ernst auf ihn nieder und faltete seine Hände.

„Gott sei Dir gnädig, mein Junge, Dir und mir!“

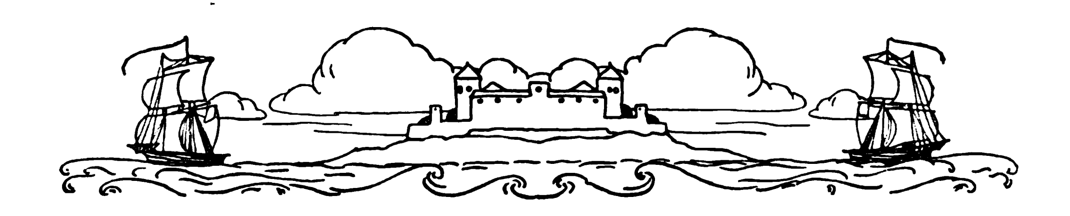
Noch eine Weile stand er so. In diesen kurzen Augenblicken zog das ganze Leben, das hier geendet hatte, an seiner Seele vorüber, wie ein dunkles Rätsel, dessen Lösung zu finden, ihm nicht bestimmt gewesen war.

Dann trat er ins Freie.

Mit einem großen, langen Atemzuge sog er die feuchte, kühle Luft in sein brennendes Innere ein. Rüstig begann er auszuschreiten. Den schmalen Pfad hinunter, der zu der kleinen Pforte in der Weißdornhecke und von da ins Weite führte.

Ruth stand gegen die Tür gelehnt und sah ihm nach, bis seine hohe Gestalt in Dämmerung und Nebel verschwunden war.

So verließ Hinrik Gehrts den Hof seiner Väter als ein gebrochener Mann. Und die schwarzen Vögel kreisten lärmend über seinem Haupte.



Die Weltlage Rußlands.

Von G. v. Alten, Generalleutnant z. D.

Spät erst, lange Jahrhunderte nachdem die westeuropäischen Staaten sich gebildet hatten, schloß sich auf den Gefilden des Ostens die russische Volksgemeinschaft zusammen, die ungelenken, bärenhaft starken Glieder reckend, ausgestattet mit der Wachstumskraft eines jungen Riesen.

Gegen das Ende des XV. Jahrhunderts schüttelte der Großfürst Iwan III. die mongolische Herrschaft der Goldenen Horde ab und vereinte die Teilfürstentümer unter seinem Zepter. Das um den Kern des Landes, um die Hauptstadt Moskau sich gliedernde Großfürstentum Rußland war zwar ein weites Gebiet, aber nur dünn bevölkert und vom Weltverkehre noch durch ungeheure Strecken und feindlich gesinnte, kriegerische Völker getrennt. Nur die Quellgebiete der Düna, des Dnieprs und des Dons waren russisch und von der Wolga nur der obere Lauf bis in die Gegend von Nischni-Nowgorod. Allein im Norden, an den unwirtlichen Küsten des Eismeeres, reichte das Großfürstentum bis an die See. Zwischen seiner Grenze und dem Baltischen Meere lagen die zu Schweden gehörenden Gebiete Finnlands und Ingermanlands und die Deutschordensstaaten. Vom Deutschen Reiche trennte es die mächtige, sich über Kiew bis nahe an die Mündung des Dnieprs erstreckende Jagellonenherrschaft, und vom Schwarzen Meere schied es das selbständige Chanat der Krimtataren.

Iwans Nachfolger erwarben in stetem Kampfe neue Gebiete. Aber die höhere Kultur der westlichen Nachbarn widerstand zunächst dem Andringen. Die Erweiterung nahm den Zug nach Osten und Süden und wurde den halbwilden Stämmen gegenüber durch die wunderbare Fähigkeit der Russen unterstützt, die slawischen und mongolischen Völkerschaften nicht nur zu unterwerfen, sondern sie anzugliedern, sie zu Russen zu machen. Im XVI. Jahrhundert dehnte Iwan der Schreckliche die Grenzen bis an und über die Wolga aus, seine schwere Hand über den Ural nach Sibirien streckend; Fedor I. gewann die kirgisischen Steppenländer zwischen der Wolga und dem Uralflusse.

Mit ihm erlosch der Mannesstamm Ruriks, und unter den Kämpfen um den Zarenthron, die sich an den Namen der falschen Demetriusse knüpfen, schien es fast, als ob Rußland ein Vasallenreich der Polen werden sollte. Polnische Heere drangen bis Moskau vor, und im Jahre 1610 wurde sogar der polnische Kronprinz Wladislaw zum russischen Zaren erwählt. Aber dem kriegerischen Ungestüm der Polen fehlte die staatserhaltende, zähe Arbeitskraft und die politische Weisheit. Das schwache Wahlkönigtum erlag schon nach zwei Jahren dem national und kirchlich geschlossenen Widerstande der Russen, die den jungen Sohn des Metropoliten Philaret Michael auf den Thron setzten. Mit Michael gelangte das Haus Romanow zur Herrschaft, das den fremden Eroberern die Wege wies und die traditionelle Ausdehnungspolitik weiterführte. Michael und seine Erben nahmen den Polen die Landstriche am unteren Dniepr, das Gebiet von Kiew und gewannen auch die Oberhoheit über die Kosakenhorden im Süden des Reiches. Aber als Peter der Große 1689 die Zügel der Regierung in die Hand nahm, brandete noch immer nur das Eismeer an eine russische Küste. Dem Schiffszimmermann von Zaandam klangen die Taten der großen holländischen Admirale in das Ohr, und in Holland wie in England erkannte er mit eigenem Auge den Wert der Seegeltung. Wie keinem seiner Vorgänger leuchtete ihm die Notwendigkeit ein, daß sein Binnenreich der Häfen bedürfe, daß es sich nur dann kräftig entwickeln werde, wenn der Ertrag seiner Ernten auf russischen Strömen, den einzigen Straßen, die es gab, bis ans Meer gebracht werden könne. Vorübergehend nur gewann er Asow an der Donmündung; die Herrschaft der Osmanen an den Gestaden des Schwarzen Meeres vermochte er nicht zu brechen, obwohl sein Blick schon darüber hinaus bis zu den Dardanellen streifte. Mit um so größerer Energie und mit besserem Erfolge rang er um die Ostsee, die neue Hauptstadt bezeichnenderweise an dem ersten Zipfel des Meeres anlegend, den sein Schwert sich sicherte. Ingermanland, Esthland, Livland und die Südostecke Finnlands fügte er der Krone bei, den finnischen Meerbusen fast schon umspannend, und den Persern nahm er den aussichtsvollen Strand von Derbent und Baku am Kaspischen See, den seine Nachfolger allerdings zurückgeben mußten.

Zar Peter zeigte den Weg, den Rußlands Herrscher zu gehen hatten, mochte ihnen auch seine rücksichtslose Tatkraft fehlen. Die Schwäche des Polenreiches, der Verfall der Türkei, der Niedergang der Schwedenherrschaft und die Staatskunst Katharinas wirkten zusammen, so daß zu Beginn des XIX. Jahrhunderts der größte Teil Polens von Rußland aufgezehrt, Kurland gewonnen, Finnland erobert und der Halbmond vom Ufer des Schwarzen Meeres zwischen Donaumündung und dem Kaukasus vertrieben, Baku und Georgien wieder erworben und die Orenburgsche Steppe östlich des Uralflusses dem Reiche einverleibt war.

Nun hatte Rußland Küsten, 3000 Kilometer an der Ostsee und beinahe ebensoviel am Schwarzen wie am kaspischen Meere. Ural, Wolga, Don,

Dniepr und Dniestr, die Newa und die Düna führten die Schätze des Landes an russische Meere, und eine Anzahl guter Häfen vermittelte den Verkehr mit der Außenwelt, die früher fast unerreichbar war.

Auf die Entwicklung des Landes übte der Verkehrsfortschritt segensreichen Einfluß. Erst jetzt konnte der Ertragsüberschuß der Bodenfrüchte und der Viehzucht verwertet werden, erst jetzt begann der Abbau der reichen Mineralien sich zu lohnen und die ersten Schritte einer sich zaghaft vorwagenden Ausfuhrindustrie herbeizuführen. Äußerlich ward die neuerworbene Kraft durch die Teilnahme an der großen Politik erkennbar, die in der napoleonischen Epoche russische Heere bis ins Herz Frankreichs führte.

Obgleich in der Folgezeit die Erwerbung neuen Landgebietes jenseits des Uralgebirges und in Transkaspien ununterbrochenen Fortgang nahm, obgleich in jahrelangen Kämpfen gegen die Türkei und die kriegerischen Tscherkessen allmählich die Kaukasusländer gewonnen wurden, blieb Rußland doch im Wettbewerb mit den übrigen europäischen Nationen um die Güter der Kultur weit zurück. Nur ein kleiner Teil seiner Schätze konnte an die Ostsee gebracht werden, aus deren Häfen freier Verkehr in die Ferne möglich war. Die große Menge der Waren für den Welthandel wird in den mittleren und südlichen Landstrichen erzeugt und fand auf der Wolga nur den Weg in das Kaspische Binnenmeer. Auf dem Don und Dniepr gelangt sie ins Schwarze Meer, dessen Ausgänge von der Türkei überwacht werden, so daß es für Rußland keine freie Verkehrsstraße bildet. Die Ostseehäfen werden im Winter durch das Eis geschlossen, und die Flußsysteme der Newa wie der Düna schließen das Hinterland nur in mäßigem Umfange auf. Bei diesen Beschränkungen ist es erklärlich, daß die Seeschiffahrt keinen Aufschwung nahm, daß vielmehr andere Völker den Seehandel an den russischen Küsten übernahmen und den Gewinn einheimsten. Auch die Eisenbahnen haben hieran wenig geändert. Die langen Transportwege verteuern die Waren, und wenn auch die Staatsweisheit hier durch außerordentlich billige Tarife nachgeholfen hat, so nimmt die erzwungene Tarifpolitik doch nur dem einzelnen Produzenten die Last ab, um sie auf die Schultern des ganzen Volkes zu wälzen, das wegen der niedrigen Eisenbahneinnahmen höhere Steuern zahlen muß. Der harte Kampf gegen die Konkurrenz der von der Natur besser bedachten Länder ist nur mit großer Mühe, nur durch niedrige Löhne und niedere Lebenshaltung des Volkes, nur mit Hilfe der großen Bodenschätze bisher durchzuführen gewesen. Seit Jahren ist deshalb die Regierung um innere, um technische Fortschritte, um die Entwicklung einer Industrie bemüht gewesen, die das Land von fremdem Kapital und fremder Geisteskraft unabhängig machen sollen. Nicht immer hat sie richtige Mittel gewählt. Vor allem hat sich der Gemeinbesitz der Bauern am Grund und Boden als verfehlt erwiesen, und es steht zu erwarten, daß die große Umwälzung, die wir jetzt erleben, diese und viele andere Schäden mit der Zeit beseitigen wird. Darunter auch die selbstmörderische Absperrung der Grenzen, die alljährlich ungezählte Millionen verschlingt und wertvolle Arbeitskräfte vergeudet, um einer lebendigen Mauer willen, die den Handelsverkehr unter Kontrolle stellen und das Eindringen verdächtiger Menschen und verdächtiger Druckschriften verhindern soll, während sie in Wahrheit nur den Aufschwung hemmt und der Korruption tausend Tore öffnet.

Wenn aber alle die Hindernisse weggeräumt sein werden, die Rußlands gewerbliche Entwicklung bisher gehemmt, die es genötigt haben, immer und immer wieder fremdes Kapital herbeizuführen, zu dessen Verzinsung der russische Bauer und der russische Arbeiter fronen und darben müssen, so würde doch eine volle Gesundung, eine Befreiung von den schweren Fesseln, die Rußlands Mitbewerb im Weltverkehre hemmen, erst durch die Überwindung der Schranken erhofft werden können, die ihm durch seine geographische Lage gezogen sind. Weitere Wege noch, als aus dem russischen Binnenlande, haben die Güter aus dem Innern Nordamerikas bis zur Küste zurückzulegen, und doch sind sie auf dem Weltmarkte konkurrenzfähig, weil sie, einmal verfrachtet, ungehindert dahin wandern können, wo sie den besten Absatz finden. Die Küstenentwicklung Rußlands ist im Vergleich mit der Nordamerikas überaus dürftig und wird durch die klimatischen und Hinterlandsverhältnisse der Ostseehäfen noch mehr eingeschränkt. Auf einer einzigen Straße nur können die Reichtümer der schwarzen Erde, der Uralberge und der Naphthaquellen am kaspischen Strande den Weltverkehr erreichen, durch den Bosporus und die Dardanellen; und diese Straße ist in der Türken Hand. Der Weg ist allerdings in Friedenszeiten allen Handelsschiffen offen und befördert tatsächlich die Masse der russischen Erzeugnisse, aber die Unsicherheit der Lage ist ein unüberwindlicher Hemmschuh für den Unternehmungsgeist. Jeder kriegerische Konflikt in der Südostecke Europas, die man sein Pulverfaß genannt hat, sperrt den schmalen Engpaß, legt die Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere lahm und vernichtet Millionenwerte. So lange Rußland nicht imstande ist, seiner Handelsflotte die sichere Ausfahrt ins Mittelmeerbecken zu verbürgen, so lange seine Kriegsschiffe von Sebastopol und Odessa aus nicht frei ins Weltmeer segeln dürfen, so lange wird sich der russische Kaufmann zu großen, weitaussehenden Unternehmungen, um die reichen Quellen seines Landes nutzbar zu machen, nur ungern und zögernd entschließen. Es ist nicht allein die Möglichkeit einer kriegerischen Verwicklung mit der Türkei, die den Unternehmungsgeist bindet. Jeder andere politische Konflikt übt dieselbe Wirkung. Denn den Kriegsschiffen des Feindes fällt jeder russische Dampfer zum Opfer, der die Dardanellen zu passieren versucht. Und wenn Kohle, Eisen, Petroleum und Getreide zu Kriegs-Kontrebande erklärt werden, so schützt auch die neutrale Flagge nicht. Welche ohnmächtige Rolle dagegen russische Kriegsschiffe spielen, die dem Gegner die Zufuhr auf den Meeresstraßen zu unterbinden trachten, das hat der russisch-japanische Krieg gezeigt. Sie mußten schließlich auf dem weiten Wege um Jütland nach der Ostsee zurückgezogen werden, vergeblich das Einlaufen in ihre Häfen am Schwarzen Meere und die Unterstützung der dort tatenlos liegenden Panzer ersehnend. —

Das sogenannte Testament Peters des Großen, das seinen Nachkommen Byzanz als das Ziel der Politik gewiesen haben sollte, hat die Geschichtsforschung zwar als eine Fälschung bezeichnet, in Wahrheit aber besteht es zu Recht und bildet seit beinahe einem Jahrhundert den Angelpunkt der auswärtigen Staatsangelegenheiten.

Von dem Tage an jedoch, wo Nikolaus I. den ersten Schritt tat, um den großen Gedanken in die Welt der Wirklichkeit einzuführen, erstand Rußland ein unerbittlicher Gegner, der es immer wieder zurückzuwerfen wußte. Die Widerstandsfähigkeit der Türkei ist zwar häufig unterschätzt worden, sie hat sich dem russischen Andringen erfolgreicher widersetzt, als das verrottete Staatswesen erwarten ließ, aber auf sich allein angewiesen, hätte das Osmanenreich dem Stürmen der überlegenen russischen Scharen unterliegen müssen.

Großbritannien war der Retter und Helfer, Großbritannien, dessen weitblickende, kühl berechnende Staatsmänner die Gefahr frühzeitig erkannten, die ihrem Vaterlande und seiner Seeherrschaft, seiner Weltstellung drohte, wenn der Zar aller Reußen seine Hand auf die Dardanellen legte, wenn russische Geschütze die Meeresstraße zwischen dem Schwarzen und dem Mittelmeere beherrschten, wenn das Marmarameer ein russischer Kriegshafen, das Schwarze Meer ein russisches Binnenmeer wurde, keinem britischen Kriegsschiffe erreichbar. Schon damals wäre zum Schutze des britischen Levantehandels, der auf dem Austausche der kostbarsten Waren des Orients und des Occidents mittels der Landverbindung zwischen Alexandrien und Suez basierte, eine überstarke, englische Mittelmeerflotte erforderlich gewesen, die einen wichtigen Teil der Gesamtseemacht dauernd gefesselt hätte; heute, nach der Schaffung des Suezkanals, würde die russische Position in der Nähe des Engweges, der nach Indien führt, der Weltstellung Englands noch viel gefährlicher sein.

Als daher Nikolaus I. den Aufstand der Griechen nutzen wollte und die Türkei mit Krieg überzog, trat England sofort von dem mit Rußland geschlossenen Bündnis, das den Griechen die Freiheit vom osmanischen Joche verschaffen sollte, zurück und auf die Seite des bisherigen gemeinsamen Gegners. Trotz des Vordringens nach Adrianopel mußte sich Rußland, diplomatisch allein durch Preußen unterstützt, im Frieden von Adrianopel (14. Sept. 1829) mit geringen Gebietsabtretungen in Asien begnügen. Zu deren Sicherung bedurfte es mehrjähriger Kämpfe mit den kriegerischen Bewohnern, die um so hartnäckigeren Widerstand leisteten, als der englische Gesandte in Konstantinopel sie mit Waffen und Munition zu versehen wußte.

Die Kriege Mehemet Alis, des Paschas von Ägypten, gegen seinen Oberherrn, den Sultan, gaben bald darauf der russischen Regierung erneute Gelegenheit zum Eingreifen. Ein Schutz- und Trutzbündnis, das die Türkei verpflichtete, die Dardanellen gegen jeden Feind Rußlands zu sperren, brachte Rußland 1833 nahe an das ersehnte Ziel. Aber die überlegene englische Diplomatie wußte die Gefahr zu beseitigen und in dem ferneren, unablässigen Ränkespiel am Goldenen Horn die Hohe Pforte immer wieder davon zu überzeugen, daß ihr zuverlässigster Freund Großbritannien sei. 1840 verpflichtete sich die Türkei, die Dardanellen den Kriegsschiffen aller Nationen zu verschließen, der russischen Flotte auf dem Schwarzen Meere den Ausweg ins Freie ein für allemal verbietend. In demselben Jahrzehnt, 1832—1842, vernichteten englische Flotten, die im persischen Meerbusen erschienen, und englische Heere, die in Afghanistan vordrangen, die mühsamen Erfolge der russischen Politik in Zentralasien, während der frivole Opiumkrieg Englands gegen China dem blühenden russischen Handel schwere Wunden schlug, Großbritannien dagegen die beherrschende Position von Hongkong und auf dem Yangtse eintrug.

Nach der Erschütterung des westlichen Europas durch die Revolutionszeit von 1848 hielt Kaiser Nikolaus den Zeitpunkt für gekommen, die alten Pläne wieder aufzunehmen. Abermals trat dem Englands unerschütterlicher Wille entgegen, das in der Allianz das Rückgrat bildete, obschon die Leistungen seines kleinen Truppenkontingentes während des langen Krimkrieges nicht entscheidend ins Gewicht fielen. Und abermals wurde das Blut der russischen Soldaten vergeblich vergossen. Im Pariser Frieden mußte Rußland sogar das Recht aufgeben, Kriegsschiffe auf dem Schwarzen Meere zu halten, ein Recht, das es erst nach der Niederwerfung Frankreichs 1871 wieder gewann.

In frischer Erinnerung ist die Rolle Englands auf dem Berliner Kongreß, wo es seine ganze Macht in die Wagschale warf und Rußland trotz aller guten Dienste Bismarcks um die Früchte des Friedens von S. Stephano brachte, es in Europa wiederum auf die alten Grenzen zurückdrückend und seitdem eifrig bemüht, durch Gründung eines selbständigen Balkanstaates eine unüberwindliche Mauer gegen neue russische Unternehmungen aufzurichten, Bemühungen, die es in der heutigen Lage energisch zum Ziele zu führen strebt. Vor aller Augen steht das englisch-japanische Bündnis von 1902, das Japan den Rücken stärkte und ihm den Mut einflößte, den Waffengang um Korea und die Mandschurei zu wagen, steht das Geschick der britischen Diplomatie, mit dem sie Frankreich an die eigenen Interessen zu fesseln wußte, so daß es dem russischen Bundesgenossen in Hinterindien die rettende Hand versagte, und die das neue englisch-japanische Abkommen ermöglichte, das jedem ferneren Vordringen Rußlands in Asien den Weg versperren soll. England und Japan haben sich verbündet, um ihre territorialen Rechte in Indien und Ostasien zu schützen, und England hat sich ausdrücklich die Befugnis vorbehalten, in der Nähe der indischen Grenzen alle die Vorkehrungen zu treffen, die es zu ihrer Sicherung für erforderlich hält. Falls es darüber zum Kriege kommen sollte, ist Japan zur sofortigen Waffenhilfe verpflichtet.

Dem eifersüchtigen England genügte der Verschluß der Dardanellen nicht. Als Rußland, auf diesen gradesten und natürlichsten Weg verzichtend, sich unter beispiellosen Opfern einen andern, den durch Sibirien nach Ostasien, zu bahnen suchte, fand es hier wieder den unbarmherzigen Feind, der die kriegerische Kraft des gelben Inselvolkes in den eigenen Dienst zu stellen und auch das Tor von Port Arthur zu schließen wußte. —

Man sollte meinen, daß die britischen Staatsmänner, denen so Großes gelungen ist, jetzt, nachdem die Gefahr der Gründung einer russischen Seemacht im fernen Osten, die England gezwungen hätte ein starkes Schlachtgeschwader auf der indischen Station zu unterhalten, beseitigt scheint, auf ihren Lorbeern ruhen könnten. Statt dessen sehen wir sie eifrig an der Arbeit, neue Schutzwehren gegen Rußland zu errichten. Seinen bewährtesten General hat England nach Indien geschickt, um das dortige Heer zu reformieren und zum Kriege zu rüsten, angeblich zur Verteidigung der Grenzen gegen einen Angriff Rußlands. Ein seltsamer Vorwand, da alle Welt weiß, daß die Eroberung Indiens ein phantastisches Unternehmen wäre, das Rußland niemals geplant hat und an das heute nur ein Wahnsinniger denken könnte. Auch der praktische und nüchterne Brite weiß das. Und trotzdem die mit fieberhafter Eile betriebene Kriegsrüstung? Die Gründe sind nicht schwer zu durchschauen. Mit Fug und Recht nimmt die englische Regierung an, daß Rußland früher oder später gezwungen sein wird, das alte Streben nach einem Platze am offenen Meere zu erneuern, wenn das große Reich nicht verarmen und ersticken will. Das ostasiatische Unternehmen ist gescheitert, und die Erkenntnis hat sich Bahn gebrochen, daß die ungeheure Länge des sibirischen Schienenstranges ein dauerndes Hindernis bilden wird, weil die Masse der Güter die Transportkosten nicht erträgt. Einen zweiten Versuch in der Mandschurei, deren Pforten von der neuerstandenen gelben Großmacht bewacht werden, wird Rußland deshalb in absehbarer Zeit schwerlich unternehmen. Fast ebenso aussichtslos scheint die Wiederaufnahme der auf eine direkte Besitznahme der Dardanellen gerichteten früheren Pläne. Im Laufe des verflossenen Jahrhunderts ist der Versuch dreimal gemacht worden. Die Gebeine vieler Tausende von russischen Kriegern deckt der Boden in der Krim, in Kleinasien und am Balkan. Nach Adrianopel und bis vor die morschen Mauern Konstantinopels sind russische Heere gedrungen — stets vergeblich. Des „kranken Mannes" Kräfte stützte die Macht Britanniens, die sich heute genau wie früher an seine Seite stellen würde, die nicht zaudern würde, ihre Schiffe ins Schwarze Meer zu schicken um Rußlands Kriegs- und Handelsflotte zu vernichten, die den rumänischen und den bulgarischen Staat zwischen Rußland und die Türkei geschoben hat, die Rußlands heutige Schwäche zu nutzen sucht, um ein Königreich Mazedonien zu gründen, dem es die Verteidigung der Dardanellen in Zukunft anvertrauen kann.

Der sichere Blick der englischen Regierung hat die einzige Stelle erkannt, wohin die russische Ausdehnungspolitik, von der des Reiches Leben und Gedeihen abhängt, sich fernerhin mit Aussicht auf Erfolg richten kann: Afghanistan.

Einen Eroberungszug nach Indien fürchtet England nicht. Kein militärisches Genie würde die Schwierigkeiten überwinden können, die der Bewegung eines großen Heeres aus Turkestan bis an die indische Grenze entgegenstehen. An der Stelle, wo im Nordosten das britische und das russische Gebiet nahe aneinander gerückt sind, schützen die unzugänglichen, mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge des Pamir und des Hindukusch. Die Pässe liegen sämtlich über der Höhe des Montblanc und sind nur wenige Wochen im Jahre von einzelnen Reisenden unter Mühe und Gefahren zu überschreiten. Daß ein Heer über sie hinweggeführt werden könne, ist ausgeschlossen. Der einzig mögliche Weg geht über Herat und Kandahar, eine 700 Kilometer lange elende Karawanenstraße, an der die Armee nur ungenügende Unterhaltmittel findet. Die indischen Streitkräfte, gegen die sie zu Felde zieht, betragen in erster Linie mindestens 140 000 Mann, denen aus England noch vor der Entscheidung namhafte Verstärkungen zugeführt werden können und denen auch aus Japan Truppen zu Hilfe eilen sollen. Das russische Angriffsheer müßte also mindestens 200 000 bis 250 000 Mann zählen. Der riesigste Troß würde zu seiner Versorgung nicht ausreichen. Das Unternehmen würde in sich selbst zusammenbrechen.

Anders aber steht es mit der Methode, der Rußland seine großen Erfolge in Zentralasien bisher zu danken hat, mit dem allmählichen Vorschieben seiner Grenze und dem Angliedern der unterworfenen Völkerschaften. Die großen Kriege gegen das Osmanenreich führten nicht zum Ziele, aber fast jedes Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts bedeutet eine Erweiterung der russischen Herrschaft östlich des Kaspisees, eine sichere Etappe auf dem Wege zur persischen, zur afghanischen und zur chinesischen Grenze. Erst seitdem Skobelew 1880/81 die letzten widerstrebenden Turkmenenstämme besiegt, seitdem Merw sich 1884 freiwillig unterworfen hatte und nachdem 1885 die russische Grenze über den Kuschkfluß vorgeschoben war, kam die Bewegung zum Stehen. Man mußte mit dem auf Englands Säckel gestützten und möglicherweise durch englische Truppen verstärkten Widerstande der Streitkräfte des Emirs von Afghanistan rechnen, sobald man dessen Grenze überschritt; und die Operationen Skobelews hatten dargetan, daß in den wasser- und wegelosen Steppen Turkestans nur sehr kleine Heeresteile zur Verwendung kommen konnten. Ehe man hier weiterging, mußten durch den Bau von Eisenbahnen eine sichere Basis und die Möglichkeit des schnellen Aufmarsches einer Armee geschaffen worden. Das ist in den letzten zwanzig Jahren geschehen. Das großartige Unternehmen des sibirischen Bahnbaues hat die russische Regierung nicht gehindert auch für Zentralasien zu tun was nötig war. Seit mehreren Jahren schon ist die transkaspische Eisenbahn im Betriebe. Sie krankt allerdings an dem Mangel eines Anschlusses an das innere russische Bahnnetz. Die Lücke, die der Kaspisee reißt, wird nur unvollkommen durch Dampferlinien ersetzt. Seit dem Sommer dieses Jahres jedoch ist die Linie Orenburg-Taschkent vollendet, die unmittelbar in die Hauptschienenstränge des Reiches mündet, und von Samarkand ist eine Zweigbahn in südlicher Richtung nach der afghanischen Grenze im Bau.

Der Versammlung eines großen russischen Heeres in Zentralasien steht nichts mehr im Wege, und damit hat der Pufferstaat Afghanistan die Bedeutung eines Schutzwalles für die britische

Herrschaft in Indien verloren. Den Streitkräften, die Rußland nunmehr aufzubieten vermag, ist die militärische Macht Afghanistans nicht mehr gewachsen. Wenn die turkestanischen Armeekorps Rußlands seine Grenze überschreiten sollten, so muß und wird es sich fügen. In Kuschk liegen die Schienen für die kurze Strecke nach Herat bereit, und es gibt kaum Grund für die Annahme, daß die russische Regierung zögern wird, den lange vorbereiteten bedächtigen Schritt nach Herat zu tun, sobald sie den Zeitpunkt für gekommen erachtet. Die zwanzig Jahre der russischen Herrschaft über die Turkmenen haben genügt, um sie zu zuverlässigen Russen zu machen, und in wenigen Jahren werden auch die Bewohner von Herat Russen sein. Die weiteren Schritte werden, weil die innere Not des Reiches dazu drängt, vermutlich schnell folgen, und auf das hinter der Avantgarde ausgebaute Eisenbahnnetz gestützt, das jederzeit die Heranführung eines starken Heeres erlaubt, möchte England dem langsamen Vorschieben der russischen Macht durch Afghanistan bald nicht mehr Halt gebieten können.

Das ist die Gefahr, die Großbritanniens Staatsmänner ins Auge gefaßt haben, der die Rüstungen in Indien und die Verbrüderung mit Japan gelten. Das ist der Grund für die überraschende, drohende Warnung, die der englische Premierminister Balfour am 11. Mai dieses Jahres im Parlament ausrief: Jedes Überschreiten der afghanischen Grenze von russischer Seite, jeder russische Versuch, eine Eisenbahnschiene auf afghanischen Boden zu legen, müsse als eine unmittelbare Bedrohung der englischen Herrschaft über Indien betrachtet und mit Waffengewalt verhindert werden. Kein britischer Untertan in Indien ist zum Briten geworden. Hinter dem geworbenen, nur zum kleineren Teil aus englischen Truppen zusammengesetzten indischen Heere stehen fast 300 Millionen Eingeborene unter einer Fremdherrschaft, die trotz ihrer Gerechtigkeit und Weisheit nur widerwillig ertragen wird. Je näher die Walze des Russentums rückt, um so mächtiger muß sich der Freiheitsdrang unter den indischen Stämmen regen, deren Kultur weit genug vorgeschritten ist, um den Umschwung zu begreifen, der in Asien an die Stelle der europäischen Gewalthaber eingeborene Völker zu setzen beginnt. Nicht durch russische Eroberung, sondern durch die Erhebung der Inder droht den Briten der Verlust des Kolonialreiches, auf dem ihre Weltstellung in erster Linie beruht, aus dem sie die Schätze gewinnen, die ihr Volk zum Herrscher auf dem Weltmarkte gemacht haben. Jede Etappe, die Rußland in Afghanistan zurücklegen dürfte, würde verhängnisvollen Einfluß auf die Treue der indischen Bevölkerung üben, Schon gegen die Maßregeln Lord Kitcheners, der die Streitkräfte an der Nordwestgrenze zusammenzieht, das weite Land von Garnisonen entblößend, hat der bisherige Vizekönig Lord Curzon Einspruch erhoben, der nur durch seine Abberufung beseitigt werden konnte.

Die Besorgnis der englischen Regierung ist vollkommen berechtigt. Sie darf Rußland keinen weiteren Schritt in Zentralasien gestatten.

Ebensowenig aber, wie ein russischer Eroberungszug nach Indien ist ein englisch-japanischer Kriegszug nach Herat ausführbar, um die Russen zurückzuwerfen, wenn sie dem Verbot zuwider dorthin vorrücken oder ihre Schienenwege über die afghanische Grenze verlängern wollten. Er hätte mit denselben und mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, weil das verwöhnte, schlecht akklimatisierte britische Heer eines noch größeren Trosses bedürfte. Und gelangte die Streitmacht trotzdem bis an das russische Reich, so stände ihr der aussichtslose Kampf gegen eine geschlossene nationale Kraft bevor, die sich auf mehrere Eisenbahnen stützt, denen der Nachschub jeder beliebigen Verstärkung und alles Heeresbedarfs möglich ist, während hinter dem britischen Heere 700 Kilometer wüsten Landes liegen und kriegerische, unbotmäßige Stämme auf den Augenblick der Empörung lauern. Dem Kriegszuge würde zudem jeder Vorwand fehlen, so lange Rußland sich still hält. Unmöglich aber kann England an der afghanischen Grenze kriegsbereit abwarten bis es seinem Gegner gefällig ist, den Handschuh aufzunehmen. Er möchte einen Zeitpunkt wählen, in dem Britanniens Kräfte anderweit gefesselt sind, sei es in Europa, sei es in einer seiner Kolonien.

Englands einziges Mittel, Herr der Lage zu werden und die zentralasiatische Gefahr zu beschwören, scheint darin zu bestehen, daß es die russische Methode nachahmt, die überlebte Theorie des Pufferstaates aufgebend langsamen und sicheren Schrittes den afghanischen Boden in Besitz nimmt, feste Verteidigungsstellungen schafft und hinter seinen Spitzen die Eisenbahnen ausbaut.

Unter gewöhnlichen Umständen müßte man das Mittel für sehr bedenklich halten, weil es den Gegenzug von russischer Seite und den schleunigen Austrag des Interessenkampfes herbeiführen möchte, bei dem die englischen Chancen nicht besonders günstig stehen würden. Die Lage aber, in der sich das russische Reich nach dem Mißerfolge in der Mandschurei und in Folge der inneren Wirren heute befindet, im Verein mit dem japanischen Bündnis, bietet England eine Gelegenheit, die es dem Anschein nach tatkräftig ausnutzen will, unbekümmert um die friedfertige und duldsame Haltung Rußlands während des Burenkrieges. Der erste Schritt wenigstens ist bereits bekannt geworden. Die indische Regierung baut die bisher nur bis zu der befestigten Stellung am Khaiberpasse, nahe der afghanischen Grenze, führende Eisenbahn im Tale des Kabulflusses weiter, eine Maßnahme, die dem Verteidigungszwecke eher hinderlich als förderlich ist und die deshalb die Absicht erkennen läßt, den Schienenstrang bis zur Hauptstadt Kabul zu führen. Ein klugbedachter und wirkungsvoller Schritt. Denn damit gewänne England nicht nur unbeschränkten Einfluß auf den Emir, sondern auch eine erste sichere militärische Position in der Flanke des etwaigen russischen Vordringens über Herat.

Bekräftigt wird die Auffassung, daß die britische Aktion an der indisch-afghanischen Grenze begonnen hat, durch den oben erwähnten vorsorglichen Wortlaut der Abmachungen mit Japan, in denen sich England die japanische Waffenhilfe



Vertraute Klänge. Gemälde von H. Fenner-Behmer.

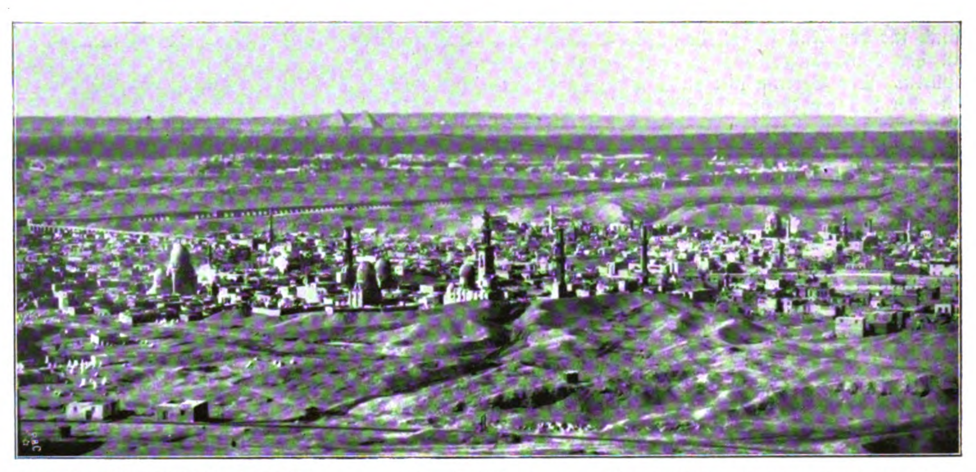
auch für den Fall sichert, daß seine Maßnahmen in der Nähe dieser Grenze zum Kriege führen sollten. Der Vertrag gilt zwar für zehn Jahre, ist aber mit einjähriger Frist kündbar. Englands Interesse heischt darum die baldige Verwertung seiner Vorteile. —

Die große und entscheidende Frage ist, ob Rußlands politische und militärische Kraft so tief erschüttert sei, daß es den letzten furchtbaren Streich, zu dem sein Gegner ausholt, dulden müsse. Kein Zweifel, daß England mit der Besitznahme einer beherrschenden Stellung in Afghanistan die eherne Kette schließen will, die Rußland vom Weltmeere fernhalten soll. Kein Zweifel auch, daß grade dieses Glied der Kette für beide Teile das wichtigste ist. Welch unheilvolle Folgen das Mißlingen des englischen Planes für Großbritannien nach sich ziehen würde, welch glänzende Aussichten Rußland damit gewinnen würde zeigt folgende Erwägung.

Wir sahen, daß Rußlands Absicht nimmermehr auf die Eroberung Indiens zielen kann. Das riesige Reich strebt nicht nach Landgewinn und wüßte, selbst wenn die Engländer aus ihrer reichen Kolonie vertrieben würden, mit den 300 Millionen ihrer Bewohner nichts anzufangen. Ein Stück Meeresküste mit guten eisfreien Häfen brauchen die Russen, das ihnen die Ausfuhr ihrer Landesprodukte, die ungehinderte Einfuhr fremder Waren, die Teilnahme am Weltverkehre ermöglicht. Die Zukunftseisenbahn, die dereinst von den transkaspischen Stationen an der Grenze Afghanistans durch dieses Land und durch Belutschistan bis an das indische Weltmeer führen soll, ist etwa 1200 Kilometer lang, eine im Vergleich zu den sibirischen Strecken geringe Entfernung. In gesichertem russischen Besitz würde sie dem russischen Handel zweifellos ausgiebigere Dienste als diese leisten. Trotzdem aber wäre die Entfernung zu groß, und das russische Hinterland am Kaspischen Meere ist zu armselig, als daß ein Hafen am Golfe von Oman der Not des Landes abhelfen könnte. Von höherem Standpunkte aus muß die afghanische Frage betrachtet werden. Die brennende Sorge der britischen Staatslenker weist uns den Weg dazu. Gewinnt nicht England sondern Rußland die Vorhand in dem umstrittenen Gebiet des Emirs, überwindet es mit der Avantgarde seiner Truppen, mit Eisenbahn- und Straßenbau die Gebirgszüge und Felsentäler, ehe die Engländer die Pässe sperren können, so erhielte die gewaltig überlegene russische Landmacht eine Bewegungsfreiheit, deren Drucke sich die schwache, innerlich ungleichartige britische Kolonialarmee fügen müßte, selbst wenn sie nicht mit Aufruhr und Empörung in den indischen Staaten zu rechnen hätte. Der japanische Beistand ist ein unsicherer Faktor. Nur ungern wird England sich entschließen, die gelben Divisionen zu Hilfe zurufen und den Hindus die eigene Schwäche zu enthüllen. Außerdem aber hat Japan seit dem Frieden von Portsmouth eine Landgrenze zu sichern und muß darauf gefaßt sein, russische Heere bei Charbin und Wladiwostok aufmarschieren zu sehen, sobald es sich in Indien am Kriege beteiligt. So mächtig ist es nicht, daß es an beiden Stellen zugleich mit genügender Kraft auftreten könnte. Das japanische Heer würde sich in Korea und Kwantung sammeln und in Indien nur die Anstandspflicht erfüllen. Die Seegewalt Großbritanniens, die Unangreifbarkeit des Königreiches und alle seine Schätze würden keinen Ausweg aus der Bedrängnis schaffen, wenn die Tatze des russischen Bären sich nach Indien strecken, und wenn die Furcht vor der Bedrohung seiner reichsten Kolonie die Annahme der russischen Bedingungen von England erzwingen kann. Afghanistan ist die einzige verwundbare Stelle des britischen Weltreiches, und wenn Rußland den kleinen, in den letzten zwanzig Jahren wohlvorbereiteten Schritt in das Herz dieses Landes rechtzeitig tun könnte, so würde es nicht zögern, von der Gewalt Gebrauch zu machen, die dann in seine Hand gegeben ist und die es von dem Zwange erlöst, mit dem es ein rücksichtsloser Feind seit einem Jahrhundert belastet hat. Dann würde sich bald das Dardanellentor öffnen, die alte Sehnsucht Rußlands erfüllend und ihm die Entwicklungsmöglichkeit schaffend, die es auf anderem Wege vergeblich erstrebt hat.

Für Großbritanniens gebietende Stellung in der Welt jedoch wäre das ein schwerer, unheilbarer Schlag. Man sieht, was auf dem Spiele steht, und muß den Ausgang mit Spannung erwarten. Man begreift das eifrige Bestreben Englands, den Verbündeten Rußlands, Frankreich, auf die eigene Seite zu ziehen, es in die britischen Interessen zu verstricken und mit seiner Hilfe das russische Reich zum Verzicht auf eine Aktion in Zentralasien zu bestimmen. Sogar das Anerbieten würde man verstehen, daß England den russischen Kriegsschiffen die Ausfahrt aus den Dardanellen ferner nicht wehren wolle, ein Anerbieten, das solange bedeutungslos bliebe, als türkische Kanonen die Meeresstraße beherrschen, die den Panzern der britischen Mittelmeerflotte jederzeit den Weg ins Schwarze Meer gestatten können. Zärtlich fast klingen die Worte von den Lippen des englischen Ministers des Auswärtigen auf dem Lordmayorsbankett nach der Newa hinüber, um den bedrängten Herrscher aller Reußen der Freundschaft und Friedensliebe Englands zu versichern, das sich bemühe, alle denkbaren Streitfälle vor das von dem idealen Sinne des Zaren begründete Haager Schiedsgericht zu bringen, und das ihm die baldige Herstellung der Ordnung in seinem Reiche mit herzlicher Teilnahme wünsche. Es sind die Worte des leitenden Mannes in demselben Ministerium, das vor einem halben Jahre das Verbot der Schienenlegung auf afghanischem Boden aussprach, und dessen tatkräftiger Staatskunst die für Rußland so verderblichen Bündnisverträge mit Japan zu danken sind.

Die Versicherung der britischen Friedensliebe freilich ist aufrichtig gemeint. Wer möchte an der Friedensliebe eines Volkes zweifeln, das auf dem Erdball herrscht und durch einen Krieg nichts mehr gewinnen könnte? Aus tiefer Überzeugung kann es dem Zaren den Frieden und seine Wohltaten anpreisen, einen Frieden, der Englands Kräfte schont, ihm Geld- und Blutopfer erspart und ihm die Zeit gewähren soll, Rußlands Lebensader für immer zu unterbinden.



Blick vom Mokattamgebirge auf Kairo. Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.

In Ägypten.

Bunte Reisebilder von Paul Oskar Höcker.

Originalaufnahmen von Alice Matzdorff-Berlin u. a.

Die Reise von dem Fichtenbaum, der einsam im Norden auf kahler Höh' steht, bis zu der vielbesungenen Palme jenseits des blauen Mittelmeers läßt sich auf die verschiedenste Weise ausführen.

Am schönsten, harmonischsten und billigsten ist sie, wenn man nur die Sehnsucht oder die Erinnerung wandern läßt. Dabei ärgert man sich weder mit Backschisch noch Zollschwierigkeiten herum, weder mit Seekrankheit noch mit Nilmücken. Es genügt ein Zaubermantel von mäßigem Umfang — am besten gerade so groß, daß er Raum bietet für ein zärtlich liebend' Paar — man breitet ihn auf dem verschneiten pommerschen Landgütlein dicht neben dem Kachelofen aus oder in der obersten Etage eines großen Mietshauses, das melancholisch in der von Nordwind und Hagelschauern heimgesuchten Großstadt steht, — und dann mag er durch die regenbespülten oder eisblumengeschmückten Fenster hurtig hinausflattern, sich zu schwindelnder Höhe in die Luft erheben und die weite Bahn der Zugvögel nehmen.

Mehr und mehr weicht des Nordens grauer Weihnachtshimmel. Während die Vettern und Basen im Deutschen Reiche fröstelnd in die Pelze und die Gummischuhe fahren, um zu Bällen, Premièren und grogreichen Skatabenden zu wallfahrten, senkt sich unser Zaubermantel, von linden Winden umfächelt, dicht bei der Cheopspyramide zu Boden. Der ewig blaue Himmel spannt sich über dem Niltal aus, und die Sonne des Pharaonenlandes vergoldet das afrikanische Paradies.

Das ist nämlich ein besonderer Vorzug dieser Reiseroute: sie ist stets vom herrlichsten Wetter begünstigt.

Wer dagegen über Triest und Brindisi an Bord eines der kleinen Passagierdampfer vom Österreichischen Lloyd nach Alexandrien gelangt, den kann auch schon eine geringe Windstärke arg beunruhigen. Und selbst die schwimmenden Paläste, die der Norddeutsche Lloyd seit dem vorigen Jahre zwischen Marseille, Neapel und der afrikanischen Küste für die internationale elegante Welt laufen läßt, bieten vor den Tücken des Rollens, Schlingerns und Stampfens keinen Schutz, sobald ein tüchtiger Blasius vom Libanon, von Gibraltar, von der Libyschen Wüste oder vom Goldenen Horn daherpfeift.

Für die Landung des Zaubermantels in Ägypten empfehle ich den Tag, der den Monat Ramadan beschließt. Am besten, man kommt gerade noch zur Heiligen Nacht zurecht, der letzten der großen Fastenzeit. Und wer ein Feinschmecker des Reisegenusses

ist, der wird sich lautlos mitten in der vieltausendköpfigen Arabermenge auf dem geweihten Boden eines Moscheevorhofes niederlassen, wo ihn mit einem Schlag die Märchenwelt aus Tausend und einer Nacht umfängt.

Beim Vonbordgehen in Alexandrien ist die Sache bei weitem umständlicher und dabei — trotz der bunten Farben von Haut und Trachten — erheblich weniger romantisch. Sobald das Schiff nämlich in dem großen und nüchtern-modernen Hafen von Alexandrien vor Anker gegangen ist, wird es von einem wilden Heer schreiender Araber überfallen, die ihre Dienste als Kofferträger anbieten. Dazwischen schieben sich die Dragomane, Barkassenführer und Gepäckagenten der Reisebureaux und die Hotelkommissionäre durch die erwartungsbange Schiffsgesellschaft. Händler bieten die ersten gefälschten Skarabäen, die ersten gefälschten Antiquitäten an. Und Ansichtspostkarten, Orangen, Gebetsteppiche, Rosen, Muschrabijen, Ketten von Glasperlen und Palmblattfächer gibt's in erdrückender Fülle. Wer mit dem Hotelkommissionär sofort einen festen Pakt schließt, der sichert sich gegen den Räuberhandel bei diesem Empfang an afrikanischer Küste noch am ehesten. Der Agent übernimmt die Beförderung einer Person und ihres gesamten Gepäcks gegen ein Pauschale von fünf bis sechs Schilling. Er läßt das Gepäck ins Boot schaffen, vom Boot in die Droschke, die es zum Zollhause bringt, von dort zum Bahnhof und bis zur Gepäckaufgabe oder bis ins Coupé. Auch beim Billettlösen am Schalter steht er dabei und wacht darüber, daß der Beamte nicht aus Versehen falsches Geld oder zu wenig gibt. Denn die Rechnung ist ziemlich verwickelt. Man zahlt in englischen Guineen, die 97½ Piaster werten, in türkischen Pfunden, Medschidiehs, wofür man 87¾ Piaster berechnet bekommt, oder in französischen Zwanzigfrankstücken, die 77 Piaster gelten. Die Auszahlung einer Differenz findet in silbernen Piasterstücken oder in „kleinen" Piastern aus Nickel (unseren Zehnpfennigstücken entsprechend) statt. Einige Sprachkenntnis, die Meyers Sprachführer leicht vermittelt, und etwas Münzenkunde ist in jedem Fall erforderlich, um nicht übers Ohr gehauen zu werden. Denn der Agent — so gewissenhaft er seinem Klienten beigestanden haben mag, um ihn gegen fremde Gauner zu schützen — entwickelt bei der Abrechnung natürlich gleichfalls das an allen Küsten des Mittelmeeres so stark grassierende Talent für liebenswürdige Rechenfehler.

Wenn die Heilige Nacht anbricht, blitzen in allen Moscheen unzählige Lichter auf. Das ist die große Feststunde, für die der fabelhafte Reichtum an Moscheelampen zusammengetragen ist. Am feierlichsten wirkt von allen Straßen und Plätzen von Kairo aus der Anblick der im Osten hoch oben über der Stadt auf der Zitadelle gelegenen Moschee Muhamed Ali. Auch ihre beiden Minaretts sind illuminiert. Wie schlanke, hoch in den Himmel ragende Feuersäulen heben sie sich von dem sargähnlichen, dunkelvioletten Mokattamgebirge ab, das die arabische Wüste begrenzt.

In der Moschee Muhamed Ali verrichtet der Khedive die letzte nächtliche Andacht im Fastenmond, in dem er als Strenggläubiger weder Speise noch Trank zu sich nehmen darf, solang die Sonne am



Kamelkarawane auf der Straße von Kairo nach den Pyramiden.

Himmel steht. Es wird für diese Gebetsübung des einsam in dem wunderbaren Alabasterbau weilenden Mannes ein ganz fabelhafter Aufwand von Beleuchtung aufgeboten. Ich habe den überwältigenden Anblick — inmitten einer kleinen Gruppe anderer „Franken“ — mit genießen dürfen, nachdem Seine Königliche Hoheit die Moschee verlassen hatte, auf dem Vorplatz von weißgekleideten Scheikhs empfangen, unter einer kioskartigen Ehrenpforte, die durch ein paar hundert Laternen und senkrecht in den Boden gepflanzte Stangen mit der Muhamed-Flagge gebildet war.



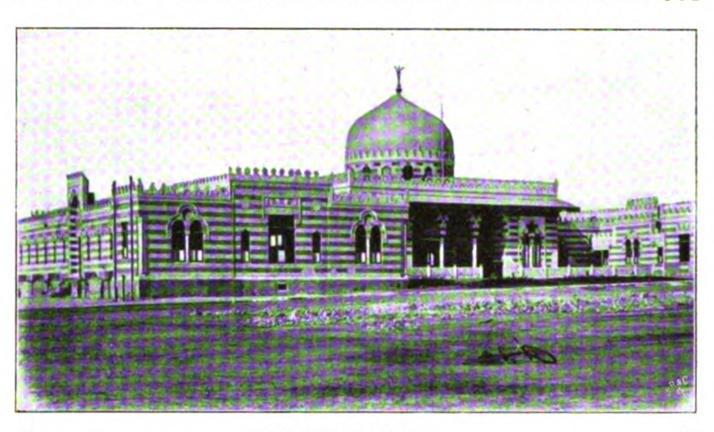
Dahabije auf dem Nil bei Kairo. **Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.**

Schweigen, tiefes Schweigen herrscht im Umkreis der Burg. Gespannt hängen alle Blicke an der Pforte der Moschee, all der Märchenpracht gewärtig. Nach der Abfahrt des Khediven währt sie freilich nur noch ein paar Minuten: denn sogleich beginnt dann die Arbeit der Hände und der Lungen, um den festlichen, durch die Alabasterflächen verdoppelten Lichterglanz wieder zu ersticken. Geschäftige, backschischerwartende Hände haben unser Schuhzeug mit weißen Leinenhüllen überzogen. Der unheilige Menschenfuß darf ja nicht direkt die geweihten Teppiche betreten. Die Gläubigen entledigen sich ihrer Schuhe, und auf Strümpfen und barfuß geht's nun in endlosem, breitem, sich unter ehrfürchtigem Staunen drängendem Zuge ins Innere der Moschee.

An langen, unsichtbaren Drähten hängen von der gewaltigen Kuppel des Mittelschiffs die im Glanz der brennenden Wachskerzen leuchtenden Moscheelampen herab. Wieviel Tausende, wieviel Zehntausende von Flammen sind es, die den Wunderbau erhellen? Alle Galerien und Friese, Säulen, Brüstungen und Fenster, jede Stufe, jeder Absatz, die Gebetsnische, die Kanzel, das Grabgewölbe Muhamed Alis, jede architektonisch bedeutsame Linie des mächtigen Kuppelbaues, der sich auf vier Riesenpfeiler stützt, ist Lichtlein bei Lichtlein wie mit

zitternder, gleißender Flammenzeichnung hervorgehoben. Und der Duft der Wachskerzen füllt die weiten Alabasterhallen.

Da denkt sich der Franke nun die weite Moschee wieder entvölkert — und stellt sich nur den einsamen Khediven vor, der in der Gebetsnische auf dem Teppich liegt, der mystischen Gebetsübung hingegeben — mit den seltsam wippenden Bewegungen des Rumpfes, dem tunkenden Nicken des bärtigen Kopfes, dem Sichhinwerfen, Wiederaufrichten, dem in wachsender Verzückung immer wieder geflüsterten Anruf Allahs und seines Propheten. Nach der Vorstellung des Muselmannes geschehen ja in dieser Nacht tausend unsichtbare Wunder: denn die Nacht der Allmacht, „leilet ul-kadr“, die siebenundzwanzigste des Ramadan war es, in der Allah dem gläubigen Muhamed den Koran vom Himmel herniedersandte. Die Gebete, die in dieser Nacht verrichtet werden, sind daher besonders verdienstvoll.

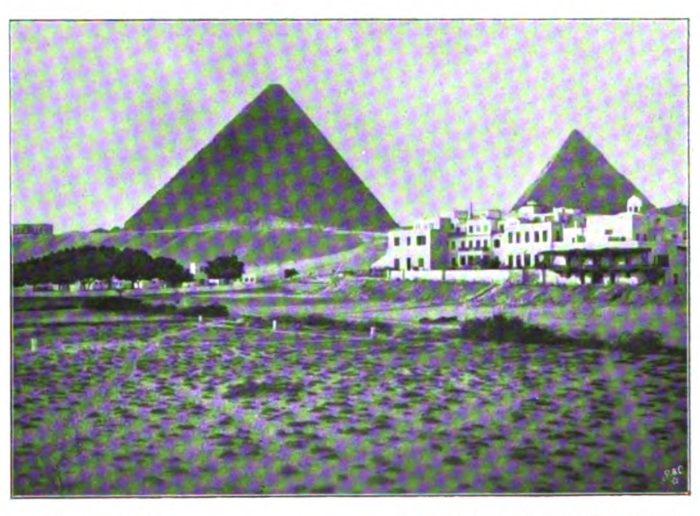


Die Bäder von Heluan.

Und mit der Auslösung dieses Bildes beginnt die Arbeit des farbenprächtigen, gestaltenreichen Kaleidoskops: ein buntes Bild reiht sich ans andere, alle Bädekerweisheit wird vergessen, die übeln Zutaten der Reise — arrogante Ladies und Gentlemen, Gaunertricks der Kellner, Händler und Kutscher, Staubwolken und Miasmen und Ekel in den Araberviertеln — sie verschwinden neben den leuchtenden Farben und bunten Szenen des Orients, und Sehnsucht und Erinnerung, die die Fahrt zum Reich der Pyramiden auf dem Zaubermantel der Göttin Phantasie zurückgelegt haben, sie vereinigen sich zu einem klingenden Hymnus auf dies Wunderland des ewigen Sommers: Ägypten.

* * *

Aber die so hübsch klingende Wendung vom „ewigen Sommer“ bedarf doch einer etwas ernüchternden Randglosse. In Kairo nämlich ist er noch nicht daheim, ebensowenig wie in Neapel oder in Algier. Man kann vom November bis tief in den Januar hinein recht unwirtliche Tage in Unterägypten erleben. Die tropische Gleichmäßigkeit der lauen Sommernächte ist erst oberhalb von Luksor zu finden. Wer dem nordischen Winter ein Schnippchen schlagen will, der muß sich schon in einem der Hotelpaläste von Luksor oder Assuan in Pension geben. Daß es in unserer reiselustigen Zeit, in der



Hotel Menahouse bei den Pyramiden.

Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.



Nilmesser auf Elephantine.

die fremden Welten einander so nahe gerückt scheinen, noch Ärzte gibt, die ihre Lungenpatienten nach Kairo schicken, das zeugt von einer beschämenden Indifferenz gegen die aufklärenden Berichte der modernen Reisenden. Am Rand der Wüste, in Heluan, hat man ein Wüstensanatorium gebaut, in dem ein Winteraufenthalt selbst bei der stark ungleichen Witterung der Höhe von Kairo ohne Gefahr für Schwerleidende möglich ist. Ein einziger Tagesbesuch aber in der Hauptstadt Ägyptens vereinigt all die schädlichen Einflüsse, denen ein Kranker kaum innerhalb eines Jahres in einer europäischen Großstadt ausgesetzt sein kann. Der Staub ist entsetzlich. Und noch entsetzlicher ist, was er vermittelt. Dicht neben dem verschwenderischen Luxus der Riesenhotels haust das jämmerlichste Elend. Hygienische Vorsichtsmaßregeln kennt der Araber nicht, er lebt im Schmutz der Straße, abergläubische Andachtsübungen der breiten Massen — das Küssen eines heiligen Moscheesteins, bis die Lippen bluten, das Bestreichen der Augen mit den schmutzigen Fingern, die die bestimmte Stelle einer bestimmten Säule, eines wahren Bazillenherdes, betastet haben — befördern die Übertragung



Ägyptische Tänzerin. Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.

aller ansteckenden Krankheiten. Und die Berührung mit dem Volk ist unvermeidlich. Es drängt sich in die Cafés, es kauert plötzlich unter dem Tisch und beginnt dem Fremden die Schuhe zu putzen, jeder Piaster, jede Rose, jedes Platznehmen im Fiaker, im Boot, jeder Ritt auf dem Esel, auf dem Kamel, jeder Zeitungseinkauf bietet eine Gefahr. Wird eine Seuche bekannt, so ist die Saison in Ägypten unrettbar verloren: kein halbwegs Orientierter trägt dann seine Haut zu Markte. Die Hotels müssen schließen, und es gibt einen Ausfall von Millionen. Die Regierung ist daher gewitzigt genug, die in den Araberdörfern niemals aussterbenden Scharlach-, Masern- und Typhusfälle und die fortgesetzt grassierende „ägyptische Augenkrankheit" nicht als Epidemie gelten zu lassen. Es muß schon sehr schlimm gekommen sein, wenn sie das Vorhandensein einer Seuche einmal zugibt.

Der Vergnügungsreisende vergißt zum Glück derlei Zugaben des ägyptischen Reisezaubers rasch wieder. Sonst müßte er sich auf wenige Punkte des Bädekerprogramms beschränken. Und ich finde, Ägypten wird erst so recht interessant, wenn man die mit ein oder zwei Sternen versehenen Hauptsehenswürdigkeiten, die das Reisehandbuch dem Touristen zur Pflicht macht, erledigt hat und auf eigene Faust seine Lokalstudien vornimmt.

Das durch Cook und die übrigen Reisebureaus neuerdings Gesetz gewordene Normal-Programm bietet an genialer Ausnutzung der Zeit ein Muster. Die unglücklichen Touristen werden freilich wie eine Hammelherde durch sämtliche Sehenswürdigkeiten hindurchgepeitscht. Sie können nach drei Tagen Aufenthalt in Kairo sagen: „Wenn das, wovon Sie sprechen, einen Stern im Bädeker hat, dann hab' ich's bombensicher gesehen." — Aber ein Eindruck —?

Um in einem so vielbereisten Lande wie Ägypten noch persönliche Eindrücke zu gewinnen, bedarf es völliger Selbständigkeit des Reisens. Wer sich einer Gesellschaft anschließt, sieht eben nur, was von jeher „Vorschrift" war zu sehen, er dringt nie wirklich in das fremde Milieu ein. Umgeben von allen heimatlichen Gebräuchen, im ewigen Table d'hôte-Zwang Schulter an Schulter mit rührenden Reisedilettanten, läßt er das



Aus dem „hunderttorigen Theben" (Luxor).



Tuchweber im Bazar.

fremde Land — etwa wie in den Wandelbildern der Urania — an sich vorüberziehen. Aber er erlebt eigentlich nichts.

Schon die Vorbereitung desjenigen, der die Reise ohne einen lebenden Cicerone antritt, ist ja viel genußreicher. Beim Zusammenstellen der Reiseroute, beim Studium der Fahrpläne, der Karten und der Tarife, beim Geldeinwechseln, bei der Beschäftigung mit den gebräuchlichsten Redewendungen in der fremden Sprache gewinnt man schon intimere Beziehungen zu dem neuen Land. Und die Reise selbst mag anstrengender sein, aber sie ist lehrreicher — und sogar billiger.

Es ist mein Stolz, daß ich bei einem dreiwöchigen Aufenthalt in Kairo, von wo ich viele Ausflüge nach allen Richtungen machte, niemals eines Dragoman bedurfte, daß ich mich — dank der guten Karten und dem durchs Alleinreisen immer besser sich ausprägenden Orientierungssinn — sogar in dem berüchtigten Häuser- und Budengewirr der Basare neben der Muski, der die Araberstadt querenden Gasse, ohne fremde Hilfe zurechtgefunden habe.

Wie die Moscheen wirken, wenn man sie allein durchwandert! Wie die Phantasie gleich mitarbeitet, wie sich geschichtliche Erinnerungen auslösen!

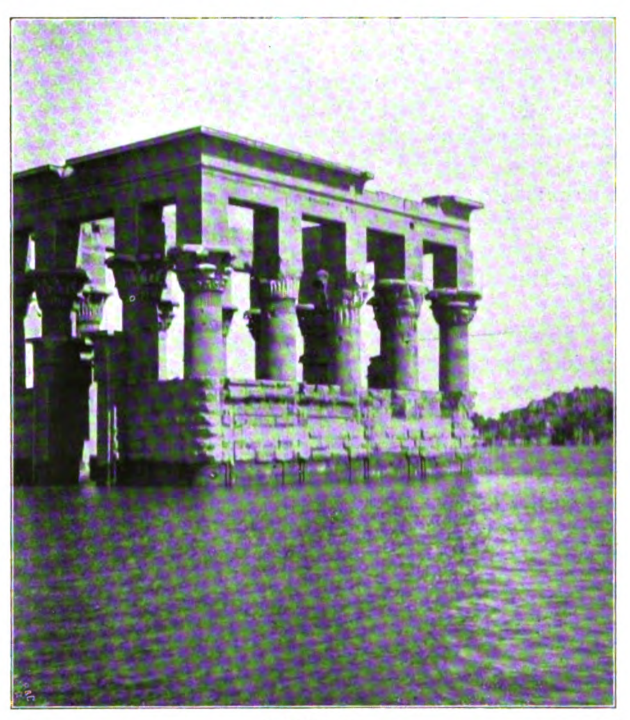
Ein Ritt durch Memphis, ein Besuch in den Apisgräbern, der Umritt um die Pyramiden (deren Besteigung für nicht ganz Schwindelfreie eine Quälerei ist), die Wanderung durch die Kalifengräber, ein Besuch im Derwischkloster — wie stimmungsvoll, wie erschütternd oder erhebend oder belustigend können all diese „Programmpunkte" wirken. Sie werden zu bloßen Museumsgängen, wenn man an einen Troß von vier, fünf Dutzend Gesellschaftsreisenden gekettet ist.

Warnen muß man den Neuling, sich auf eine lange Gesellschaftsreise an Bord eines Nildampfers einzulassen. Eine nicht



Das Trocknen neugewebter und schwarzgefärbter Frauengewänder in Esna am Nil.

zusagende Nachbarschaft kann bei der Beschränktheit des Raumes zur Hölle werden. Überhaupt ist die Benutzung der Eisenbahn dem zu empfehlen, der die langwährende Nilfahrt nicht zugleich als Luftkur auffaßt. Die ganzen Zauber der Nillandschaften erschließen sich schon bei der einmaligen Bootfahrt von Assuan nach Luksor.


Insel Philae.

Von der Bevormundung durch die verschiedenen Reisegesellschaften kann man sich bei einer Nilreise ja leider nicht völlig emanzipieren. Thomas Cook & Son, die Anglo-American-Nile-Steamer-Company und die Société Egyptienne Tewfikieh packen jedes Opfer, das sich ihnen nähert, erfüllt von dem Wunsche, Thebens Wunder zu sehen, und sie geben es nicht eher wieder frei, als bis es schachmatt nach Kairo zurückgelangt ist. Diese Gesellschaften verkaufen nicht etwa bloß die Dampfschiffsbillette, so wie man die Strecken gern befahren möchte. Nein, man muß ihnen auch gleich die damit kombinierten Eisenbahnkarten und zehn, zwanzig andere Dinge abnehmen. „In Bedrachein brauchen Sie Esel, für die Ruinenfelder ditto, ferner einen Dragoman für die Ausflüge, wir geben Ihnen Tickets für Ihre Dinners und Luncheons im Luksor- und Assuanhotel, oder drei Tage volle Pension, acht Tage, je nach Wunsch, vielleicht machen Sie die Rückfahrt von Assuan am 18. des Monats, dann haben Sie Vollmond, eine Nilreise bei Mondschein, sehr romantisch, die ganze Sache (ohne Wein) für drei Wochen Dauer 35 Pfund Sterling.“ Man dankt erschöpft, nein, man hat über die Vollmondnächte schon anderweit verfügt, man will sie in dem schönen Menahouse-Hotel am Fuß der Pyramiden von Gizeh verbringen. „O — da haben wir noch eine andere Kombinition. Erster Tag Eisenbahn Kairo-Luksor, zweiter Tag Dampfer Luksor-Assuan, dritter und vierter Tag wieder zurück, fünfter bis siebenter Tag Luksor (Verpflegung an Bord), achter Tag Eisenbahn bis Kairo. Dann haben Sie Vollmond bei den Pyramiden, und es kostet — Backschisch und Wein extra — bloß 14


Araber: Gepäckträger von Shepheards Hotel und Händler.

Pfund, 280 Mark, wir nehmen jede Konkurrenz auf, mein Herr!" Man kommt nicht los, für eine Woche mindestens **muß** man sich seiner Freiheit begeben, muß Stimmungssklave vom König des Nils (sprich neil), Herrn Cook, werden, oder von seinen Geistesvettern, die ägyptische Mondscheinromantik in jeder Preislage koulant und programmgemäß gegen englische Pfundnoten eintauschen.

* * *

Wenn man von den viertausendjährigen, gigantischen Trümmerfeldern am Nil, von Theben und Memphis, von der Knickpyramide, der Stufenpyramide bei Dahschur und Sakkara nach Kairo zurückkehrt, dann überkommt einen ein wahrer „Hunger nach Gegenwart". Die süße, träumerische Nillandschaft, das ewig gleiche, ewig schöne Bild der Uferstaffagen, die sich wiederholenden, schließlich nur noch dem Gelehrten neue Reize bietenden Tempelruinen, die in stets gleicher Anmut und Lindigkeit den Touristen umfächelnde Luft des nun endlich erreichten Tropensommers — es war fast zu viel des Glücks.



Arabischer Fremdenführer.

Und nun kommt die beschämende Kehrseite: die Ernte der Tingeltangel beginnt.

Es sind traurige Vergnügungsstätten, die Kairo bietet. Auch „Volksleben studieren" — wie der verschämte Vorwand der Touristen lautet — kann man dort wirklich nicht. Das Arabervolk besucht die Variétés nur wenig; es werden dort nur recht mäßige Europäerschaustellungen gegen teures Entree veranstaltet. Einen interessanten Abend bietet höchstens das arabische Theater. Ich sah dort — Shakespeares Othello in arabischer Sprache! Die Vorstellung war gut, sogar nach norddeutschen Begriffen modern. In den leidenschaftlichen Szenen wurde nämlich nicht mit hohlem Pathos deklamiert. Nein, dieser Othello hatte eine eindringliche Art, gerade die wuchtigsten Momente in einem scharfen Flüsterton wiederzugeben, er „brüllte" auch nicht in der Szene der Erwürgung seines Weibes. Aber es lag eine Verzweiflung in seinem Mienenspiel, eine Steigerung in seinen Gesten, die mit fortriß. Unvergeßlich wird mir der einzige lautere, noch immer halb unterdrückte, ächzende Aufschrei sein, den der arabische Othello ausstieß, als er mit der Leiche der aus dem Bett gerissenen Desdemona rücklings die drei Stufen hinunterstürzte. Es war meisterlich gemacht. Weniger auf der Höhe der Dichtung befand sich die Desdemona selbst. Es war eine fette, kleine Jüdin, der wenig von der stolzen Venezianerin anhaftete. Eine Rechtgläubige ist auf offener Schaubühne ja undenkbar. Auch als Zuschauerinnen sind die Moslimfrauen nur in die obere Galerie zugelassen, die durch die Gitter in Muschrabije-Arbeit keinen profanen Blick durchläßt. Aber mehrmals, bei der Trinkszene auf Cypern z. B., ertönte von der Galerie ein silberhelles Lachen. Und im Holzgitterwerk erschien ab und zu eine weiße, juwelengeschmückte Frauenhand, die der Phantasie eine hübsche Brücke geboten hätte — wenn die Fingernägel nicht mit Henna so abscheulich rot gefärbt gewesen wären.

* * *

Die Abwesenheit der Frau gibt auch den großen Volksfesten der Rechtgläubigen einen seltsam ernsten Charakter.

Im Esbekije-Park im Herzen von Kairo findet in den ersten Tagen des dem Fastenmonat folgenden Monats Schauwal (türkisch Beiram) ein großes Freudenfest statt. Verschwenderische Illumination auch hier, Musik,

Feuerwerk, und ein unablässiges Durcheinanderwogen von etwa dreißigtausend in schwarze Gehröcke gekleideten, ernsten, dunkeläugigen Festträgern. Das weibliche Element ist nur durch die europäischen Damen vertreten, die nach dem Hoteldiner in Gesellschaft ihrer Herren hier noch ein Halbstündchen promenieren.



Nubier: Schlangenbändiger.

Es geht sehr nüchtern und würdig auf diesen Festen zu. Den Wein verbietet der Koran, die Frau darf nach Sonnenuntergang das Haus nicht mehr verlassen — es wird also nur geschwatzt, Zigarette geraucht und ab und zu ein Schluck Wasser getrunken. Der Sakka, der Wasserverkäufer, der sich mit seinem Ziegenschlauch und den messingenen Trinkschalen, die er unablässig gegeneinander klappern läßt, durch die Menge schiebt, ist eine der wichtigsten Personen.

Amüsanter, bunter, lebhafter ist das kirchliche Fest am ersten Freitag des Schauwal: wenn der Khedive in Gemeinschaft mit seinen Ministern die Gami Amr besucht, die älteste Moschee Ägyptens, in Alt-Kairo, der südwestlichen Vorstadt zwischen dem Nil und den Schutt- und Trümmerhaufen des ägyptischen Babylon (Balbol).

Das ist ein Gewoge auf den Zufahrtsstraßen! Bis auf den letzten Platz sind die Züge der elektrischen Straßenbahn mit einer buntfarbig gekleideten Menge braunen, schwarzbraunen und kohlschwarzen Volks besetzt. Dazwischen suchen sich offene Omnibusse, Equipagen, Hotellandauer und Droschken durchzuschlängeln. Mit klingendem Spiel ziehen die ägyptischen Regimenter aus. Natürlich gibt's alle Augenblicke Stockungen. Aber die ganz vorzügliche ägyptische Polizei lenkt das Chaos der Wagen, Esel, Araber und Trams in schneidigster Weise, gelegentlich auch mit der Faust. Geschrei allüberall — dazwischen Trompetengeschmetter und Janitscharenmusik — und über dem Gewühl rote Fahnen, rote Wimpel mit dem weißen Halbmond und den weißen Sternen — und hoch darüber der echte, blaue, ägyptische Himmel.

In die Moschee selbst bekommt der Europäer keinen Zutritt. Aber vor dem Eingang sind Tribünen unter Sonnensegeln errichtet, von wo aus man das farbenreiche Bild in aller Behaglichkeit in sich aufnehmen kann.

Die „Garde" des Khediven marschiert auf, schwarze und halbschwarze prächtige Kerle, schlank und sehnig. Sie tragen weiße Gamaschen, blaue, knappsitzende Uniform mit weißem Litzenbesatz, dazu den roten Fes. Gertenschlanke Leutnants richten ihre Züge aus. Aber die Sache will nie so recht stimmen. Ist der holprige Boden daran schuld oder ein Augenfehler des Leutnants



Vor Shepheards Hotel in Kairo.

Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.

am weitesten rechts: die Paradeaufstellung ist total mißglückt. Indem die auf den Trümmern von „Babylon“ aufgestellte Artillerie den Ehrensalut abgibt, zum Zeichen der Ankunft des Khediven, bildet die Front der präsentierenden Truppen noch immer einen spitzen Winkel zu der Anfahrtsstraße. Erst im letzten Augenblick springen die letzten, um fünf bis sechs Schritt „abhängenden“ Züge noch schnell vor. Da sie dies unterm präsentierten Gewehr ausführen, entsteht bei den militärisch geübten Europäern, zumal den Deutschen, eine vergnügte Stimmung.

Zwei Läufer in kurzen weißen Röcken, mit langem, schwarzem Roßschweif, der von der bunten Kappe niederfällt, kommen atemlos an: es ist noch immer die barbarische Sitte der ägyptischen Würdenträger, ihren Karossen diese armen Burschen voranhetzen zu lassen, die mit dem Ruf „Guarda! Guarda!“ die Fußgänger zum Ausweichen veranlassen sollen. Von einigen Abmärschen Kavallerie begleitet saust der Wagen des Khediven auf den Vorplatz. Janitscharenmusik, Nationalhymne — noch immer mit ziemlich schräger Front, aber fest wie eine Mauer, steht das Gardebataillon.

Hinter dem Khediven drängt sich das Volk in die Moschee. Dieses Wogen und Schieben der bunten Mengen ist unvergleichlich. Die Schutthaufen, die die halb zerfallene Moschee umgeben, sind mit den farbigen Scharen dicht besetzt. Indem das Gewimmel sich dem Zuge anzuschließen sucht, wirkt es, als wären's lauter lebendig gewordene Berge, die in den blauen Himmel ragen, nur da und dort von einer Palme überschnitten.

Eine Kanonade kündigt die Gebetsstunde an. Auf dem Wandelgang des schlanken Minaretts erscheint der Muezzin, ganz in weiß gekleidet, und singt in näselndem Ton eine Sure des Korans.



Die maurische Halle in Shepheards Hotel.

Das sind Augenblicke, die dem Europäer den ganzen Orientzauber vermitteln. Sonne und Palmen, die fremdartige, melancholische Weise — die blauen und braunen, weißen und gelben Gewänder, malerisch drapiert, die Tausende von schwarzäugigen Kindern, die roten Kopfbedeckungen, die dunkeln Gesichter, die weißen Zähne ... Und dazu diese Wolke von Knoblauchduft und Rosenölparfüm, von Schweißgeruch und dem scharfen animalischen Hauch der Esel und der Kamele.

* * *

Kairo ist das afrikanische Paris, so hört man oft sagen. Aber man trifft mit dieser Bezeichnung

nur jenen kleinen Ausschnitt der Hotelwelt im Westen der Stadt. Dieses Paris gehört der internationalen Lebewelt. Seine Luxushotels, besonders Shepheard und der Gezireh-Palast, sind zugleich Musterhotels. Man kann für zwanzig Schilling täglich dort Pension haben — und lebt dann den Tag eines Fürsten. Aber in dem Lustschloß am Nil, dem wunderbarsten Hotel, das es auf der ganzen Welt gibt, sprechen daneben natürlich noch ganz andere Preise mit. Ismael Pascha hat einstmals das zauberschöne Schloß für sich und seine sechzig Frauen aufführen lassen. Mehrere Millionen hat der Bau verschlungen. In seinen Prunkgemächern lassen sich's heute die amerikanischen Schweinespeckkönige und andere Dollarfürsten mit ihren Damen wohl sein.



Konzert auf der Terrasse von Shepheards Hotel in Kairo. — Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.

Es ist das Leben im großen Stil, das dort geführt wird. Diejenigen Deutschen, die von ihren Alpenfahrten her an eine ökonomische Beschränkung des Gepäcks gewöhnt sind, werden sich in diesem Milieu stets fremd fühlen. Ohne einigen Toilettenaufwand geht's nun einmal nicht ab. Es kommt hinzu, daß man sich zu einer Ägyptenreise für drei Jahreszeiten auszustatten hat. In den Frühstunden herrscht eine recht frische Temperatur in den Reisemonaten Januar bis März, mittags in der Sonnenglut gehen die Damen in durchbrochenen Blusen, und nach dem Diner, für das Frack und große Abendtoilette Gesetz sind, tritt der Pelz in seine Rechte.

Will man alles beisammen haben, was der Orient bietet, so nimmt man bei der Tasse türkischen Mokkas, die jede Hotelmahlzeit abschließt, auf der breiten Terrasse von Stepheard Platz. Nirgend sonst, selbst in Neapel und in Konstantinopel nicht, sind grellere Gegensätze vorhanden als in Kairo, wo die Prunkgräber der früheren Kalifen, die Märchenpaläste von prachtliebenden, schwelgerisch veranlagten Khediven, die Luxushotels der Europäer hart neben dem unglaublichsten Schmutz, der erbärmlichsten Armut des Muselmanns emporragen. Nur die paar Stufen der breiten, teppichbelegten Freitreppe trennen die Überkultur der indischen Nabobs und amerikanischen Millionäre, der seiderauschenden Pariserinnen und juwelenüberladenen Levantinerinnen von der Hauptstraße Kairos mit ihrer grotesken Vielgestaltigkeit afrikanischen Lebens.

Da unten harrt und schreit die Araber-



Gartenseite des Hotels Gezireh-Palast.

menge: Führer, Eseljungen, Händler wollen in ihrem aus englisch, französisch, deutsch und arabisch gemischten Kauderwelsch eine Geschäftsverbindung anbahnen. „Herr Baron", „Herr Doktor" reden sie die Blonden an. Kamele ziehen vorüber mit Baumwollasten beladen, Esel galoppieren vorbei, über die Treppe zieht das arabische Hauspersonal in blutrotem Gewand und weißem Turban oder rotem Fes, Koffer schleppend, wahre Kolosse, die mit Dutzenden von Hotelmarken bepflastert sind, Equipagen, Landauer, Droschken, Automobile fahren vor der Freitreppe vor. Mitten in dem Tohuwabohu läßt sich ein schwarzer Zauberkünstler auf dem Pflaster nieder, dicht am Bordstein, und gibt die Kunststückchen seiner Affen, seiner Schlangen oder Meerschweinchen zum besten.

Und mit einem Mal ergießt sich eine breite Woge von wundervollem Rosenduft über die ganze Straße: Araber bieten Riesensträuße langstieliger La France feil, ein paar Dutzend herrlicher Exemplare für einen Schilling.

Etwas von diesem Rosenduft — und viel, recht viel von der Sonne, die über den Tempelruinen des hunderttorigen Theben liegt — und einen bunten Strauß all der Farben, die dies Straßenbild im ewigen Wechsel bietet — das möchte man aus dem Wunderlande in den Norden mit heimnehmen.

So lange man — stets mit der Hand im Portemonnaie — durch König Cooks Gebiet wallfahrtet, dies seltsam kontrastreiche Land der üppigsten Protzen und der armseligsten Bettler, überwiegen oft die unbehaglichen Bedenken. Aber der Rosenduft, die Sonne und die Farben locken den Zaubermantel Phantasie hernach immer wieder zur Entfaltung und zum Aufflug.

Bei keiner Reise trifft es so zu wie bei der durchs Ägypterland: das Schönste daran ist zuvor die Sehnsucht — und hernach die Erinnerung!

Der Eine Reim.

Nacht auf Nacht steh' ich am Meere:
Wenn die heil'gen Vogelheere
Nach den blauen Fernen fliehn
Und mit den Gestirnen ziehn.

Wie mir schwindet Näh und Ferne,
Sind's die Vögel? Sind's die Sterne,
Die da kreisen lichtbeschwingt?
... Nur die Eine Sehnsucht klingt.

Von den Sternen, aus den Kehlen:
Laßt uns nicht des Wegs verfehlen!
Endlos tönt der Eine Reim
Gleich dem Meer: Wir wollen heim!

Karl Ernst Knodt.



Neues vom Büchertisch.

Von Carl Busse.



J. C. Heer, Der Wetterwart (Stuttgart 1905, J. G. Cotta). — **Joseph Lauff, Frau Aleit** (Berlin 1905, G. Grote). — **Bernhardine Schulze-Smidt, Hinter den Wäldern** (Dresden 1906, Carl Reißner). — **Peter Rosegger, Wildlinge** (Leipzig 1906, L. Staackmann). — **Rudolf Presber, Von Leutchen, die ich lieb gewann** (Berlin, Concordia).

Hoch oben, auf dem Gipfel des Feuersteins, in der grenzenlosen Stille, in die kein Ton hinaufdringt von den Tälern, in einer Höhe, die selbst die Glocken der Türme nicht erreichen, sitzt Jost Wildi, der Wetterwart des Bergobservatoriums. Im Nachtwind klingt die Eisenpyramide des trigonometrischen Signals, unermüdlich geht das kunstreiche Spiel der graphischen Apparate, aber keine Menschenstimme tönt durch die gewaltige, erbarmungslose Einsamkeit. Und der Winter kommt, der grausame Alpenwinter da oben; monatelang kann niemand vom Tale emporsteigen; der Draht, der nach unten führt, reißt: so hört auch das Klappern des Telegraphen auf. Schneemassen umlagern das Haus, Stürme bedrängen es, Jost Wildi, der Wetterwart, ist lebendig begraben. In seine Kammer hat er aus Lust und Leid der Welt nur den Spruch des altpersischen Weisen gerettet:

„Ist einer Welt Besitz für Dich zerronnen,
Sei nicht in Leid darüber — es ist nichts;
Und hast du einer Welt Besitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber — es ist nichts.
Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen:
Geh an der Welt vorüber — es ist nichts."

Um aber nicht „tollwütig" zu werden oder umzukommen in der großen Winterkirchhofsruhe seines Gipfels, schreibt Jost Wildi die Geschichte seines Lebens — „eine Selbstrückschau, wie ich von Vater und Mutter her, durch Kraft und Unkraft, Drang und Zwang, aus einem stillen Heimatsohn ein abenteuernder Ruhloser wie Ahasver und der menschenfremde Einsiedler auf hoher Warte geworden bin".

Der Schweizer J. C. Heer hat diesen Roman des Wetterwartes geschrieben — ein Erzähler, der im 47. Lebensjahr steht und besonders dadurch auffällt, daß er sich die Literatur in verhältnismäßig vorgerücktem Alter erst eroberte. Grade in der Gegenwart ist es doch üblich, daß sich schon Zwanzigjährige die Sporen verdienen. Der Schweizer kann zwar auf seinen Landsmann Conrad Ferdinand Meyer verweisen, der ebenso spät begann. Er darf auch Detlev von Liliencron heranziehen, der sein erstes Gedicht mit 33 Jahren geschrieben hat — eine Erscheinung, die bei einem so naiv-ursprünglichen Poeten im Umkreis unsrer gesamten Literatur wohl einzig dasteht. Aber diese Männer ritten dann von Anfang an auch fest und fertig in die Arena, als ausgeglichene Persönlichkeiten, während J. C. Heer grade die Ausgeglichenheit des Wesens noch vermissen ließ. Seines ersten Romans, der vom Publikum verschlungen ward, wird sich jeder noch erinnern: er hieß „An heiligen Wassern." Darin waren die ersten Bilder mit gradezu grandioser Phantasiemacht gestellt. Der gewaltige Stoff benahm einem fast den Atem. Und es war verständlich, daß Peter Rosegger in dem Verfasser des Buches einen neuen Mann begrüßte und sein Werk neben die besten Schriften von Jeremias Gotthelf stellte.

Aber doch war in den „Heiligen Wassern" manches, was nachdenklich stimmte. Die Phantasie war immer nahe daran, sich zu überschlagen und à la Wilhelmine von Hillern in grelle Phantasie auszuarten; sie häufte ferner mehr Stoff an, als sich im Rahmen des Werkes verarbeiten ließ; sie hatte in der zähen schweizerischen Nüchternheit keinen Dämpfer und Regulator neben sich. Auch Gottfried Keller schlug ja hier und da in krauser Phantastik aus, und die Gedichte eines Lebendig-Begrabenen zum Beispiel halt' ich bei allem Respekt vor dem großen Meister für eine geschmacklose Entgleisung. Aber bei ihm wie bei Gotthelf: welch kerniger Realismus, welch Humor, welche Menschen- und Weltkenntnis! Unser Jakob Christoph Heer kann da nicht mit tun. Vielleicht hat er zu lange, in sich selbst versponnen, in Einsamkeit und Abgeschlossenheit gewirkt. Und als er sich mit einem Roman mehr ins Brausen der Welt warf, gab es ein böses Mißlingen. Mit einem gelinden Grauen denk' ich an diesen Roman, den „Felix Notvest", zurück. Das Schweizer Dorfkind peitschte seine Phantasie auf und jagte sie in die Großstadt und in Kreise der Gesellschaft, die ihm wenig oder gar nicht vertraut waren. Er mag selbst über sich erschrocken gewesen sein, mag erkannt haben, wie sehr er in die Irre ging, als er in die Jagdgründe der Hillern und Marlitt einbrach. Reuevoll wandte er sich deshalb zu Schlichtheit und Stille und schuf das Buch, das ich für sein weitaus bestes halte: den „Joggeli", in dem gute einfache natürliche Menschen in einer großen Natur stehn. Diese Geschichte einer Jugend ist voll von deutscher Poesie; liebe Frauengestalten wie die Elisabeth oder das Friedli ziehen mit schöner Gelassenheit an uns vorbei und strömen die Kräfte ihres Wesens und die Wärme ihres Herzens auf uns über, der Boden aber, auf dem sie stehen, wird mit ihnen lebendig: die Wälder, Berge, Täler und Wässer sind innig verflochten mit dem Geschick der Menschen.

Seit dem „Joggeli" gibt es also keinen

Zweifel mehr, daß J. C. Heer vorzugsweise Idylliker ist. Hätte es wirklich noch eines Beweises bedurft, so würde ihn das eben erschienene Buch „Der Wetterwart“ liefern (J. G. Cotta, Stuttgart 1905). Denn wohl ist darin viel von Schuld und Sünde, Wechsel und Unrast, Not und Tod die Rede, wohl wird ein blühendes Dorf durch einen Bergrutsch begraben, wohl drängt sich das tragische Geschick zweier Frauen in den Vordergrund, aber dies alles ist dennoch nicht das Ausschlaggebende. Wenn man sich am Ende fragt, welche Szenen am meisten zu unsrem Herzen sprachen, dann denkt man doch wohl an die abendfriedlichen im Selmatter Schulhaus. Wenn die dichterisch feinste Gestalt genannt werden soll, so wird jeder ohne Besinnen von Duglörli reden. Wenn man endlich auf das Ziel sieht, so heißt auch dieses Friede und Freude, Vollglück in der Beschränkung. Als die Darstellung eines solchen „Vollglückes in der Beschränkung“ definiert Jean Paul aber die Idylle.

Warm, schlicht und innig legen sich diese Partien des Romans an unser Herz. Draußen die Winternacht mit großen Sternen, drinnen sitzt die Lehrerfamilie, und der Schulmeister steht arbeitend an der Hobelbank, erzählt die feinen Sagen von den Wildlaubfrauen und stimmt fromm nachher den Lobgesang an zur Ehre Gottes. Das Duglörli jedoch, seine Älteste, singt hell und feierlich mit, schaut dem Vater in die Augen, und kaum merklich wippt ihre schlanke Gestalt her und hin. Dieses Duglörli muß nachher wohl einen bittren Weg der Schmerzen gehn, aber immer und überall bleibt es sich selber treu. Und solange das schlichte Menschenkind mit der natürlichen Anmut und der gläubigen Geradheit mit uns wandert, sind wir sicher, weil J. C. Heer es war. Duglörli — das ist Schweizer Heimat; eine Figur, aus Heimweh und Jugendsehnsucht gewachsen.

Aber dann kommt auch hier die Phantasie und reißt den Dichter von dem festen vaterländischen Boden, von der guten Mutter Erde los. Es ist diesmal sogar ganz wörtlich zu verstehen: Jost Wildi fährt in die Welt und wird — Luftschiffer. Ich weiß nicht, ob J. C. Heer einen Kursus in der Aeronautik durchgemacht hat. Jedenfalls beschreibt er eine ansehnliche Reihe von Fahrten und zeigt sich dort so unterrichtet, daß man glauben möchte, er selber wäre über die Länder der Erde in schmaler Gondel dahingeflogen. An die Stelle des seiner Heimat, seinem Gotte, seiner Liebe treuen Schweizerkindes tritt eine heimat- und religionslose, etwas abenteuerliche Dame, namens Abigail Dare, und aus dem Jost Wildi, dem Sohn des Selmatter Bauern und Schiefertafelhändlers, wird in Mexiko ein Leo Quifort. Die Gerechtigkeit erfordert zu sagen, daß die gehörige Portion Romantik, die da mitspielt, leidlich glaubhaft gemacht wird, aber all diese abenteuerliche Phantasie sticht doch gegen die schlichte Herzlichkeit der idyllischen Partien kraß ab. Jost Wildi und seine Braut, das Duglörli, liebten wir, über Leo Quifort und Abigail Dare wundern wir uns.

Wahrscheinlich würden wir uns noch ganz anders gegen diese leicht ausschweifende Phantasie wehren, wenn die wunderbaren Fahrten und Abenteuer sich direkt vor uns abspielten. So aber erzählt der Wetterwart von Feuerstein sie nur als das Märchen seines Lebens, alles ist längst vergangen und vorbei, und ob wir der Ballonfahrt zuschauen oder die kühn phantastische Abigail uns ein Kopfschütteln entlockt: Der Jost Wildi und wir mit ihm stehen dabei doch auf festem und felsigem Land. Es war ein Glück für J. C. Heer, daß er die Form der Ich-Erzählung gewählt hat. Sie trug ihn über viele Klippen fort, an denen er sonst fraglos gescheitert wäre. Und es war ferner klug, wenn es auch für den Leser manchmal lästig sein mag, daß er immer von neuem zurücklenkt auf den Feuerstein und auf den guten sichren Platz, den Jost Wildi alias Leo Quifort jetzt einnimmt. Wir wären sonst doch vielleicht bei den allzusicheren Ballonfahrten Heerscher Phantasie schwindlig geworden, während wir so jeden Augenblick einmal die Erde berühren und uns durch diese Berührung wieder kräftigen und erholen. Der Roman zeigt also von neuem die merkwürdige Mischung schöner Natürlichkeit und Gerechtigkeit mit einer nicht genug an den Zügel gelegten Einbildungskraft. Er sei bestens empfohlen schon wegen des Duglörli, aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß J. C. Heer das phantastische Element später noch weiter zurückdrängen wird, wie einst im „Joggeli“. Dann soll er noch freudiger von uns allen gegrüßt werden, denn erst dann wird er beides in gleicher Stärke sein: ein Dichter und ein Erzähler!

In dem diesjährigen Weihnachtsbuch von Lauff überrankt das Idyllische auch die Tragik. Die Episode regiert darin und wie sehr sie regiert, muß selbst dem harmlosesten Leser klar werden. Nach dem Titel des Romans soll „Frau Aleit“ die Hauptrolle spielen. Und nun liest man sich hinein, freut sich an einer Menge guter Dinge, sieht mit wohligem Behagen der breiten Entfaltung niederrheinischen Volkslebens zu, wird hier ernst gestimmt und lacht dort fröhlich auf, und wenn man die ersten zwei Stunden über dem Buch zugebracht hat, lehnt man sich wohl in den Stuhl zurück und denkt: Ei, was ist der Joseph Lauff für ein prächtiger Schilderer und lebendiger Erzähler! Dabei trifft der Blick durch Zufall vielleicht den Golddrucktitel, der über der entzückend farbenfeinen Rheinlandschaft des Einbandes steht. Und plötzlich stutzt man: Frau Aleit? Ja, wer ist denn das? Bis man sich dann erinnert: ein blasses Frauenbild, das ganz im Hintergrund bleibt, das wir kaum einmal zu Gesicht bekommen, die Jugendliebe des „Deichgrafen“, die das Weib eines protzigen Bauern werden mußte. Um so bedeutender, sagt man sich selbst vor, wird sie im weiteren Verlauf des Romans hervortreten, alle anderen Personen durch ihr Wesen und Schicksal überstrahlend. Und gegen den Schluß hin tritt auch wirklich eine leichte Wendung dazu ein, es erfüllt sich ihr und des Deichgrafen Geschick in Not und Sünde, und ein schwarzes Wasserloch nimmt endlich beide auf. Aber das alles bleibt doch ein wenig fern und blaß; Frau Aleit wird uns nicht vertraut, und man fragt sich, ob es unabweisbar war, daß

Aprilabend. (Nordschweden.) Gemälde von A Schultzberg.

Joseph Lauff in den behaglich-prächtigen Trank noch zuletzt so bittre Tropfen schüttete. Wir sind dem Liebespaar eben nicht nahe genug, um von der Notwendigkeit des tragischen Abschlusses überzeugt zu sein. Wenn einer mit dem Zentimetermaß käme und rechnete, so würde er eine Reihe von Gestalten finden, die auf einem doppelt, ja dreifach größeren Raum entfaltet sind, als die Titelheldin Frau Aleit.

Das ist ja bei Joseph Lauff auch nichts Neues. Man wird immer merken, daß er auf Nebenwegen — und zwar auf köstlichen — um die Hauptsache herum geht, daß er dem Liebespaar gern ausweicht und seine sonstige Sicherheit und realistische Bestimmtheit davor verliert. Hanneke Mesdag in „Kärrekiek", „Marie Verwahnen" in dem nach ihr benannten Roman, Kathje in „Pittje Pittjewitt" — sie haben etwas Hysterisches, Ekstatisches, Fremdhaft-Sinnliches an sich, und „Frau Aleit" gehört in dieselbe Reihe. Jeder Freund des prächtigen Erzählers Lauff hatte immer nur den einen Wunsch, daß das tragische Liebespaar möglichst im Hintergrund bliebe, damit sich in aller Kraft und Frische die eigentliche Begabung des Dichters Bahn brechen könnte. Das geschieht nun, wie gesagt, in „Frau Aleit". Und ob ich auch gewissenhaft konstatieren muß, daß es ein „Kunstfehler" ist, wenn die eigentliche Heldin, die Trägerin der Handlung so sehr hinter andern Personen verschwindet, so hab' ich mich doch selten so über einen „Kunstfehler" gefreut. Denn ihm verdanken wir es, daß „Frau Aleit" zu einem der frischesten, besten und humorvollsten Bücher Lauffs geworden ist.

Alle seine Vorzüge kommen darin zur Geltung. Wieder zeigt er sich als glänzender Naturschilderer; aus hellem Sonnenschein oder aus dem Grau der Herbstnebel grüßt uns lebendig die niederrheinische Landschaft. Und der Sohn dieser Landschaft schaut mit besonderer Liebe allem nach, was sich raschen Fluges darüber schwingt. Nach dem Ruf der Schilfdrossel ist „Kärrekiek" genannt, ein Buch, durch das auch sonst die Schwingen vieler Vögel blitzen und das grade da prachtvolle Einzelzüge hat — man denke daran, wie die Meisen zum Schweineschlachten ziehn! Durch „Pittje Pittjewitt" rufen Geismelker und Bussard, und das Leitmotiv für „Frau Aleit" gibt der Kiebitz ab, dessen „Kiwi" zum Spitznamen wird für eine der am kräftigsten modellierten Gestalten des Romans, für den Gottesnarren Josias Spettmann.

Ebenso glücklich ist Joseph Lauff darin, Kleinstadttypen zu schaffen, und sie gelingen ihm besonders famos, wenn er sie mit überlegnem Humor behandeln kann. Wie entzückend sind in dem neuen Opus etwa die „mageren und die fetten Jahre", repräsentiert durch die dürre Laken-Sophie, die erbauliche Jungfer Voß, die zwar keine Waden, aber erdrückend viel Keuschheit besitzt, und durch die dicke Lisbeth mit dem „seligen" und dem „ägyptischen" Tag! Am „seligen" Tag träumt sie von dem wunderschönen Begräbnis, das sie sich ausrichten lassen wird ... alles prima ..., und am „ägyptischen" befindet sie sich selig-benommen in innigster Seelenfreundschaft mit dem schönen Joseph, in der sie leider stets durch die höchst indezent und verführerisch gekleidete Madame Potiphar gestört wird. Zu diesen weiblichen Prachtexemplaren stößt als würdige Dritte die „Babbeltjes-Lena". Aber auch das männliche Geschlecht ist reichlich bedacht, und über alle andern fort ragt da der Herr Notariatssekretär Knippscheer, der geheime Hosenrat, der seine unteren Bekleidungsstücke für besonders pflege- und schonungsbedürftig hält. Deshalb schiebt er stets einen Papierbogen, ein Zeitungsblatt oder sein Schnupftuch zwischen Hose und Stuhl; und noch lieber betrachtet er „die rückwärts gelegene Klappe als Fallreep und ließ sie vor den Sitzen herunter, um auf diese Manier den hinteren Boden vor dem verderblichen Einfluß der Rohr- und Binsensitze zu schützen, ein Verfahren allerdings, das er des äußeren Dekorums wegen nicht allerwärts handhaben durfte". Die leichten Übertreibungen, zu denen dieser Humor verführt, nimmt man gern mit in den Kauf.

Natürlich fehlen auch der „Frau Aleit" nicht ganz bestimmte Lieblingspersonen Lauffs. Der Küster kommt diesmal schlecht weg: er ist ein gemeiner, heuchlerischer Augenverdreher. Doppelt erquicklich ist dafür der kleine Hebräer Isidor Bendix, der alles „for umsonst" kaufen möchte und sich würdig seinen Rassegenossen aus den früheren Werken, der Familie Herzlieb, Sally mit der Nelke usw. anschließt. Daß der Deich bricht, scheint nun mal zur niederrheinischen Landschaft zu gehören; er bricht immer. Man sieht, welch ungeheuren Eindruck das Ereignis auf das Knabenherz gemacht haben muß, daß es dem Manne sich immer von neuem aufdrängt. Und um auch dies noch zu sagen: die lyrische Umkleidung, die in früheren Werken störend oder mindestens überflüssig war, fällt in „Frau Aleit" ganz fort. So wird der Roman, der bei G. Grote in Berlin erschienen ist, viele Freunde finden und manch einen fröhlich über graue Wintertage hinwegtragen.

Etwas kärglicher als sonst kommt Frau **Bernhardine Schulze-Smidt** zur Christnacht 1905. Man ist längst daran gewöhnt, daß sie stattlich und fest einhergeht, daß sie ein Thema oder einen Menschenkreis, den sie versammelt, auch ganz ausschöpft, daß vor ihren klugen Augen keine Halbheit bestehen kann. Mit der alten Kraft und Sicherheit schlägt sie auch diesmal, in „**Hinter den Wäldern**" (Dresden, Carl Reißner, 1906) einen vollen Akkord an, und die ersten fünf Seiten zu lesen, ist eine rechte Freude. Mit welcher Robustheit greifen die Hände da in die Zügel — nur wenig Männer kutschieren so sicher. Und leidlich sicher werden auch noch die erzählerischen Probleme entwickelt. Hinter den Wäldern, im Litauischen, wohnen im gleichen Dorf zwei Freunde: der Pastor Lebus, ein strenggläubiger Hüne im Lutherrock, ein mächtiger Herrenmensch mit Befehlshaberaugen, seit drei Jahren verwitwet; dann der Arzt Brückner, mittelgroß, ein feiner, ein gelehrter Mann, der von seiner Mutter in Watte gewickelt wird. Diese Mutter, deren einziger er ist, baut mit ihrer ewig sorgenden Liebe eine Mauer um ihn, verzärtelt ihn, möcht' in überströmender und doch auch wieder egoistischer Zärtlichkeit ihm alles ersetzen, und er ist wirklich nichts,

als der treue, dankbare Sohn in Schlafrock und Filzpantoffeln. Der Konflikt, der herbeigeführt werden konnte, liegt auf der Hand. Durch die Liebe zu einem Weibe mußte der leise Verweichlichte wieder zum tatkräftigen Manne werden und sich von der Vormundschaft der Mutter befreien. Seine und der Mutter innere Kämpfe, etwa gemehrt noch durch die des Mädchens, das zwischen die beiden tritt — das hätte ein farbenreiches Gemälde geben können, so wenig originell der Stoff ist. Bernhardine Schulze-Smidt setzt auch ganz so an, ja, sie kompliziert die Geschichte noch dadurch, daß sich auch der Pfarrer mit seinem wilden Herzen an das frische Geschöpf hängt, das aus einer anderen Welt, der Großstadt, in die litauische Öde kommt. So stehen sich nicht nur Mutter und Sohn, sondern auch Freund und Freund gegenüber. Aber als ob der Erzählerin mit einem Male der Stoff nicht gepaßt hätte, läßt sie die Fäden liegen. Sie nimmt keinen einzigen recht auf; sie führt keinen Konflikt durch. Von der entscheidenden Unterredung zwischen Mutter und Sohn hören wir nichts, nicht mal eine Andeutung. Was zwischen Freund und Freund geschieht, ist auch ohne die sonstige eindringliche und überzeugende Kraft gegeben. Man begreift nicht mehr ganz; man begreift nicht, daß Elisabeth, die aus dem tätigen Leben kommt, das Muttersöhnchen liebt. Man hätte eher erwartet, daß sie den als Persönlichkeit ungleich mächtigeren Pfarrer nähme. Man versteht auch den Arzt nicht, der seine Liebe ziemlich plötzlich entdeckt. Und man muß unwillkürlich am Schluß der kreisenden Berge gedenken ... Weshalb ziehen so viel tragische Wolken zusammen, wenn ein freundliches Windchen — man weiß nicht, von wannen es kommt und geht — sie so rasch auseinanderbläst? Immer wieder zwickt einen der Gedanke, daß hier etwas als großer Roman angelegt war, was nachher als kurze Erzählung geschrieben ward, und daß alle Übergänge dabei fortfielen, alles Erklärende und Vermittelnde verloren ging. Deshalb sagt' ich, Bernhardine Schulze-Smidt käme diesmal etwas kärglich. Sie bezwingt sonst mehr. Daß natürlich auch „Hinter den Wäldern" die bedeutende Erzählerin nicht verleugnet, ist klar. Und besonders fällt auf, wie prächtig dieselbe Frau, die speziell das Sauber-Holländische, Niedersächsische, Hanseatisch-Konsolidierte herausbringt, hier auch sprachlich und landschaftlich dem Litauisch-Ostpreußischen gerecht wird. Man sieht wieder, wie viel rascher das Weib ergreift und sich anpaßt.

Noch merkwürdiger ist es, daß man auch in diesem Buche nicht von der Bibel und der Religion loskommt. Man muß an die siebziger und achtziger Jahre des XIX. Jahrhunderts denken, um ganz zu erfassen, wie ungeheuer seitdem das Glaubensbedürfnis gewachsen ist. Aus einer wesentlich materialistischen Zeit sind wir in eine durchaus religiöse resp. Religion suchende geraten, und es ist ein Segen, daß wir aus der Ära der alleinseligmachenden Naturwissenschaften heraus sind. Unter den Dichtern der älteren Generation ist es besonders **Peter Rosegger**, der an dem Ringen und Suchen auf seine Weise teilnimmt und allen Ratlosen, Mühseligen, Bedrückten sein Himmelreich bringen möchte. Sein hier schon einmal erwähntes Jesusbuch „J. N. R. J." ist zu seinem Schmerze weniger liebreich aufgenommen worden, als es der von der Kritik immer Verwöhnte erwartete. Es hat von theologischer Seite, und zwar von protestantischer wie von katholischer, manche scharfe Abfuhr erlebt, und vielleicht erinnert sich dieser und jener, daß ihm auch an dieser Stelle, und zwar aus ästhetischen Gründen, keine Hymnen gesungen wurden. In billiger Volksausgabe hat Rosegger nun sein Evangelium an die Ungelehrten geschickt. Denn wie es zu geschehen pflegt, hängt er gerade an diesem Buch mit aller Kraft seines Herzens. Aber ich glaube nicht, daß diese Appellation an das Volk ihm viel nützen wird. Sein Jesus ist der kirchliche Jesus mit manchen spielerigen Zusätzen Roseggerscher Phantasie. Und wer den kirchlichen Jesus will, der hält sich doch eben besser an die Evangelien und wird die einfältig-gewaltige Sprache eines Luther nicht durch die schlicht liebenswürdige Plaudersprache eines Rosegger ersetzt haben wollen.

Immerhin war das Werk des Steirer Poeten als Zeitsymptom bedeutsam. Nun ist der lustig zwitschernde Waldvogel, der auch einmal in Höhen ein heiliges und himmelfrohes Lied singen wollte, wieder in die alten Wipfel zurückgekehrt, aber es tut ihm doch halt weh, daß man ihn da ganz hoch oben nicht hat haben wollen, und so kann er es sich nicht verkneifen, der Kritik einen kleinen Schnabelhieb zu versetzen, ehe er das vertraute Tirilieren beginnt. Der Schnabelhieb — das ist das Vorwort zu seinem diesjährigen Sammelbuch „**Wildlinge**" (Leipzig 1906, L. Staackmann). „Alles, was ich bin und habe," sagt Peter Kettenfeier, „kommt mir von Mutter Natur. Den schöngeistigen Schulmeistern verdanke ich nichts, als zeitweilige Entmutigung." Und er meint merkwürdigerweise, daß die Gelehrten noch immer nicht einig darüber seien, wohin sie ihn tun sollten. Schriebe er ohne literarische Dressur, rede er frisch vom Schnabel weg, so rieten sie ihm Grammatik und allerlei Leitfäden und Lehrbücher an; hielte er sich jedoch an ihre gelehrten Ästhetiken, so bedauerten sie, daß er nicht bei seiner ursprünglichen und natürlichen Art geblieben sei.

Das müssen nun wirklich wunderliche Heilige gewesen sein, die den Steirer Wildling grammatikalisch und ästhetisch gestutzt und geputzt sehen wollten. Aber warum nimmt der Waldbauernbub das alles so ernst und warum frisiert er sich manchmal wirklich nach dem törichten Rezept? Der Rosegger, den wir lieben, das ist der planlose Plauderer, der nicht Ausschnitte aus der großen Welt in einem weiten und breiten Gemälde entrollt, sondern ernst oder heiter, lächelnd oder träumend in kurzen Geschichten zu uns spricht. Wenn sich das Rauschen des Waldes in seinen Worten fängt oder ein Hauch von der freien Luft seiner heimatlichen Berge, wenn seine Feder gleichsam spielend und in wenigen Strichen ein verwittertes Bauern- oder ein frisches Dirndelgesicht hinzeichnet, wenn's um seine Lippen zuckt, der Schelm ihm in den Mundwinkeln sitzt und er irgend so eine Bemerkung zum besten gibt oder ein Histörchen, dann sagen wir Meister zu ihm. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß man mit

dem reinsten Hochgenuß immer nur diejenigen Stücke des Poeten lesen kann, mit denen man längstens in einer Viertelstunde fertig ist. Wenn man Glück hat, trifft man da auf kleine Köstlichkeiten. Man behält sie nicht, denn sie gingen zu rasch vorbei, aber da sie wie grüne Waldwipfel und freie Lüfte vorüberwehten, hat man was Schönes und Liebes erlebt. Und ich meine manchmal, daß da mindestens ebenso viel Frommheit und Reinheit und Läuterungskraft drinsteckt, wie in dem Jesusbuch. Vielleicht denkt Peter Rosegger einmal an das eigene gute Geschichtchen, das er in den „Wildlingen" hat und das „Die Weihnachtsandacht des Zimmermanns" heißt. Da betet der Zimmermann mit Axt und Hammer, indem er das Dach der Behausung einer armen Witwe flickt. Und dem Vater im Himmel gefällt dies Gebet besser, als wenn der Mann fromme Sprüche gemurmelt hätte. So hätten wir es gern gehabt, wenn der Steirer auch weiterhin lieber mit Wald, Licht, Fröhlichkeit gebetet hätte als mit seinen natürlichen Gaben, statt daß er ins Kirchliche geraten ist. Über die einzelnen Stücke der „Wildlinge" braucht ja nicht gesprochen zu werden. Es ist wieder ein „plan- und zuchtloses Buch", also das, was man einen „echten" Rosegger heißt, und schließt sich seinen vielen Brüdern an, die überall bekannt sind. Eine Handvoll Wildwuchs: prächtige Pflänzlein, die entzücken, liebenswürdiges Grünzeug, das mitläuft, auch ein paar Stengel Unkraut dazwischen, die man wegwirft. Und wie begehrt dieser Wildwuchs ist, lehrt die Angabe auf meinem Exemplar: Neuntes Tausend! Waldbauernbub, was willst Du noch mehr? Pfeif' doch einfach auf die ganze Kritik!

Sind die Roseggerschen Geschichtlein in Landluft und Sonne gediehen, so verraten die Skizzen von Rudolf Presber, daß sie in Großstadtluft und unter elektrischem Licht gewachsen sind. Aber sie sind dabei so hübsch, amüsant, lustig und witzig, daß jeder Freund einer kurzweiligen Lektüre sie mit herzlichem Vergnügen lesen wird ... etwa auf dem Kanapee nach dem Mittagessen, wenn man behaglich eine Zigarette raucht und für schwere Kost nicht zu haben ist. Da läßt man Presber gern erzählen „Von Leutchen, die ich lieb gewann" (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt) und muß immer wieder vergnügt lachen. Es ist wahr: der Presbersche Humor ist ja kein Reis aus Tränensaat, er ist dem Witz verwandt und beruht hin und wieder auf dem Trick, Entgegengesetztes und Verschiedenes so überraschend zusammenzusetzen, daß man erst verblüfft ist und dann lacht. Aber er ist dabei nicht kalt, er verletzt nie, er respektiert die Gemütssphäre. Ein gesunder und netter Mensch steht dahinter, der die Dinge dieser Welt doch richtig zu werten weiß, der mit hellen Augen ins Licht schaut, der gegen allerhand Übertreibungen, Wunderlichkeiten und Eigenbrödeleien ironisch-satirische Sprühteufelchen abbrennt, aber, wie schon der Titel sagt, seine „Opfer" dabei lieb hat. So kommen denn höchst kurzweilige und vergnügliche Skizzen zusammen, die allesamt mehr einen Strich ins Feuilletonistisch-Plaudernde, als ins eigentlich Dichterisch-Gestaltende haben. So lustige und lebendige Karikaturen wie der Porträtmaler Cajus L. Wecker müssen auch dem ärgsten Griesgram ein Lächeln ablocken; wie der Cand. phil. Überle aus Durlach in Berlin einen Kamelknochen suchte und Gastrollen in öffentlichen Ballokalen gab, ist nicht minder ergötzlich zu lesen, und über die entzückende Geschichte, in der dem berauschten Studio das linke Bein in Gips gelegt wird, hätt' ich noch herzlicher gelacht, wenn ich die steife, nur noch aparter erzählte Humoreske nicht vor einigen Jahren im Musenalmanach der Göttinger Studenten gefunden hätte. Am schnurrigsten bringt Presber immer Nebendinge heraus, die gar nicht zur Geschichte gehören, sondern nur charakteristische Details geben. Er berichtet z. B. von seinem Onkel Lulu. Der ist so vornehm, daß er einen indischen Rajah gekannt haben soll, der sogar an seiner Unterhose Diamantknöpfe trug und auf einem stillen Orte nur Lose der Weimarischen Staatslotterie verwendete! Solcher komischen Einfälle gibt's unzählige in dem Skizzenbuch. Es ist ja kein Gewinn für die Literatur und soll es nicht sein. Es schafft nur eine heitere Stunde. Aber ist das in der jetzigen trüben und nebligen Welt nicht eine ganze Menge wert?

Trost.

Stille, Lieb, lass diesen Traum
Deine Stirn nicht dunkel machen!
So stark ist sein Wille kaum,
Dass ein helles Kinderlachen
Ihn nicht sollte irre machen.

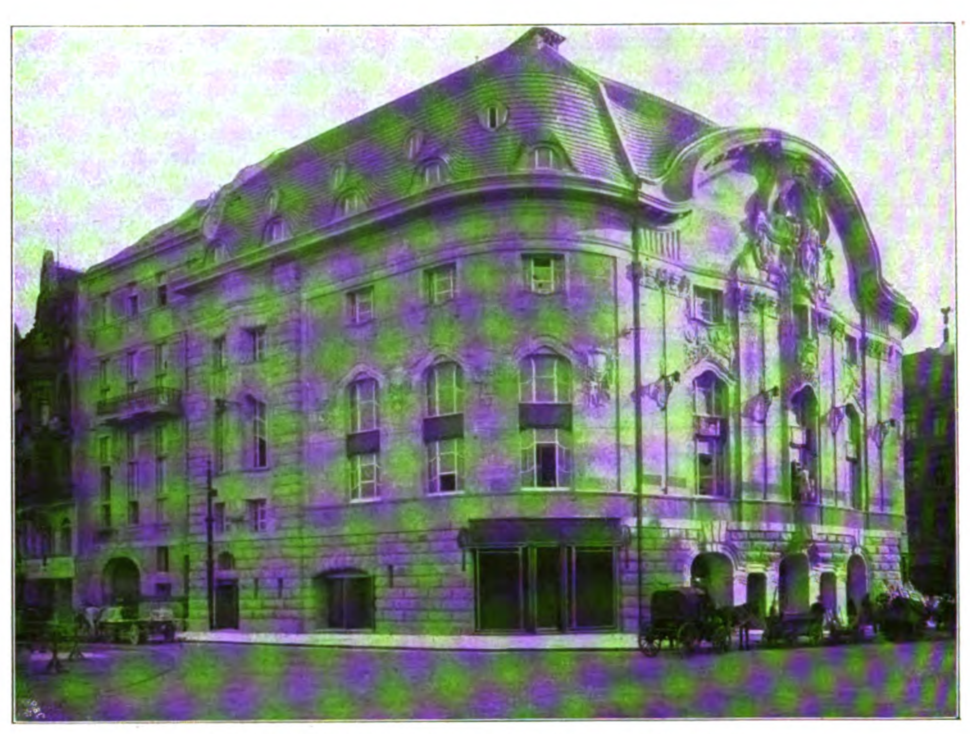
Lehne Deinen Kopf zu mir,
Lass Dir sagen, welche schnelle
Freude bald von mir zu Dir
Springe, Deine Stirn in helle,
Lichte, warme Sonne stelle.

Stets durch unsre Herzen zog
Eine Saite gleichen Klanges.
Wenn sich Deine jubelnd bog,
Hell durch alle Fernen drang es,
Und in meiner Seele sang es.

Und wenn nachts Dir bange wird,
Dir ein dumpfiges Erschrecken
Schütternd durch die Seele irrt,
Sucht mein Kopf in heissen Decken
Seine Qualen zu verstecken.

Stille, Lieb, lass diesen Traum
Deine Stirn nicht dunkel machen!
So stark ist sein Wille kaum,
Dass ein helles Kinderlachen
Ihn nicht sollte irre machen.

Wilhelm Vesper.



Die Komische Oper in Berlin, erbaut von Lachmann & Zauber, unter künstlerischer Mitarbeiterschaft des Architekten Artur Biberfeld in Berlin.

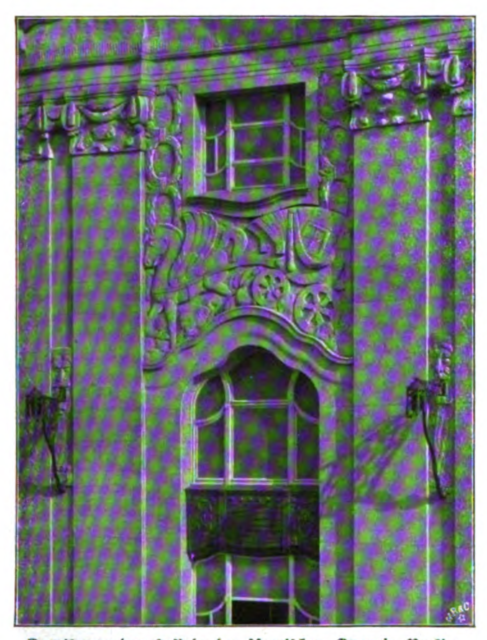
Illustrierte Rundschau.

Der Neubau der „Komischen Oper“ in Berlin. — Tierplastik von Josef Pallenberg. — Neue Metallarbeiten von Jos. Brand & Stauch in Nürnberg und J. Zimmermann & Cie. in München. — Zu unsern Bildern.

Seit kurzer Zeit besitzt Berlin ein neues Theater — der Mangel war ja auch gar zu groß, denn den theaterlustigen Leutchen in der Reichshauptstadt standen bisher nur, wenn ich recht gezählt habe, 27 Bühnen zur Auswahl. Die neueste Schöpfung glaubt aber wirklich einem der bekannten ‚dringenden Bedürfnisse‘ entgegenzukommen. Sie hat sich nämlich von vornherein eine Spezialität, einen ganz bestimmten Wirkungskreis gewählt: Die komische Oper. Nun, man muß abwarten. Warum sollte Berlin nicht wie Paris seine komische Oper erhalten können? Jedenfalls geht dem Unternehmer, Herrn Direktor Gregor, der Ruf eines erfahrenen, bewährten Theaterleiters voraus, die ersten Vorstellungen — das Theater wurde mit Offenbachs „Hoffmanns Erzählungen“ eröffnet — haben starken Beifall gefunden, und das neue Haus, mit dem wir uns hier eigentlich allein zu beschäftigen haben, ist eigenartig und mindestens zum Teil recht hübsch. Nach der technischen Seite ist der Bau der Herren Lachmann Zauber sogar ein kleines Meisterstück. Auf einem sehr günstig, unmittelbar an der Weidendammbrücke, dicht am großen Hotelviertel Berlins belegenen, aber verhältnismäßig recht kleinen Terrain, haben sie ein Haus mit 1230 Sitzplätzen, einem Orchester von 60 Musikern hingestellt, das in allen Details der Bühne und des Zuschauerraums vortrefflich, bequem, zweckentsprechend und feuersicher erscheint; alle moderne Errungenschaften des Theaterbaues sind hier sehr geschickt berücksichtigt.

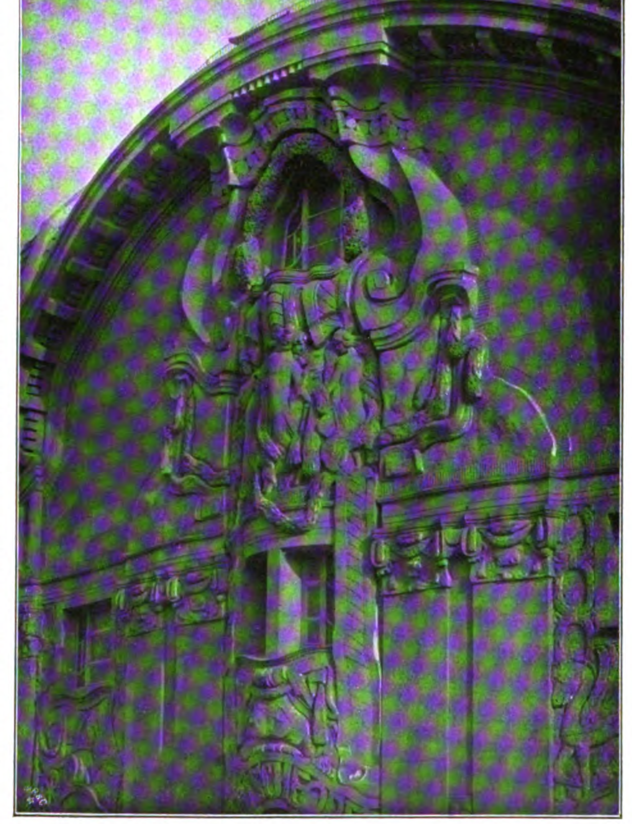


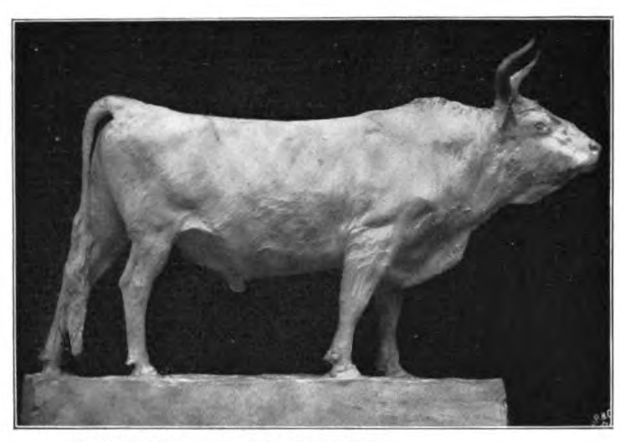
Fensterdetail der Komischen Oper in Berlin.


Detail von der Fassade der Komischen Oper in Berlin.

Etwas anders steht es mit der Beurteilung des Hauses nach der künstlerischen Seite hin, für welche die Erbauer den Berliner Architekten Artur Biberfeld, der unsern Lesern besonders durch einige hübsche und originelle Innenausstattungen schon bekannt ist, als Mitarbeiter herangezogen hatten. Welcher Anteil am Gesamtwerk nun den Herren Lachmann Zauber, welcher Anteil Herrn Biberfeld zufällt, ist nicht zu entscheiden und daher auch nicht, wer eigentlich der Verantwortliche ist. Einzelnes an dem Bau ist nicht nur originell, sondern auch recht gelungen: hierzu möchte ich die Fensteranlage und das Dach, sowie manche Details des plastischen Schmucks rechnen. Anderes aber ist nur originell und nicht mehr. Die mißverstandene „moderne" Linie feiert hier und dort geradezu Orgien; charakteristisch hierfür erscheint besonders der Teil der Fassade, den wir im Ausschnitt abbilden. Es zeigt sich hier wieder einmal, wie gefährlich die Devise ist: originell um jeden Preis! und daß selbst die Begabteren unter den Anhängern und Verfechtern des modernen Stils leicht an ihm scheitern, weil sie nicht Maß zu halten wissen. Was an einem Möbelstück erträglich, vielleicht sogar ansprechend und reizvoll ist, kann unter Umständen in den größeren Formen der Architektur geradezu verletzen — oder komisch wirken. —

Ein junger Kölner, Josef Pallenberg, erregt in jüngster Zeit als Tierplastiker bedeutendes und berechtigtes Aufsehen. Er ist, wie man mir gesagt hat, ganz Empiriker; alles, was er kann, und er kann sehr viel, kann er aus sich selber, dank einer ganz außergewöhnlichen Begabung und dank eines ganz außergewöhnlichen Fleißes. Er ist ein Meister der scharfen Beobachtung: es ist geradezu erstaunlich, wie er seine lebenden Modelle zu erfassen, das Charakteristische an ihnen festzuhalten weiß. Er ist aber auch ein Meister in der Wiedergabe, in allen technischen Details seiner Kunst. Seine Tierstatuetten erscheinen, bei aller Subtilität der Ausführung, stets überaus frisch und zugleich geschlossen, als etwas Ganzes. Tierkenner und Tierfreunde rühmen in ihm noch etwas Besonderes, die Art seiner Oberflächenbehandlung nämlich. Man sieht, sagen sie, bei unseren Plastikern nur selten einen Vogel mit seinem richtigen Federkleide, einen Vierfüßler mit seinem richtigen Fell; bei Josef Pallenberg aber sieht man das alles, und zwar ohne jede aufdringliche Kleinlichkeit; man denkt gar nicht daran, wie er diese Einzelheiten wohl technisch

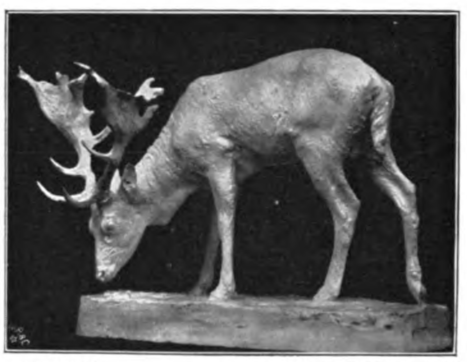

Detail von der Fassade der Komischen Oper in Berlin.



Spanischer Stier. Im Zoologischen Garten in Berlin modelliert von Josef Pallenberg.

‚gemacht‘, hervorgebracht haben könnte, so selbstverständlich wirken sie. —

Die Arbeiten der Nürnberger Kunstgießer Joh. Brand & Stauch sind ein interessantes Zeugnis für den enormen Einfluß, den hervorragende Künstlerpersönlichkeiten auf die kunstgewerbliche Gesamtproduktion ausüben können, wenn ihnen solche Gelegenheit, erzieherisch zu wirken, geboten wird, wie es Oberbaurat von Kramer durch die Errichtung der Nürnberger Meisterkurse getan hat. Diese Kurse, von denen jährlich zwei abgehalten werden, und an denen nur die selbstständigen Kunsthandwerker Nürnbergs mit genügender künstlerischer Befähigung teilnehmen dürfen, bezwecken, diese aus den Wirrnissen der heutigen Stilbildungsbestrebungen von erprobten Führern auf den richtigen Weg zu lenken, sie in den Geist der neuen Kunst eindringen zu lassen und vor den Irrpfaden zu behüten, die zu verständnisloser Nachahmung und infolgedessen zu den Mißgeburten des vielberufenen „Jugendstils“ führen. Die beiden ersten Kurse wurden von Professor Peter Behrens, die letzten von Richard Riemerschmid geleitet. Der Erfolg war überraschend. Daß in den während dieser Kurse entstandenen Arbeiten eine gewisse Anlehnung an die künstlerische Eigenart des betreffenden Lehrers zum Ausdruck kommt, darf nicht befremden. Man kann ihnen sofort ansehen, daß z. B. die vortreffliche Kassette unter dem Einfluß von Prof. Behrens’ Lehrtätigkeit entstanden ist, während die elegante Bowle und der originelle, konstruktiv vorzügliche Kronleuchter die Hand Richard Riemerschmids erkennen lassen. Aber das ist gewiß kein Unglück. An Originalitäten haben wir genug gehabt, und es ist jetzt viel notwendiger, daß talentierte Kräfte, wie diese Nürnberger Kunstgießer, mit vollem Verständnis für das eigentliche Ziel der Bewegung geschmackvolles, praktisch brauchbares und technisch vorzüglich gearbeitetes Hausgerät herstellen. Die Münchener Metallwaren-

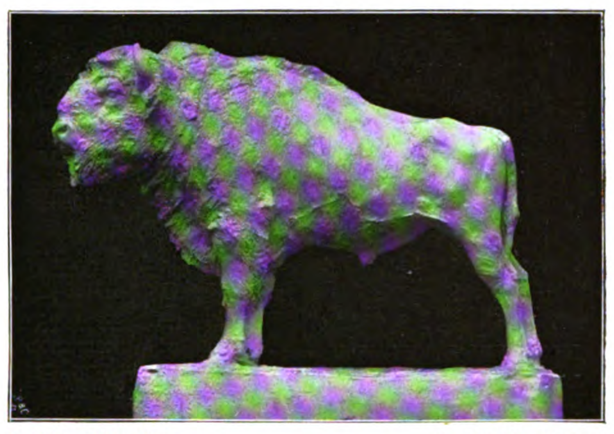


Damhirsch. Von Josef Pallenberg

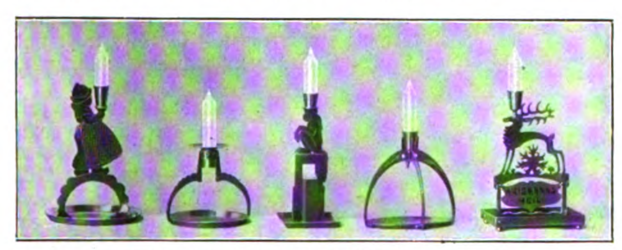


Afrikanischer Elefant. Von Josef Pallenberg.

fabrik Josef Zimmermann & Co. hat sich von Anfang an in den Dienst der neuen Bewegung gestellt und ihre meist von Münchener Künstlern entworfenen Arbeiten bildeten stets eine rühmliche Ausnahme von den Produkten der Jugendstil-Fabrikanten. Hohlweins Leuchter sind lustig erfunden und bei aller Originalität durchaus materialgerecht. Die für elektrische Heizung eingerichteten Heißwasserkannen und die Teebüchsen Ferdinand Hausers lassen die Schönheit des Materials — Kupfer mit Messingbeschlägen — in glatten Flächen zur Geltung kommen und zeichnen sich durch gefällige, aparte Formgebung aus.



Russischer Wisentstier. Von Josef Pallenberg.

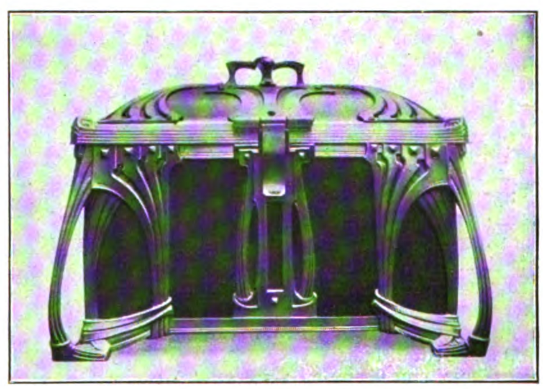


Leuchter für Rauchtischchen. Entworfen von Ludwig Hohlwein, in Messing oder Schmiedeeisen ausgeführt von Jos. Zimmermann & Co., München. (Ges. gesch.)

Die technische Ausführung verdient alles Lob.

* * *

Aus einer Reihe höchst charakteristischer, scharf umrissener Porträtzeichnungen des Prof. Leo Samberger, die wie vor Jahresfrist auf der Ausstellung der Münchener Sezession zur Reproduktion erwarben, bringen wir in diesem Heft das Bildnis von Wilhelm v. Ruemann, des ausgezeichneten Münchener Bildhauers. Das kürzlich in Gegenwart des Kaiserpaares und des Prinzregenten von Bayern in Nürnberg enthüllte Denkmal Kaiser Wilhelms I. hat wieder einmal bewiesen, über welch großes reifes Können der Münchener Meister verfügt; unter den vielen Denkmälern, die dankbare Verehrung und Liebe dem Kaiser auf deutschem Boden errichteten, wird die Schöpfung Rümanns in ihrer schlichten Größe stets eine erste Stelle einnehmen. — Eine ganz eigenartige Erscheinung unter den Malern der Gegenwart ist der Däne Wilhelm Hammershöi,

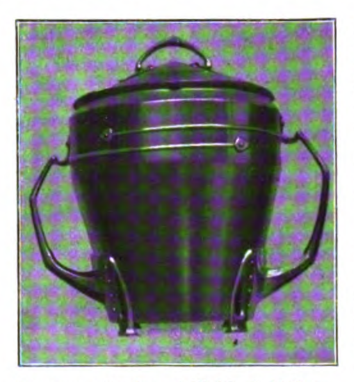


Kassette aus grüniertem Stahl mit Bronzebeschlägen und einem Einsatz aus Zedernholz. Entworfen und ausgeführt von Joh. Brand & Stauch, Nürnberg. (Ges. gesch.)

dessen Bekanntschaft wir unsren Freunden gern durch sein Bild „Sonnenschein in der Wohnstube" (zwischen Seite 576 und Seite 577) vermitteln möchten. Es kann sich freilich grade hier nur um eine annähernde Wiedergabe des seltsamen Reizes handeln, den diese Hammershöischen Interieurs ausüben, denn dieser Reiz, dieser wunderbare Zauber



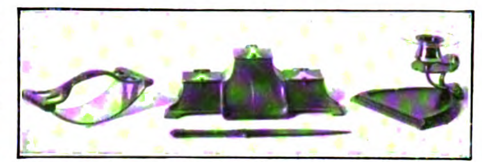
Heißwasserkannen mit Teebüchsen. Entworfen von Ferdinand Hauser (1, 2, 3), in Kupfer und Messing ausgeführt von Josef Zimmermann & Co in München. (Ges. gesch.)



Bowle aus Kupfer mit Messingbeschlägen. Entworfen und ausgeführt von der Kunstgießerei Brand & Stauch in Nürnberg. (Ges. gesch.)

beruht, so groß auch andere künstlerische Qualitäten des Künstlers sind, hauptsächlich auf gradezu überraschenden Lichteffekten, denen auch die vollendetste Reproduktionstechnik nur mühsam zu folgen vermag. Diese Bilder sind von einer rührenden Einfachheit; eine schlichte Stube, ein paar gute Möbel, ein Bild an der Wand — das ist eigentlich alles; sie sind auch an sich ohne große Farbenpracht. Aber dann läßt Hammershöi das Licht, das Tageslicht, hineinfallen, und er malt diese Sonnenstrahlen und Sonnenstäubchen gradezu verblüffend. Und damit gewinnt das Ganze eine Anschaulichkeit, ein inneres Leben, von dem man gar nicht mehr loskommen kann. Vor einigen Wochen war in dem Kunstsalon von Schulte in Berlin eine größere Anzahl Hammerhöischer Werke ausgestellt (übrigens auch einige vorzügliche Porträts), und man lernte hier begreifen, warum die Dänen ihn den größten unter ihren lebenden Malern nennen. — Zwischen Seite 600 und Seite 601 schalteten wir ein Genrebildchen von H. Fenner-Behmer ein, ein ganz modernes, aber auch im besten Sinne modernes Bild; nicht nur modern, weil es ein Telephongespräch darstellt, sondern weil der Künstler ihm das Gepräge der Intimität zu geben verstanden hat. — Wer das Gegensätzliche liebt, mag mit diesem Bilde den Frauenkopf des verstorbenen großen Engländers Watts (zwischen Seite 528 und Seite 529) vergleichen, der in seiner prangenden stolzen Schönheit an die leuchtenden Vorbilder klassischer Kunst erinnert. — Von Max Liebermann bringt unser Heft die treffliche lebensvolle „Seilerbahn" (zwischen Seite 560 und Seite 561); hier sucht Liebermann wieder einmal das Volk bei der Arbeit auf und weiß diese kräftig und packend zu schildern. — Eine famose Plastik dann: ein bekränztes Fabeltier trägt uns einen kleinen Gratulanten herbei! Frisch, nicht ohne Humor hat Herr Paul Kittler die beiden Gestalten zusammengefaßt (zwischen Seite 512 und Seite 513). — Hans Herrmann gab uns ein lustiges Bildchen: eine kleine Schar Hühner drängt sich vor einem plötzlichen Regenguß unter etlichen, auf dem Hofe stehenden Waschgefäßen zusammen; man sieht förmlich, wie es pladdert und wie die Küchlein sich gegenseitig zu erwärmen suchen (zwischen Seite 592 und Seite 593); endlich bringen wir, zur rechten Jahreszeit, eine famose Winterlandschaft des Stockholmers Anselm Schultzberg (zwischen Seite 616 und Seite 617); ein paar Gehöfte, nordische Blockbauten, dahinter der weite, weite Wald, der graue Himmel, und über dem allen die große tiefe Einsamkeit der skandinavischen Wintermonate.

v. Sp.



Schreibtischgerät aus grünpatinierter Bronze mit Messingmontierung. Entworfen und in Bronzeguß ausgeführt von der Kunstgießerei Brand & Stauch, Nürnberg. (Ges. gesch.)

Kronleuchter für elektrisches Licht. Entworfen und in Bronze und Kupfer ausgeführt von der Kunstgießerei Joh. Brand & Stauch in Nürnberg. (Ges. gesch.)

 Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Schaede's Schnellwaschmaschine.

D. R.-P. angem. Brevet français No. 329 929, Schweizer Patent No. 27 153.



Erklärter Liebling der Damen!

Ohne scharfe Zutaten blendend weisse Wäsche! — Die fortwährend unaufgefordert einlaufenden Zeugnisse beweisen die grossen Vorteile und Beliebtheit der Schnellwaschmaschine.

Merkbuch No. 23 gratis und franko.

In jedem besseren Küchenmagazin vorrätig.

Waschmaschinen mit Wasser- und mit Elektromotor. Patentmangel zugleich Tisch. Heisswringer. Zentrifugal-trocken-Maschinen, Buttermaschinen.

M. Schaede, Saalfeld a. S. 24.

676] Fabrik für Haushaltmaschinen.



Gebr. Stark, Pforzheim, Goldstadt 39,

langjähr. Lieferanten hunderter adeliger u. fürstl. Häuser, empfehlen ihre hochmodernen letzten Neuheiten aller Arten gold. u. silb. Schmucksachen, sowie echt silb. u. garant. schwer versilberter Bestecke, Tafelgeräte, Luxuswaren etc. zu allerbilligsten Preisen.



Nur tadellose Arbeit unter Garantie für Feingehalt. — Alte Schmucksachen arbeiten wir zu modernsten Stücken, nehmen Gold, Silber, Edelsteine in Zahlung. Kataloge mit tausenden Abbildungen gratis u. franko! Ansichtssendungen zu Diensten.

Über die Wirkung von Stellen-Angeboten und -Gesuchen im DAHEIM

Mit Genugtuung können wir bekannt geben, dass die im **Personal-Anzeiger** des **Daheim** veröffentlichten **Stellen-Angebote und -Gesuche** durchweg einen **guten** Erfolg erzielen.

Es sind uns nicht nur von vielen Seiten Dankschreiben und Zuschriften gesandt, worin von **„grossartigem"** und **„glänzendem"** Erfolge, von **„ungeahnter Menge eingegangener Offerten"** gesprochen wird, sondern wir haben uns auch an Hand der geführten Bücher bei den Chiffre-Inseraten überzeugen können, dass von hundert Chiffre-Anzeigen auf 90 und darüber Offerten eingelaufen und von uns weiterexpediert sind (auf einzelne Inserate oft über hundert Offerten).

Insertions-Schluss 10 Tage vor Erscheinen jeder Nummer. Es empfiehlt sich also eine **frühzeitige** Aufgabe der Inserate.

Zeilenpreis: 1 Mk. — 80 Pf. für „Angebotene Stellen" — **60 Pf.** für „Gesuchte Stellen".

1 Zeile = 11 Silben (angefangene Zeilen gelten für voll).

Bei Chiffre-Inseraten ist eine besondere Chiffre-Gebühr von **20 Pf.** für jede Anzeige zu zahlen.

Leipzig,
Hospitalstrasse 27.

Daheim-Expedition,
Abteilung für Anzeigen.

Velhagen & Klasings
Monatshefte

Monatlich 1 Heft zum Preise von M. 1,50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten*)

Inhalt des Februarheftes:

Seite

Zur Silberhochzeit. Gedicht von Gustav Falke. Beilage zwischen Seite 624/625

Die Kinder des Herrn von Harthausen. Roman von Hanns von Zobeltitz. Fortsetzung folgt 625

Tschaikowskys Valse melancholique. Gedicht von Luise Glaß 644

Intaglien und Kameen. Eine gemmoglyptische Skizze von Georg Buß. Mit siebenunddreißig zum Teil farbigen Abbildungen 645

Nächtliche Fahrt. Novelle von Benno Rüttenauer 653

Die Sühne. Gedicht von Albert Roderich 656

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Im mazedonischen Marschquartier. Von Colmar Freiherrn von der Goltz 657

Der Doppelgänger. Novelle von Georg Freiherrn von Ompteda 664

Auf dem Montmartre. Von W. Fred. Mit dreizehn Abbildungen in Tondruck . 673

Mozarts Liebe. Ein Gedenkblatt zur 150. Geburtstagsfeier des Meisters. Von Heinz Grevenstett 686

Tammany. Von Otto von Gottberg 689

Cervantes. Gedicht von Alberta von Puttkamer 696

Aus den Berliner Theatern. September bis Dezember 1905. Von Hanns von Zobeltitz. Mit neun Abbildungen nach Originalaufnahmen 697

Einer Geigenspielerin. Gedicht von Fritz Gräntz 704

Der Rattenfänger von Hameln. Ein sagengeschichtliches Problem. Von Dr. R. Salinger 705

Sonnenfinsternisse. Von Dr. M. W. Meyer. Mit einem Aquarell nach Originalzeichnung in Faksimiledruck und vierzehn Textabbildungen nach Originalaufnahmen 712

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse 726

Illustrierte Rundschau. Von v. Sp. Die Sixtinische Kapelle von Prof. Ernst Steinmann (München, Verlagsanstalt F. Bruckmann). — Möbel von Franz Pankok-Barmen. — Neue Beleuchtungskörper von Tvermoes & Abrahamson in Kopenhagen. — Moderne Batiks von Agathe Wegerif und Irene Braun. — Zu unsern Bildern 731

Kunstbeilagen:

Kaiser Wilhelm II. Gemälde von Max Koner. Tondruck Titelbild.

Auguste Viktoria. Gemälde von Fülöp László. Tondruck . . zw. 624 u. 625

Neuschnee. Gemälde von Ernst Liebermann. Faksimiledruck . . . zw. 640 u. 641

Die totale Sonnenfinsternis. Aquarell von Peter Schnorr. Faksimiledruck zw. 720 u. 721

Einschaltbilder:

Der Bildhauer. Gemälde von C. Albrecht. Tondruck . . . . . zw. 656 u. 657

Bildnis. Gemälde von Prof. C. Gussow. Tondruck . . . . zw. 664 u. 665

Der kleine Spiegel. Gemälde von Walter Baes. Tondruck . . zw. 672 u. 673

Kanal in Hoorn. Gemälde von K. Klinkenberg. Tondruck . . zw. 688 u. 689

Mrs. Robinson. Gemälde von Th. Gainsborough. Tondruck zw. 696 u. 697

Vor dem Kruge. Bronze von M. Ameen-Sparre. Tondruck . . . . zw. 704 u. 705

Selbständige Textbilder:

Studienkopf von Hans Looschen . . 667

Am Schluß: Velhagen & Klasings Romanbibliothek. Sechzehnter Band. Nr. 6. Auf Sandberghof. Roman von Charlotte Niese. Fortsetzung folgt.

---

*) In der 1905. Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

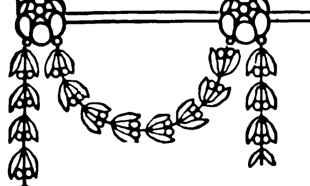
Für die Anzeigen verantwortlich: A. Pieckmeyer in Leipzig, Hospitalstraße 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



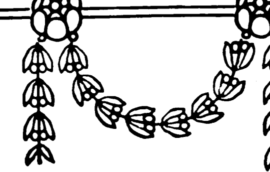
Wilhelm I. R.

Gemälde von Max Koner.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE



Herausgeber:
Theodor Hermann Pantenius
und Hanns von Zobeltitz.



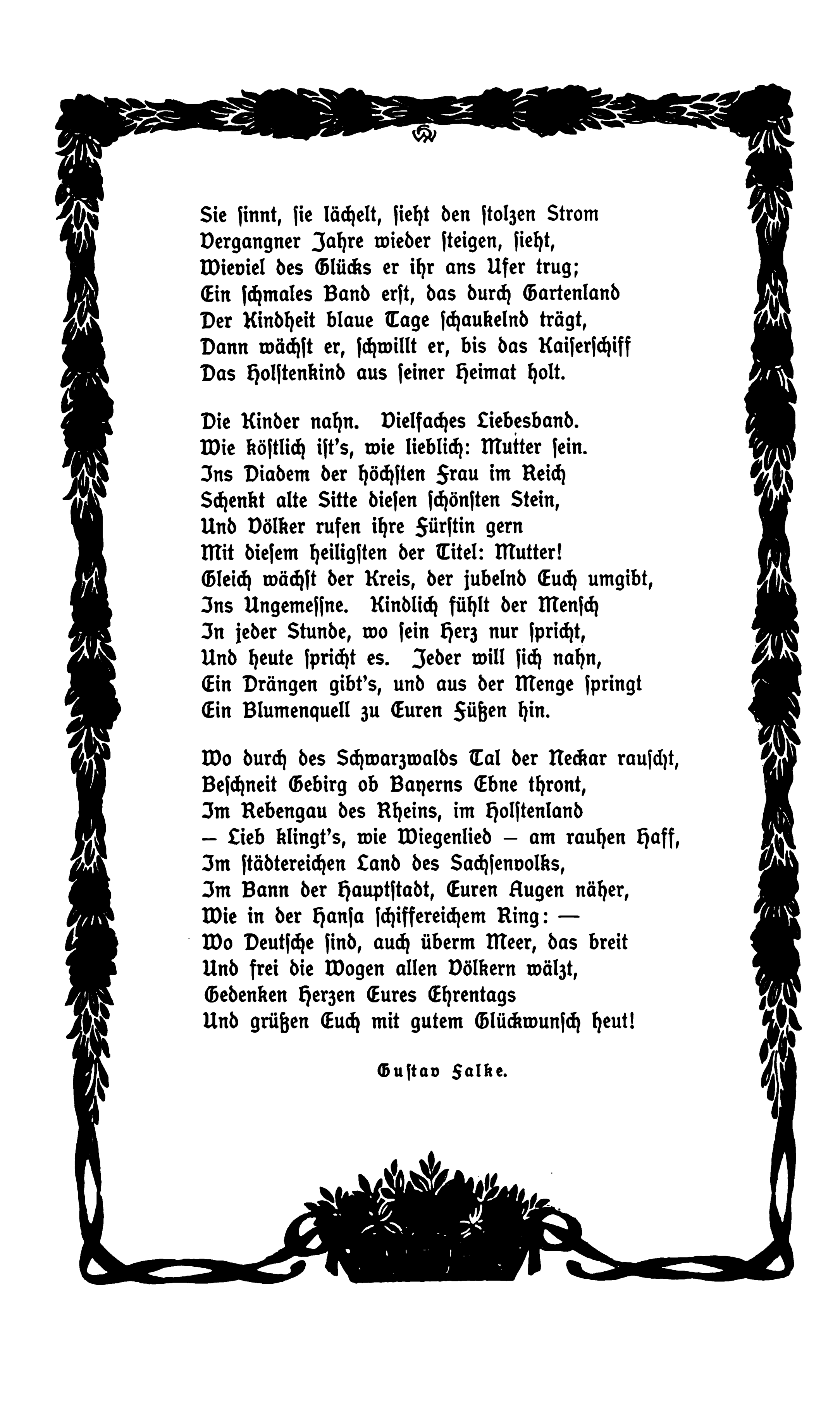
XX. Jahrgang 1905/1906. Heft 6, Februar 1906.

Zur Silberhochzeit.

Wer neidet Königen und Herrn den Rang?
Meist ist des Kronenreifes kalte Pracht
Um eine sorgenheiße Stirn gelegt
Und der erhabene Thron ein harter Sitz.
Da stößt das Volk sich auf den Stufen, drängt,
Und jeder will für einen Wunsch Gehör.
Und doch — der Fürst kann sich nicht schöner kleiden,
Als in die tausend Sorgen seines Volks.

Du, Kaiser, trägst, bewährten Ahnen gleich,
Ererbte Kronenlast in solchem Sinn,
Und wohl dem Reich, in Deine Hut gestellt,
Daß nicht sein Schwert in schwache Hände fiel.

Heut feierst Du. Heut legt ein schlichter Kranz,
Der auch dem ärmsten Mann sich nicht versagt,
Ein feines Silberlaub um Deine Stirne.
Wie schön es schimmert! Und daneben neigt
Die Kaiserin in gleichem Schmuck ihr Haupt.



Sie sinnt, sie lächelt, sieht den stolzen Strom
Vergangner Jahre wieder steigen, sieht,
Wieviel des Glücks er ihr ans Ufer trug;
Ein schmales Band erst, das durch Gartenland
Der Kindheit blaue Tage schaukelnd trägt,
Dann wächst er, schwillt er, bis das Kaiserschiff
Das Holstenkind aus seiner Heimat holt.

Die Kinder nahn. Vielfaches Liebesband.
Wie köstlich ist's, wie lieblich: Mutter sein.
Ins Diadem der höchsten Frau im Reich
Schenkt alte Sitte diesen schönsten Stein,
Und Völker rufen ihre Fürstin gern
Mit diesem heiligsten der Titel: Mutter!
Gleich wächst der Kreis, der jubelnd Euch umgibt,
Ins Ungemessne. Kindlich fühlt der Mensch
In jeder Stunde, wo sein Herz nur spricht,
Und heute spricht es. Jeder will sich nahn,
Ein Drängen gibt's, und aus der Menge springt
Ein Blumenquell zu Euren Füßen hin.

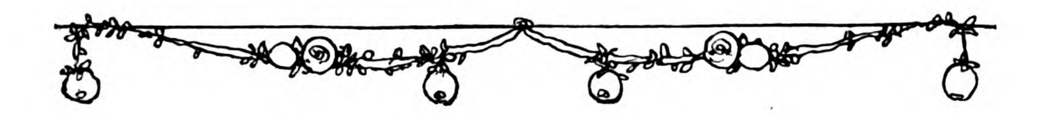
Wo durch des Schwarzwalds Tal der Neckar rauscht,
Beschneit Gebirg ob Bayerns Ebne thront,
Im Rebengau des Rheins, im Holstenland
– Lieb klingt's, wie Wiegenlied – am rauhen Haff,
Im städtereichen Land des Sachsenvolks,
Im Bann der Hauptstadt, Euren Augen näher,
Wie in der Hansa schiffereichem Ring: —
Wo Deutsche sind, auch überm Meer, das breit
Und frei die Wogen allen Völkern wälzt,
Gedenken Herzen Eures Ehrentags
Und grüßen Euch mit gutem Glückwunsch heut!

Gustav Falke.



Auguste Victoria

Gemälde von Fülöp László.



Die Kinder des Herrn von Harthausen.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Fortsetzung.)



Egbert Harthausen stieg zu den beiden Künstlern hinauf, den Vettern Vahrenburg. Vielleicht konnte er auf Umwegen bei denen etwas erfahren. Es war nie leicht, die lustigen Kumpane anzutreffen, zumal wenn die Sonne zu Radeltouren lockte. Dreimal pochte er umsonst an der Ateliertür an. Keine Maus rührte sich drinnen. Vielleicht waren sie auf Tage fort, lagen draußen im Grase, ließen sich die Sonne ins Gesicht scheinen oder jagten hinter einer hübschen, drallen Spreewälderin her. Der eine — Carlos —, malte ja mit Vorliebe kleine Kitschbilder aus dem Spreewald, die einzigen, die er dann und wann verkaufte; er bedurfte dazu angeblich immer neue rote Backen und dicke Waden, wenn der ältere — Franz, der Musiker — auch behauptete, Backe sei Backe, und es käme bei dem Fabrikat mehr auf den Strumpf an als auf die Füllung.

Endlich glückte es besser. Beim vierten Versuch schallte ein brummendes: „Der berühmte Carlos braucht kein Modell!" — das war die tiefe Stimme von Franz —, und dann ein lustiges: „Nur herein, wenn's kein Manichäer ist!"

Franz lag auf dem Sofa oder vielmehr auf dem aus drei Kisten aufgebauten, mit einigen Kissen hergerichteten Gestell, das Sofa genannt wurde; Carlos stand in der Pose eines Diskuswerfers in der Mitte des Raumes. Stören ließen sie sich beide nicht — das war so ausgemacht. Aber sie begrüßten Egbert mit lautem Jubel.

„Gerade zur rechten Stunde, teuerster Sohn des Mars und der Minerva, hochwohlgeborener Herr von Harthausen!" rief Franz von seiner Lagerstätte aus. „Grade zur rechten Stande, um die Handlungen eines jungen Menschen zu beobachten, den wir am besten gemeinsam nach Dalldorf in die Gummizelle brächten."

„Lassen Sie sich von diesem Musik-Krokodil dort nichts vorschwatzen, Herr von Harthausen. Ich flehe Sie an. Das faule Ungeheuer hat keine Ahnung von einem wahrhaften Sparsystem. Er ist und bleibt ein Verschwender," erklärte Carlos, schüttelte Egbert die Hand, griff dann wieder in die Hosentasche, nahm die Stellung von vorhin ein — flugs flog ein Geldstück dicht an Egberts Nase vorbei, schlug auf dem Fußboden auf und rutschte unter das Pianino, den „Wimmerkasten." Ein zweiter blitzschneller Wurf, und ein Fünfmarkstück rollte unter die Sofakisten, ein dritter, und eine Handvoll kleiner Münzen kroch in der entferntesten Ecke unter die alte Truhe, auf der die Violine ruhte. „Daß Dich —!" rief der Musiker. Dann flog im hohen Bogen ein Goldstück auf den Ofen, ein zweites oben auf den Kleiderschrank. Und Franz klopfte dazu den Takt auf seinen Schenkeln, wieherte und rief dazwischen: „Verrückt ist der Kerl! Total meschugge ist das arme Luder!"

Egbert mußte auch lachen. Der feierliche Ernst, mit dem Carlos in klassischen Körperstellungen seine Schleuderübungen vollführte, war zu drollig. Als endlich die Tasche geleert schien, fragte er: „Was bedeutet der Goldregen eigentlich?"

„Eine Idiotentat! Ein sicheres Kennzeichen beginnender Paralyse!" kam es vom Sofa her.

„Jeder redet, wie er's versteht. Mancher versteht aber überhaupt nichts," replizierte Carlos scharf. „Ihr Tönefritzen seid alle Vergeuder. Du kapierst mein Sparsystem nicht, und doch ist's sogar dem des heiligen Augustus Scherl weit überlegen. Der Prophet gilt nie etwas — am wenigsten bei undankbaren Verwandten."

„Aber wahrhaftig, lieber Herr Vahrenburg, ich verstehe auch nicht —"

„Ihnen nehme ich's auch nicht übel. Denn Sie können den tieferen Zusammenhang der Dinge, die erhabene Logik meines

Handelns nicht kennen, wie das der Brüllaffe dort müßte. Sehen Sie —" Carlos fiel, nachdem er noch einmal eine vergebliche Durchsuchung der rechten Hosentasche vorgenommen hatte, in die Stellung der Sophoklesstatue des Lateran: „Schauen Sie, vorhin kam der Geldbriefträger, dieser wahrhafte Götterbote, und brachte mir einhundertfünfzig Emmchen. Schwererworbenes Geld, beim ewigen Merkur."

„Sündenlohn für eine elende Stümperei!"

„Schweige, Fidelbogen. Also einhundertfünfzig Emmchen für eine Kalenderzeichnung, die die Herzen von hunderttausend braven Leuten erfreuen wird —"

„Hans und Lise in der Spinnstube. Der dümmste Dorfdeubel muß sich schaudernd abwenden!"

Carlos fuhr auf den Vetter los, mit gefletschten Zähnen und gespreizten Armen. Aber unmittelbar vor dem Sofa wandte er sich um, zog verächtlich die Achseln hoch und erklärte weiter: „Diese einhundertfünfzig Emmchen also hab' ich, wie ich das immer tue, gedrittelt, denn die Dreizahl ist eine heilige Zahl. Das eine Drittel gehört der Vergangenheit — es wird meinen Schneider, den armen Kerl, beglücken; das zweite Drittel gehört der Gegenwart, das verfressen und versaufen wir; das dritte Drittel aber gehört der Zukunft. Wenn nämlich mal wieder Ebbe ist — na, Sie wissen ja, daß so was vorkommt —, dann such' ich mir den ausgestreuten Segen wieder zusammen. Und Sie sollten bloß mal sehen, wie dann dieses Walroß mit Fächern da sich verwandelt. Dünn wie 'ne Schlange macht er sich, um unter die Kisten zu kriechen, und 'nen Hals wie 'ne Giraffe legt er sich im Kampf ums Dasein zu, um auf die Schränke schielen zu können."

„Deine zoologischen Vergleiche kannst Du Dir schenken, Du elender Harpax. Komm lieber her und kredenze unserem Gast den schuldigen Tribut vom zweiten Drittel. Ich bin zu faul aufzustehen — aber von den Conchas können Sie ruhig eine nehmen, Herr von Harthausen. Darin ist Carlos 'n anständiger Kerl. Schlechten Tobak raucht er selber nur im tiefsten Dalles."

So saßen sie denn zusammen oder vielmehr der lange Franz blieb liegen und Egbert und Carlos hockten sich auf Feldstühlen zu ihm. Es war wie früher so oft. Der Zigarrenrauch kräuselte hoch und füllte allmählich den Raum. Carlos hatte eine Flasche Capriwein aus dem Schranke geholt und drei verzweifelt verdächtig ausschauende Gläser, die er heimlich mit dem Taschentuch auswischte. Sie tranken und plauderten; der Musiker langte mit seinem endlosen Arm die Mandoline von der Wand und schlug einzelne Akkorde an, die sich zu einer seltsamen Melodie fügten. Es war so gemütlich wie früher, wo sich Egbert in dieser immer lustigen Bohèmewirtschaft oft so wohl gefühlt hatte.

Heut ging das nicht recht. Er suchte und suchte nach einer Wendung, die ihm eine möglichst unauffällige Erkundigung nach Martha gestatten sollte. Möglichst unauffällig, denn nach Art der meisten Verliebten hatte er sein Herzensgeheimnis gewahrt und verschlossen vor aller Welt geglaubt. Nun aber, jetzt, kamen ihm doch Zweifel. War es vielleicht Absicht, daß die beiden, die sonst immer alles herausplauschten, gar wenn es sich um ein hübsches Mädel handelte, Martha auch nicht mit einer Silbe erwähnten? Bei Carlos kaum; der blies Ringe, trank, holte das Taschenspiegelchen heraus und betrachtete wohlgefällig seine berühmt schöne Nase — der war harmlos. Aber der andere blinzelte bisweilen, seinen roten spitzen Bart wirbelnd, so verteufelt hinterlistig.

Endlich entschloß sich Egbert, den Schwerenöter zu spielen: „Was Hübsches von Modellen am Markt?"

Sie lachten beide. „'nen recht schönen Mummelgreis hab' ich neulich gehabt. Prima-Prima," meinte Carlos. „Schlohweißer Meterbart ... So was hatten Sie doch im Sinn?"

Der Mephisto auf dem Sofa machte einen Knoten in seine langen Beine, stützte beide Ellbogen auf und richtete sich ächzend hoch. „Schwatz kein Wellblech, Don Carlos. Militär ist immer fürs Weibliche. Aber wissen Sie, lieber Herr von Harthausen: die Schönheit stirbt aus. Das weibliche Geschlecht degeneriert. Mit der Laterne muß man suchen, eh' man ein hübsches Gesicht findet. Sehen Sie sich bloß mal die Konservatoristinnen an. Puh! Hier, in Paris, in Wien — überall. Ja, in Italien ... Da gibt's vielleicht noch mal so was à la Feuerbachs Nana. Aber hier —

hier — hier —" Er zog verächtlich die Achseln hoch und ließ sich, wie auf den Tod ermüdet, zurücksinken.

„Und wenn mal wirklich etwas Gutes auftaucht, dann legt irgendeiner der Hauptfatzken schleunigst Beschlag drauf," stimmte Carlos bei. „Denk nur an die schwarze Martha. Die läßt Professor Stigel jetzt nicht mehr aus den Händen."

Harthausen sah deutlich, wie Franz wieder unter den roten dicken Augenlidern hervorblinzelte.

„Schade, der olle Kitschmaler! Aber natürlich: Das dumme Publikum reißt sich ja um seine Schinken. Er kann gut und gern solch 'nem Modell jede Extrawurst zuwenden, und die Martha . . . na, die sieht doch in erster Linie auf die Moneten, in zweiter auf den Kassenschein und in dritter aufs Geld."

Das Blut stieg Egbert ins Gesicht. Er konnte nicht anders, er mußte seine Liebe verteidigen. „Kam's nicht hier mal zur Sprache, daß sie für einen gelähmten Bruder zu sorgen hat? Das erklärt doch vieles," sagte er hastig.

„N—ja. Mag ja sein." Franz legte die Arme unter den Kopf, sah zur Decke empor und schob bedachtsam die Zigarre erst aus dem rechten in den linken und dann aus dem linken in den rechten Mundwinkel. Mit einemmal aber fuhr er hoch, reckte die Hände zum Himmel. „Was spielen wir übrigens Komödie?! Wissen Sie, Harthausen, wir haben Sie eigentlich bedauert. Denn natürlich — der Carlos witterte schon lange Lunte. Ich dann auch. Und 's tut einem leid, wenn so'n netter lieber Mensch — verzeihn Sie! — wenn also so'n armer guter Kerl an der Nase herumgeführt wird. Nämlich die Martha . . . ich hab' das gleich herausgefühlt, die hat 'nen falschen Ton . . . das ist eine, die geht aufs Ganze. Pfarrer oder mindestens Standesamt."

„Aber Franz . . . Du Ziegenbock . . .!" rief Carlos.

„Ach was! Ich hatte mir längst vorgenommen, das mal dem Leutnant zu stecken, denn mich ärgert's blutig. Ja, wenn bei dem Mädel noch große Leidenschaft wäre oder auch nur wirkliche Liebe — aber nix, nix von alledem. Schlechtweg — versorgt will sie werden —"

Alles Blut war aus Egberts Gesicht gewichen, und dabei fühlte er, wie es ihm durch die Adern raste und das Herz immer stärker pochen machte. Also der Atelierklatsch hatte sich schon an seine Person gehängt und an Martha. An die Ärmste! Gräßlich das! Auch für ihn —

Zuerst war es ihm, als müßte er heftig entgegnen, diesen Menschen dort mit dem unausstehlichen roten Bart in seine Schranken zurückweisen. Was ging das alles diese beiden an?! Diese Zigeuner! Aber gleich kam die Überlegung: eigentlich meinen sie's doch gut. Daß sie von ihrem leichtfertigen Standpunkt aus urteilen, muß man ihnen nicht anrechnen. Und dann kennen sie Martha ja auch nur oberflächlich, können in ihr gar nichts andres sehen als das schöne Mädchen, das brauchbare Modell —

Tief schöpfte er Atem. „Ich kann Fräulein Knutowen nur noch höher schätzen, wenn es sich wirklich so verhält, wie Sie sagen. Oder richtiger — ich habe nie etwas anderes vorausgesetzt —" sprach er ernst.

So ernst, daß es Eindruck machen mußte. Anders freilich wohl, als er geglaubt hatte. Beide Vettern sahen ihn erstaunt, fast erschrocken an. Sprachlos.

„D— ja . . . so . . ." brachte Carlos endlich verlegen heraus. Aus dem Gesicht des anderen war jeder mephistophelische Zug ausgelöscht. Er blickte geradezu mitleidig, drückte und wickelte an seinem langen Glimmstengel und meinte halblaut: „Verdammtes Kraut — das —"

Eine peinliche Stille entstand. Carlos schenkte die Gläser voll, aber niemand trank.

Die beiden Maler wechselten einen Blick des Verständnisses. ‚Armes Kerlchen' — Sie wußten nur zu gut aus den eigenen Kreisen, was eine Heirat mit einem Modell bedeutete. Manchmal schlug's ja glücklich aus, aber wie selten! Und sie ahnten wenigstens, wie viel bedeutungsvoller solch ein Schritt für einen jungen Offizier sein mußte; daß er einen Einschnitt in dessen ganzes Leben riß, so tief und breit, daß er wohl kaum je zu überbrücken war.

Harthausen war aufgestanden. Er sehnte sich hinaus. Hinweg aus diesem raucherfüllten Raum, in die freie Gottesluft. Den Atem schnürte es ihm hier ab.

Nun kamen sie beide auf ihn zu, als hätten sie etwas gut zu machen.

Franz hatte eine musikalische Schnurre, die er notwendigerweise noch vortragen mußte, mit Begleitung auf dem Kamme gepfiffen; Carlos holte aus der Truhe einen Kognak — „zum Abgewöhnen‘. Sie lachten beide krampfhaft, warfen sich die gröbsten Schimpfworte zu, benahmen sich wie Zirkusklowns. Und dann, in der Tür, preßten sie seine Hand, als ob sie ihm etwas abzubitten hätten.

Langsam und schwer stieg er die Treppen hinab zu seiner Wohnung. Es war ihm, als hätten die beiden dort oben ihm eine Kette angelegt, die bei jedem Schritt hinter ihm herklirrte. Er fühlte sich tief verletzt. Nicht durch die Worte; eigentlich hatten die Martha ja nur das ehrenhafteste Zeugnis ausgestellt. Aber hinter den Worten stand etwas anderes, das schnöde: solch Mädel liebt man wohl, aber man heiratet es nicht! Und er wußte: wenn diese beiden Bohemiens so dachten, wie würde die Welt urteilen?!

Im Grunde meinte er sich ja längst mit dem Urteile der Welt — dieser sogenannten Welt — abgefunden zu haben. In den Stunden des Zagens waren in ihm oft Worte des Vaters aufgeklungen. Der sprach gerne von der geistigen Höhe und Freiheit der Renaissancemenschen, vom Recht der Persönlichkeit, von der Pflicht und Kunst, sich das eigene Leben zum eigenen Glück zu gestalten. Was wollte er denn mehr? Glück wollte er durch Liebe —

Jubelnd wollte er alles auf sich nehmen. Arbeit, Pflichten, Lasten . . . auch dies Urteil der Welt. Mußte diese Welt sich nicht bekehren lassen? Wenn sie nur sah, wie schön Martha war, wie gut, wie edel...

Die große, schmerzlich-süße Sehnsucht überkam ihn wieder. Aufschreien hätte er mögen.

So schrieb er an Martha. Fast täglich schrieb er ja — und bekam nie eine Antwort. Aber das hatte sie ihm im voraus mit ihrem ablehnend-verheißungsvollen Lächeln gesagt: „Ich freue mich über die schönen Briefe. Ich hebe sie alle auf. Aber ich antworte nicht. Nein — nein! Das tue ich nicht!“

Und dann schrieb er an den Paten. Zum zehnten Male wohl schon, immer das gleiche: „Hab Erbarmen. Ich verzehre mich vor Ungeduld.“

* * *

Am andern Tage war Liebesmahl im Kasino. Es waren viele alte Herren anwesend, und der Zufall fügte es, daß Egbert nach Tisch im Kaffeezimmer ein paar Worte auffing, die ihn in Erstaunen setzten.

Er hörte, wie ein verabschiedeter Oberst fragte: „Warum mag denn unser dicker Grumberg heut nicht gekommen sein?“ und die Gegenfrage: „Aber ist der denn hier? Ich denke, der macht Baden-Baden noch unsicher?“

„Bewahre.“ Ein joviales Lachen. „Gestern bin ich ihm Unter den Linden begegnet. Frisch wie ein Fisch im Wasser. Ganz der Alte, immer mit dem Monocle nach den hübschesten Mädels schielend . . .“

„Alter Sünder —“

Also Onkel in Berlin? Seit Tagen vielleicht schon. Ohne ihn zu benachrichtigen, ohne ihn zu sich zu rufen, ohne irgendwelche Schritte für ihn zu tun! Unverständlich war's. Bis zur Fieberglut steigerte es Egberts Unruhe.

Er hatte einen ärgerlichen Tag hinter sich. Solch einen Tag, der auch einen ruhigen, gesunden Menschen zur Verzweiflung bringen kann, einen Tag, an dem hundert kleine Nadelstiche empfindlicher machen, als es vielleicht ein Unglück täte. Eine schlaflose Nacht, Verdruß mit dem Burschen, Ärger im Dienst; dann bei Tisch allerlei an sich harmlose Neckereien der Kameraden über sein verändertes Wesen, seine Verstörtheit. ‚Bertchen, der Schwärmer‘, hieß es hier; ‚Marquis Posa‘, hieß es dort, ‚was träumen Euer Gnaden?‘ — ‚Gedankenfreiheit für unser Bertchen!‘ hatte ein dritter gerufen. In seiner Stimmung nahm er das alles wuchtiger, als es war — um so mehr, da er sich waffen- und wehrlos fühlte. Trotzdem hatte er sich immer wieder zu einer, freilich gekünstelten Überlegenheit durchgerungen: Laßt sie doch reden! Was wissen sie von dem Glück, das Deiner harrt?!

Und nun dieser Schlag —

Er hatte heftiger getrunken, als es sonst seine Art war, denn er liebte das Maßhalten. Während seiner Semester auf der Universität hatte er mit seiner Mäßigkeit angestoßen, im Offizierkorps manch Scherzwort über sie hören müssen. Heut fühlte er fast zum erstenmal im Leben das Bedürfnis, sich zu betäuben, aber das Mittel schien völlig zu versagen. Der Wein jagte

ihm das Blut zwar rascher durch die Pulse; doch er erheiterte ihn nicht, er drückte ihn nur noch tiefer nieder.

Sobald es anging, stahl er sich fort, nahm die nächste Droschke und fuhr nach Hotel Windsor, wo Grumberg abzusteigen pflegte. Es war immer noch die geheime Erwartung in ihm, ein kümmerlicher Hoffnungsrest, daß ein Irrtum vorliege. Ganz unmöglich war es ja nicht, daß er sich im Namen verhört hatte.

Aber Grumberg war in der Tat schon seit einer Woche in Berlin — „Exzellenz sind vor etwa einer Stunde ausgegangen," fügte der Portier hinzu.

Zu Fuß, in tiefer Niedergeschlagenheit ging Harthausen den weiten Weg zurück. Die Friedrichstraße hinauf, durch das wogende Abendtreiben. Das herrliche Wetter hatte eine ungeheure Menschenmenge herausgelockt; vor dem Hauptbahnhof ballte sich das Gewühl, daß es kaum zum Durchkommen war. Viele Fremde mit ihren Damen, elegante Großstadtbummler, eilige Geschäftsleute; kleine Ladenmädchen, die nach Hause trippelten, Auswurf der Großstadt, Händler, Zeitungsfrauen, Blumenverkäuferinnen. Bis auf den Straßendamm drängten sie, bis an die Räder der rasselnden Droschken, der Omnibusse, der fauchenden Autos.

Egbert ging hindurch, ohne zu sehen und zu hören. Ganz mechanisch nur blickte er zur Bahnhofsuhr auf, — ,schon halb neun — ganz mechanisch erwiderte er die Grüße der vereinzelten Offiziere und Mannschaften. Es war ihm, als wanderte er durch eine Wüste, so verlassen und einsam kam er sich vor. Und dabei legte es sich um seine Stirn wie ein drückender Reif.

Hinter der Weidendammbrücke zögerte er. Dann bog er in die stillere Nebenstraße ein.

Langsam ging er weiter. Jetzt erst kam ihm der Lärm zum Bewußtsein, das Menschengewühl, das er soeben durchquert hatte; er atmete auf. Ein paarmal blieb er stehen, lüftete die Mütze, sah zum Abendhimmel empor. Nach dem glühend heißen Tage war es kühler geworden. Dunkelblau, wolkenlos, von glitzerndem Leuchten durchsetzt, spannte sich über den Häuserzeilen der Himmel; nur am Ende der Straße lag noch ein Streif rosenroten Abendglühens. Hier und dort standen Pärchen in den Haustüren: Dienstmädchen, in weißen Schürzen und hellen Blusen, mit ihren Schätzen. Dann und wann auch ein altes Frauchen, dem man einen Korbstuhl hingesetzt hatte. Und sie alle sahen auf den schmalen roten Dämmerungsschein, der in die kommende Nacht hineinleuchtete wie eine Verheißung.

Mit einemmal stand Egbert vor dem Hause, in dem Martha wohnte. Er war sich selber nicht klar, hatten Absicht oder Zufall ihn hergeleitet.

Aber wie er nun hinaufsah, bemerkte er, daß in dem Zimmer der Geschwister die Fenster geöffnet waren und die Lampe leuchtete. Sie mußten den Tisch, an dem sie immer am Abend saßen, ganz dicht an das Fenster gerückt haben; der Kranke sollte doch auch sein Teil von der schönen frischen Nachtluft haben — der Ärmste.

Ganz plötzlich fielen alle Sorgen und Ängste von Egbert ab, als er sich ausmalte, wie sie dort oben nebeneinander saßen. Schwester und Bruder, auch sie einsam in der weiten, lärmenden Großstadt, aber glücklich in ihrer Zusammengehörigkeit. Wie eine Friedensinsel mußte das Zimmerchen sein. Dort — dort wohnte sein Glück —

Befreit, sicher, zuversichtlich war er. Er hätte lachen und weinen mögen zu gleicher Zeit. Was war er doch für ein thörichter Geselle, daß er sich immer Sorgen machte, immer quälte und peinigte mit Überlegen und Planen und Wiederverwerfen, hier um Rat fragen und dort Hilfe erbitten! Wozu brauchte er überhaupt Grumberg? Was war denn nötig, als daß er die Geliebte fest an die Brust nahm, sie herzte und küßte: „Mein sollst Du sein!" Alles andere fand sich von selbst, mußte sich finden —

Als ob er die Hand hinaufstrecken könnte und Marthas Hand ergreifen und halten, so war ihm. Halten jetzt und in alle Ewigkeit!

Mit einem plötzlichen Entschluß stürmte er die Treppe hinauf. In einem Atemzuge die vier engen Stiegen bis zu dem Absatz, wo sie wohnte — dem Himmel so nahe —

Es war gar kein Zweifel in ihm, daß er sie sehen und sprechen würde, müßte, gleich . . . gleich . . .

Dann klang die dünne, schrille Klingel. Er hörte ihre liebe, sanfte Stimme, hörte innen eine Tür gehen, hörte wie sich ihre Hand auf den Drücker legte —

Und nun stand sie im Türrahmen vor ihm.

Der kleine Korridor lag im Halbdunkel. Weder die dürftige Treppenbeleuchtung, noch der Lampenschein aus dem Zimmer, dessen Tür sie nicht völlig geschlossen hatte, drang völlig durch.

Aber er sah doch ihre schlanke, hohe Gestalt, zum Umspannen im Gürtel, breit und kräftig in den Schultern; den zarten Halsansatz sah er, die wunderschöne Kopfform, die ihn immer an die der Simonetta erinnert hatte; das edle Profil mit der graden Nase, dem geschwungenen, vollen Lippenpaar, dem feinen Kinn; die hohe Stirn mit schwarzen, üppigen Wellen darüber. Er sah auch die dunklen, tiefen Augen und sah, daß sie ihn — war's zornig oder war's erschrocken? — anblickten.

Sie hielt die Hand noch am Drücker; es war fast, als wollte sie ihm den Eintritt versagen.

Aber seine Stimmung war noch so gehoben, seine Zuversicht so stark, daß er darauf gar nicht achtete. Er drängte hinein, nahm ihre Hand vom Türgriff: „Endlich!" sprach er heiß. „Endlich . . . meine Sehnsucht war zu groß . . ."

Jetzt fühlte er, die Mädchenhand zitterte in der seinen. Aber auch das dünkte ihm so erklärlich, wie daß sie nicht antwortete. Sie mußte ja ergriffen sein wie er.

Da schüttelte sie den Kopf. Mit der ihr eigenen anmutvollen Bewegung, ganz leicht nur, daß es einem widerwilligen Verneinen gleich schien, und mit dem süßen Lächeln, das halb ja, halb nein bedeuten konnte. Die linke Hand ließ sie ihm, aber den Zeigefinger der Rechten legte sie auf die Lippen. Und er bemerkte plötzlich, daß sie anders gekleidet war, als sie sich sonst im Haus trug. Die weiße Spitzenbluse war ja nicht kostbar und nicht anspruchsvoll, aber sie war Sonntagsstaat.

Er sah, wie der volle Hals rosig durch den durchbrochenen Stoff hindurchschimmerte, sah unter der dünnen Hülle das schnelle Heben und Senken der Brust. Die Eifersucht packte ihn: was bedeutete das alles?

„Besuch . . .?"

Aber er vollendete den Satz nicht. Denn er hörte aus dem Zimmer ein breites Lachen und eine wohlbekannte Stimme: „Nee aber . . . wo bleiben Sie denn, Fräulein Martha? Wer ist denn da?"

. . . Onkel Grumbergs Stimme . . .

Und da jubelte es wieder in ihm. Wie unrecht er dem alten Herrn doch getan hatte! Der hatte seine Zeit nicht verloren. Der hatte für ihn gedacht, geprüft, gehandelt. Und aus dem Ton der Stimme klang es deutlich genug heraus: Martha hatte schon sein Wohlgefallen gewonnen.

Ein toller Übermut kam über ihn. Er griff nach der andern Hand des Mädchens, und wie sie auch widerstrebte, er zog sie mit sich. Er lachte und rief: „Hallo! Ich bin's, Onkel Grumberg! Ich . . . leibhaftig ich!" Und noch im Flur beugte er sich vor — aber sein Kuß traf nur die Wange. Sie bog sich zur Seite, riß sich los, sagte atemlos: „. . . ich muß die Tür schließen . . ." Doch es klang nicht wie Zorn . . . vielleicht war's sogar ein fröhliches Kichern, das er hinter sich hörte, als er über die Schwelle trat.

Da saßen sie beide: der Bruder im Rollstuhl, das grämliche kranke Pergamentgesicht geneigt, Onkel daneben mit den rosigen runden Bäckchen, das Einglas im Auge —

„I sieh mal, Bengelchen . . . guck mal einer an! Je später der Abend, desto schöner die Gäste . . . . bissel verwundert, was? . . . Ja, wir von der alten Schule . . Na, setz Dich . . . Egbert . . . ich soll Dir auch schöne Grüße bestellen . . ."

Es war wunderlich —

Egbert war in das Zimmer gestürzt, das Herz voll freudigen Dankempfindens. Er hatte gemeint, den alten Herrn nicht schnell genug umarmen zu können.

Nun aber wehte es ihm wie ein Eishauch entgegen.

Er stand und sah sich ganz befremdet um.

Ja . . . es war noch derselbe Raum, in dem sie so oft zu dritt gesessen. Dieselben weißen alten Gardinen mit der goldbronzierten schmalen Leiste oben, der Mahagonischrank links mit den sechs goldgeränderten Tassen auf dem Bord, die Kommode rechts — sogar der Schlüssel hing wie immer schief im Spalt —. Ein paar Bücher auf der Kommode, der Regulator darüber, und die Uhr zeigte auf drei wie immer. Da hingen auch an der Wand die beiden ausgeblichenen Photographien, auf denen Marthas Vater einmal im Kreise

seiner Unteroffiziere, einmal mit ein paar Kollegen von der Reichsschuldentilgungskasse abkonterfeit war — und gegenüber Marthas Bildnis selber, eine farbenfrohe Studie, die ihr Professor Stickel einst geschenkt hatte.

Und Bernhard saß wie immer vornübergebeugt im Rollstuhl, die zwei Kissen im Rücken.

„. . . 'n Abend, Herr Leutnant," sagte er eben mit seiner verbissenen blechernen Stimme. „Lange nicht gesehen, Herr Leutnant . . ."

Alles wie immer. Und doch ganz anders als sonst —

Und wahrhaftig nicht nur, weil der Klapptisch heut am Fenster stand —, weil er so zierlich gedeckt war, weil ein großer Strauß dunkelroter Rosen in seiner Mitte leuchtete — — das war ja nur natürlich, daß die Geschwister den Gast zu ehren suchten . . . natürlich war's wohl auch, daß er Martha Rosen brachte . . . warum nicht? Warum denn nur nicht!

„ . . . bissel verwundert?" meinte Grumberg noch einmal und lachte. Es sollte heiter klingen und es klang gezwungen. „Geht aber alles mit natürlichen Dingen zu, lieber Kronensohn. Ohne Versenkung, ganz ohne Apparate . . . Na . . . was stehst Du denn so und glotzt mich an, als ob ich ein Wundertier wäre? Noch nicht mal guten Abend hast Du uns gewünscht, glaub' ich . . ."

„Guten Abend, Onkel . . ." Es kam gepreßt heraus. „Vergieb. Guten Abend, Herr Knutowen . . ."

Er ging vom einen zum andern.

„Nu setz Dich! So . . . Fräulein Martha wird wohl noch ein Glas für Dich haben. Fräulein Martha . . . ja, wo steckt sie denn eigentlich? Fräulein Martha . ."

Da kam sie aus dem Flur, hatte schon einen Teller und ein Besteck in den Händen und ein Weinglas und stellte es vor Egbert. Der Tisch war klein, der Kreis enge; sie mußte sich vorbeugen. Ihr Arm berührte seine Schulter, und er sah wieder die rosige Haut durch die dünnen Spitzen leuchten — und er sah, daß die Augen des alten Herrn jeder Bewegung der geschmeidigen Gestalt folgten . . .

„Jetzt setzen Sie sich aber auch zu uns, Fräulein Martha. Bitte. Ja . . . und ich muß nun wohl doch erklären." Grumberg hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt und sprach noch lebhafter als sonst. „Der Egbert, der stirbt uns sonst vor Ungeduld. Nämlich, lieber Junge, wie ich mir so überlege . . . Knutowen . . . Knutowen . . . selten genug ist der Name ja . . und kaum angekommen im Adreßbuch blättern, . . . nämlich Du hattest mir doch erzählt . . . also da fällt mir mein alter Feldwebel von anno siebzig ein! Ja . . . ja . . . sperr oculos! Ich hab sie auch aufgesperrt und mir vor den Kopf geschlagen, daß ich nicht früher drauf gekommen war. Mein alter braver Knutowen! Na also! Verstehst Du? Einfach 'ne Dankespflicht war's, daß ich nach seinen Kindern sah . . . längst hätte das geschehen sollen. Denn, weißt Du, Egbert . . . so 'n Feldzug . . . das gibt einen anderen Kitt als die labbrigen Friedensjahre . . . . Verstehst Du? Hörst Du?"

Ja, Egbert hörte. Auch die Worte verstand er und den äußerlichen Zusammenhang der Dinge. Es konnte alles so zugegangen sein. Es war gewiß alles so zugegangen. Blieb nur das andere — Unbegreifliche — Unerklärliche: dieser alte Mann dort . . . so alt wie Vater, mindestens Anfang der Sechziger . . . saß da so sicher und selbstbewußt zwischen den Geschwistern, als ob er sich etwas wie ein Heimatsrecht in dieser Stube erworben hätte. Saß da in seinem grauen Sommerjackett, dem grellbunten Manschetthemd und dem bunten, flatternden Schlips, als ob er täglicher Gast hier geworden wäre. Und während er sprach, zwischen den einzelnen hastenden Sätzen, glitten seine Augen immer wieder zu Martha hinüber und über ihre Gestalt hin — wie tastend —

‚Alter Sünder' —, hatten ihn die Altersgenossen lachend im Kasino genannt.

Ein häßliches, galliges Gefühl kroch in Egbert empor.

Ihm fiel plötzlich ein, wie Grumberg, der immer gern über Vater spöttelte, einmal gesagt hatte: ‚Ja . . . der große Ästhete! Alles was schön ist, ist sein Reich — Himmelreich! Na, weißt Du, Bengelchen, ich bin och Ästhete . . . aber von der praktischen Art. Ich nehm' gern, was schön ist. Ob Himmelreich oder Hölle, ist mir dabei ziemlich schnuppe'.

„So . . . nun habe ich Dir also die verworrenen Fäden auseinandergeklaubt. Und

nu erzähl Du mal: hattet Ihr nicht heut Liebesmahl?"

„Ja, Onkel!" sagte Egbert und fühlte, wie Grumberg möglichst schnell ein anderes Thema anschlagen wollte. Denn nun schwatzte der los von der alten Kaserne und dem neuen Kasino und dazwischen zog er immer wieder in seiner geschickten Harmlosigkeit Vater Knutowen heran, flocht Feldzugsspäßchen ein und Manövererinnerungen. Ganz allein führte er die Unterhaltung, als ob er niemand zu Worte kommen lassen wollte. Oder als wollte er selber Gedanken und Vorstellungen hinter seinem Wortschwall verbergen.

Egbert saß mit gesenktem Kopf, aber seine Blicke wanderten vom einen zum andern. Er wollte und konnte noch immer nicht glauben, was sich ihm aufdrängte mit fast überzeugender Gewißheit. Er suchte förmlich nach einer Widerlegung; hoffte immer noch, daß er sich selbst einen Toren und Narren schelten könnte und seine Ängste Hirngespinste und Einbildungen.

Bernhard hatte sein altes Leidensgesicht mit der fast ledergelben Farbe von Stirn und Wangen. Er war sichtlich müde und konnte bisweilen ein Gähnen kaum verbergen. Aber jedesmal markierte er dann einen Schmerzanfall in den kranken Beinen und suchte zugleich verbindlich zu lächeln, als ob er sagen wollte: ‚Es geht mir schlecht, aber ich will Euch nicht stören.' Es stand ihm nicht gut, dies gekünstelte, verbissene Lächeln. ‚Daß mir das früher nie aufgefallen ist,' dachte Egbert, ‚er hat etwas Lauerndes im Ausdruck.'

Martha hörte scheinbar mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Das war immer ihre Art gewesen, und stets hatte es etwas Wohltuendes, etwas unendlich Liebenswürdiges für Egbert gehabt, wenn er sie so lauschend vor sich sah, den Kopf ein wenig nach rechts geneigt, die Lider halb gesenkt — bis sie sich dann plötzlich weit öffneten und der Sprechende in den großen Augen die Bitte lesen mußte: ‚Das erkläre mir noch weiter. Das interessiert mich. Hübsch war das, was Du eben sagtest.'

Wie schön sie in solchen Momenten aussah! Dann verschwand der etwas melancholische Ausdruck des Gesichts, und es leuchtete über das Antlitz. So hatte sie ausgesehen, als er die Iphigenie vorlas ... Gerade die Erinnerung kam ihm jetzt. Aber es mischte sich auch hier eine Bitterkeit ein: daß sie genau ebenso von Grumbergs Schwatzen interessiert schien — —

Und dann verwunderte, befremdete ihn noch etwas anderes. Er hatte Martha fast nie lachen sehen. Heute lachte sie oft. Schon vorhin, als er ihr auf dem Korridor den Kuß stehlen wollte, hatte sie gelacht. Jetzt kicherte sie zu jedem Witzchen Grumbergs. Und dies Lachen war so wenig echt wie das Lächeln des Bruders.

Ihn sah sie kaum an. Oder wenn sich ihr Blick doch einmal zu ihm verirrte, dann wandte sie die Augen schnell wieder ab.

Dabei war sie sehr erregt. All die stille Ruhe, die so gut zu ihrer Schönheit paßte, war heut verschwunden. Sie nestelte fast unaufhörlich mit den Händen an ihrer Kleidung, schob eine Falte zurecht, zupfte am Ärmel. Einmal stand sie plötzlich auf, nahm eine Rose aus der Vase und steckte sie sich an den Gürtel.

„Bravo!" rief Grumberg, sich mitten in seiner Rede unterbrechend.

Schließlich konnte Egbert es nicht mehr ertragen. Mit einem jähen Entschluß stand er auf: „Ich muß jetzt gehen," sagte er kurz, fast trotzig.

Niemand widersprach. Und er hatte trotz allem den Widerspruch erwartet.

Martha war die erste, die sich nach ihm erhob. Dann — sichtlich widerwillig — auch Grumberg. „Ich geh mit ... natürlich, Bengelchen ..."

Das Haus war schon geschlossen. Martha mußte sie selber die Treppe hinunter bringen. Sie eilte ihnen voraus. Grumberg folgte, langsam stieg Egbert nach.

Unten im Flur hörte er ein halblautes: „Morgen ..." Das weitere konnte er nicht verstehen. Dann reichte Martha ihm die Hand — „Gute Nacht," sagte sie. Da stöhnte er auf. Sie sah ihm — trotz des flackernden Lichtes der kleinen Lampe erkannte er es deutlich — ganz gelassen in die Augen, und dann zog sie ein wenig die Schultern hoch. Es war fast, als wollte sie andeuten: Was willst Du denn eigentlich? Du hast es ja nicht anders gewollt! Und dann flüsterte sie doch: „Lieber Egbert ... gute Nacht ..."

Der alte Herr stand schon draußen: „Na ... Egbert ..."

„Ja ... Onkel ...“

Nebeneinander gingen sie die stille Straße hinunter. Wortlos zuerst. Jeder mit seinen Gedanken beschäftigt.

Einmal war es Egbert, als müßte er Grumberg an die Kehle springen, ihn niederwürgen. Oder als müßte er ihm morgen in aller Herrgottsfrühe eine Forderung auf Pistolen auf den Hals schicken. Oder ... oder ... Und er fand doch nicht das rechte Wort, das vorausgehen mußte. Unklar kämpfte es in seiner Seele. Da waren Gewöhnung, Respekt vor dem Alter, Respekt vor der Exzellenz, Erinnerung an manche Guttat — und da war der Haß —

„Na ja ...“ sagte endlich Grumberg. „Das ist ja wohl ein Droschkong ...“

Egbert blieb stehen. Er mußte sprechen.

„... das ist ...“ rang er heraus. „Das ist ein Vertrauensbruch ...“

Auch Grumberg war nun stehen geblieben.

„Wie?“ sagte er. „Was? Ich versteh' wohl nicht recht —“ Es sollte rauh klingen, aber es war ein anderer Unterton darin, etwas Unsicheres, Schuldbewußtes.

„Onkel Grumberg, ... Onkel Grumberg ... Du wolltest für mich ... prüfen. Und nun ... ich finde ja keinen anderen Ausdruck ... nun hast Du mein Vertrauen getäuscht ... Du hast selber ...“

Der Alte hatte seinen Stock vor sich hingestellt und beide Hände auf die Elfenbeinkrücke gestützt. Er stand wie ein Baum, die Beine breit auseinander. Das runde Gesicht leuchtete im Laternenschein unter dem weißen, weit in den Nacken geschobenen Panama wie eine rote Kugel.

Als Egbert seinen Satz nicht vollendete, sondern mit einem Aufseufzen abbrach, antwortete er nicht gleich. Er schluckte ein paarmal.

„... 'ne verfluchte Geschichte,“ sagte er dann. „Ganz eine verfluchtigte Geschichte. Fisemattenten mach' ich Dir nicht vor, Junge. Hol' mich dieser und jener ... nee! Und wenn Du nicht anders kannst, Egbert, dann nimm mich vor die Pistole. Feine Bescherung für die Tintenkulis ... gerade richtig zur Saurengurkenzeit und besser wie die schönste Seeschlange. Ja ...“ er schluckte wieder, stieß scharf mit dem Stock auf ... „Der Mensch bleibt doch nu mal Mensch... Da ist man dreiundsechzig Jahre alt geworden ... und muß nu noch zum Weibernarren werden ...!! Wenn das Mädel nur nicht eben so verflucht schön wäre ...“

„Sprich nicht so, Onkel ...“

„Ach laß den Onkel aus dem Spiel. Denkst Du, ich will den etwa als Trumpf frisieren? Nee, Egbert ... diesmal stehn wir Mann gegen Mann ...“

„Onkel Grumberg, Du machst mich und Martha unglücklich!“

„Dich? Ich weiß nicht. Vielleicht au controlleur ... im Gegenteil — doch das wirst Du heut nicht verstehn. Ist auch nicht zu verlangen. Bei Gott nicht. Und sie ... nee, mein guter Egbert ... nee ... was Du am Ende denkst, das ist nicht ...“ Er ließ die rechte Hand von der Krücke, zog das Taschentuch heraus und wischte sich den Schweiß aus der Stirn .... „Komm mal 'n bissel weiter. Da drüben stehn schon 'n paar Philister und glotzen uns an, und Du bist in Uniform .... Ja ... also eins kann ich Dir ganz ehrlich sagen, Egbert! Und ich könnt's mit gutem Gewissen in meiner Todesstunde wiederholen: als ich noch nicht zwei Stunden sondiert hatte ... vor acht Tagen etwa ... da hatt' ich eins weg: die Liebe zu Dir — na — übermäßig stark war die nicht. Allenfalls hätt's für den Hausgebrauch gereicht. Unter anderen Verhältnissen — ja! Aber so?! Stöhne nicht so, Junge ... tu mir den einzigen Gefallen ...“

Er stöhnte aber selber. Es klang wie ein Grunzen und war doch ein hilfloses, tiefes Aufstöhnen. So hilflos, daß es jeden Einwurf erstickte — auch den: ‚Du sahst ja damals schon durch getrübte Gläser.‘

Aber der Einwurf wäre nicht einmal aus überzeugter Brust gekommen. Denn wie sie so weitergingen, schweigend nebeneinander, da klangen in Egbert die Worte des Malers wieder auf: ‚Die Martha ... die geht aufs Ganze.‘ Gestern hatte er die Worte entrüstet zurückgestoßen, heut verstand er sie auszulegen, in die eigene Sprache zu übersetzen. Was war er denn? Er hatte seine Jugend einzusetzen und seine Liebe. Wenn aber ein anderer kam, der gesicherte Stellung, gesicherten Wohlstand bot, dessen gesellschaftlicher Rang sich auf die Frau übertrug ... selbst noch auf die Witwe ...

Sie waren bis fast an die Friedrichsstraße gekommen. Die Straße war belebter

geworden, die Ausläufer des Nachtlebens flatterten an ihnen vorüber.

Plötzlich überkam Egbert ein unwiderstehlicher Lachreiz. Er fühlte selber, daß ihm und dem Alten dies Lachen unendlich weher tun mußte als alles andere. Aber er konnte es nicht unterdrücken, dies gallebittere Lachen, denn wie ein Bild stand es mit einem Male vor ihm: das jugendschöne, lebensdurstige Mädchen neben dem kleinen Mann, der dem Greisenalter so nahe war .. Ihre Exzellenz Frau Martha von Grumberg ...

Mitten im Gewühl der Straße blieb er wieder stehen, lachte noch einmal auf und stieß dann hervor: „Also ... wenn ich Dich nun endlich recht verstanden habe ... Du willst sie heiraten ...“

Grumberg hatte die Augen zusammengekniffen, als blendete ihn das hellere elektrische Licht. Er schöpfte tief Atem, stieß die Luft pfeifend durch die Zähne und sagte dann ingrimmig: „Ja —“

Da faßte Egbert grüßend an den Mützenschirm und wandte sich.

Er fühlte noch einmal Grumbergs Hand auf seiner Schulter. Der Alte mußte ihm nachgeeilt sein, hastete nach Atem und raunte: „Bengelchen ... lieber Junge ...“ Aber Egbert schüttelte die Hand ohne sich umzuschauen ab und stürmte die Straße entlang.

IV.

Wie an einen häßlichen Traum dachte Egbert nach Jahresfrist an jenen Abend in der Marienstraße zurück, an seinen Gang mit der alten Exzellenz. Und eine Traumgestalt erschien ihm auch heute noch Martha. Sie war durch sein junges Leben gegangen, sie war dieses Lebens erstes Ereignis gewesen, und vergessen würde er sie wohl niemals. Wie er — so meinte er — das Ereignis selber nie zu verwinden vermochte.

Dabei konnte er ihr nicht einmal zürnen, und sogar der Haß gegen Grumberg hatte sich langsam abschattiert. Nur das wehe Empfinden blieb und zehrte. Martha hatte er nicht wiedergesehen. Sie lebte mit ihrem Manne in Italien. Im Harthausenschen Kreise sprach man nicht von ihnen, und im Regiment wurde des „alten, verliebten Narren“ höchstens einmal lächelnd gedacht. Seine Heirat hatte bei weitem nicht den Staub aufgewirbelt, den Egbert, den vielleicht er selber erwartet hatte.

Höchstens die beiden Bohemiens, die Wahrenburgs, hatten Anteil an den Schmerzen genommen, die Egbert stumm in sich hineinfraß. Waren sie doch auch die Einzigen gewesen, die von ihnen wußten. Aber so gut sie's meinten, ihre Art hatte ihm nur neue Bitternisse gebracht. „Ein Sauglück für Sie,“ hatte Carlos gemeint, und Franz hatte sein Gesicht schief gezogen, die Arme gen Himmel gereckt und inbrünstig gesungen: „Gütige Aphrodite, erhabener Apoll ... poll ... poll ..., bewahret uns vor anständigen Mädchen ... Mädchen ... Mädchen ... wie Ihr diesen Götterliebling ... ling ... ling ... dort beschützet habt ... habt ... habt ...“

Ein Jahr — und alles war beim alten, alles ging seinen gewohnten Lauf. Erst hatte Egbert geglaubt, Sonne und Mond müßten auf die Erde herabstürzen; er hatte geglaubt, er könnte nicht weiterleben, seinen Dienst tun, sprechen, zuhören, lächeln, lachen — aber wie Sonne und Mond unbeirrt ihres Weges zogen, so ackerte auch er weiter seine Furchen. Und wenn er ein anderer geworden war, so fiel es selbst denen kaum auf, die ihm am nächsten standen.

Die Wunde war äußerlich verharscht. Die Narbe brannte weiter. Aber es war das ein latenter Schmerz, der jetzt weit weniger auf dem Verlust des geliebten Mädchens beruhte, als in der Erkenntnis eigener Schwäche. Damals, als der alte Grumberg vor ihm stand, auf seinen Stock gestützt, breitbeinig, den weißen Panama tief in den Stiernacken geschoben, da war zwischen allem tieferen Seelenschmerz in ihm zuerst der bittere Gedanke aufgetaucht: der da ist in seinem Alter ein Mann, der zupackt und festzuhalten weiß — und wenn's eine Narrheit ist. Der würde Dir mit der Pistole gegenübertreten, wenn's sein muß, und über Deine Leiche hin sein Liebchen zum Traualtare führen — und wenn's ihm auch um Dein junges Leben leid täte. Und Du — Du —

Das war und blieb der nagende Wurm in ihm: Du trägst das Kleid der Tapferen, und Du bist doch kein rechter Mann!

Gleich einem schleichenden Gift fraß das in seiner Seele und machte sie mißtrauisch. Gegen andere und gegen sich selber.

Er war immer beliebt im Kameradenkreise gewesen, trotz mancher kleinen Neckerei auf den Ästhetiker und Schöngeist. Jetzt lauerte sein ängstliches Gewissen: Wie stellen sie sich zu Dir? Sie müssen es ja merken, daß Du schwach bist wie ein Halm im Winde. Er lauerte auf jedes Lächeln, er lauerte auf jedes Scherzwort. Ein äußerer Anstoß kam hinzu, ihn noch mißtrauischer gegen die eigene Kraft zu machen. Er hatte sich zur Kriegsakademie gemeldet und mit dem Fleiß dessen, der Betäubung sucht, gearbeitet. Im entscheidendsten Fach fiel er durch. Seine Vorgesetzten nahmen es nicht schwer. Der Oberst sagte ihm: „Nur den Mut nicht verlieren, Harthausen. Im nächsten Jahre glückt's besser. Sie hätten's ja jetzt schon geschafft, aber man hat mir in der Akademie gesagt, Ihre taktischen Arbeiten — alle gut in der Form — ließen übereinstimmend einen Mangel an Initiative erkennen. Die alte Geschichte und bei einem jungen Offizier gar kein großes Unglück, denn auch das will gelernt sein, daß ein Entschluß — selbst ein falscher — immer besser ist als gar keiner."

Als der Oberst das sagte, stand vor Egberts Geiste plötzlich wieder die alte Exzellenz, breitbeinig, mit dem dicken, roten Schädel und dem weißen Panama im Stiernacken —

Der hatte gewiß allezeit gehabt, was ihm fehlte: festzugreifendes Selbstvertrauen!

„Also, Herr von Harthausen, Sie steigen eben nochmal ins Examen" — war der Oberst fortgefahren. „Da wir aber nun einmal miteinander sprechen, noch ein Wort. Es will mir scheinen, als neigten Sie neuerdings etwas zum Sonderlingswesen, als zögen Sie sich, mehr als ich gut heißen kann, aus dem Kameradenkreise zurück. Solange Sie in der Vorbereitung zur Akademie steckten, hab' ich das gelten lassen, denn da nahm Sie ja die Arbeit in Anspruch. Aber jetzt — nun, ich denke, mein Hinweis wird genügen."

Er hatte wohlwollend genickt, und Egbert hatte, mit rotem Kopf, an die Mütze gegriffen. Er wußte, der Oberst hatte recht. Er fühlte sich selber fremd und fremder werden im Offizierkorps, und durch eigene Schuld.

Dabei war eine große Anschlußbedürftigkeit in ihm. Aber das Mißtrauen stand neben ihr: Wie Du's immer anstellst, sie durchschauen Dich doch. Du kannst ja nicht fröhlich sein mit den Fröhlichen, Du kannst ja nicht tollen mit ihnen. Du kannst nicht wie sie unbekümmert um rechts oder links durch die Welt gehen —

Zweimal im vergangenen Jahre war er mit den Seinen zusammengewesen.

Das erstemal in Heidelberg zu Woldemars Hochzeit. Ein lautes, geräuschvolles Fest, ein großer Polterabend, ein glänzendes Diner. Es war wohl seine Schuld oder sein Verhängnis, daß er einen stark getrübten Eindruck mitnahm, denn die Spanne Zeit seit der Zertrümmerung der eigenen Hoffnungen war noch zu kurz. Oder war es das kaum verhehlte Mißbehagen des Vaters, das sich in seiner eigenen Stimmung widerspiegelte? Oder bildete er sich vielleicht nur ein, daß Vater, der sich ja nicht äußerte, durch den etwas aufdringlichen Zuschnitt des Ganzen unangenehm berührt war?

Trotzdem hatte es für Egbert bei der Hochzeitsfeier einen Lichtpunkt gegeben: Schwägerin Gertie in ihrer frischen Ursprünglichkeit, die alle Herzen bezauberte. Aber sie war bei dem Fest die ferne Sonne gewesen — näher waren sie sich nicht gekommen, wenn auch von der heiteren Wärme, die von ihr ausging, ein paar Strahlen für ihn geleuchtet hatten.

Dann war er Weihnacht zu Haus.

Ehedem hatte das Christfest für die Kinder stets einen der Höhepunkte des Jahres bedeutet. Anders zwar — sagte er sich jetzt — als in anderen Häusern. Vater liebte die Betonung des christlichen Inhalts des Tages nicht, wenn er sie auch nicht verbot. So sang Mutter den Kindern, als sie noch kleiner waren, nur im stillen die Wunderlieder von dem, der da kam, die Welt zu erlösen — und später verstummte auch ihr süßer, leiser Sang. Dafür fand Vater einen immer neuen Rahmen für das Gabenfest. Es war ihm Hochgenuß, den großen Saal für die Bescherung künstlerisch zu schmücken, die duftenden Tannen in jedem Jahr anders herauszuputzen, die Geschenktische zierlich zu ordnen. Und als Künstler des feinen Geschmacks bewährte er sich auch gern in der Auswahl der Gaben. Sinnig mußte alles erdacht sein, auch das kleinste Geschenk sollte sein besonderes Gepräge

haben. Schenkte er ein Bild, so durfte der schöne Rahmen nicht fehlen; schenkte er ein Buch, so sollte der Einband dem Inhalt entsprechen.

Auch diesmal hatte es an all dem nicht gemangelt, und doch kam eine wirklich frohe Feststimmung nicht auf. Vater war, so sehr er es zu verbergen suchte, etwas mißgelaunt, weil der Älteste und Gertie fern blieben; die Schwiergermama hatte Beschlag auf sie gelegt. Mutter kränkelte. Sie klagte nicht, aber auf ihrem feinen, stillen Gesicht stand das Leid geschrieben. Und dann lastete Hildes Wesen auf ihnen allen.

Am meisten grade auf Egbert.

Er hatte sich auf das Wiedersehen mit der Schwester gefreut. Er hatte gehofft, sich mit ihr aussprechen zu können. So jung sie war — sie war ihm der einzige Mensch, vor dem er vertrauensvoll sein Herz hätte erleichtern mögen.

Nun fand er sie sehr verändert. Äußerlich zu ihren Gunsten; sie war noch gewachsen, etwas voller geworden, und das Gesicht hatte nicht mehr ganz die eckigen, scharfen Linien von früher. Das Profil war freilich noch immer herb und schroff; die übermäßig starke Stirn störte sehr. Aber von vorn gesehen, waren Hildes Züge viel reizvoller geworden. Wenn sie erregt war, wenn die stahlgrauen Augen unter den tiefdunklen Brauen funkelten, konnte ihre Erscheinung überraschen.

Aber sie war unliebenswürdiger als je, von einer eigenen, versteckten Bissigkeit, gegen die schwer etwas auszurichten war, weil sie ihre Pfeile stets indirekt und mit raffinierter Berechnung aller kleinen Schwächen ihrer Opfer abschoß. Niemand verschonte sie, die Eltern nicht — auch Egbert nicht.

Die Eltern — das merkte Egbert bald — waren ihr gegenüber schwach. Vater teils, weil er gern jeder Auseinandersetzung, jedem Streit aus dem Wege ging; teils auch, weil Hildes wundervolles Klavierspiel ihn immer wieder begeisterte, versöhnte. Mutter war schwach in dem stillen, schmerzhaften Kampf um das Herz des Kindes.

Gleich am ersten Feiertag gab es eine heftige Auseinandersetzung zwischen den Geschwistern.

Mutter hatte geklagt, daß sie sich nach Wolde und Gertie sehnte, und Hilde hatte mit scheinheiliger Miene eingeworfen: „Ja, und ich nach Schwiegermämächen. Ah, diese prächtige, resolute Frau. Ich sehe sie vor mir mit einer violetten Sammettaille über dem eisernen Heinrich, prall daß es knackt, am Ausschnitt eine Riviere von Amethysten, faustgroß . . . jeder Zoll eine Königin —“

„Sei doch nicht so bissig, liebe Hilde. Frau Wegendorff ist so gut zu Wolde.“

„Ich — bissig? Aber Mama! Ich freue mich doch nur, daß gerade Wolde sich dies ausgezeichnete Schwiegermämächen“ — sie sagte stets ‚Schwiegermämächen‘ — „erobert hat. Wie die sich beide ergänzen! Wie Mann und Frau in einer Idealehe. Wenn das Starke mit dem Zarten . . . natürlich sehe ich Wolde als das Weib in dieser harmonischen Verbindung an —“

Mutter seufzte. „Du bist recht häßlich. Denkst Du denn gar nicht an Gertie?“

„Ach Gertie! Die soll sich nur hüten, daß sie nicht zwischen den beiden in die Brüche geht. Aber ich hoffe noch, daß sie genug Fleisch und Blut von Schwiegermämächens Fleisch und Blut hat, um sich zu wehren. Fleischansatz ist entschieden vorhanden!“

„Hilde —“

„Mama . . . Dein Kamm!“

Und Mutter griff mit der leise bebenden Hand nach dem Hinterkopf. „Ja — mein Kamm!“ sagte sie müde.

Nachher fühlte Egbert das unwiderstehliche Bedürfnis, der Schwester ‚die Leviten zu lesen‘, wie er's früher genannt hatte. Aber sie lachte ihn aus. „Junge — Junge! Immer hübsch vor der eigenen Tür kehren. Denkst Du etwa, ich ahne nicht allerlei? Hast mich doch nicht umsonst Kassandra genannt.“ Sie fixierte ihn scharf. Es hatte etwas Unheimliches, wenn sie so mit hartem Blick, die Brauen wie Halbmonde über den Augen, starrte — das Gesicht ganz bleich, von einem eigentümlichen Ton gleich dünngeschliffenem, halbdurchsichtigem Elfenbein.

Vertrauen? Nein — Vertrauen konnte er nicht mehr zu ihr haben —

Sie starrte ihn an. Sie wartete. Aber dann sprang sie plötzlich auf, lief in das Musikzimmer und spielte. Wild durcheinander, immer nur Ansätze; Rubinstein, Chopin —

Wundervoll spielte sie. Wenn Egbert auch Laie war, das fühlte er doch. Es war

eine technische Vollendung in ihrem Spiel, die ihm kaum noch steigerungsfähig schien.

Er schlich ihr nach, setzte sich in eine dunkle Ecke und lauschte.

Sie konnte nicht ahnen, daß er ihr gefolgt war. Wenigstens nahm sie gar keine Notiz von ihm. Sie spielte und spielte. Allmählich verklangen die ihm bekannten Melodien, sie begann zu phantasieren —

Mit einmal brach sie jäh ab. Einen Augenblick starrte sie vor sich hin. Dann warf sie die Arme über die Klaviatur und den Kopf darauf. Es ging wie ein Frostschauer über ihren Körper. Und er meinte, sie schluchzte.

Das packte ihn. Gerade bei ihr, die gar nicht Gefühlsmensch zu sein schien.

Leise trat er näher, legte seinen Arm um ihre Schultern, schmiegte seinen Kopf an ihr dunkles Haar. Ihm war so weich ums Herz. Das dunkle Empfinden überströmte ihn, ihr unrecht getan, sie falsch — ganz falsch oder ganz einseitig beurteilt zu haben.

Eine Weile duldete sie's, fast als ob ihr die brüderliche Zärtlichkeit wohltäte. Ein paar kurze Atemzüge lang.

„Wie herrlich hast Du gespielt," flüsterte er ihr ins Ohr. „Neiden könnt ich Dir's, Hilde —"

Da riß sie sich plötzlich empor. Mit großen Augen sah sie ihn an, und dann lachte sie: „Elende Stümperei! War's, ist's, wird's bleiben. Wozu auch mehr. Fürs Haus genügt's, und da sind wir eben am Ende unserer Kraft."

„Hilde . . .," sagte er. Und sie wiederholte spöttisch: „. . . Hilde . . .! Genau wie die gute Mama oder der gute Papa . . . Hilde . . . manchmal auch Hildegard!"

Er zog sich einen Sessel heran. Ihm war's, als könnte er gerade jetzt Anschluß an dies wunderliche Schwesternherz gewinnen.

Aber wie er so neben ihr saß, fing sie an, mit dem Zeigefinger wütend auf die Tasten einzuhauen: ‚Lott' ist tot . . . Lott' ist tot . . . Jule liegt im Sterben . . .'

„Hilde —" sagte er wieder und drängte ihre Hand von der Klaviatur. „Schäm' Dich! Wenn ich eine Gabe hätte wie Du, die sollte meinem Leben einen anderen Inhalt geben . . ."

„Bild' Dir doch das nicht ein. Oder bilde es Dir ein, wenn's Dich glücklich machen sollte. Mich kann solch halbes, dreiviertel, sechsachtel Können nicht befriedigen. Im Gegenteil —"

„So mach die Bruchteile voll. Arbeite . . . studiere . . ."

Einen Augenblick sah sie auf ihre schmale, lange Rechte, die jetzt neben den Tasten auf dem braunroten Mahagoni lag. Unwillkürlich folgte sein Auge, und er bemerkte zum erstenmal, wie merkwürdig ausgearbeitet diese Hand war, aber auch wie sie nervös bebte.

„Am Arbeiten hat's wohl nicht gefehlt, Junge," stieß sie dann lachend und mit einem Rückfall in den Kinderton hervor. „Fleißig waren wir schon. Aber es langt nicht. Absolut langt's nicht. Ich will Dir sagen, woran's fehlt, bei mir, bei uns allen: an dem elenden Tüpfelchen auf dem i. Natürlich ist das i selber bei jedem von uns etwas anderes, aber das Tüpfelchen . . . das alberne kleine Ding, das ist überall dasselbe. Guck mich nicht so dumm an, Egbert! Lieber schlag wie Wolde, Professor und Ehemann, die Toga um die edlen Glieder und sprich: ‚Weibergewäsch —' Das klingt wenigstens!"

Er wollte entgegnen. Er fühlte sich im Augenblick so ganz als der ältere wohlwollende Bruder und Berater. Aber sie ließ ihn nicht dazu kommen. Jäh stand sie auf, jäh schlug sie den Deckel über die Tasten, lehnte sich noch einen Augenblick mit dem Rücken an den Flügel — „Bitte — verschone mich! Du meinst es gewiß gut, aber helfen kannst Du mir nicht. Du — kannst Du Dir denn selber helfen?!" — Sie zog die Achseln hoch, strich plötzlich mit der Hand über sein Haar, zärtlich oder spöttisch, lachte noch einmal kurz auf und ging davon.

Weihnachten war das gewesen —

Und jetzt stand er auf dem Bahnhof und wartete auf die Schwester.

Ein langer Briefwechsel war vorhergegangen. Denn den Eltern schien die Trennung von dem letzten Kinde, das sie noch im Hause hatten, sehr schwer geworden zu sein.

Während Egbert auf dem Bahnsteig auf- und abschlenderte, klang das wieder in seiner Seele auf. Mutter hatte ja nur wenige Seiten geschrieben, aber sie waren wie ein einziger, unterdrückter Aufschrei gewesen: ‚Nun geht auch sie von mir. Ganz ins Ungewisse. Und wenn sie mir auch nie ganz

gehörte, nie mit vollem Herzen — ich liebe sie doch über alles. Ich bin in so großer Sorge um sie. Halte Deine Bruderhand über sie. Habt Euch lieb, Ihr Kinder. Die Liebe ist das höchste, größte, einzige auf dieser Welt.' Nichts von diesen Worten wohl hatte in den engen Zeilen mit den kleinen Buchstaben gestanden, aber dieser Sinn lag in ihnen. Bei Mutters umschleiertem Wesen mußte man zwischen den Zeilen zu lesen wissen.

Vater hatte mehrfach geschrieben. Immer waren es mehrere Seiten seiner geraden, wunderschönen Handschrift. Zuerst hatte er nur ablehnend über Hildes Wunsch berichtet, die Hochschule für Musik zu besuchen; daß er und Mutter das Kind nicht zu entbehren vermöchten, auch würde ihr eigenartiger Charakter sich so unendlich schwer einer fremden Umgebung anbequemen; sie sei übrigens jetzt schon eine Künstlerin, die sich überall hören lassen könne. Dann kam ein Brief in ganz veränderter Tonart, mit etwas resignierten Unterklängen: es sei ja recht schwer; aber die Verantwortung sei gar zu groß, ein wirkliches Talent, vielleicht ein Genie, mitten in der Entwicklung zu hemmen. Ausführlich hatte der alte Herr sich über das Wesen des Genies im allgemeinen und Hildegards Begabung im besonderen verbreitet; fein hatte er dargelegt, wo ihm noch Lücken in ihrem Spiel erschienen: in der Tiefe und Stärke der Empfindung. In einem dritten Briefe war eine entschiedene, fast heftige Verneinung des ganzen Planes enthalten, im kurz darauf folgenden letzten die Zustimmung: „Ich will mir von keinem meiner Kinder nachsagen lassen, daß ich der Entfaltung seiner Gaben ein Hindernis gewesen sei. Es würde das meinen innersten Anschauungen widerstreiten. Ihr Kinder habt das heiligste Recht auf das eigene Ich, und wir Eltern müssen uns demgegenüber bescheiden, sobald die Zeit vorüber ist, in der wir die Grundlagen Eures Lebens aufbauten ..."

Es war wohl ein etwas bitteres Lächeln, mit dem Egbert an diese Briefe zurückdachte. So war Vater eigentlich immer gewesen. Jede seiner Reden, jede seiner Handlungen machten für sich den Eindruck schöner Geschlossenheit; man durfte sie nur nicht miteinander vergleichen, nicht die eine gegen die andere abwägen ...

Über der Bahnhofshalle lag die Sommersonne. Es war glühend heiß unter dem Glasdach. Egbert sah nach der Uhr und schlenderte dann bis ganz nach vorn, um ein paar Atemzüge frischerer Luft zu haben. Aber wie ein Skirokkoodem wehte es hier hinein. Wenn man die Geleise entlang sah, verloren sie sich scheinbar noch vor der Einfahrtsbrücke im flimmernden Dunst.

Wie Egbert so stand und die glänzenden, glitzernden Stahlgestänge mit den Augen verfolgte, dachte er: ‚... Heiße Fahrt für die Hilde ...' und zugleich ‚... So ist Vater, und eigentlich bin ich grad so. Nur daß ich nicht einmal den Schein der Verständigkeit für mich habe. Ich ... Rohr im Winde ... Vater hat es bei alledem doch verstanden, sich sein Dasein zu konstruieren. Mich packt jeder Wirbel, dreht mich und wirft mich ...'

Da stieg ganz vorn das Einfahrtssignal hoch, und er wandte sich um: ‚... nun woll'n wir der Hilde wenigstens beim ersten Sehen nicht gleich ein Unglücksgesicht zeigen ... dem Deubelsmädel. Die hat ihren Kopf doch durchgesetzt ...'

Der Zug ratterte heran und herein, und im nächsten Augenblick gab es eine Überraschung für Egbert, die eine Enttäuschung in sich schloß. Hinter Hilde tauchte im Fensterrahmen Woldes lange Gestalt auf, und Wolde verhandelte, noch während der Zug fuhr, umständlich mit zwei, drei Gepäckträgern.

Als Egbert den Bruder erkannte, fühlte er erst recht deutlich, wie sehr er sich auf Hilde gefreut hatte. Nun hatte Volde natürlich die ersten Rechte, sie zu umsorgen, und um jedes ernstere Gespräch mit der Schwester allein war es vorläufig geschehen.

Er wollte schon den Kopf hängen lassen. Aber da hielt der Zug, und kaum daß Egbert Hilde die Hand gereicht hatte, so fühlte er auch schon einen weichen Arm um seinen Hals und hörte Woldes: „Aber, Gertie ... vor allen Menschen ... Guten Tag, lieber Bruder. Das ist ja nett, daß Du Dich von dieser Saharatemperatur nicht hast verhindern lassen ..."

Der weiche Frauenarm war zwar gehorsam herabgesunken, und um den Kuß von den frischen Lippen war er auch gekommen. Gerties Augen freilich strahlten ihn an: „Grüß Gott, Egbert. Ja, da sind wir.

Gell, das hast Du nicht gedacht. Wenn Du Dich nur ein klein bissel so freust wie ich.."

„Nicht so laut, bitte, Gertie! Die Leute sehen schon auf uns."

‚Laß sie doch sehen, Wolde. Die sehen eben auch gern was Hübsches,' wollte Egbert sagen. Aber da bemerkte er in Hildes Mienen einen abmahnenden Zug, und als sein Blick unwillkürlich weiter glitt zu der Schwägerin, fiel ihm der Ausdruck ihres Gesichts auf, ohne daß er ihn gleich deuten konnte. War ein Auftrotzen, war Empörung darin oder stumme Unterwerfung, oder wechselte beides in schnellem Entschluß? Schmaler war das liebe Gesicht geworden, die vollen Lippen schienen fest aufeinandergepreßt. Elend sah Gertie aus. Freilich — die Reise — in dem heißen Wagen —

Langsam schoben sie sich durch das Gedränge. Woldemar vorne, an jeder Seite einen Gepäckträger.

Plötzlich blieb Hilde stehen. „Aber wenigstens Adieu möcht' ich der Gräfin doch sagen —"

„Ich bitt' Dich! Halte uns nicht unnötig auf." Woldemar hatte es gehört und wandte sich mit einem bedenklichen, vorwurfsvollen Kopfschütteln um. „Das geht hier nicht —"

Diesmal bekam er eine scharfe Antwort. „Warum denn nicht? Nimm Du nur Gertie, draußen an der Droschke treffen wir uns. Vielleicht kann Egbert der Gräfin sogar etwas behilflich sein." Dabei hatte sie schon des Bruders Arm gefaßt und zog ihn rückwärts.

„Welche Gräfin?" fragte Egbert.

„Ach ... Heli Weddin. Erinnere Dich doch! Sie stieg in Eisenach ein, ganz allein, und wir saßen im Speisewagen zusammen. Da ist sie schon. Heli, mein Bruder wird Ihre Sachen besorgen. Egbert ... hier ... das Handtäschchen. Wo ist Ihr Gepäckschein, Heli?"

Egbert hatte, während er sich vor einer sehr schlanken, sehr schlicht, aber sehr distinguiert aussehenden jungen Dame verneigte, nur eine ganz schwache Erinnerung, wer diese Heli sei. Nur die dunkle Erinnerung an ein übermäßig schlankes, schmächtiges Mädchen, das er ein paarmal als Student und Fähnrich im Elternhause und auf der Kurpromenade gesehen hatte, immer neben einem riesengroßen Vater, der etwas wunderlich zärtlich mit der Tochter gewesen war.

Diese Gräfin Heli interessierte ihn wirklich nicht. Es war eine Marotte von Hilde, ihn, der in Uniform war, mit ihrer Handtasche zu beglücken. Aber es gab ja, Gottlob, Gepäckträger. Eine Artigkeitspflicht also —

„Bitte nein!" hörte er jetzt ihre Stimme. „Sie können in Uniform meine Tasche nicht tragen, Herr von Harthausen." Eine sehr klare und sehr weiche Stimme war es mit einem ganz leichten, ostpreußischen Anklang. „Unser Diener hat übrigens schon meinen Schein. Ich danke herzlichst."

Nun sah er sie doch an. Gar nichts Bedeutendes. Eben nur sehr distinguiert. Schlank, blond, etwas englisch. Wenig Eigenart oder gar keine. Im besten Fall passabel hübsch mit den schönen Zähnen, die ein wenig vorstanden, und den klaren, blauen Augen. Klar und weich das Gesicht im Ausdruck wie die Stimme.

Damit war sein Interesse erschöpft. Ganz flüchtig dachte er nur noch, während er neben der Komteß einherschritt: ‚Sprach Dir nicht Hilde einmal von dieser Heli Weddin? Als ob sie die für unsern ausgezeichneten Wolde ins Auge gefaßt hätte. Eine komische Idee —' Dann standen sie auch schon am Wagen. Die Gräfin reichte Egbert die Hand, eine schmale, lange Hand in dänischem Leder: „Es war sehr freundlich von Ihnen, Herr von Harthausen." Alles mit der Unbefangenheit einer großen Dame, die gewohnt ist, kleine Aufmerksamkeiten als etwas Selbstverständliches hinzunehmen, aber den Dank nie versäumen würde.

Als die Gräfin einstieg, bemerkte er doch, wie schmiegsam ihre Figur war und wie schmal der Fuß. Schmal und lang, gleich der Hand.

Während sie dann zu der Droschke gingen, vor der Woldemar schon ungeduldig auf- und abmarschierte, fragte er die Schwester: „Du tatest ja, als ob diese Gräfin — wie heißt sie doch? — ein kleines Wundertier wäre. Ist doch sonst gar nicht Deine Art! Was zieht Dich denn so stark zu ihr?"

„... Daß sie ein Prachtmensch ist," erwiderte Hilde kurz.

„Freut mich für sie —" Und im nächsten Augenblick hatte er die Gräfin vergessen.

Sie saßen, nachdem die Damen den Reisestaub abgeschüttelt hatten, im Hotel-

restaurant zusammen, und Egbert mußte über sich selber lachen, daß er vorhin die Schwägerin mit besorgten Augen gemustert hatte. Sie war wieder ganz frisch und sprudelnd heiter, neckte sich mit Wolde oder vielmehr neckte ihn und schien es nicht übel zu nehmen, wenn er ein wenig brummte. Nein, um Gertie brauchte man sich gewiß nicht zu sorgen. Aber Hilde sah elend aus und nicht nur von der Reise; sie sah recht aus wie ein Mensch, der sich überarbeitet hat. Dabei zwang sie sich sichtlich zur Ruhe. Wenn sie aber nach Glas oder Gabel faßte, bebte ihre Hand nervös.

Schon in der Droschke hatte Woldemar umständlich auseinandergesetzt, welches Opfer er den Eltern und Hilde mit dieser Reise brächte — „Du brauchst nicht Deine Abwehrmienen aufzustecken, liebe Schwester ... wenn ich von einem Opfer spreche, so ist es selbstverständlich, daß ich es gern bringe. Gertie ebenfalls —"

„Für mich ist es alles andere eher als ein Opfer," warf seine Frau lachend ein.

„Du darfst Dich nicht verkleinern, Gertrud. Es ist wirklich nichts Geringes, bei dieser Hitze ein behagliches Heim zu verlassen. Ich hasse diese Hastreisen überhaupt. Ja, wenn man noch wie Goethe in bequemen Stationen reisen dürfte —"

Gertie wie Hilde protestierten lebhaft. Für die Poesie der Postkutsche hätten sie kein Verständnis. Aber Wolde ließ sich nicht stören, dozierte weiter und war auf dem besten Wege, Schillers und Lottes Fahrt nach Berlin in allen Einzelheiten zu schildern, als ihm Hilde energisch den Faden durchschnitt: daß sie keinen Tag versäumen wollte; ob Egbert sich um eine passende Pension bemüht hätte?

Er gab Auskunft. Draußen in Charlottenburg. Pension Telmann; Inhaberin eine ältere, würdige, schutzspendende Witib; nahe bei der Hochschule — und daß, da er morgen vormittag dienstlich verhindert war, wohl Wolde mit ihr hinausfahren würde.

Aber da zog der Bruder ein ernstes Gesicht, setzte den Kneifer fester auf, drehte ein Weilchen an seinem Glase und erklärte: „Es tut mir sehr leid. Morgen bin ich wirklich den ganzen Tag besetzt. Ich muß früh auf das Kupferstichkabinett, dann habe ich mich mit einem Kollegen schriftlich verabredet, der mir eine gemeinsame Arbeit über Masaccio vorschlug. Die Konferenz wird Stunden in Anspruch nehmen .. Papa interessiert sich auch sehr für unsern Plan. Schließlich will ich noch die Neuerwerbungen der Galerie sehen. Wahrhaftig — Ihr seht es — ich kann nicht anders."

Es entstand eine peinliche kleine Pause. Und als Egbert mit einem flüchtigen Blick Gerties Gesicht streifte, meinte er wieder den müden Zug um den Mund zu sehen und dabei einen etwas trotzigen Ausdruck in ihren Augen. Einmal öffnete sie die Lippen ein wenig, wie zu einem Einwurf, aber sie sprach ihn nicht aus.

Dann lachte plötzlich Hilde auf: „Du hast ganz recht, Wolde. Übertreibe Deine Opferfreudigkeit nicht. Ich komme auch allein zurecht."

„Selbstverständlich gehe ich mit Dir, Hilde," sagte Gertie lebhaft.

„Ja ... es wird Dir wohl nichts anderes übrig bleiben, da Wolde so erstaunlich in Anspruch genommen ist. Oder meinst Du vielleicht, großer Bruder, daß Deine Frau hier im Hotel sitzen und Trübsal blasen soll?"

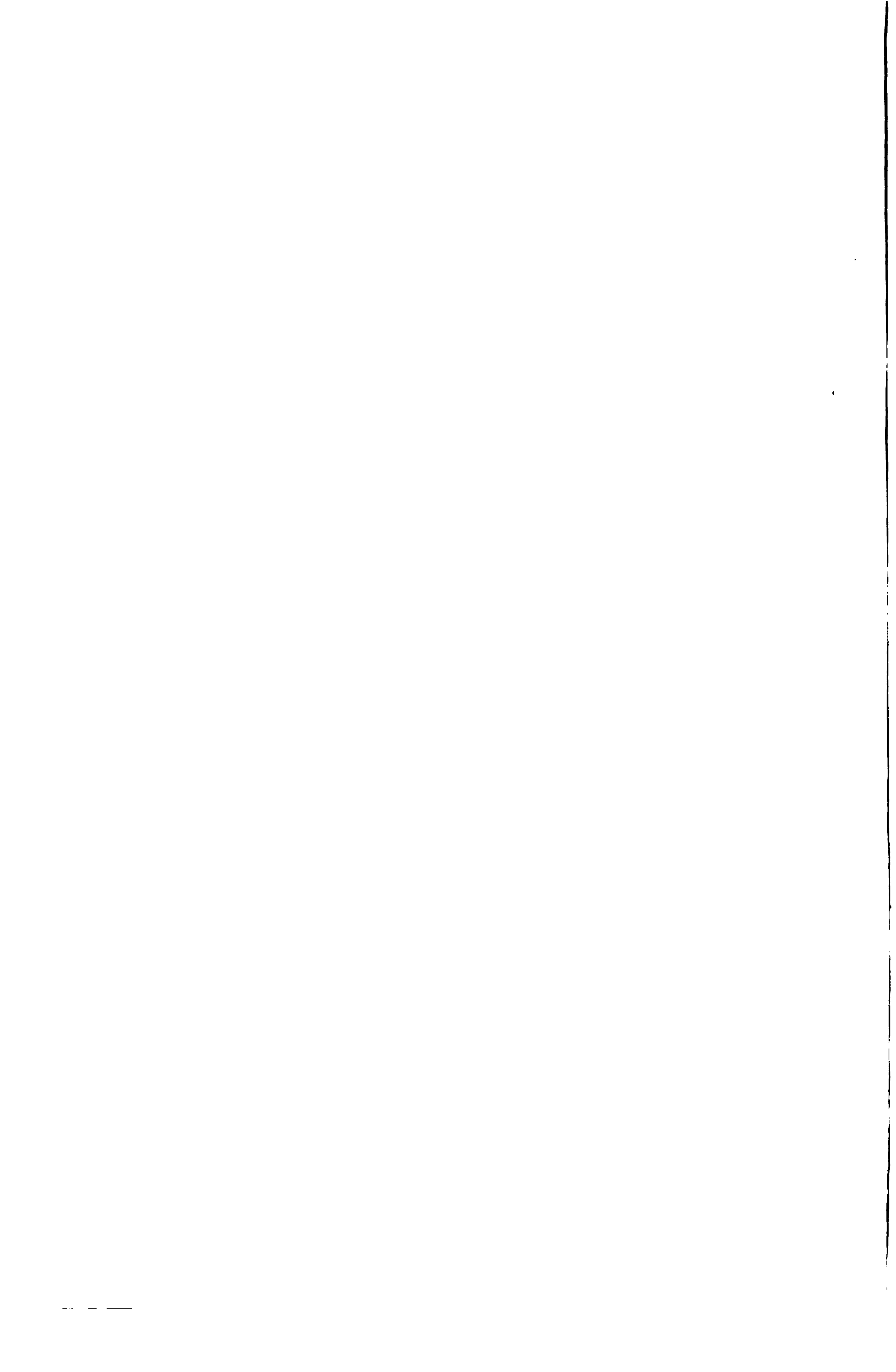
„Erlaube —" Der Professor strich langsam und gemessen an seiner gestärkten Brust herunter. „Meine kleine Frau ist viel zu verständig und einsichtsvoll, als daß sie sich den Berufspflichten ihres Mannes irgendwie in den Weg stellen sollte. Gegen den Ton aber, in dem Du eben zu sprechen beliebtest, möchte ich doch Verwahrung einlegen."

„Bitte! Lege! Ich heb's nicht auf!" stieß Hilde hervor, ganz in der burschenhaften Art, mit der sie früher Woldes überlegene Gelassenheit so oft aus den Angeln gehoben hatte. Gertie saß noch immer stumm; aber jetzt wollte es Egbert scheinen, als wäre der letzte Hauch des Frohsinns aus dem lieben Gesicht fortgewischt. Er versuchte, schnell zu vermitteln. Vielleicht könnte er sich doch, mindestens von elf Uhr ab, freimachen, und dann stände er natürlich Schwägerin und Schwester vollständig zur Verfügung.

„Das wäre sehr schön —," meinte der Bruder. „Ihr Soldaten habt es gut. Ein paar Stunden Dienst, wenn der Tau noch auf den Gräsern blinkt, und dann seid Ihr Freiherrn, während wir den ganzen Tag unserer Arbeit widmen müssen. Nicht wahr, liebe Gertie?"



Neuschnee. Gemälde von Ernst Liebermann.
Aus Ed. Schultes Kunstsalon in Berlin W.



„Es scheint so —," gab sie zurück, ohne ihn anzusehen.

„Es ist so!" betonte er nochmals.

Egbert mußte lachen. „Du, Wolde, . . . ich gönnte Dir mal die paar Stunden auf dem Tempelhofer Felde einschließlich des Pflastermarsches vom Norden nach dem Süden unserer lieblichen Weltstadt, und die Staubwirbel draußen. Da's übrigens wirklich morgen früh losgeht, wenn der Tau noch auf den Gräsern blinkt, nehmt Ihr wohl nicht übel, wenn ich mich empfehle." —

Sie waren viel zusammen in den nächsten drei Tagen, meist ohne Woldemar, den Kollegen und Kunst völlig in Anspruch nahmen. Aber Gerties Verstimmung schien verflogen. Sie gab sich wieder heiter, konnte übermütig lustig sein. Ja, sie scherzte sogar in harmloser Weise bisweilen über ihren Mann. Als sie zu dritt die Sezessionsausstellung besuchten und Egbert meinte: „Hier treffen wir vielleicht gar unsern großen Kunstgelehrten —", lachte sie fröhlich: „Aber Schwager, wo denkst auch hin! Wolde und in der Sezession! Daß Dich 's Mäusle beißt! Beim Cornelius — eben noch — hört für ihn die Kunst auf." Sie schwieg einen Augenblick, um dann hinzuzufügen: „Überhaupt . . . manchmal denk' ich, die Historie überwiegt in ihm den Kunstkenner und nun gar den Kunstfreund. Wenn 's ihm durch einen Zufall gelingen tät', gleich dem Kollegen Thode, einen unbekannten Michelangelo zu entdecken, so wär' er der glückseligste Mensch . . . und der Michelangelo, der könnt' dann ein zerborstenes, unscheinbares Stück Stein oder Holz sein. Versteh mich: nicht das lebendige Werk in seiner Schönheit reizt seinen . . . seinen Scharfsinn, sondern der große Name und der Staub der Jahrhunderte."

Vielleicht hatte sie die Empfindung, zu herb gewesen zu sein. „Das ist kein Vorwurf, lieber Egbert," fügte sie hastig hinzu und errötete leicht. „Niemand kann schließlich aus seiner Haut. Und auch all' das Nachgraben und Forschen und Vergleichen hat gewiß seine Berechtigung. Manchmal mein' ich nur . . . ich bin halt zu dumm dazu."

„Ach, Gertie . . . Du hast die köstlichste Gabe: den schlichten, natürlichen Verstand."

Sie waren schon im Vestibül. Da wandte sie sich um und lachte ihn an, daß die Grübchen in ihren Wangen hervortraten: „Ich Dummele ich! Verstand war immer meine schwache Seit'. Du kennst mich schlecht. Ich hab' höchstens ein gewisses Empfinden für die Kunst . . . gell, Hilde, auch für die Musik, Deine Musik. Und auch dies Empfinden ist oft so unsicher, so tastend . . . wie's halt bei so 'm Dummele nicht anders sein kann . . ."

„Ich hab's immer geschätzt!" erklärte Hilde und schob ihren Arm in den der Schwägerin. „Wenn Du liebes Dummele mal mit einer Dummheit herausplatzest, ein Körnchen Wahrheit ist doch dabei." —

Zu einem Gespräch mit der Schwester unter vier Augen kam Egbert nicht. Nur einmal war er mit ihr allein, kurz nachdem sich Woldemar wieder einmal absentiert hatte. Da packte sie ihn am Arm: „Findest Du nicht, daß unser großer Bruder ein Scheusal ist? Daß er Gertie namenlos vernachlässigt!"

Eigentlich hätte er von Herzen gern und unbedingt bejaht. Aber in ihm war in diesen Tagen doch, wider Willen fast, noch ein anderes Gefühl emporgewachsen, ein gewisser Respekt vor der gleichmäßigen, kühlen Überlegenheit, mit der Wolde sich gab, wie er sein Ich in den Vordergrund schob und durchzusetzen schien. So sagte er ausweichend: „Er ist eben ein Arbeitstier . . immer war er das."

„Hättst Dir was Klügeres ausdenken können, wenn Du ihn entschuldigen wolltest, Junge!" warf sie mit gekrauster Stirn zurück. „Das war recht dumm. Als ob es im Leben auf die Arbeit allein ankäme. Wenn's so wäre, wollt' ich Dir garantieren, daß ich in zwei Jahren die berühmteste Virtuosin Europas wäre. Und nun gar Woldes Arbeit, ich bitt' Dich . . ."

„Was verstehst Du denn davon?"

„Es ist nicht schwer zu verstehen. Er scharrt Sandkörner. Daß daraus kein fester Bau wird, sieht ein Blinder. Und da hilft's auch nichts, wenn er sich auf den Sandhaufen obenauf setzt, als Gockelhahn, und kräht und die Federn plustert. Sand bleibt Sand. Und aus 'nem Gockelhahn wird nie ein Adler."

Er sah sie verwundert an. Merkwürdig, was dieser Kindskopf scharf sein konnte. Noch merkwürdiger, daß man ihn nicht recht zu widerlegen vermochte.

„Übrigens ist mir das unendlich schnuppe, ob unser Wolde mal ein großes Kirchenlicht wird oder nicht," fuhr Hilde fort. „Aber daß er die Gertie so schamlos vernachlässigt, das ist scheußlich. Manchmal denk' ich, wenn sie's ihm nur ordentlich anstreichen wollte. Ich kratzte ihm die Augen hinter dem Kneifer aus. Na überhaupt — Ihr Männer —"

Nun kam ihm doch diese Kiek in die Welt-Weisheit komisch vor, und er lachte. Hilde lachte auch. „Du wunderst Dich wohl, Junge? Oder verlangst Du vielleicht auch, daß ich vor Dir in Respekt ersterbe? Das gib nur von vornherein auf. Du imponierst mir am allerwenigsten!"

Er wollte um Erläuterung und Begründung bitten. Aber es gelang ihm nicht, denn Gertie kam dazwischen, und zwar gleich mit einer Entschuldigung für Wolde. Mit solch einer etwas unsicheren Entschuldigung, hinter der immer das eigene schmerzliche Bedauern stand.

Wenn er die Schwägerin ansah, dies junge entzückende Geschöpfchen mit den funkelnden Augen, aus denen immer wieder die frohe Lebenslust ihm entgegenleuchtete, überkam es ihn wie Neid auf den Bruder. Es fehlte nicht viel, und er hätte sich in Gertie verliebt. Vielleicht war er's sogar. Doch grade ihre völlige Unbefangenheit zog ihm sicherere Grenzen als alles andere. Sie stellte sich zu ihm ganz wie zu einem Bruder, aber er fühlte scharf, sie würde nicht tiefer für ihn empfinden können. Noch liebte sie Wolde —

Schwester und Schwägerin hatten darauf bestanden, seine Wohnung zu sehen, ihn zu besuchen. Woldemar murrte zwar ein wenig, gab aber schließlich nach, als Egbert seine feierliche Einladung zum Kaffee vorbrachte. „Du mußt mir aber noch einen Leutnant einladen, Egbert — einen mindestens!" meinte Gertie lachend. „Einen recht, recht netten . . . verstehst Du! Einen richtigen Gardeleutnant!"

„Das bin ich doch selber —"

„Ich weiß nicht. So ganz als der richtige Typ willst Du mir nicht erscheinen."

„Aber Gertie! Das mußt Du begründen."

Nun wurde sie ein bissel verlegen, wollte nicht recht mit der Sprache heraus. Sie sah reizend aus, als die feine Röte in ihrem Gesicht emporstieg bis unter das krause Haar, und sie, überlegend und etwas schmollend, die vollen Lippen schürzte, die Augenlider sinken ließ und dann langsam wieder öffnete.

„Also —" drängte er.

„Laß mich zufrieden, Egbert. Du bist mir ganz recht, so wie Du bist. Das genügt doch."

„Danke schön. Für mich gewiß. Aber wissen muß ich doch, wie Du Dir solch richtigen Leutnant S. M. Garde z. F. vorstellst — im Gegensatz zu Deinem getreuesten Schwager."

„Nun — wirklich nicht als Veilchenfresser. Nicht als nur Veilchenfresser. Auch an den näselnden Ton glaub' ich nicht. Im Gegenteil. Überhaupt stell' ich mir wohl gar nichts Besonderes vor, ich kleine Provinzmadame. Weißt: eigentlich nur ein flottes, ritterliches Bürschle, bei dem man so die Empfindung hat, der macht alle möglichen Dummheiten, aber wenn der Kaiser zu ihm sagt: Da drüben die Batterie . . ., der dann drauf los geht, wie —"

Sie brach plötzlich ab. Die leichte Röte von vorhin wandelte sich in dunkles Rot. Denn sie sah, daß sie Egbert sehr weh getan hatte. Er sagte kein Wort, aber alles Blut war aus seinem Gesicht gewichen.

Da faßte sie schnell nach seiner Hand, und dann fühlte er plötzlich, wie sie sich zärtlich an ihn schmiegte. „Ich hab's ja nicht bös gemeint, Eg. Ich bitt's Dir ab. So hab' ich's nicht gemeint . . . ich weiß schon, Du tätst auch zu den ganz Tapfern gehören. Ganz gewiß weiß ich das. Was ich doch immer für Unsinn schwatz'. Ich wollt' ja nur sagen: der eine, der nimmt das alles wie ein Kinderspiel — gell! — der andre nimmt's schwerer. Bei dem einen meinetwegen ist ein bissel Lust dabei am Raufen — beim andern, denk' ich, ist's mehr Pflichterfüllung. Das ist wohl gar das Höhere. Egbert, sei nit bös mit mir . ."

Sie saßen allein. Im Nebenzimmer plusterte Wolde am Waschtisch, die Tür war nur angelehnt.

„Sag, daß Du nit bös mit mir bist —" bat sie noch einmal. Etwas kindlich Rührendes lag darin, wie sie gut zu machen suchte. Etwas Unwiderstehliches.

„Ich bin ja gar nicht böse, Gertie. Wie sollte ich? Du hast ganz recht . . ."

Es mochte doch nicht überzeugend klingen. Sie sah ihn fragend an mit ihrem großen, vollen Blick.

Da rief Wolde durch die Tür: „Wo in aller Welt hast Du denn nur meine Manschettknöpfe hingesteckt, liebes Kind? Komm doch mal her."

Sofort stand sie auf. Einen Moment drückte sie noch fest die Hand des Schwagers, dann huschte sie hinaus. Die Tür blieb ein wenig offen. Egbert hörte Gertie einen Kasten aufziehen — „Hier, lieber Wolde —" „Danke schön —" und dann plötzlich ein verwundertes: „Aber Gertie ... was hast Du denn? Du hast ja Tränen in den Augen ..."

Sie war so rührend, so kindlich offenherzig. „Unsinn hab' ich geschwatzt, dem Egbert wider Willen wehgetan ... und nun tut's mir so leid."

„Ah — bah! Er wird's nicht tragisch nehmen. Was war's denn?" Es klang wie eine Frage ganz nebenbei. Und da erzählte sie's — mit einem leichten Schwanken in der lieben Stimme.

Egbert saß auf seinem Sofa, wollte aufstehen, die Tür zudrücken, und konnte es doch nicht über sich gewinnen. Ihm war, als sei er wirklich der Lauscher aus dem Sprichwort, der seine eigene Schande hören mußte. „Bös gemeint hab' ich's wirklich nicht, Wolde ... ich hab' ihn ja so lieb .." — „Unsinn, was kann denn da von Übelnehmen die Rede sein ... hast Du meine schwarze Krawatte ... so ..., bitte, die Handschuh ..."

Dann tauchte Woldemars wohlfrisierter Kopf in der Tür auf und nickte dem Bruder zu. Lachend. „Was sich meine kleine Gertie für Dummheiten einbildet. Nicht wahr, Egbert? Eigentlich zeugte es von einer psychologischen Feinheit, die ich ihr kaum zugetraut hätte, was sie Dir da gesagt hat ... vielleicht hat sie's freilich anders gemeint, als es herausgekommen ist."

„Laß doch, Wolde —" sagte Egbert gequält.

Aber Wolde hatte einmal den Kneifer schon auf der Nase und zum andern noch fünf Minuten Zeit. „Erlaube, lieber Eg!" meinte er. „Du kannst auch zuhören, Gertie. Seht mal, die brutale Zeit der Kämpfe müßte heut doch längst überwunden sein, ist es zum guten Teil auch schon, wird es mit dem Fortschritt der Menschheit immer mehr und mehr werden. Ein Ruhm ist es heut gewiß nicht mehr, mit dem beliebten furor Teutonicus seine Mitmenschen umzubringen. Im Gegenteil. Im günstigsten Falle kann man dies plumpe Heldentum höchstens als Pflichterfüllung von zweifelhaftem sittlichen Wert auffassen, und je höher jemand gebildet ist, je sittlicher er ist, desto geringer wird er selber diese Pflicht bewerten.

„Bitte, laßt mich doch ausreden. Auch Du als Soldat kannst das gar nicht anders auffassen, wenn Du recht darüber nachdenkst, lieber Eg. Es liegt mir ganz fern, unser nationales Heerwesen verkleinern zu wollen. Nur stehen wir in bezug auf dieses, meine ich, vor einer Umwertung. Die wirklichen Aufgaben der Armeen liegen heute in ihrer Bedeutung als eine große Volkserziehungsanstalt. Ich möchte aber den Begriff Kampf, Heldentum überhaupt weiter fassen, als im engeren soldatischen Rahmen. Ich möchte ihn fassen für das ganze soziale Leben und für das Leben der Individuen. So wie heut der Höchstgebildete den Krieg nur noch als ein Übel — ein kaum noch als notwendig anzuerkennendes Übel ansehen kann, so müssen wir auch hoffen, daß dereinst der Kampf aus dem sozialen Leben, ja aus dem Daseinskreis des einzelnen ausgeschaltet werden wird. Darauf weisen hundertfache Ansätze hin. Wie wir zwischen den Völkern heut schon das System der Schiedsverträge immer breiteren Boden gewinnen sehen, so werden sich einst alle sozialen Gegensätze durch gütliches Übereinkommen ausgleichen, so wird sich auch das Leben des Individuums harmonischer gestalten, je mehr der einzelne lernt, dem Kampfe vorzubeugen, indem er nur ein Ziel im Auge hat: die innere Zufriedenheit. Das alles kommt freilich nicht von heut zu morgen, aber es kommt! Es kommt, und unser aller Aufgabe ist es, in dieser Richtung zu wirken und zu streben, denn der Friede, der Friede im Staat, in der Gesellschaft, in unserer eigenen Brust ... das ist das Höchste, Edelste, Schönste, was uns diese Welt bieten, was uns dieser Welt reinere Freuden erschließen kann ..."

Während Wolde sprach, war er ganz langsam ein paarmal durch das Zimmer gegangen, die feingliedrigen Hände auf dem

Rücken lose zusammengefügt. Nun blieb er stehen, hauptsächlich um Atem zu schöpfen, aber auch, um ein wenig die Wirkung seiner Worte auf seine Hörer zu beobachten.

Egbert lächelte. Ein etwas bitteres Lächeln. Er war ja eben Offizier . . .

Aber Gertie stand mit weitgeöffneten Augen an der Tür. Ihr las man die Zustimmung aus den gespannten Zügen . . .

„Nicht wahr, Gertie, mein kleiner Schatz, Du hast mich verstanden?"

Da flammte es plötzlich über das ganze schöne Gesicht. Einen Moment zögerte sie, aber dann reckte sich die kleine Gestalt.

„Verstanden — ich denke, Wolde!" sagte sie. „Aber überzeugt hat mich Deine Überzeugung . . . wenn's wirklich Deine Überzeugung war . . . ganz und gar nicht. Nein! Nein! Besser der heißeste Kampf — hier wie dort — als ein fauler Friede."

„Liebes Kind —" er sprach fast väterlich milde — „von einem faulen Frieden war nicht die Rede."

„ . . . Dann also: besser überhaupt der Kampf!" stieß sie hastig hervor. „Zum Leben gehört Kampf. Ohne Kampf kein Überwinden, ohne Kampf kein Sieg."

„Das sind ja überraschende Anschauungen . . ."

„ . . . und ich will's nur gerade heraus sagen: eigentlich war ich vorhin nicht ganz ehrlich gegen Dich, Egbert. Denn solch rechtes, echtes Heldentum — weißt Du! — wie ich mir denke, das etwa Dein Regiment am Tage von St. Privat bewiesen hat . . . Du hast ja mal davon erzählt . . . so dem Tod entgegen mit wirklichem Todesmut und im Tod den Siegesjubel auf den Lippen, das dünkt mich doch tausendmal schöner und herrlicher als kalte Pflichterfüllung!"

Woldemar hatte den Kneifer abgenommen. Er sah sehr erstaunt drein, putzte an den Gläsern, lächelte dann: „Kindlich, liebe Gertie, wie Du Dir das vorstellst. Mit fliegenden Fahnen, Tschingdarassassa, Hurra usw. — so steht's ja natürlich in der Geschichte. Die höhere Wahrheit mit ihrem unendlichen Leid, die mit Blut und Schmerzen geschriebene Geschichte der Toten und Verwundeten, die trägt Klio nicht ein. Nur der Scheinrausch wird verzeichnet. Und drum noch einmal: kindlich, liebe Gertie . . .".

Egbert war aufgestanden. Auf seinen Lippen war das spöttische Lächeln von vorhin erstorben, aber aus seinen Augen leuchtete es zu Gertie hinüber. Und mit einem plötzlichen Entschluß trat er zu ihr, faßte ihre Hand und sagte: „Du hättest eine Soldatenfrau werden sollen!"

Nun lächelte Wolde nicht mehr, er lachte. Er ärgerte sich nicht einmal. Komisch kam ihm das Bild der beiden ‚Kämpfer', wie er sie innerlich nannte, vor.

„Laß nur gut sein, Eg . . . meine Kleine ist mit mir ganz zufrieden. Ist auch nur ein theoretischer Streithammel, in Wirklichkeit ein lieber Friedensengel. Aber wenn sie nun schon mal nach einem Soldaten ausgeschaut hätte, mein guter Egbert, dann, glaube ich freilich, nach einem festen Draufgänger. Alte Schule — Zieten aus dem Busch oder so . . . Bitte, nun sputet Euch aber . . . ich sollte Euch ja bis zur Hochbahn bringen, und für mich ist's wirklich allerhöchste Zeit —" (Fortsetzung folgt.)



Tschaikowskys Valse melancholique.

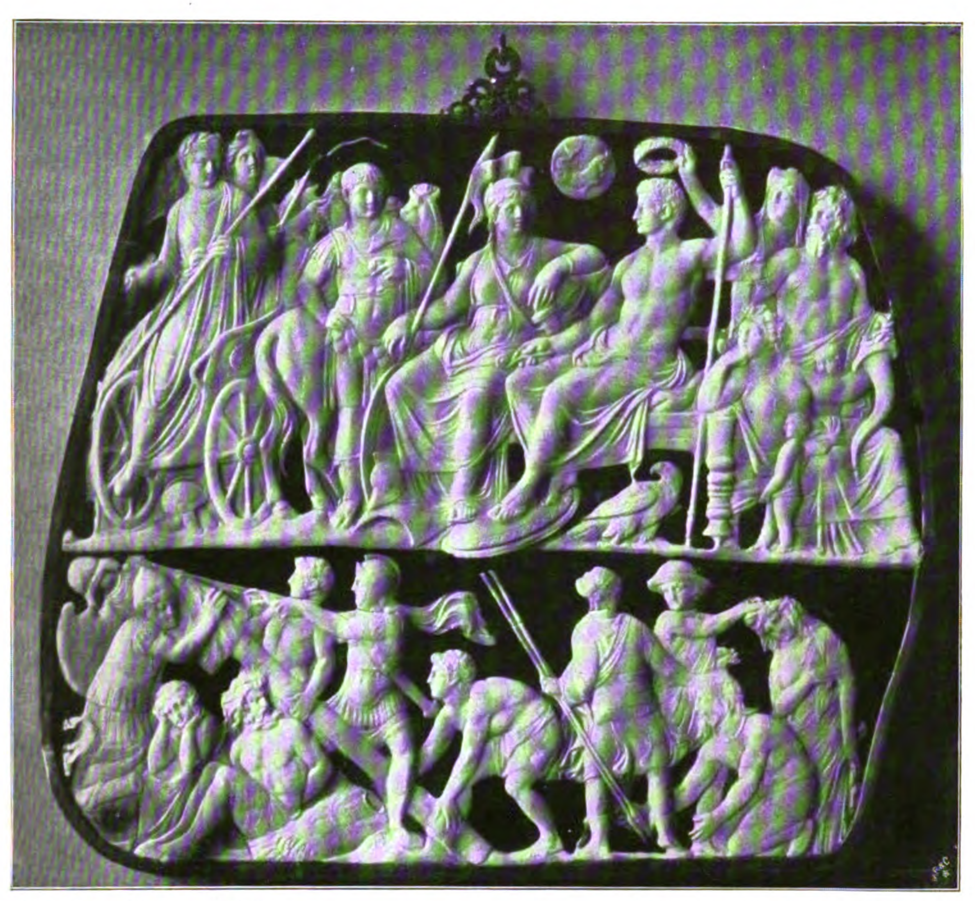
Ich tanze, ich tanze, weil tanzen ich muß,
So matt meine Seele, so müde mein Fuß.
Ich säße viel lieber im Winkel zu Haus —
Mein Liebster lebt ferne in Saus und in Braus.

Ich tanze, ich tanze, weil tanzen ich muß,
Verweht ist die Wonne, verflogen sein Kuß.
Ich bliebe viel lieber in Trauer und Nacht,
Als hier, wo mich schmerzende Freude umlacht.

Die Mutter klagt und der Vater schilt,
Ich sehe nur immer des Treulosen Bild,
Der Vater schilt und die Mutter klagt,
Zum Leben und Lieben bin ich verzagt.
Ich tanze, ich tanze, weil tanzen ich muß,
Wie matt meine Seele, wie müde mein Fuß!

Luise Glaß.





Triumph des Tiberius. Verkleinert. Onyx-Kamee in Wien (Gemma Augustea).

Intaglien und Kameen.

Eine gemmoglyptische Skizze von Georg Buß.

Unter den zahlreichen Schriften Winckelmanns befindet sich eine, deren Titel lautet: „Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst und dem Unterrichte in derselben.“ Reich an interessanten Vorschlägen, bildet sie ein wertvolles Kapitel zur ästhetischen Pädagogik, die ja heute unter dem Schlagworte „Kunst und Kind“ wieder zu neuem Leben geweckt wird. Ein wesentliches Mittel zur Steigerung und fruchtbaren Äußerung des Schönheitsgefühls der Jugend findet Winckelmann in der frühzeitigen Betrachtung der Meisterwerke der Kunst. Er hält es für notwendig, das Herz und die Empfindung der Kinder durch Erklärung der schönsten Stellen alter und neuer Schriftsteller, besonders der Dichter, aufzurütteln und zu eigener Betrachtung des Schönen in aller Art anzuleiten, weil dieser Weg zur Vollkommenheit führe, und zu gleicher Zeit das jugendliche Auge an Betrachtung des Schönen in der Kunst zu gewöhnen. Denn wie die Wahrheit auch ohne Beweise überzeuge, so werde später das Schöne, von Kindheit an gesehen, auch ohne weiteren Unterricht gefallen. Ein reiches Unterrichtsmaterial führt er an und zu ihm rechnet er die gut gezeichneten Wiedergaben oder gar die Originale griechischer Münzen und die besten geschnittenen Steine in Abdrücken. Von solchen Abdrücken seien in Deutschland eine große Sammlung in Gips und in Rom eine solche von allem, was in dieser




Ägyptische Gemme aus grünem Jaspis, eine Kuh darstellend.

Art schön sei, in rotem Schwefel zu haben. Zu nützlicher Betrachtung beider Sammlungen könne seine Beschreibung geschnittener Steine des Stoschischen Kabinetts in Florenz dienen. Der Inhalt dieses Kabinetts an vertieft geschnittenen Steinen und Pasten belaufe sich auf 3444 Stück und werde von keiner zugänglichen Sammlung einschlägiger Art in der Welt übertroffen.

Die außerordentliche Wertschätzung der gemmoglyptischen Kunst, wie sie Winckelmanns Vorschläge bekunden, hat eine Zeit leidenschaftlichen Sammelns antiker Intaglien, Steine mit vertieft geschnittenem Bilde, und reliefartig geschnittener Kameen zum Hintergrunde. Kunstwerke solcher Art hatte man schon gesammelt in den Tagen der Renaissance, als der Glyptik eine Menge neuer ausgezeichneter Meister erwuchs und infolgedessen das Interesse der vornehmen Welt für dieses lange vernachlässigte Gebiet wiedererwacht war. Befaßt hatte sich damals mit der Erwerbung geschnittener Steine vornehmlich das reiche Patriziat Italiens, das ja für Kunst und Altertum eine offene Hand besaß. Von den Albani, Aldobrandini, Barberini, Borghese, Chigi, Colonna, Corsini, Giustiniani, Sanzelotti, Spada in Rom, den Medici, Martelli, Strozzi, Pazzi, Riccardi in Florenz und den begüterten Familien in den anderen Städten hatten die meisten bei der Vermehrung ihrer Kunstschätze die geschnittenen Steine nicht vergessen. Noch in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts enthielt, um nur ein Beispiel anzuführen, der Palazzo Barberini eine umfangreiche, in Säcken bewahrte Sammlung ungefaßter antiker Intaglien und Kameen, in der sich, laut Zeugnis des Kardinals Albani, nicht weniger als achtzig Exemplare mit dem Namen des Künstlers befanden. Aber das Sammeln zur Zeit Winckelmanns hatte einen anderen Grund — es war nicht so sehr der Ausfluß eines kunstliebenden Mäzenatentums, als vielmehr einer sich vollziehenden Wandlung des Kunstideals.



Diana. Griechische Arbeit aus weiß und grauem Onyx.

Inmitten der unbekümmerten Leichtlebigkeit und graziösen Galanterie der gepuderten Rokokogesellschaft, inmitten eines verschnörkelten und verweichlichten Geschmackes, der sich in der sybaritischen Ausstattung der Boudoirs, in der malerischen Verherrlichung kosender Pärchen und in der Herstellung verliebt blickender Porzellan-Nippes nicht genug tun konnte, begann aus Schutt, Moder und Vergessenheit in hehrer Größe die Kunst des Altertums aufzutauchen und mit der sieghaften Kraft der Schönheit die tiefer empfindenden und denkenden Geister zu fesseln. Immer weiter drang sie vor, sogar in die Kreise jener lebenslustigen Gesellschaft, deren verehrteste Göttin die Mode ist. Man bewunderte die in Zeichnungen, Aquarellen und Kupferstichen übermittelten Werke griechischer und römischer Architektur und Ornamentik, pries die durch ein gütiges Geschick erhaltenen Marmorgestalten der Alten und verfolgte mit steigender Spannung die Ergebnisse der Ausgrabungen in Herculanum und Pompeji. Wer früher holländische Bilder und chinesische Lacke, Elfenbeinschnitze-



Ajax. Griechische Kamee, dem Dayamenos zugeschrieben. (Die Goldfassung auf grüner Jaspisdose stammt aus der Empirezeit.)



Jugendlicher Herakles. Aus Kalkedon geschnittene Kamee.




Mykenische Gemme, darstellend den König Kekops. Fassung aus neuerer Zeit. (Links ein Abguß der Gemme.)



Stute mit trinkendem Füllen. Mykenische Gemme aus Carneol. (Links Abguß.)

reien, Emails und Porzellane gesammelt hatte, warf nun sein Augenmerk auf antike Bronzen, Vasen, musivische Arbeiten und vor allem auf geschnittene Steine. Gerade diese bevorzugte man, weil sie in ihrer Mehrzahl der Klasse der Edelsteine und Halbedelsteine angehören, die ja zu allen Zeiten eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die menschliche Schwachheit ausgeübt hat.

Archäologen und Philologen reizten durch ihre Schriften, in denen sie den Wert der den Steinen eingeschnittenen Darstellungen, Inschriften und Namen für die Aufhellung vieler Einzelheiten des antiken Lebens darlegten, zu immer größerer Sammellust an. So schreibt Winckelmann: „Vom Jupiter Muscarius, der die Fliegen vertreibt, hat man bisher nichts weiter gewußt, als etwa was Pausanias sagt. Ich kann aus einer alten Paste anzeigen, wie er gestaltet gewesen. Den Bart machen zwei Flügel einer Fliege, und auf dem Kopfe des Jupiters ist eine Fliege . . . Wenn man die Minerva darstellen sollte, ehe sie den Kopf der Medusa auf ihren Schild setzte, würde man zweifelhaft sein über den Zierat des Schildes: ein Sardonyx unterrichtet uns. Minerva in dem Streit mit den Titanen hat ein Pferd auf dem Schilde: eine Erläuterung ihres Beinamens Hippia... Wie sollte ein Maler eine Furie machen? Er würde ihr eine Fackel geben. Aber wie malten sie die Griechen?





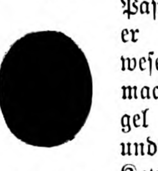
Löwe im Stil der mykenischen Epoche aus gelbem Achat. (Links Abguß.)

Außer der Beschreibung des Äschylos, sagt Banier, haben wir kein Bild von ihnen übrig. Wir haben sie auf einem Karneol, im Laufe, mit fliegendem Rock und Haaren, und einem Dolch in der Hand . . . Wie stiegen die Reiter der Alten zu Pferde? Wie wir, wird man sagen, und auf ihren Landstraßen waren erhöhte Steine. Nun, an ihren Spießen war eine Krampe, die ihnen zum Aufsteigen diente; und es geschah nicht wie bei uns von der linken, sondern von der rechten Seite. Dieses sehen wir auf zwei verschiedenen Steinen des Stoschischen Museums. Wissen wir nicht viel, wenn wir das wissen?"



Abguß einer Gemme, darstellend Alexander den Großen in der Schlacht bei Gangamela.

Ebenso gründlich wurde der Wert der Steine für die Bekanntgabe der Gesichtszüge hervorragender Personen und für die Übermittlung verlorener plastischer Kunstwerke des Altertums, wie überhaupt für die Geschichte der antiken Kunst auseinandergesetzt.



Sokrates. Gemme aus rotem Jaspis. (Links Abguß.)



Alkibiades. Griechische Gemme aus rotem Jaspis. Ringfassung neu. (Links Abguß.)

Das alles leuchtete ein und bewog jeden, der in bezug auf Bildung für etwas gelten und in der neuen Bewegung mitsprechen wollte, wenigstens die Pasten vielgerühmter Steine zu sammeln.

Medusa. Griechische Kamee.



Merkur. Griechisch-römische Gemme aus rotem Jaspis. (Ringfassung neu, links Abg.)

Auch begannen unter dem Einflusse dieser Strömung die Herren Berloques mit alten oder neuen Intaglien zu tragen, diese als Siegelstempel benutzend, und die Damen fingen an, sich mit Kameen zu schmücken. Ja, soweit verstieg sich die Lust an dem neuen Schmuck, daß mit imitierten Kameen, wie sie mit weißen Figuren auf blauem Grunde Josiah Wedgwood in seiner 1766 bei Newcastle upon Tyne gegründeten Fabrik „Etruria" unter Beihilfe des trefflichen Bildhauers John Flaxman aus Steinzeug mit entzückender Feinheit herstellte, sogar die Friese bevorzugter Möbel ausgelegt wurden.





Bildnisse eines römischen Kaiserpaares. Griechisch-römische Gemme aus Carneol. (Links Abguß.)

Nachdem der Neuklassizismus die Periode des dem Rokoko folgenden Zopfes überwunden hatte, stieg die Wertschätzung der geschnittenen Steine in der Gesellschaft noch um ein Erkleckliches. Ein Beispiel für die liebevolle Beschäftigung mit ihnen liefert Goethe in der Schilderung seines Aufenthalts in Münster bei der Fürstin Galizin im November 1792. Drohte die Unterhaltung in dem liebenswürdigen Kreise lückenhaft zu werden, so wurden als ein herrliches Mittelglied die von dem Niederländer Hemsterhuis gesammelten und der Fürstin übermachten geschnittenen Steine eingeschoben. „Ich versäumte nicht," so schreibt er, „die allerliebsten Motive hervorzuheben, die aus diesen würdigen kleinen Gebilden dem Auge entgegensprangen. Auch hier durfte man sich nicht verleugnen, daß Nachahmung großer, würdiger, älterer Werke, die für uns ewig verloren wären, in diesen engen Räumen juwelenhaft aufgehoben worden, und es fehlte fast an keiner Art. Der tüchtigste Herkules, mit Efeu bekränzt, durfte seinen kolossalen Ursprung nicht verleugnen; ein ernstes Medusenhaupt, ein Bacchus, der ehemals im Mediceischen Kabinett verwahrt worden, allerliebste Opfer und Bacchanalien, und zu allem diesem die schätzbarsten Porträte von bekannten und unbekannten Personen mußten bei wiederholter Betrachtung bewundert werden." Freimütig gesteht er, daß von seiner Seite nur das Poetische geschätzt, das Motiv selbst, sowie Komposition und Darstellung beurteilt und gerühmt werden konnten, dagegen die Freunde noch ganz andere Betrachtungen anzustellen gewohnt waren. Denn es sei für den Liebhaber, der solche Kleinodien anschaffe und den Besitz zu einer würdigen Sammlung erheben wolle, nicht genug zur Sicherheit seines Erwerbs, daß er Geist und Sinn der köstlichen Kunstarbeit einsehe und sich daran erfreue, sondern er müsse auch äußerliche Kennzeichen zu Hilfe rufen, die für den, der nicht selbst technischer Künstler im gleichen Fache sei, höchst schwierig sein möchten. Allerdings wagte man darüber, ob ein geschnittener Stein entschieden antik oder neu sei, keine festen Kriterien aufzustellen; selbst Hemsterhuis hatte sich über diesen Punkt nur mit Beistimmung seines Freundes, des trefflichen Glyptikers Lorenz Natter, zu beruhigen gewußt. Es wurden zur Erläuterung der Sammlung die zwischen Hemsterhuis und Natter gewechselten



Kamee aus Carneol, möglicherweise den Herakles des Lysippos darstellend.



Frauenbildnis. Römische Kamee aus weißem Onyx.



Aurora. Griechische Kamee aus dreischichtigem Onyx. Fassung neu.



Bildnis. Römische Gemme aus Carneol.

Briefe herangezogen, es wurden Schlüsse auf die Zeit der Entstehung aus der Art der Steine, in welche geschnitten worden, und aus der größeren oder geringeren Tüchtigkeit der Ausführung gezogen, und es wurde behauptet, daß in der Politur vertiefter Stellen ein untrügliches Zeichen der besten Zeiten zu sehen sei. So gereichte, nach Goethes Versicherung, die Unterhaltung über die kleinen Kunstwerke den glücklichen Gästen des Salons der Fürstin zur wechselseitigen Belehrung und Ergötzung.


Kinderköpfchen aus zweischichtigem weißem und graugelblichem Onyx. Röm. Kamee.


Römerin. Kamee aus Rubinspinell. Die Fassung ist jünger.

Die im Galizinschen Kreise aufgeworfene Frage, an welchen Zeichen sich erkennen lasse, ob ein geschnittener Stein antik oder neu sei, war in der Tat längst eine sehr brennende geworden. Ein gewisses Mißtrauen hatte sich geltend gemacht, für das später Goethe selbst einen Beleg erhielt. Die Fürstin Galizin gedachte nämlich die Hemsterhuissche Sammlung zu verkaufen und den Erlös für wohltätige Zwecke zu verwenden. Im Auftrage der fürstlichen Freundin bot Goethe die Sammlung dem als Kenner gerühmten Herzog Ernst von Gotha an. Aber der Herzog lehnte den Ankauf ab. In der Begründung hieß es: So lebhaft er auch den Besitz der vorliegenden, von ihm als köstlich anerkannten Gemmen wünsche, so hindere ihn doch daran nicht etwa ein innerer Zweifel, sondern vielmehr ein äußerer Umstand ... es gebe Menschen, die ihre tiefblickende Kennerschaft dadurch zu beweisen suchen, daß sie an der Echtheit irgend-


Römische Kamee aus weißem und rotem Onyx.


Eros mit Viergespann. Römische Gemme aus Carneol. (Links Abguß.)


Kaiser Caracalla. Römische Kamee aus Onyx.

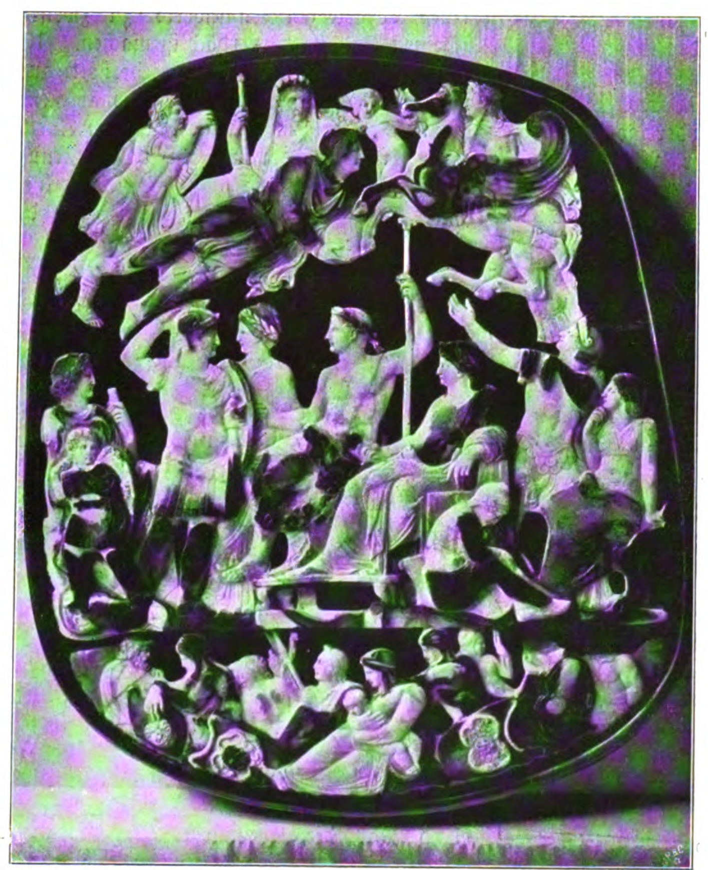
eines vorgelegten Kunstwerks zu zweifeln scheinen und solche verdächtig machen. Um sich nun dergleichen nicht wiederholt auszusetzen, entsage er lieber dem wünschenswerten Vergnügen. Immerhin hatte Goethe nach einer Reihe von Jahren die Genugtuung, zu erfahren, daß die Sammlung durch Kauf in den Besitz des Königs der Niederlande übergegangen war.

Allmählich kühlte sich die Begeisterung für das Sammeln von geschnittenen Steinen in den Kreisen der Laien erheblich, besonders als die im Verlaufe des XIX. Jahrhunderts begonnene Einführung von Siegelmarken und gummierten Kuverts das Siegeln und hiermit auch die vertieft geschnittenen Steine und Metallstempel ziemlich überflüssig gemacht hatte. Große Aufträge künstlerischer Art, wie sie Kaiser Wilhelm II. vor mehr als einem Jahrzehnt seinem Hofgraveur Otto in Berlin gab, aus einem prächtigen Rauchtopas von bedeutender Größe ein Petschaft mit dem kaiserlichen Wappen in spätgotischem Stil zu schneiden, werden von Privatpersonen nur noch selten erteilt. Und was die Kameen betrifft, so haben sie eine drückende Konkurrenz in den sogenannten Muschelkameen Italiens gefunden, die aus den dicken, ganz wie der Karneolonyx aus roten und weißen Lagen bestehenden, leicht zu bearbeitenden Schalen großer Meeresschnecken geschnitten werden. Aber auch ihnen ist die Mode nicht besonders günstig, denn die Zeiten, in denen lediglich im Wandeln auf klassischer Bahn das Heil der Kunst erblickt wurde, sind längst vorüber.


Kaiser Commodus. Römische Kamee aus schwarz und weißem Onyx. Ringfassung jünger.


Vornehmer Römer. Kamee aus zweischichtigem Onyx. Ringfassung jünger.

In solcher kühlen Atmosphäre sich als Privatmann mit dem Sammeln geschnittener Steine noch abzugeben, erfordert um so mehr Enthusiasmus, als es in unseren Tagen, trotz der vorgeschrittenen Forschungen und vertiefterer Kennt-



Der siegreiche Germanicus vor Tiberius und Livia. Sardonyx-Kamee in der Nationalgalerie zu Paris. Verkleinert.

Fach am besten zu beurteilen wissen.

Der Schwerpunkt für das Studium der geschnittenen Steine liegt natürlich in den Antiquarien der Museen und den Sammlungen der wissenschaftlichen Institute. Hier erschließt sich die Meisterschaft der alten Steinschneider erst in vollstem Maße. Man muß staunen über die künstlerische Vollendung, mit der die meisten von ihnen das Motiv, sei es ein Porträt, sei es eine mythologische oder sonstwelche Darstellung, in das harte Material hineingeschnitten oder aus ihm herausgeschnitten haben. Bildet die schöne Durchführung eines Flachreliefs mit seinen Verkürzungen an und für sich schon eins der schwierigsten Probleme plastischer Kunst, so wachsen bei der Ausführung

nisse der Altertumskunde, noch immer schwierig ist, mit absoluter Sicherheit zu bestimmen, ob ein geschnittener Stein wirklich antik ist oder aus einer späteren Zeit stammt. Demgemäß ist die freudige Hingabe aufrichtig zu bewundern, die ein Liebhaber wie Herr D. Mastaglio in München mit der Anlage seiner ausgedehnten Sammlung, aus der zahlreiche Intaglien und Kameen an dieser Stelle in Abbildungen vorgeführt sind, bewiesen hat. Mit rühmenswerter Ausdauer hat sich der Münchener Sammler bemüht, möglichst schöne und interessante Steine aus alten Zeiten zusammen zu tragen. Inwiefern ihm seine Absicht gelungen ist, werden Leute vom



Onyx mit den Bildnissen des Kaisers Claudius und seiner Gemahlin Agrippina d. J., dem Oheim Tiber und dessen Mutter Livia. Verkleinert. K. K. Antiken-Sammlung zu Wien.

dieser kleinen Gebilde die Schwierigkeiten außerordentlich. Und doch, wie ist jedes Hindernis überwunden, wie die geringste Hebung und Senkung wiedergegeben, wie der physiognomische Ausdruck gekennzeichnet, wie die feinste Feinheit beachtet! Selbst solche Intaglien, die kaum einen halben Quadratzentimeter Fläche besitzen, halten dem Blick durch die vergrößernde Lupe stand. Nicht die geringste Spur der Mühen, welche ihre Herstellung erfordert hat, sieht man ihnen an. Zu alledem fesselt immer die vortreffliche Einordnung der Komposition in das Rund, das Oval oder die sonstige Querschnittsfläche der Steine. Eine Kleinkunst ist es, die in ihren besten Leistungen von demselben feinen Adel wie die Schöpfungen der großen Bildhauer und Maler getragen ist.



Abguß der Gemme des Aspasios in Wien, um das Doppelte vergrößert.

Was die Technik anbetrifft, so ist sie bei den Intaglien und bei den Kameen die gleiche. Nur werden diese gern aus dem Onyx modelliert, da dessen verschieden gefärbte Schichten dem Steinschneider ermöglichen, die Figuren hell von dem dunklen Grunde abzusetzen und schöne koloristische Effekte zu erzielen. Für die Intaglien werden dagegen durchsichtige Steine bevorzugt, da sie nur in diesen sich klar ausprägen und sichtbar werden. Das Einschneiden des Intaglio und das Modellieren des Kameo ist eigentlich nur ein Schleifen. Der Edelstein oder Halbedelstein wird mit seiner Oberfläche gegen den sogenannten „Zeiger“, einen an einer Walze befestigten und in schnelle Drehung versetzten Stahlstift, derart gehalten, daß dieser die Stelle, welche vertieft werden soll, berührt. Die Rotation der Walze und die Drehung des Zeigers lassen sich durch ein mit dem Fuße getretenes Rad bewirken. Je nach der zu leistenden Arbeit ist die Spitze des Zeigers scharf und spitz, scheibenförmig oder abgerundet. Zum Eingraben der Umrisse wird der Schneidezeiger, zum Festlegen der Punkte der Spitzzeiger benutzt. Mit Bolzenzeiger, Flachperl und Rundperl erfolgt die weitere Ausführung. Um den Stein schneller und intensiver anzugreifen, bestrichen die Alten den Zeiger mit Schmirgel, die Steinschneider der neueren Zeit verwenden für diesen Zweck ein Gemenge von Diamantstaub und Öl. Beim Intaglio muß nun der Künstler zur Beurteilung des richtigen Fortschreitens seiner Arbeit von Zeit zu Zeit einen Abdruck des Tiefbildes nehmen. Natürlich ist der Kameenschneider dieser Mühe überhoben, da er sich von dem Gelingen seines Werkes in bequemer Weise durch den direkten Augenschein zu überzeugen vermag. Nach der Gravierung wird das Polieren vorgenommen; es geschieht mit Zeigern aus weicherem Metall, gewöhnlich Kupfer oder Zinn mit Tripel, und ist notwendig, um den Schnitten Glätte und Glanz zu verleihen.





Rechts: Bildnis. Römische Kamee aus gesprenkeltem Achat.
Links: Abguß von der Rückseite der Kamee, darstellend die Totenmaske des Porträtierten.

Wann und wo die ersten Intaglien


Weibliches Bildnis. Gotische Arbeit. Auf Achatplatte aufgesetzte Glaspaste.

und Kameen geschnitten worden sind, wer vermöchte es zu sagen? Die Gemmoglyptik ist schon den ältesten Kulturvölkern des Orients bekannt gewesen. Eine stattliche Anzahl wertvoller assyrischer, babylonischer, persischer und phönizischer Ringsteine und Zylinder ist noch auf unsere Zeit gekommen. Vorzügliche Leistungen im Schnitt, besonders ihrer Skarabäen haben die Ägypter aufzuweisen. Aber zu der höchsten Blüte brachte es die Gemmoglyptik erst in Griechenland und Rom. Bewundernd ruhen die Blicke in der kaiserlichen Sammlung zu Petersburg auf dem berühmten „Cameo Gonzaga" mit den Bildnissen Ptolomäus des Zweiten und der ersten Arsinoë (309 bis 246 v. Chr.), einer unwiderstehlich fesselnden Arbeit, wie sie schöner nicht gedacht werden kann. Als die berühmtesten Arbeiten aus römischer Zeit gelten die drei Kameen: Gemma Tiberiana, ein 29×34 Zentimeter großer Sardonyx, mit großem Gestaltenreichtum den siegreichen Germanikus vor Tiberius und Livia darstellend, in Paris, Gemma Claudiana, ein 26 Zentimeter hoher Sardonyx mit dem triumphierenden Claudius, im Haag, und Gemma Augustea mit dem Triumph über die Pannonier, ein 21×24 Zentimeter großer Onyx in Wien, den Kaiser Rudolf II. für 12000 Dukaten von einem französischen Nonnenkloster erworben hat. Auch befinden sich in der K. K. Antikensammlung zu Wien der schöne Onyx mit den Bildnissen der Familie des Kaisers Claudius, sowie die kleine, aber vorzüglich ausgeführte Gemme des Aspasios.


Silen. Italienische Kamee der Renaissance aus roter Koralle.


Pallas-Athene. Kamee der Renaissance aus rosa Achat.


Äskulap. Von Johann von Pichler geschnittene Gemme, XVIII. Jahrh. (Links Abguß.)


Kurfürst Maximilian Joseph III. von Bayern. Geschnitten von F. R. Schega. XVIII. Jahrh.


Bildnis, geschnitten von J. Ballador. XVIII. Jahrh.

Dann wurde der Steinschnitt erst wieder zur Zeit der Renaissance in Italien aufgenommen, verbreitete sich aber mit großer Schnelligkeit nach den übrigen Ländern Europas. Weisen die Italiener mit Stolz auf ihren Giovanni delle Carniole, Domenico Compagni dei Camei, Ambrogio Foppa, Valerio Vicentino und Giovanni Bernardi, die Franzosen auf ihren Julien de Fontenay, genannt Coldoré, hin, so wir Deutsche auf Daniel Engelhart, Hans Dollinger, Zacharias Belzer, Caspar Lehmann, Anton Pichler, samt dessen Söhnen Giovanni und Luigi, von denen dieser 1854 in Wien gelebt hat, und auf Lorenz Natter, nicht zu gedenken der jüngeren Meister, die unserer Zeit angehören.


Kamee aus zweischichtigem weißem und rotem Onyx, geschnitten von C. Voigt. XIX. Jahrh.

Vielleicht, daß wieder eine Periode kommt, die in bezug auf die Gemmoglyptik feinfühliger als die heutige denkt und sie wieder zu neuen Leistungen antreibt. Unmöglich ist es nicht, denn die Mode wechselt. Ein Aufschwung des Interesses für Kameen und Gemmen aber wäre von Herzen zu wünschen.


Unfertige Kamee mit dem Jugendbildnis Kaiser Wilhelms I, geschnitten von Carl Voigt.



Nächtliche Fahrt.

Von Benno Rüttenauer-München.

Durch einen Federstrich des Ministers war ich vom äußersten Norden unseres Ländchens in den tiefsten Süden, in die nächste Nähe des Bodensees versetzt worden. Dazu hatte mir vor allem mein Freund Balduin gratuliert, der in einem der alten Nester am See als Arzt sein Wesen trieb. Er schien sich über unser räumliches Zusammenrücken ganz außerordentlich zu freuen und erwartete, daß ich ihn so bald als möglich besuchte.

Balduin, oder Balder wie ich ihn zu nennen pflegte, war mein ältester Freund. Vom Ausgang des Knabenalters, die vollen letzten drei Schuljahre und den größten Teil der Universitätszeit waren wir unzertrennlich gewesen. Nun hatten wir uns seit seiner Hochzeit, vor ungefähr fünf Jahren, nicht gesehen. Damals wäre ich ihm fast neidisch geworden um seine schöne Braut, und seither konnte ich sagen, daß ich einmal das Glück gesehen hatte in seiner wunderbarsten Gestalt — das Glück eines andern.

Zwei Jahre waren Balders Briefe überfließend von Glücksgefühl. Aber die Ehe blieb einstweilen kinderlos. Und dann wurden die Briefe des Freundes seltener und trockener, und zuletzt war unsere Korrespondenz ganz eingeschlafen. Dann, vor etwas mehr als einem halben Jahr, hatte mir Balder kurz den Tod seiner Frau gemeldet, ohne Angabe der Umstände, ohne Erwähnung einer Krankheit, ohne jede Gefühlsäußerung.

Sein Verhalten war mir unerklärlich, rätselhaft, fast unheimlich; aber ich ehrte seinen vornehmen zurückhaltenden Schmerz und suchte in keiner Weise mich in das verborgene Heiligtum seines Unglücks einzudrängen.

Aber der Gedanke, den Freund nun wiederzusehen, war, so sehr ich mich darauf freute, nicht ohne peinlichen Beigeschmack. Ich quälte mich, mir auszudenken, in welcher Gemütsverfassung ich ihn wohl antreffen würde.

Auf der kurzen Bahnfahrt nach seinem Wohnort beschäftigte mich, wie so oft schon, eine besondere Eigentümlichkeit seines Charakters, die ich an dem Freund nie begriffen hatte.

Es war in der Tat eine Seltsamkeit, die, wie mir schien, mit seinem ganzen übrigen Wesen in grellem Widerspruch stand. Balder, dem von seinem Vater, einem berühmten Universitätsmediziner, eine von aller religiösen Färbung freie Erziehung zuteil geworden war und der, dieser Erziehung gemäß, schon als Kind nicht an den „lieben Gott" geglaubt und auf dem Gymnasium als überzeugter Atheist gegolten hatte: er hatte mir gegenüber manchmal Äußerungen getan, aus denen man fast auf einen heimlichen Spiritismus bei ihm schließen konnte. Das Wort ist wohl zu stark. Mystizismus möchte richtiger gesagt sein. Jene Verfassung des Geistes, wodurch wir uns dunkler Ahnungen mit der Phantasie bemächtigen und sie verleibhaftigen, dieser Urgrund der Religionen war, ich kann nicht daran zweifeln, der Grund seines Wesens trotz seiner antireligiösen Erziehung und streng naturwissenschaftlichen Weltbetrachtung. Er schämte sich dieser Schwäche, wofür er es selber hielt, und hütete sich ängstlich, die Menschen etwas davon merken zu lassen. Kein anderer außer mir hat wohl je einen Blick getan in diesen dunklen Grund seiner Seele. Doch eines tat er gern. Er liebte es, bei den großen, aufgeklärten Geistern des Altertums in die Tiefen des Aberglaubens, wie er es nannte, hineinzuleuchten und dann bei den bedeutendsten Modernen überall ähnliche Spuren zu entdecken, bei Napoleon, bei Goethe, bei Schopenhauer.

* * *

Ich fand den Freund in durchaus heiterer Stimmung. Er erwartete mich an der Bahn, und er freute sich, wie ich, des Wiedersehens. Wir umarmten uns in alter Herzlichkeit.

Leider müßten wir im Hotel speisen, da er seit dem Tode seiner Frau keine eigene Haushaltung führe. Und es werde mir hoffentlich nicht unangenehm sein, daß wir in Gesellschaft zweier Damen die Mahlzeit nähmen, zweier Wienerinnen, Mutter und Tochter. Sie hielten sich in Sommerfrische hier auf, und er verbringe meistens die Abende in ihrer angenehmen Gesellschaft. Es seien ächte Großstädterinnen, übrigens natürlich heitere Wesen, eine willkommene Abwechslung in dem langweiligen Neste.

Ich glaubte, es sei rücksichtsvoll, nicht an seinen schmerzlichen Verlust zu erinnern. Er würde ja wohl selber noch auf seine verstorbene Frau zu sprechen kommen.

Wir verlebten den fröhlichsten Nachmittag von der Welt. Die Wiener Damen waren in der Tat ganz unterhaltende Geschöpfe. Man kam mit ihnen aus dem Lachen nicht heraus. Die Tochter, etwa vierundzwanzigjährig, war besonders drollig. Es war nicht die helle Blondine, wie man sich die Wienerinnen gern vorstellt. Sie hatte dunkles Haar und matten Fleischton. Sie war recht eine pikante Schönheit, vielleicht eine Mischung aus slawischem und italienischem Blut. Sie nannte sich denn auch Marietta, was ihre Mutter in Jetta abkürzte. Mein Freund hieß sie zum Scherz manchmal Jutta.

Im ganzen war sie von drolliger Kindlichkeit, verstohlen aber sah ich sie meinem Freund feurig leidenschaftliche Blicke zuwerfen, die er keineswegs gleichmütig aufzunehmen schien.

Darauf war ich nicht gefaßt. Hatte er so schnell die schöne Dorothea vergessen, seine Thea, die Angebetete, mit den stillen blauen Augen voll frommer Zärtlichkeit?

Ein feindliches Gefühl gegen die Wienerinnen stieg in mir auf. Davon beeinflußt, glaubte auf ich einmal in ihrer ganzen Art eine Spur von Gemeinheit zu entdecken. Das breite Lachen und die breiten, fleischigen Hände der Mutter erregten förmlich einen Widerwillen in mir. Die Tochter mußte ich wohl noch immer bezaubernd finden, aber ich argwohnte in ihr eine so ungezügelte Sinnlichkeit, daß mir um den Freund angst und bange wurde. Oder war gar alles nur geschickte Schauspielerei? Ich faßte einen Verdacht schwärzer als den andern.

Endlich verabschiedeten sich die Damen, und wir waren allein. Balder schlug einen Spaziergang vor am See entlang. Wir sprachen von alten Zeiten. Aber worauf ich so sehr gespannt war, wollte nicht zur Sprache kommen. Ich brachte es endlich nicht mehr über mich.

„Du sagst mir nicht ein Wort von Dorothea?"

Balder wurde blaß. Es zuckte um seine Lippen. Schmerzlich und bös zugleich war dieses Zucken. In ihm mußte etwas vorgehen, was ich nicht erraten konnte.

„Lassen wir's heute," sagte er gepreßt. Und dann fiel er in einen gezwungen lustigen Ton, der ihm doch gar nicht gelingen wollte. Er fing an, mir Grauen einzuflößen.

Am Abend im Hotel waren die Wienerinnen wieder da, und nun wurde Balder heiter und aufgeräumt wie am Mittag. Wir wurden es alle. Der ausgezeichnete Meersburger Rote ging uns ins Blut. Ich vergaß meinen Groll gegen die lustige schwarze Hexe, die immer häufiger mit meinem Freund verstohlen äugte. Balder leerte dann stets hastig sein Glas. Ich bemerkte es und machte den Vorschlag, noch einen Gang an den See zu tun.

Es war eine schwüle Augustnacht und Vollmond. Der See lag glatt wie Öl. Der Mond stand uns gegenüber, und sein Licht legte eine silberne Straße über das Wasser.

„Ach, wollen wir nicht in den See hinaus rudern im Mondschein!" rief Fräulein Jetta.

Im nächsten Augenblick schon war Balder daran, seinen Kahn, den er zu eigen besaß, loszuketten. Dann wurde er plötzlich unschlüssig und wollte wieder nicht. Er war blaß geworden, seine Hände zitterten. Ich sagte: „Ist Dir nicht wohl? Du siehst auf einmal aus, wie wenn du krank wärst. Da wollen wir doch die Kahnfahrt lieber unterlassen."

Aber Fräulein Jetta bat dringender, und ich muß sagen, sie sah, vom geheimnisvollen Licht des Mondes umflossen, noch verführerischer aus als sonst.

Balder konnte nicht widerstehen. Er schien diesem Mädchen gegenüber bereits völlig willenlos. Auch die Mutter zeigte sich zu jedem tollen Streich aufgelegt, und um nicht für einen Philister zu gelten, tat ich mit.

Die Frauen hatten sich bereits auf ihrer Bank zurechtgesetzt, wir griffen zu den Rudern, es waren vier, und stießen ab.

Nur ganz sachte holten wir aus, im langsamsten Tempo. Ruhig, ruhig glitt der Kahn über die Wasser. Und er ließ hinter sich eine schwarze, mit weißen Kräuseln besetzte Furche.

Ich bemerkte aber, wie die Tochter, um ihre Mutter zu ängstigen, den Kahn manchmal plötzlich an ihrer Seite herunterdrückte. „Fräulein Jutta," rief ich, „nehmen Sie sich in acht!"

„Sie nennen mich auch Jutta," gab sie erstaunt zurück.

„Ich denke," antwortete ich, „an das Lied:

Pfalzgräfin Jutta fuhr über den Rhein,
Im leichten Kahn, beim Mondenschein.
Die Zofe rudert, die Gräfin spricht:
‚Siehst Du dort die Leichen nicht,
Die hinter uns kommen
Einhergeschwommen —
So traurig schwimmen die Toten.'
Die Zofe rudert, die Gräfin lacht,
Das hallt so höhnisch durch die Nacht.
Bis an die Hüften tauchen empor
Die Leichen und strecken . . . ."

„Um Himmelswillen," riefen entsetzt Mutter und Tochter zu gleicher Zeit. „Hören Sie auf, hören Sie auf!"

„Ach, Herr Doktor, verzeihen Sie, seien Sie nicht bös", wandte sich mit flehend schmeichlerischem Ton die Tochter an meinen Freund. „Ich kann nichts dafür, ich kann nichts dafür." Immer besorgter schmeichelte und bat das schöne Mädchen.

Balder antwortete nicht. Nur an seinem Ruderschlag merkte ich, daß er ungewöhnlich erregt war. Ich begriff nicht, was da vorging.

Aber was ich merkte, war, daß der See anfing unruhig zu werden. Es erhoben sich bereits heftige Wellen, jede folgende türmte sich höher. Sie gingen just in unserem Kurs und trieben uns.

Die Damen wurden ängstlich, sie drangen auf Umkehr . . .

Wir strebten nun den Wellen entgegen und spürten jetzt erst ihre ganze Gewalt. Sie wuchsen von Minute zu Minute. Im Westen wurde der Himmel undurchsichtig. Wie eine dunkle Wand von Dunst und Wolken erhob sich's.

Ich erkannte jetzt die ganze Gefahr, in der wir schwebten. Es dauerte auch nicht lange, da ging es wie ein Pfeifen durch die obere Luft, auf der schwarzen Wand am westlichen Himmel sprang von Zeit zu Zeit ein goldener Zickzack hervor, die Wellen gingen in kurzen Stößen.

Die Frauen hielten sich aneinander geklammert, bei jedem Stoß kreischten sie laut auf.

Wir waren beide gute Ruderer und taten unsere Schuldigkeit, aber die Elemente erwiesen sich stärker, die Wellen trieben uns unerbittlich weiter in den See.

Die Blitze züngelten nicht mehr in der Ferne, sie zuckten dicht um uns durch die rabenschwarze Luft. Das Auge drohte zu erblinden in ihrem stechenden Feuer. Hundertfältige Donner grollten durcheinander von Gebirg zu Gebirg.

Da ereignete sich etwas Grauenhaftes. Mein Freund hatte, seit wir auf dem Wasser ruderten, kein Wort gesprochen. Plötzlich, in einem längeren elektrischen Lichtschein sah ich ihn stocksteif in die Höhe schnellen, und so blieb er einen Augenblick wie versteinert.

Ich schrie ihn an, ob er verrückt sei.

Er hatte beide Ruder fahren lassen, und die Sturmwellen hatten sie weggeschwemmt. Die beiden Frauen waren stumm vor Entsetzen.

Balder, wieder niedergeduckt in den Kahn, stierte immer nach einem Punkt im Wasser. Hinter meinem Ohr vernahm ich die zischelnde Stimme Jettas: „Er sieht seine Frau . . ."

* * *

Wie wir, auf fast unglaubliche Art, der Gefahr entkamen, gehört nicht zur Sache.

Wohl aber die Unterredung mit meinem Freund am anderen Tag.

* * *

— — — — — — — — — — — —

„Das alles," rief ich schmerzlich bewegt, „hast Du durchgemacht, und ich war ahnungslos. So hast Du Deine Frau verloren, lange vor ihrem Tod."

Mein Freund wischte sich verstohlen eine Träne aus dem Auge.

„Das Schlimmste weißt Du noch nicht. Und an diesem Schlimmsten, fürchte ich, trage ich allein die Schuld. Ich habe mich unmenschlich gegen meine Frau be-

tragen. Ich hätte mich entweder von ihr trennen, oder ich hätte ihr aufrichtig verzeihen sollen. Das letztere war auch meine Absicht, ich hätte es ihr nur sagen müssen . . .

Ich brachte das Wort nicht über die Lippen. Ich war höflich und sogar freundlich gegen sie. Aber ich redete nicht mehr als nötig war. Ich habe ihr nie einen Vorwurf gemacht. Hätt' ich's doch getan. Wär' ich doch in Zorn gegen sie ausgebrochen. Sie wäre mir gewiß zu Füßen gefallen und hätte mir ihre Reue und Zerknirschung gezeigt, und ich wäre weich geworden, hätte sie in die Arme genommen, und heiße Tränen hätten alles weggewaschen . . .

„Ich wußte wohl, daß sie bereute. Ich wußte wohl, wie sie gedemütigt war von ihrem Fall. Das ganze tiefe Elend ihrer zitternden Seele war mir nicht verborgen. In mir selber schrie die beleidigte Liebe auf vor Schmerz über die unnatürliche innerliche Trennung. Keinen Augenblick glaubte ich länger die Einsamkeit meines Herzens ertragen zu können . . .

„Aber ich brachte das Wort nicht über die Lippen. Und so verschloß sie sich auch vor mir. Und wurde krank. Und eines Abends in der Dämmerung ging sie aus und kam nicht wieder . . .

— — — — — — — — — — — — —

Sie war in den See gegangen."

* * *

Jetzt verstand ich das Wort der jungen Wienerin in jener grausigen Sturmnacht: „Er sieht seine Frau."

Balder gestand mir, daß er mit dem schönen Mädchen fast so gut wie verlobt war. Ihre Aufforderung, bei Nacht in den See hinauszurudern, hatte ihn empört. Sie kannte seine Geschichte. Sie wußte, daß er seit dem Tode seiner Frau den See aus pietätvoller Scheu gemieden hatte. Ihr Ansinnen mußte er als eine Herausforderung auffassen.

Sie verletzte ihn im Innersten. Er hatte ihr mehr Zartgefühl zugetraut. Empört und mit heimlichem Grauen erfüllte er ihren Wunsch; sie sollte ihm nicht Feigheit vorwerfen können.

— — — — — — — — — — — — —

Über sein Betragen draußen auf dem See während des Sturms redete Balder nicht. Ich versuchte auch nicht, in ihn zu dringen, ich kannte seine Scheu. Wenn er seine Frau gesehen hat, wird das nie über seine Lippen kommen.

Die Wiener Damen mied er von diesem Tage an.

Die Sühne.

Sein Sohn war schlecht geraten;
Voll Tücke und ohne Scham,
Ward er in Wort und Taten
Des edlen Vaters Gram.

Es füllten des Jünglings Sitten
Herrn Gottfrieds Haus mit Schmach;
Seine Mutter hat still gelitten,
Bis ihr das Herz zerbrach.

Es griff nach des Königs Krone
Eine räuberische Hand;
Herr Gottfried mit seinem Sohne
Zog aus fürs Vaterland.

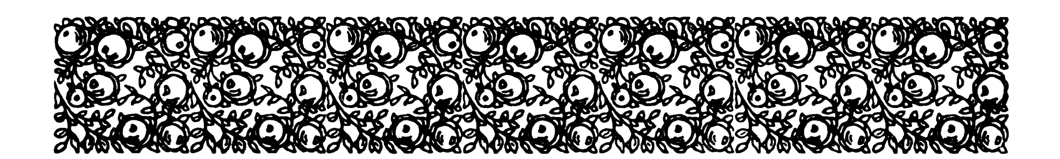
„Herr König, woll' Gnad mir erweisen,
Stell' uns in die erste Reih'!" —
Der feindlichen Reiter Eisen
Traf tödlich gleich die Zwei —

Sie hielten einander umschlungen,
Zusammen floß ihr Blut,
Und der Alte sprach zum Jungen:
„Nun bin ich Dir wieder gut!" —

Albert Roderich.



Der Bildhauer. Gemälde von Carl Albrecht.



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Im mazedonischen Marschquartier.

Von Colmar Frh. v. d. Goltz.

Die Weltgeschichte liebt die Überraschungen. Alle Kenner der orientalischen Dinge erwarteten im letzten Frühjahr entscheidende Vorgänge auf der Balkan-Halbinsel, eine große Erhebung in Mazedonien, ein Eingreifen Bulgariens, vielleicht auch Serbiens und Montenegros, und möglicherweise einen allgemeinen Krieg. Die Hüter des Friedens im Südosten von Europa, Rußland und Österreich, hatten beide mit eigenen Sorgen zu tun.

Und dennoch ist es ruhig geblieben, ja, heute scheint die Möglichkeit einer weiteren friedlichen Entwicklung nicht mehr ausgeschlossen. Der Wetterwinkel Europas wird freilich seine alte Anziehungskraft für das öffentliche Interesse nicht verlieren und bald wieder ganz zurückgewinnen, wenn nur der große Sturm im Osten erst vorübergebraust ist.

Mir riefen die letzten Zeiten lebhaft einen friedlichen Kriegszug ins Gedächtnis zurück, den ich mit türkischen Generalstabsoffizieren unternahm, und der uns durch jetzt wieder oft genannte Gebiete führte. Der Gegenstand bildete eine Erkundung längs der griechisch-türkischen Grenze zu Verteidigungszwecken. Man dachte damals, im Sommer 1894, in Konstantinopel noch nicht an einen Krieg gegen Griechenland, wohl aber an eine allgemeine Gefahr im Norden des Ottomanischen Reiches. Rußland hat die Pforte in ziemlich regelmäßigen Zeiträumen von etwa 20 Jahren angegriffen. Daß ihm im fernen Osten ein starker Feind erstehen könne, der seine Kräfte ganz in Anspruch nehmen und es vom näheren Orient ablenken werde — davon träumte die Welt natürlich noch nichts. Seit dem Frieden von San Stephano waren 16 Jahre ins Land gezogen und manches, aber doch bei weitem noch nicht Genügendes im Ottomanischen Heere gebessert, um einem neuen Anprall zu widerstehen. So hatte denn mein Drängen endlich die Genehmigung zu einer Studienreise, also eigentlich erst zur Vorbereitung für die Vorbereitung der Verteidigung erwirkt, und zwar auf der mindest bedrohten Seite.

Von Griechenland nahm man nur an, daß es, wenn der Krieg auf dem Balkan begann, sich auch regen und seinen Gelüsten nach dem, noch zu Thessalien gerechneten, südlichen Mazedonien Ausdruck geben werde. Das entsprach ganz der wunderlichen Theorie der Kompensationen, welcher zufolge ein jeder am Kriege nicht direkt beteiligte Balkanstaat etwas von der Pforte erhalten müsse, sobald der Beteiligte ein Gebietsstück eroberte. Derart hatte Griechenland nach dem letzten großen Kriege die thessalische Ebene gewonnen, ohne das Schwert zu ziehen, und das hatte seinen Appetit schon einmal, im Jahre 1886, gereizt.

Wir rechneten also nur auf die Abwehr gegen solche Forderungen mit untergeordneten Kräften, während die großen Armeen an der Nordgrenze aufmarschiert wären. Das entsprach auch den Verhältnissen unserer Reise insofern, als die Grenze natürlich im Frieden nicht überschritten und eine Offensive nach Griechenland hinein nicht zum Übungsthema gemacht werden durfte. Drei Jahre darauf kam es anders, Griechenland stand der Türkei als alleiniger Gegner gegenüber, und die türkische Hauptarmee schritt zum Angriff auf griechischem Boden.

Dennoch steht der Friedensritt von 1894 mit dem Kriege in einem eigentümlichen Zusammenhange. Die Nordarmee, d. h. die türkische, führte bei der Übung der damalige Oberstleutnant vom Generalstabe des Armeekorps zu Saloniki, Enver Bey, heute Divisionsgeneral in Konstantinopel, den ich schon von Adrianopel her als einen sehr befähigten Offizier kannte und darum wieder gewählt hatte. Er sowohl, wie sein Gegner, der die Griechen theoretisch zu führen hatte und seine Sache besser machte, als ihre Generäle in Wirklichkeit, sowie noch andere Offiziere vom Übungsritt fanden sich später in der Armee Edhem Paschas wieder zusammen, und Enver hatte das Glück, in der ersten Zeit des Feldzuges eine hervorragende Rolle im Hauptquartier zu spielen. Er stand also gleichsam an der Stelle, an welcher er während unserer Phantasieschlachten von 1894 gestanden hatte. Alle haben gute Dienste geleistet.

In Karaferia, wo das 6. türkische Kavallerieregiment mit der Ausrüstung der Reisegesellschaft beauftragt war, sollte unser Ritt beginnen. Die Stadt erscheint dem Ankömmling als ein Brussa im kleinen. Von Bäumen und schlanken Minarets überragt, schmiegt sie sich malerisch an die blauen Vorberge des Doxa, der seine stattliche Bergmasse hoch darüber erhebt. Wie es meist bei türkischen Städten der Fall ist, enttäuscht Karaferia beim Eintritt durch krumme, schlecht gepflasterte Straßen und ärmliche Holzhäuser. Nur hin und wieder stößt man auf den weißgetünchten oder buntbemalten „Konak“ eines türkischen Notabeln mit weit vorspringendem Dache, der eine gewisse Wohlhabenheit verrät. An malerischen Effekten fehlt es freilich nicht. Tiefe, laubgefüllte Schluchten

mit senkrechten Wänden und ein rauschender Gebirgsbach, das Anadere, durchziehen den Ort. In Kaskaden stürzen andere kleine Bergwässer hinein, und unter hohen, von Schlinggewächsen grünumrankten Bäumen haben die unvermeidlichen Kaffeehäuser sich etabliert, vor denen die Türken auf niedrigen Schemeln sitzen, ins Wasser starren, rauchen, schweigen — und sich glücklich fühlen, als seien alle Güter der Erde ihr eigen.

Mitten in der Stadt erhebt sich ein altes bastioniertes Steinfort, in dessen Hofe wir ein ansehnliches antikes Relief entdeckten, einen Mann in edler Haltung darstellend, der in der herabfallenden Hand eine Rolle hält — eine Kindesgestalt hat ihm gegenüber gestanden, von welcher die Zerstörung nur noch einige Spuren übrig gelassen hatte. Auch an Inschriften fehlte es nicht. Dem Forscher winkt hier noch mancher Fund.

Doch unser Sinn war im Augenblicke nicht auf Archäologie, sondern auf unsere Berittenmachung für die bevorstehende Reise gerichtet. Die Kaserne des Kavallerieregimentes lag auf der Höhe über der Stadt, ein ausgedehntes Viereck einstöckiger Baracken, weiß getüncht und von fern recht schmuck und sauber aussehend. Es verdankte seine Entstehung der Mobilmachung von 1886, wo hier eine Division zusammengezogen wurde und muhamedanische Notable, als der Winter kam, diese Bauten aus eigenen Mitteln aufführten, um die Truppen nicht in der rauhen Bergluft unter ihren dünnen Zelten lagern zu lassen. Ein Obelisk in der Mitte des weiten Hofes, von Pappeln umpflanzt, erinnert an das patriotische Opfer der Erbauer. Leider sah man in der Nähe schon manche Spuren des Verfalls; denn niemand dachte an die Erhaltung. Es ist echt orientalisch, dergleichen Schöpfungen mit großem Aufwande ins Leben zu rufen — sie dann aber der Fürsorge Allahs zu überlassen. Hätte die Regierung das großartige Geschenk nicht nur angenommen, sondern sich zugleich zur Unterhaltung verpflichtet, so würde sie der Sorge um das Unterkommen eines ganzen Reiterregiments dauernd überhoben gewesen sein.

Der Oberst und seine Offiziere kamen uns am Kasernentor freundlicher entgegen, als es bei uns wohl der Fall sein möchte, wenn ein Kavallerieregiment einer derartigen Reisegesellschaft fast den gesamten Pferdebestand einer Schwadron auf Gnade und Ungnade für einen schwierigen Gebirgsritt ausliefern müßte.

Bald entwickelte sich auf dem Kasernenhofe eine Szene, wie sie hier zu Lande sich ähnlich abspielen möchte. Die Schwadronen führten ihre Pferde vor, es wurde gewählt, gesattelt, probiert, Offiziere und Unteroffiziere erteilten Rat oder Auskunft. Die Basch-Tschaousch — die Wachtmeister — aber suchten das beste Material zu verstecken, bis dann einige von unseren Generalstabsoffizieren sich seitwärts in die Ställe schlichen und dort noch ein paar recht gute Tiere entdeckten. Mir riet man zu einem Maultier mit dem Hinweise darauf, daß ein solches im Gebirge weit sicherer ginge, als ein Pferd, und daß auch Derwisch Pascha, der Überwinder der albanischen Liga, während seines ganzen Feldzuges stets ein weißes Maultier geritten habe. Das Maultier steht sogar im Preise höher als ein Pferd, aber die preußische Gewohnheit ließ mir den General im Sattel auf dem Maultierrücken doch nicht recht als glückliche Figur erscheinen, und ich wählte daher eine kleine braune Stute mit kräftigen Beinen, die mich auch fünf Wochen ohne Ruhe Tag für Tag wacker durch die Berge trug.

Untergebracht wurde ich in dem Zimmer eines abwesenden Arztes, und Mehmet, mein Diener, hatte dieses mit Feldbett, Stühlen und Tischen sehr bald ganz wohnlich hergerichtet. Ähnlich war auch für meine Begleiter gesorgt, und in einem vor der Kaserne gelegenen Glaspavillon, dem Lieblingsaufenthalt des Mir Alai Bey, des Regimentskommandeurs, von dem aus man eine herrliche Aussicht über die Campagna von Saloniki genoß, versammelten wir uns zu den gemeinsamen Mahlzeiten und Arbeiten. Es regelte sich alles ohne Schwierigkeiten und Weiterungen, und als wir abends auf der Terrasse vereint waren, um Dienst, Reise, die letzte Mobilmachung, die Grenzkämpfe von 1886 und ähnliche Angelegenheiten zu besprechen, fühlten wir uns ganz heimisch in Karaferia.

Der nächste Tag sollte, wie auch meist bei unseren Übungsreisen der Kriegsakademie, an deren Leitung ich in jüngeren Jahren teilnahm, einer Art von Proberitt gewidmet sein. Eine strategisch-taktische Idee wurde freilich zugrunde gelegt, aber sie stand noch nicht mit der eigentlichen Aufgabe, der Grenzverteidigung, im engeren Zusammenhange, so daß der Hauptzweck doch der blieb, Roß und Reiter miteinander ins Einvernehmen zu setzen. Die mäßige Lebensweise scheint die Leute im Orient geschmeidig zu erhalten; denn selbst ältere, des Reitens lange entwöhnte Offiziere fanden sich im Sattel bald zurecht, wenn sie erst einmal wieder den Fuß in den Bügel gesetzt hatten.

Ein herrlicher Maitag war es, als unsere Kavalkade sich am Gebirgsfuße entlang nach dem Städtchen Niausta durch ein üppig grünes Land in Bewegung setzte. Die Rosengärten des blumenfreundlichen Königs Midas, welche die Sage hierher verlegt, sind freilich verschwunden, aber blühende Obstbäume, Feigen, Zypressen und alle Hänge bedeckende Weinberge begleiteten unseren Weg. Vor uns erhob sich zur Linken der Karatasch, ein mächtiger Felsklotz, über dunkeln Waldungen, der Bermius des Altertums, der, wie die herabrauschenden Bergwasser bekundeten, in seinen Schluchten noch viel hohen Schnee beherbergte. Zur Rechten hatten wir stets den Blick in die weite Tiefebene, die wir tags zuvor mit der damals noch neuen Bahn nach Monastir durcheilt hatten.

Wir kamen bei ein paar Landgütern vorüber, die mit ihrem von breitästigen Nußbäumen beschatteten Konak — dem Wohnhause des Besitzers — und weitläufigen Wirtschaftsgebäuden einen ganz herrschaftlichen und behaglichen Eindruck machten. Unwillkürlich bewegte man den Gedanken im Herzen, es müsse sich hier als Landlord in den Bergen ganz gut leben lassen — wenn nur die Briganten nicht wären, die es den reichen Grundbesitzern aus Saloniki oft unmöglich machen, ihre Güter zu besuchen. Meist liegt auch

neben dem Herrenhause ein fester Turm, der mit jenem nur durch einen schmalen Gang verbunden ist und wo die Insassen noch heute Zuflucht bei Überfällen suchen. Von mancher förmlichen Belagerung wird berichtet, die so lange dauerte, bis Polizei oder Nachbarn zu Hilfe kamen. Sprachgebrauch ist es auch, von dem Besitzer, der die heiße Stadt im Sommer mit dem Landaufenthalte vertauschte, zu sagen: „Er ist auf seinem Turm." Zumal für die Campagna und das Vardartal ist diese etwas mittelalterliche Einrichtung charakteristisch. In der pelagonischen Ebene bei Monastir habe ich sie nicht mehr gefunden.

Auch uns war ein Überfall zugedacht, freilich ein ungefährlicher. Vor Niausta kam uns eine Gruppe Berittener entgegen, geführt von einem griechischen Arzte, die uns trotz unserer Überzahl ohne weiteres zu Gefangenen machte und unserem Tatendrange durch ein opulentes Frühstück ein frühes Ende bereitete. Der vortreffliche rote Wein von Niausta (ehemals Agustos), der weit und breit im Lande bekannt ist, versöhnte mich einigermaßen mit der Störung. Daß man bei solcher Gelegenheit etwas zu tun haben könne will dem Orientalen nicht in den Kopf. Die Pflicht der Gastfreundschaft und Höflichkeit steht für ihn durchaus im Vordergrunde, und oft noch hatte ich während unserer Studienreise einen energischen Kampf gegen die Liebenswürdigkeit unserer Quartiergeber zu bestehen. Wir mußten auch die Schule noch besuchen; denn auf ihre meist aus eigenen Mitteln geschaffenen Schuleinrichtungen sind die Städte und Städtchen auf jenem klassischen Boden sehr stolz und lieben es, sie zu zeigen. Beim Eintritt empfing uns die Hamidié-Hymne, das Sultanslied, von einer auffallend hübschen Kinderschar, mit dunklen Augen, schwarzen Locken und andächtigen Gesichtern, gesungen. In Niausta gilt der Pascha noch etwas, wie ich merkte; in Stambul ist die Konkurrenz schon zu groß, und die Paschas sind Dutzendware geworden.

Es folgten der unvermeidliche Besuch bei dem Kaimakan — den wir etwa Landrat nennen würden — und dann noch eine kurze Rast auf der gegen die östliche Tiefebene steil abfallenden Terrasse unter gewaltigen Platanen. Vor uns im bläulich-grünen Schimmer lag das älteste Mazedonien, die Wiege der alexandrinischen Macht, von ernst dreinschauenden Gebirgen umrahmt. Im Hintergrunde erkannte man bei der klaren Luft das 10 deutsche Meilen entfernte Saloniki mit den beiden Häuptern des Chortatsch Dagh, des Wächters der chalcydischen Halbinsel — eine herrliche und durch ihre reichen geschichtlichen Erinnerungen fesselnde Landschaft. Gegen Norden hin wird sie durch die Berge des alten Mygdonia, den Gömendje-Balkan, eingerahmt, im Süden durch den weiten Golf. Mit einem einzigen Blicke umspannte man ein Königreich, von dem aus einst die bekannte Welt erobert wurde, und konnte sich unwillkürlich nicht der gleichen Empfindung entschlagen, wie sie den Eroberer beherrscht hat, ehe er nach Asien hinüberzog. Mazedonien war wirklich für einen Alexander zu klein.

Am nächsten Tage ging's ins Gebirge. Die Offiziere des 6. Kavallerieregiments hatten uns geraten, jenseits desselben am ersten Abend bei Derwisch Bey in Karadjalar Quartier zu nehmen, wo auch sie bei Märschen in gleicher Richtung stets Aufnahme fänden.

Ich war gespannt auf mein erstes mazedonisches Marschquartier, auf albanische Gastfreundschaft und darauf, einen echten unverfälschten Arnautenbey, einen Großgrundbesitzer des halbwilden Landes im eigenen Heime kennen zu lernen. Haben wir Europäer doch für gewöhnlich eine Vorstellung von ihnen, wie etwa von Ali Pascha von Janina und ähnlichen historischen Koryphäen des albanischen Ritter- und Räubertums der alten Zeit.

Unser erstes größeres Ziel war Serfidje — das Servia des Altertums, am Fuße der Thessalien nordwärts begrenzenden Gebirgskette, unserm dem thessalischen Olymp. Serfidje liegt, wie Karaferia, nahe dem Indje Karassu, der alten Vistrica; beide gehören dem gleichen Tale an. Aber an dem Bergstrom, der sich durch tiefeingeschnittene Felsengen zwängt, führt keine Straße entlang, nicht einmal ein Saumpfad. Auch die neugebaute Chaussee steigt am linken Ufer, zur Seite die steilen Hänge des Bermius, hinauf und wendet sich dann erst westlich in die Ebene des Sarygöl, des „gelben Sees", der seinen Namen vermutlich wegen der wogenden Getreidefelder erhalten hat, die im Sommer den rings von hohen Bergen umgebenen Talkessel füllen. Der Reisende Griesebach sah diesen gesegneten Fleck Erde in neuen Zeiten von Europäern zum ersten Male und schilderte erstaunt seine Schönheit.

Von dort wirft sich die Straße scharf nach Südosten zurück und erreicht wieder über Berge hinweg den Karassu, den sie bei Karaferia verließ. —

Vom Bahnhof von Karaferia, wo wir noch über Etappeneinrichtungen im Kriege gesprochen hatten, begann der Aufstieg ins Gebirge anfangs an kahlen Bergwänden empor, die nur hin und wieder mit niedrigem Gestrüpp bedeckt waren. Die Karten enthielten die neue Chaussee noch nicht, und wir suchten Karadjalar vor uns im Karassutale. Unsere Frage nach der Entfernung dorthin wurde uns von den wenigen Reisenden, denen wir begegneten, regelmäßig mit 8 Stunden beantwortet, auch als wir deren zwei oder drei schon geritten waren. Weiter konnte es auch nach Serfidje nicht sein, und die Richtung der Straße, die wir damals noch nicht kannten, wurde immer unklarer. Indessen im Orient macht man sich darum keine Sorge, wenn es nur überhaupt noch vorwärts geht. „Wandernd und wandernd", d. h. recht langsam, „kommt man nach Bagdad" — und erreicht man sein Marschziel heute nicht, dann „inschallah jaryn" — „Will's Gott, morgen". Fränkische Hast ist in Mazedonien übel angebracht.

Für das Ungemach der wachsenden Entfernung entschädigte uns bald überraschende landschaftliche Schönheit. Ein merkwürdiges Schauspiel, das man in jenen vom Kalksandstein aufgetürmten Gebirgen an vielen Stellen genießt und dem auch wir noch mehrfach begegneten, bot sich uns nahe von Karaferia dar. Breite Wasserarme entströmten dort einer Felswand. Das war

das Andere, das nach langem unterirdischen Laufe, aus höheren Regionen kommend, durch Gänge und Höhlen hier plötzlich zutage tritt und in enger Schlucht nach Karaferia weiterfließt, wo wir es schon kennen gelernt hatten. Drei andere Wasserarme stürzten sich von der Seite her in ähnlicher Weise in die Schlucht hinab.

Mit vielen Windungen klommen wir an den Hängen empor, die sich von etwa 600 Meter Meereshöhe ab mit lichtem schönen Laubwalde bedeckten. Rauschende Gießbäche strömten überall hervor; hohe dunkle Bergmassen tauchten von Zeit zu Zeit über dem Laubwalde auf.

Höher und höher stiegen wir in das menschenleere Gebirge hinein, nur an einem einsamen Han vorüber. Endlich verließen wir den Laubwald wieder und kamen über lichtgrüne Matten, die von weißen Steinstücken, einem groben Marmor bedeckt waren, der auch das Baumaterial für die Chaussee geliefert hat; denn wir ritten auf marmorner Straße. Er ist leicht zu bearbeiten, aber nicht sehr widerstandsfähig, und so wird auch die Straße schnell wieder dem Zahne der Zeit verfallen. Alle Stützmauern und Brückenwände waren ohne Mörtel, nur aus dem im Orient vielfach üblichen Trockenmauerwerk aufgeführt, das von den Regenwassern der Berge leicht zerstört wird. Mit der Instandhaltung aber geht es den türkischen Chausseen wie den Kasernen von Karaferia. Wir selbst konnten uns noch davon überzeugen; denn ein tiefer, frisch eingerissener Spalt zwischen Hang und Absturz, der tags zuvor noch nicht bestanden hatte, öffnete sich plötzlich vor uns und hatte einen reisenden türkischen Obersten, der mit seiner Familie in mehreren Kutschen von der Paßhöhe herabkam, soeben aufgehalten. Zu Pferde ließ der Riß sich am Hange freilich umgehen, zu Wagen jedoch nicht, und die Reisenden sahen sich genötigt, in die nächsten, aber immerhin noch einige Stunden entfernten Bergdörfer zu schicken, um Packpferde zur Fortschaffung ihres Gepäcks herbeizuholen. Deren Ankunft abwartend, wanderte der Oberst gemächlich auf der zerstörten Chaussee auf und nieder, und seine Frauen und Dienerinnen saßen unfern am Berghang, rauchten, ergeben in das Ungemach, das Allah ihnen geschickt, ihre Zigaretten und guckten in die herrliche vor uns ausgebreitete Landschaft. Was hätten wohl unsere Damen zu dem Intermezzo gesagt?

Je höher man stieg, desto schöner und schöner wurde die Landschaft. Uns begleitete zur Linken in wechselnder Entfernung das tief eingerissene Bergtal des Karassu, dessen Wasser an 1000 Meter unter uns, in blauem Dunst verborgen, dem Auge unsichtbar, dahinrauschte. Drüben am östlichen Ufer erhob sich die hohe Kette des Morna Dagh, den Kiepert Flamburon nennt, die Pierrii montes des Altertums, von mehreren weißschimmernden Klöstern geschmückt, und dahinter erblickten wir die Spitze des thessalischen Olymp, von Schneefeldern bedeckt. Bald danach, als die Paßhöhe erreicht war, übersahen wir auch dessen waldige Hänge mit ihren tief in die Ebene von Elassona hinabsteigenden Bergfingern. Eine wunderbare Stille herrschte hier oben; kein Ton, nicht einmal der Schrei eines Vogels unterbrach sie. Nur eine kleine Gruppe von Soldaten trafen wir als das einzig Lebende in dieser Einsamkeit an. Sie gaben uns eine lebhafte Schilderung von einem eben bestandenen Scharmützel mit in der Gegend herumstreifenden Briganten. Die wackeren Burschen hielten hier, schlecht versorgt und bezahlt, von der Welt abgeschieden, schon lange Zeit unverdrossen die Wache. Manch brave Tat mag von ihnen vollbracht worden sein, von der draußen niemand hörte, und von der sie weder Lohn noch Anerkennung erfuhren.

Auf etwa 1400 Meter Meereshöhe erreichten wir den Kulminationspunkt der Straße, die sich dann schnell zu senken begann. Der Abstieg führt auf der Südseite des Gebirges bald in ein großes auf 1000 Meter Höhe gelegenes Dorf, Chadoba, türkisch Ondokusdeghirmen* (die neunzehn Mühlen). Ein Bergwasser, das, in Rinnen aufgefangen, die langen Abhänge hinabgeführt ist, treibt hier der Reihe nach in der Tat 19 kleine Wassermühlen. Von der oberen stürzt das Wasser in die untere hinab, und so fort in die Tiefe.

Ein breites Tal, in dem die Chaussee entlang führt, öffnete sich uns jetzt nach Westen. Wir befanden uns urplötzlich in belebter Gegend und wurden uns nun auch klar, daß unser Weg uns zunächst weit ab von Serfidje führte, sowie daß Karadjalar ganz anders läge, als wir gedacht.

Schmucke Dörfer schmiegten sich rechts und links an die Berghänge. Gärten und sorgfältig beackerte Felder, selbst Wiesenstreifen, die im Orient selten sind, umgaben sie in breiten Gürteln. Scharen von Reisenden kamen uns auf der Chaussee entgegen, die meisten zu Pferde, Griechen und Kuzzowalachen aus Epirus, die um diese Zeit gen Stambul zogen, wo sie fast alle das Schlächtergewerbe betreiben und die, uns entgegenkommend, freundlich grüßten. Die meisten Reiter stiegen bei unserer Ankunft nach alter Sitte vom Pferde, stellten sich daneben auf und führten den türkischen Gruß, das Temena, in der ihnen eigenen anmutigen Art aus. Dann warteten sie mit der auf die Brust gelegten Hand und etwas nach vorn geneigtem Kopfe, bis wir vorüber waren. Anstand und Höflichkeit zeichnen den Orientalen im allgemeinen aus, aber ich fand beide Eigenschaften in den hier von mir durchstreiften Distrikten auch bei dem niederen Volke ganz besonders ausgebildet. Das ist unzweifelhaft, wie so vieles auf dem klassischen Boden der hellenischen Welt, ein Erbteil antiker Kultur, welches sich, den lebenden Geschlechtern unbewußt, doch von dem einen zum anderen fortgeerbt hat.

Aus unseren acht Stunden, die wir hatten reiten sollen, waren mittlerweile zehn, elf, ja nahezu zwölf geworden, und es dunkelte bereits stark, als der Sergeant, der unserem Zuge vorausritt, auf eine weiße, in der Dämmerung noch erkennbare Häusergruppe an der Berglehne zur Linken zeigend, mich bedeutete, daß wir Karadjalar nahe seien.

Wenige Minuten danach gewahrte ich eine Gruppe von Leuten zur Seite des Weges stehend, die unserer harrte. Ein junger, stattlicher Mann trat auf mich zu, im schwarzen, modernen Geh-

*) Deghirmen (Mühle) wird „dermen“ ausgesprochen, oft fränkisch auch so geschrieben.

rock, im hellgrauen Sommerbeinkleid, mit Lackgaloschen, heller Krawatte und allen sonstigen Zutaten der großstädtischen Eleganz, an dem nur der rote Fes auf dem Kopfe den Orientalen verriet. Das war Derwisch Bey, der albanische Großgrundbesitzer, den ich mir als einen wildaussehenden schnauzbärtigen, mit Pistolen und Dolchen beladenen Berghäuptling vorgestellt hatte. Es war eine stattliche Erscheinung von gerader militärischer Haltung, ein Mann, in dem man, wenn man vom Fes absah, etwa einen preußischen Kavallerieoffizier in Zivil vermutet hätte. Von seinen Leuten umgeben, wartete er sicherlich schon einige Stunden hier, denn ich hatte unsere kleine Expedition ganz alla franca geordnet und einen Quartiermacher vorausgeschickt, der uns nach seiner Wegeberechnung angesagt und sicherlich nicht daran gedacht hatte, daß Pascha und Beys bei solcher Reise unterwegs auch etwas zu arbeiten hätten.

Mit der höflichen Formel: „Mein Haus ist das Deine" lud Derwisch Bey uns zum Näherkommen ein und gab seiner Freude über den unerwarteten Besuch in beredten Worten den landesüblichen Ausdruck. Gut und Dorf lagen nur wenig abseits der Straße. Bald lenkten wir, jetzt schon im vollen Dunkel, von unserem Gastfreunde geleitet, die Pferde auf den Herrenhof von Karadjalar — einen weiten Platz von weißgetünchten, ein wenig krumm- und schiefstehenden Gebäuden umgeben. Auf einer Seite lag, so weit man es erkennen konnte, ein verwilderter Obstgarten und vor diesem der hellerleuchtete, zweistöckige Konak mit der an der ganzen Front entlanglaufenden Veranda und den zu dieser und zum oberen Stockwerk hinaufführenden Holztreppen. Fuhrwerke und Ackergerät aller Art standen und lagen auf dem Hofe herum, und das Ganze erinnerte mich sehr lebhaft an die polnischen Gutshöfe, die ich in meiner Kindheit vom fernen Ostpreußen aus kennen gelernt hatte. Eine ansehnliche Dienerschar umringte uns, um beim Absteigen behilflich zu sein; denn ein Mann von Rang und Stand soll dessen von Rechts wegen bedürfen. Der Kiagha (Verwalter), nahm sich unserer Pferde und Soldaten an und brachte sie schneller unter, als es manchmal daheim bei überraschender Einquartierung geschieht.

Das Reisen und die Aufnahme von Reisenden sind im Orient von alters her gut organisiert. Jeder größere Ort hat seinen der Regierung verpflichteten Lieferanten, der gegen Bezahlung die Fourage liefern muß. Offiziere, Beamte und Soldaten reisen auf Marschroute und lassen sich ihr Eintreffen von Etappe zu Etappe bescheinigen — zugleich auch die durchreiste Entfernung nach Wegestunden. Für die Wegestunde ist in jedem Vilajet ein bestimmter Reisekostensatz festgestellt. Dieser Satz wird allen Berechnungen als Einheit zugrunde gelegt. Der gemeine Soldat erhält den Betrag einfach, der Leutnant zweifach, der Hauptmann drei Einheiten und so weiter hinauf. Ich als Divisionsgeneral und Ausländer, dem vertragsmäßig die Reisekosten doppelt gezahlt werden, war in der angenehmen Lage, auf deren achtzehn Anspruch zu haben, und ich füge gleich hinzu, daß ich sie auch alle auf Heller und Pfennig erhielt.

Wo die Reisenden eine Kasse der Verwaltung finden, die gefüllt ist — und das trifft in der Provinz öfter zu als in Stambul — haben sie das Recht, ihre Atteste über die zurückgelegten Entfernungen als Zahlungsanweisungen zu präsentieren und das ihnen zustehende Reisegeld zu erheben. Die Kassen übergeben die Atteste dann bei Steuereinzahlungen und ähnlichen Gelegenheiten als bares Geld der Regierung. Ob dies System ganz mit den Grundsätzen unseres Rechnungshofes übereinstimmt, lasse ich dahingestellt. Einfach und praktisch aber ist es, zumal in einem Lande mit wenig Post- und Eisenbahnverbindungen, wo Korrespondenzen und Abrechnungen lange Zeit in Anspruch nehmen. —

Uns Offizieren wurden zunächst unter der Veranda die schweren Reiterstiefel ausgezogen und einem jeden ein Paar saubere Pantoffeln an die Füße gesteckt; denn der Türke findet es nicht ganz ohne Grund verkehrt, wenn der Franke, der in die Stube tritt, sich den Hut vom Kopfe nimmt, mit dem er doch nichts berührt, dafür aber an seinen kotigen Stiefeln den Schmutz der Straße auf die peinlich sauberen Strohmatten im Zimmer oder gar auf kostbare Teppiche trägt.

Frisch beschuht, folgten wir Derwisch Bey die Verandatreppe hinauf zu den Wohnräumen, die im türkischen Landhause fast nie zu ebener Erde liegen. Das untere Stockwerk enthält nur Küchen, Vorratskammern und die Gelasse für die Dienerschaft. Für Marsch- und Manövereinquartierungen ist das türkische Haus außerordentlich geeignet. Da fehlen die Plüschmöbel, die Phantasiestühle und Tischchen, alle die zierlichen Dinge, auf die man sich nicht setzen und auch nichts legen kann, wie bei uns auf eleganten Herrensitzen; dafür aber ist Raum vorhanden. An den Wänden ringsumher läuft der Diwan — ein breites, bequemes Kanapee ohne Lehne, das sich vortrefflich zur Lagerstatt eignet. Bei dem Bauern liegt ein Strohpolster mit weißem Leinen bezogen darauf, bei dem Vornehmen, wie hier, eine bessere Polsterung mit Plüschbezug und einigen Kissen. Bei beiden kann man bequem sechs oder gar acht Personen im nämlichen Zimmer darauf lagern. Der Koffer wird daneben gestellt, und auf den reinlichen Matten am Boden kann man seine Habseligkeit nach Bequemlichkeit ausbreiten.

Bald saßen wir behaglich im Scheine der großen buntbemalten Petroleumlampe bei dem, einem jeden türkischen Mahle vorangehenden, kalten Imbiß, den schon Moltke mit Behagen geschildert hat, und der aus kleinen Käsestückchen, Oliven, gerösteten Mandeln, Rosinen, Brot und dem unvermeidlichen Raki*) besteht, der aber hier, nicht mit Mastix versetzt, in der reinen, viel schmackhafteren Form als Düs — „das Einfache" — genossen wird. Die Unterhaltung drehte sich sehr bald um den Zweck unserer Reise, um die Verhältnisse der Landwirtschaft, um den Mangel an Arbeitskräften, die niedrigen Getreidepreise, die hohen Abgaben und Steuern, die Schwierigkeit der Wege, die neue Eisenbahn, und — da sie nicht über Karadjalar führte — ihre ganz falsche Lage, oder

*) Ein Treberschnaps, den auch der tolerantere Muhamedaner nicht immer streng vermeidet.

was sonst des Agrariers Interesse in der ländlichen Einsamkeit zu fesseln pflegt. Es war ganz wie daheim. Dann folgte noch eine stundenlange Kunstpause, während derer man unten im Hause geschäftig hin und her laufen hörte und wir uns, statt nach einer opulenten Mahlzeit, nach der wohlverdienten Ruhe sehnten, bis endlich das Essen fertig war und noch ein überreichliches Diner folgte. Der Hammel spielte darin, selbstverständlich in den verschiedensten Gestalten, gebacken und gebraten, die Hauptrolle. Mir ließ Derwisch Bey zu der Mahlzeit auch einen ganz vortrefflichen Rotwein servieren, der nicht unbeachtet blieb.

Lange waren wir noch im Gespräche zusammen, das sich jetzt auf militärische Dinge, auf Freiwilligengestellung, die Möglichkeit eines Krieges mit Griechenland und den Grenzschutz erstreckte, und erst spät nach Mitternacht trennten wir uns. Immer wieder mußte ich mir ins Gedächtnis rufen, daß ich mich hier in weiter Ferne, nahe an Thessalien in einem abgelegenen Bergtale und nicht irgendwo im Osten meiner deutschen Heimat befände, denn das alles erinnerte an oft erlebte Szenen. Der Ort, wo wir uns befanden, wurde mir erst wieder gegenwärtig, als ich zur Ruhe ging und statt eines zierlichen Kammerkätzchens ein sechs Fuß hoher breitschulteriger albanischer Diener im vollen Waffenschmuck, mit dem Handschar und dem Revolver im Gürtel, in das Zimmer trat, um mir das Bett zu machen. Kein weibliches Wesen ließ sich während unserer Anwesenheit sehen. Bei der Einfachheit orientalischer Lagerstätten, die nur aus Matratze, Decken und rundem Rollkissen bestehen, ging die Arbeit auch den Männerhänden gut von statten, und der Riese entledigte sich ihrer mit großer Würde, mir dann sein „gedjiniz hair olszun!“ — „Ihre Nacht, Ihre Ruhe sei gesegnet!“ — wünschend. Nach dem ziemlich anstrengenden Ritt schlief ich bald den Schlaf des Gerechten.

Früh waren wir wieder auf; denn im Orient wird man Frühaufsteher, wenn gleich der Morgen nicht immer zur Arbeit benutzt wird, sondern eher zu beschaulichem Nachdenken über das, was man am Tage wohl tun oder lassen könnte.

Die Morgentoilette vollzog sich in der einfachsten Art auf der Veranda, wo ein Diener uns aus der antik geformten Kanne des türkischen „lejen“, des Waschgeräts, das Wasser über die Hände goß und wir uns wuschen, wie ich es dereinst als junger Leutnant auf dem Bauernhofe am Brunnen getan. Der türkische Kaweh, aus kleinen Täßchen geschlürft, vertrat das Frühstück, denn die Morgenkost ist im Orient nicht üblich; dann stiegen wir mit einer, unserem freundlichen Wirt nicht ganz verständlichen Eile wieder zu Pferde. Nach Gutsbesitzerart geleitete uns Derwisch Bey noch ein Stück des Weges und führte uns auf einen seinem Gutshof nahe gelegenen Bergkegel, von dem man einen weiten Blick über das ganze Tal des Sarygöl genoß, um uns die Lage der verschiedenen Orte bis Kajalar hin und noch einmal das Verfehlte an der Eisenbahntrace auseinanderzusetzen. Dann nahmen wir Abschied. Allaha iszmarladyk! — Gott befohlen!

Weiter ging es, die Chaussee verfolgend, dem Karassu in der Richtung auf Serfidje entgegen. Sie führte uns durch das Egri Budjak,*) den zwischen Kosana und dem Indje Karassu gelegenen Bergkessel, der von einem merkwürdigen Völkchen bewohnt ist. Es sind Konjari, Leute von Konja, von den Umwohnern abstechend durch blondes, fast rötliches Haar und merkwürdig vornehme, aber etwas düstere Gesichtszüge. Die Konjari sind vermutlich Seldschucken — aller Wahrscheinlichkeit nach von den byzantinischen Kaisern hierher verpflanzte Kriegsgefangene, die schon lange vor der türkischen Eroberung in den noch jetzt von ihnen bewohnten Dörfern angesiedelt wurden. Noch heute schließen sie sich gegen die Umwohner ab und gelten als mürrisch und schwer zugänglich. Sehr strenge sollen sie in der Klausur der Familien sein. Das Dorf Djidjiler, in dem wir rasteten, sah, als wir einritten, beinahe verlassen aus.

Auf den Ghazi Tepeler, den Heldenhügeln, die alte Gräber zierten, fand dann die Besprechung über Verteidigung und Fortnahme des Flußüberganges statt, wie an der Spree, Oder und Weichsel. Allein auch hier wurden wir unterbrochen, ähnlich wie bei Niausta.

Vom Indje Karassu her kam mir ein Bote entgegen, der mir anzeigte, daß der Mütessarif von Serfidje mit großem Gefolge mich an der Brücke über den Bergstrom erwarte, um mich feierlich in sein Städtchen zu geleiten. Derartige Intermezzos begegneten uns auf der weiteren Reise noch häufig, und so hemmend sie auch in die militärischen Arbeiten eingriffen, ließen sie sich doch nicht vermeiden, da Beachtung der Formen der Höflichkeit im Orient als das erste Gesetz für den Reisenden gilt. In der Tat traf ich an der Karassu-Brücke Emin Bey, den Mütessarif, meiner schon seit einigen Stunden mit Ungeduld wartend, umgeben von seinen Beamten, dem Gendarmeriechef, einigen Militärs und Notabeln der Stadt. Ich mußte vom Pferde steigen und es mir gefallen lassen, daß mich der Herr Regierungspräsident persönlich auf seinem Jagdwagen nach Serfidje hineinfuhr. Serfidje ist ein freundliches Städtchen mit schmucken Häusern, nur von Muhammedanern bewohnt, die aber hier schon fast durchweg griechisch sprechen. Es lehnt sich an den Hang der Berge des rechten Karassuufers und wird überragt von den Ruinen einer alten Burg und einer zerstörten byzantinischen Kirche mit den Resten merkwürdiger Wandgemälde.

Die ganze Reisegesellschaft mußte in dem geräumigen Hause Emin Beys absteigen, der uns, wie Derwisch Bey, während unseres Aufenthaltes in Serfidje die liebenswürdigste Gastfreundschaft darbot. Doch war es hier anders. Schon der Empfang hatte sich zeremonieller gestaltet mit Deputationen, Schulen, Sultanshymne und Freudenschüssen. Er war auf thessalische Art großstädtischer, aber der Abend vorher in seiner Einfachheit blieb mir doch lieber. Er hatte mir halbvergessene Bilder aus der deutschen Heimat vor die Seele gezaubert, die ich auf türkischem Boden in fremdem Lande nicht erwartete.

*) Schwer ins Deutsche zu übertragen. Es bedeutet so viel wie einen verborgenen Zufluchtsort.

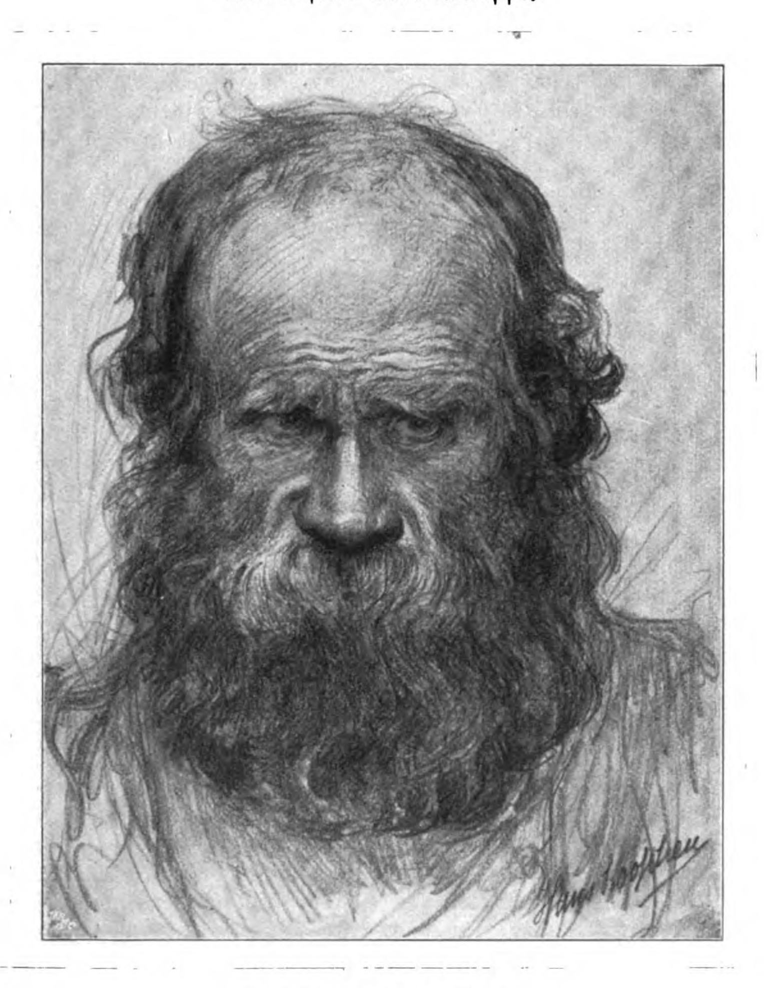
Auf der Rückreise nach Wochen kam uns Derwisch Bey noch einmal entgegen. Er lud uns ein, wieder bei ihm Station zu machen, wenn es auch einen Umweg erheische. Auf Umwege kommt es im Orient nicht an. Ich hatte Mühe abzulehnen, freute mich aber doch, ihn wiederzusehen; denn ich fand in ihm einen bei aller Einfachheit recht gebildeten ernsten Mann, der nur, wie jeder Türke, mit dem, was er weiß und was er ist, lange zurückhält. Einen ganz ähnlichen Eindruck erhielt ich noch auf demselben Ritt von dem Bey von Kajalar, einem Verwandten Derwischs, der uns nicht minder gastfrei zu kurzer Rast einlud.

Das waren die Leute, denen man so viel Übles nachsagte und auch heute wieder nachsagt, wenn es in Mazedonien Unruhen gibt. In uns allen steckt etwas vom Hochmut der alten Griechen, die Barbaren nannten, was außerhalb ihrer Grenzen wohnte. Weit mehr, als wir wähnen, ist von der alten Kultur in jenen weltfernen Landstrichen übrig geblieben, die ich durchstreifte, und sie sind auch der modernen nicht abhold. Die Söhne der Beys, das jüngere Geschlecht, dem auch meine Gastfreunde angehörten, pflegen im Knabenalter nach Athen zu gehen, um auf griechischen Schulen zu studieren, und dann in die heimatlichen Berge zurückzukehren. Auf einer Meerfahrt bald danach traf ich einen deutschen Hauslehrer, der in den albanischen Bergen bei einem Großgrundbesitzer in Stellung war und jetzt dessen Söhne nach Deutschland geleitete. Er gefiel sich wohl in seiner Halbwildnis und wußte nicht genug das Haus seines Brotherrn zu rühmen.

Das Gesetz der Berge ist härter als das der Großstädte, und flammt der Nationalhaß auf, so spornt er wohl immer noch zu Taten der Wildheit an, aber das milde Licht der Bildung und Gesittung dringt doch wieder mehr und mehr auch in die Felstäler des Pindus und des Bermius vor, wo sie einst eine wohlgepflegte Stätte hatten.

Das sagt mir die Rückerinnerung an mein erstes mazedonisches Marschquartier.

Aus unserer Studienmappe.



Studienkopf von Hans Looschen.



Der Doppelgänger.

Von Georg Freiherrn von Ompteda.



Die Stimmen verklangen, die Gräfin neigte noch einmal den Kopf, dann schloß sich die Tür, und nun kehrte sie zu der übrigen Gesellschaft zurück.

Es war ein großer Salon mit verschiedenen Sitzgelegenheiten; mehrere Lampen brannten, durch mächtige seidene Schirme gedämpft, und man saß in Gruppen gelangweilt umher, die Herren im Frack, die Damen in ausgeschnittenen Kleidern. Man versteckte ein Gähnen und blickte verstohlen nach der Uhr.

„Woher kennen Sie eigentlich das Ehepaar, Gräfin?" fragte ein Kürassier-Rittmeister, eigentlich in ziemlich gleichgültigem Ton, um nur die Langeweile des Abends zu bannen.

Sie sann einen Augenblick nach.

Dann sagte sie: „Ich dächte, ich hätte sie in Kairo kennen gelernt, das heißt ihn."

Der Offizier beugte sich vor und meinte erstaunt: „Ach, in Kairo?"

„Ja, wir waren auf einer Reise nach Ägypten und Palästina, und auf der Nilfahrt ja, jetzt wird es mir wieder klar, jawohl, auf dem Nildampfer, habe ich ihn kennen gelernt. Sie wissen, die Fahrt bis Assuan dauert lange, und er befand sich unter unserer Reisegesellschaft. Nun da kommt man im Laufe von Wochen doch einigermaßen mit den Menschen zusammen. Ich war im Zweifel, wo ich ihn zuerst gesehen, denn er und sein Bruder waren bekannte Doppelgänger. Das hat mich gestört.

Die Gräfin sah an dem erstaunten Gesicht des Offiziers, daß er davon gar nichts zu wissen schien, und nun blieb auch eine alte Exzellenz mit schneeweißem Haar, der im Salon von einer Gruppe zur anderen gegangen war, bei der Hausfrau stehen und zwei Damen neben ihr unterbrachen die Unterhaltung und horchten auf. Sie hatten nur etwas von Doppelgänger gehört, darum fragte die eine: „Was sagst Du da, Louise, von Doppelgängern? Das mußt Du uns erzählen. Doppelgängergeschichten sind immer interessant."

Die Gräfin erzählte gut und deshalb gern. Aber sie brauchte immer eine kleine Gemeinde; die vier, die jetzt aufmerkten, waren noch nicht genug, deshalb redete sie in geschickter Weise hin und her, bis sie anfing, so daß sich schließlich ein ganzer Kreis um sie versammelt hatte.

Sie hatte von ihrer Mutter, die Italienerin gewesen, den dunklen Teint geerbt und das Gebärdenspiel des Südens. Schwarz funkelten ihre Augen unter dem fast weißen Scheitel, und mit jugendlicher Lebhaftigkeit begann sie zu erzählen: „Die Vadetti waren immer ein internationales Geschlecht. Sie stammten eigentlich aus der Lombardei, aber trotz des italienischen Namens war deutsch ihre Muttersprache. Der Älteste der Familie, Graf Stefan Vadetti, hatte eine Spanierin zur Frau und war sein ganzes Leben auf Reisen gewesen.

Aber zu der Zeit, wo ich ihn kennen lernte, war er kränklich geworden und lebte auf seinem Gut in Steiermark. Die Brüder dagegen traf man in aller Welt. Sie waren einmal in Europa, einmal in Indien, in Amerika — nur nicht zu Haus.

Sie wissen, mein Mann und ich sind gleichfalls viel gereist. Wir waren im Orient, in Skandinavien, in England, in Algerien, Spanien, Frankreich, zum Schluß haben wir eine Reise um die Welt gemacht und überall trafen wir die Brüder Vadetti.

Lächerlich dabei war nur, daß wir sie immer verwechselten, und Sie haben ja eben gesehen, daß ich nicht genau wußte, welchen ich eigentlich in Kairo kennen gelernt.

Sie waren gleich groß, beide mager, beide von ganz gleichem Gesichtsschnitt, sie trugen das Haar einer wie der andere gleich Engländern ganz an der Seite gescheitelt.



Bildnis. **Gemälde von Prof. C. Gussow.**

Erst später machten wir uns klar, daß der eine den Scheitel rechts hatte und der andere links, aber so etwas merkt man sich nicht. Dabei waren ihre Gesichter mit kleinen schwarzen Schnurrbärtchen wirklich so völlig gleich, daß man erzählte, sogar ihre Mutter habe sie verwechselt. Das mag nur ein Scherz sein, ich kann aber versichern, daß wir diese beiden Menschen, die gleich uns den Reisetrieb hatten, so oft wir sie trafen, verwechselt haben.

Der ältere hieß Ernst, der jüngere Alfred. Wir haben einen in Madrid getroffen und meinten mit Alfred zu tun zu haben, während es Ernst war. Am Nord-Kap redeten wir Ernst auf unseren Aufenthalt in der Oase Biskra an, und zu unserem Erstaunen behauptete er, nie dort gewesen zu sein; es war also der Bruder.

Wir haben einmal etwas Schreckliches erlebt, das mich heute noch erschaudern macht, einen Hotelbrand in Athen, und als wir den einen Vadetti in Tokio trafen, gedachten wir dieser Katastrophe mit Grausen; er aber entsann sich dessen nicht, der Bruder war dabei gewesen.

Das aber, wovon ich erzählen will, begann in Paris. Als mein Mann und ich uns das erste mal dort aufhielten, hatten wir so gut wie keine Bekannten, und da wir Graf Vadetti dort trafen — um alle Verwechslungen unmöglich zu machen, es war Ernst, der Ältere — so verabredeten wir uns mit ihm oft zu dieser oder jener Unternehmung. Wir fuhren nach Versailles, nach St. Cloud, wir gingen zusammen ins Theater, und als wir so ziemlich alles gesehen, fragte uns der Portier unseres Hotels, in dem auch Graf Ernst Vadetti wohnte, ob wir denn das Palais de glace schon besucht hätten. Wir hatten davon gehört, aber im Grunde genommen versprachen wir uns von dieser künstlichen Eisbahn nicht sehr viel. Doch uns wurde versichert, es sei wirklich etwas sehr interessantes. Wir gingen also nachmittags hin.

Falls es einer von Ihnen kennt, so seien Sie nicht böse, wenn ich es trotzdem für die anderen mit ein paar Worten beschreibe.

Es liegt in der Nähe der Champs élysées, etwas hinter Bäumen versteckt, im Sommer kaum sichtbar, zu der Jahreszeit, als wir uns in Paris befanden, aus den blätterlosen Zweigen ragend etwa wie ein Zirkus oder ein Panoramagebäude. Der Eintrittspreis von 5 Franks schließt natürlich das Publikum anderer Schlittschuhbahnen aus, und in der Tat macht es einen sehr eleganten Eindruck. Wir sahen zwei Ränge und in der Mitte, wo sonst die Manege sein würde, eine Eisfläche, von der uns gleich beim Eintritt ein kalter Lufthauch entgegenströmte.

Das Eis ist künstlich und wird, wie ich hörte, durch Gefriermaschinen täglich neu erzeugt, die Art des Verfahrens kenne ich nicht. Rundherum stehen unmittelbar an der Einfassung kleine Tische, dahinter läuft ein Gang wie eine Wandelbahn, mit dem Eintritt in die Garderoben.

Wir setzten uns, wie uns geraten worden, an einen der kleinen Tische und bestellten Tee. Aber wir rührten ihn lange nicht an, so fesselte uns das Bild, das sich auf dem Eise unseren Augen bot.

Bei den Klängen eines Walzers wiegten sich dort Paare, vielfach zwei Damen, ab und zu eine Dame und ein Herr mit einer Grazie, wie ich so etwas noch nie gesehen hatte. Und wie waren diese Damen angezogen!

Fußfreie Kleider, mit Pelzbesatz, sonst von größter Einfachheit, die wie angegossen saßen, darüber reizende Gesichter mit dunklen großen brennenden Augen und weit nach der Mode den Kopf umwallendem schwarzem Haar, dazwischen Braune mit zierlichen kleinen Löckchen und wohl auch einzelne, die aus anderen Farben erst die Kunst zum Tizianischen Rot und zum hellen Blond der Nordlandstochter geführt.

Viele der einzelnen Damen wurden von in knappen Schlittschuhlaufanzügen, mit kleinen, den russischen Militärmützen ähnlichen Kopfbedeckungen gekleideten berufsmäßigen Fahrern, den „Professeurs", wie sie genannt wurden, geleitet.

Wenn dann einmal sich eine besonders schlanke schöne Erscheinung mit einem dieser Professeurs zusammen tat und kunstreiche Figuren lief, dann wurde ihnen wohl Platz gemacht, und alles bewunderte den zarten, biegsamen Körper in dem tadellos sitzenden Kleid, wie er sich in edlen Linien seitwärts bog, mit den Händen das Gleichgewicht suchend, als führte er einen schönen, fremdländischen Tanz auf der Eisfläche aus.

Wir waren so gebannt von dem Anblick, daß wir uns ab und zu lächelnd anblickten

und dann immer wieder starren Auges auf die Eisfläche schauten, die im elektrischen bläulichen Bogenlicht die Schatten der darüber Schwebenden wiedergab.

Mein Mann machte mich aufmerksam auf eine kleine Dame in schwarzem Kleid mit einem entzückenden Gesichtchen von kastanienbraunen Locken umgeben. Ein Gesicht, nicht regelmäßig, vielleicht mehr beauté du diable, aber von seltsamem Reiz und durch alles, durch die Toilette, durch die schwarzen mattglänzenden großen Perlen in den Ohren, durch die Art das Haar zu legen in einer Weise unterstützt, wie man es allerdings der Pariserin fast allein zusprechen muß. Eine Figur hatte diese Dame, trotz ihrer Kleinheit, wie ich von solchem Ebenmaß kaum etwas gesehen habe. Durch die Art des Anzuges, durch die Länge des Rockes, durch den Sitz der Taille, täuschte sie über ihre Größe.

Sie fuhr mit einem Professeur, einem jungen, blonden Menschen, der etwas so Nordisch Germanisches, fast etwas Ehrlich-Deutsches, in der Hautfarbe Milch und Blut hatte, in den blauen Augen, in dem blonden Haar, daß ich auf die Vermutung kam, er müsse durchaus ein Landsmann sein, den das Schicksal hierher verschlagen habe.

Der junge Mann sah wunderhübsch aus in seinem ganz eng anschließenden, unaufdringlichen schwarzen Gewand mit den weißen Handschuhen, tadellos, als wären sie eben frisch angezogen, und der Pelzmütze, schief auf dem blonden Haar. Er erschien als prächtiges Gegenstück zu der kleinen Pariserin.

Die beiden fielen uns so auf, daß wir schließlich niemand mehr beobachteten als sie und uns gegenseitig Mitteilungen über das Paar machten.

Der Professeur fuhr immer in ihrer Nähe. Ich weiß nicht, ob man die Leute mietet; ich habe später gehört, daß sie lediglich von den Damen, mit denen sie fuhren, ein Entgelt bekommen, aber die ganze Zeit, während wir da weilten — und wir sind stundenlang dort geblieben — hielt sich der junge Mann immer bei ihr auf. Wenn sie ausruhte, brachte er sie an einen Tisch und ohne mit ihr zu sprechen, zog er sich diskret zurück, blieb aber ein paar Schritte von ihr stehen, nur darauf wartend, daß sie das Eis wieder betrete.

Sie saß dann nicht sehr weit von uns, mit einem älteren Herrn und mehreren Damen, die ihren Tee tranken und sich eifrig unterhielten. Ab und zu trat ein Herr an den Tisch und sagte dieser oder jener Dame ein paar lächelnde Worte, die mit einem Augenblitz und eben solchem Lächeln beantwortet wurden. Es schien wie eine Art Cour, die die Leute abhielten, und in der Tat mußten sie wohl allgemein bekannt sein.

Um die junge Schlittschuhläuferin kümmerte man sich verhältnismäßig wenig: mit dem Begrüßen und Sich-wieder-trennen waren alle viel zu sehr beschäftigt.

Nur der Professeur ließ kein Auge von ihr, und wenn sie den Tisch ihrer Angehörigen oder Bekannten, das wußten wir nicht, verließ, folgte er ihr jedesmal in angemessener Entfernung, blieb hinter ihr auf dem Eis, fuhr Bogen mit ihr, schleifend Figuren, und ich sah, wie jedesmal, wenn ein Unachtsamer, etwa ein Knabe, der seine ersten Versuche machte, in ihre Nähe kam, der Professeur ängstlich aufpaßte, daß sie nicht etwa mit jemand zusammenstieß. Alle seine Aufmerksamkeit war gespannt auf sie gerichtet. Wenn die Musik von neuem anhub, fragte er sie etwas, wahrscheinlich, ob sie tanzen wollte, und dann verbeugte er sich. Seine Nasenflügel blähten sich leise, ich sah, wie die Finger in den weißen Handschuhen sich schlossen und wie ein Leuchten über sein Gesicht ging, sobald er ihr die Hand entgegenstreckte und mit ihr fahren durfte.

Dabei berührte er sie so zart, als ob sie zerbrechlich wäre oder als sähe er in ihr ein Wesen, dem er, der Angestellte, nicht gleich stand und dem er nur nahe kommen dürfte, wie etwa ein Stallmeister, der einer Dame die Zügel anders legt, oder ein Diener, der eine Kranke stützt.

Ich machte Graf Vadetti aufmerksam auf das Paar, aber er nickte nur, und erst als sich die junge Dame zu den andern wieder an den Tisch gesetzt, fand er, der sie unausgesetzt mit den Blicken verfolgte, Zeit mir zu sagen: ‚Ist das eine schöne Erscheinung! Nicht wahr? Ich möchte nur wissen, wer sie ist.‘

Ich zuckte die Achseln, aber die schöne Schlittschuhläuferin schien ihm keine Ruhe zu lassen, so wie sie auch unsere Aufmerksamkeit ganz gefesselt hielt. Wir

fragten den Kellner, als wir den Tee zahlten, wer die Dame wäre. Er wußte es nicht, sie käme fast täglich, etwa um vier Uhr.

Der Mann entfernte sich, und unwillkürlich blickten wir uns jetzt um nach ihr, aber sie war mit der ganzen Gesellschaft vom Nebentisch fortgegangen. Wir hatten den richtigen Augenblick verpaßt.

Mein Mann wollte gehen, doch Graf Vadetti bat noch etwas zu bleiben, und ich fühlte, ohne daß er es sagte, denn wir Frauen merken so etwas schneller als die Männer, daß er warten wollte, bis sie aus der Garderobe zurückkehrte, denn sie mußte doch erst ihr Straßenkleid wieder anziehen.

Wir haben noch lange gewartet, sie kam nicht wieder. Der blonde Professeur aber stand in der Nähe der Heizung, die, rund um den Gang laufend, sich bemühte, den kalten Hauch vom Eise her aufzuheben.

Er fuhr mit niemand, es schien, als ginge ihn die ganze Sache nichts mehr an.

Endlich brachen wir auf, aber noch draußen sprachen wir alle drei von dieser entzückenden Erscheinung. Wir bedauerten nicht, dem Rat unseres Hotel-Cerberus Folge geleistet zu haben, und als am nächsten Tage Graf Vadetti uns bat, noch einmal in das Palais de glace zu kommen, waren wir sofort dabei.

Aber ich weiß nicht, war es ein Rückschlag, soll man so etwas nicht zweimal hintereinander sehen, waren wir zu falscher Stunde da, kurz, diesmal gefiel es uns nicht, auch die Gesellschaft war nicht so gut, und die kleine Pariserin fehlte.

Graf Vadetti wollte uns am nächsten Tage wieder bereden, hinzugehen, doch da es ein Tag war wie im Frühling, zogen wir es vor, im offenen Wagen in das Bois de Boulogne zu fahren, und überließen unseren Freund seinem Schicksal.

Damit hatten wir ihn verloren, denn von jetzt ab ging er täglich in das Palais de glace und war für uns nicht mehr zu haben.

Das schöne Wetter hielt an, und wir blieben in Paris. Es ist ja eine Stadt, die man nie satt bekommt, ich wenigstens nicht. Was wir eigentlich machten, weiß ich nicht, ich glaube nichts, aber die Tage vergingen so schnell, daß sie uns noch zu kurz schienen, und wir an die Abreise nicht dachten. Nur die Beziehungen zu unserem Freunde hatten sich etwas gelockert. Er war zerstreut, unlustig, und wenn wir eine gemeinschaftliche Unternehmung vorschlugen, hatte er alles schon gesehen. Es trat jene Entfremdung ein, wie zwischen guten Freunden, von denen der eine plötzlich eine neue Bekanntschaft gemacht hat, die dem anderen nicht gefällt.

Man kann nicht mehreren Göttern dienen, und noch etwas kam hinzu. Wir trafen ein uns bekanntes Berliner Ehepaar auf dem Boulevard des Italiens. Die kannten Paris nicht, waren glückselig, uns gefunden zu haben, und wir mußten die Führung übernehmen.

Wenn nun eines Tages Graf Vadetti wirklich geneigt war, sich uns anzuschließen, so hatten wir uns bereits mit den Berliner Freunden verabredet. Immer mehr kamen wir mit ihm auseinander.

Ich sprach einmal mit meinem Mann darüber. Wir ahnten, daß das Palais de glace daran schuld sei, denn nachmittags zwischen 3 und 5 Uhr war unser Freund nie zu haben. Als die Berliner uns einmal nach dem Palais de glace fragten, schwärmten wir davon, trotz der verflogenen Begeisterung, und eines Nachmittags saßen wir alle vier wieder bei den Klängen der Musik in der Rotunde beim Tee, den Rücken von angenehmer Wärme bestrahlt, das Gesicht frisch von dem kalten Luftzug, der einem aus dem Eise förmlich wie Dampf ins Gesicht zu steigen schien. Unwillkürlich musterten wir der Reihe nach die Tische und mein Mann sagte leise zu mir: ‚Er ist nicht da!‘

Da, in demselben Augenblick, hatte ich ihn schon entdeckt. Er stand auf der künstlichen Eisfläche, glänzende Schlittschuhe an den Füßen, und unterhielt sich mit der hübschen kleinen Pariserin.

Der blonde Professeur war in der Nähe und ließ keinen Blick von den beiden. Aber er hielt sich zurück als der Nichtgleichberechtigte, wie der Diener, der etwa, den Pelz in der Hand, am Theaterausgang auf seine Herrin wartet, während sie sich mit einem ihr bekannten Herrn unterhält.

Nun begannen die beiden zu fahren. Sie reichten sich die Hände übers Kreuz, holländerten in weitem Bogen, einmal rechts, einmal links, einmal nach der Mitte der runden Eisfläche, einmal bis hart an die Balustrade heran, an der die Tische mit

den Zuschauern standen. Seine Kunst war mit der der Partnerin nicht zu vergleichen, man sah ihm den Anfänger an, der zwar Bogen fahren konnte, aber doch nicht mit leichter Natürlichkeit, sondern sich jedesmal dazu krampfhaft abstoßen mußte.

Hinter ihnen folgte der Professeur in seinen tadellosen weißen Handschuhen, indem er einen doppelt so großen Bogen machte wie die beiden, jedesmal womöglich noch eine Figur einlegend. Dabei blickte er, wie mir schien, unausgesetzt auf das Paar; wenn er Graf Vadettis Abschwung sah, wie mir's schien mit einem leisen, mokanten Lächeln, wenn sein Auge auf der Dame ruhte, ohne eine Miene zu verziehen, aber mit jener Aufmerksamkeit und Glut des Blickes, die mir von Anfang an an ihm aufgefallen war.

Das erstemal, als unser Freund vorüber kam, hatte er uns nicht bemerkt, das zweitemal jedoch sah ich, daß er uns erkannte. Er machte einen Versuch zu grüßen. Aber er kam nicht zu uns und blieb die ganze Zeit bei der Dame stehn.

Sie sprachen eifrig miteinander, bis er sie zurückführte an einen Tisch, an dem ich nun wieder den älteren Herrn und etwa die ähnliche Gesellschaft gewahrte wie das erstemal, als wir das Palais de glace besucht hatten. Dort unterhielt er sich mit den Damen und dann nahm er von der jungen Pariserin Abschied, denn sie ging auf den Schlittschuhen nicht ungeschickt, wie man es sonst sieht, sondern mit unendlicher Grazie, indem sie sich rechts und links in den Hüften bog, in die Garderobe hinein.

Bald darauf kam Graf Vadetti an unseren Tisch, ließ sich mit unserem Berliner Ehepaar bekannt machen, und wir forderten ihn auf, mit uns Tee zu trinken. Er nahm an, verschwand bloß noch einmal, um die Schlittschuhe abzulegen.

Bald kam er wieder, und im Gegensatz zur Stimmung der letzten Tage war er sehr angeregt. Die leise Entfremdung zwischen uns schien gewichen, ja er gab sich alle mögliche Mühe artig zu sein und nahm unsere Aufforderung an, mit uns abends in die komische Oper zu gehen.

Wir frugen nicht nach seiner Bekanntschaft vom Palais de glace, und er sprach auch nicht davon.

Der blonde Professeur fuhr öfters an uns vorüber, und jedesmal war es mir, als würfe er Graf Vadetti einen scharfen Blick zu.

Es war an diesem Abend keine Vorstellung, die uns anzog. Ich erinnere mich nicht, langweilte uns die Oper, oder war die Darstellung nicht nach unserem Geschmack. Kurz vor Schluß gingen wir, um in einem Café in der Nähe zu Abend zu essen. Unser Freund saß neben mir, er war sehr zerstreut. Es schien ihm etwas das Herz abzudrücken. Ich ahnte, daß er erzählen wollte, denn er brachte fortwährend das Gespräch auf das Palais de glace. So fragte ich denn endlich: wie er denn diese reizende junge Dame kennen gelernt hätte?

Darauf schien er bloß gewartet zu haben, denn er begann sofort: er wäre den dritten Tag nur hingegangen, um den nicht so günstigen Eindruck des zweiten Tages auf seine Richtigkeit zu prüfen, und habe sich sehr gut unterhalten, darum hätte er den Besuch wiederholt. Und da habe er einen Pariser, mit dem er einmal ein paar Tage auf Capri geweilt, wieder getroffen, und während er sich eben von ihm verabschieden wollte, habe jener diese Dame, die vorüberglitt, gegrüßt.

Natürlich hatte er gefragt, wer sie sei, und mit der Liebenswürdigkeit des Franzosen, der den Anblick und die Bekanntschaft einer hübschen Frau jedem anderen zukommen lassen will, als geschähe ihm eine Wohltat damit, vielleicht auch bloß aus Förmlichkeit, hatte der Pariser gefragt, ob er ihn vorstellen solle. Graf Vadetti hatte angenommen und jetzt nannte er mir den Namen, den ich nicht kannte, und erzählte mir die näheren Verhältnisse.

Die Dame war Witwe. Sie war nur ganz kurze Zeit verheiratet gewesen. Ihr Mann hatte auf der Jagd einen Schrotschuß in die linke Seite bekommen und war nach verschiedenen Operationen und langem Leiden gestorben.

Das lag nun schon über zwei Jahre zurück, und sie war jetzt dem Leben zurückgegeben, das sie nach ihrer Weise genoß, im Familienkreise, der äußerst gesellig lebte, vor allem aber, indem sie ihrer größten Leidenschaft nachging, Schlittschuh zu fahren.

Graf Vadetti meinte, ihre Passion dafür wäre so stark, daß sie eine reine Manie geworden sei. Sie hätte das Bestreben,

jeden Menschen zu veranlassen, Schlittschuh zu laufen, auch wenn er nicht die mindeste Anlage dazu besäße. Sogar ihren alten Vater, den Herrn mit weißem Bart, den ich wieder unter den Damen am Tisch bemerkt, hatte sie aufs Eis gelockt, aber nachdem er zwei- oder dreimal tüchtig hingefallen, hatte er, wie sie sagte, die Nerven verloren. Der Zufall wollte es, daß unter ihren Bekannten sich nicht ein einziger Läufer befand; denn die zwei oder drei, die sie gleichfalls überredet, hatten gar keine Fortschritte gemacht.

Graf Vadetti traf nun die Familie öfters, nachdem er ihnen einen Besuch gemacht hatte, und erzählte mir, er habe nicht widerstehen können und sich auf ihre Bitten aufs Eis gewagt.

Jeden Morgen nahm er Unterricht bei dem blonden Professeur, der übrigens richtig, wie wir geahnt, ein Nordländer war, aber kein Deutscher, sondern ein Däne, irgendein Svendsen oder Jacobsen.

Der Professeur, dem er den Grund seines Unterrichts mitgeteilt, behauptete aber immer, er laufe für Madame noch nicht gut genug. Graf Vadetti erklärte nur dazu: ‚Ich glaube, ich sollte möglichst lange nicht mit ihr laufen, wahrscheinlich, weil der Kerl noch weiteres Honorar haben wollte, denn diese Professeurs werden sehr hoch bezahlt. Aber ich habe mich nicht daran gekehrt, und da Madame mein Laufen für genügend erklärte, bin ich jeden Nachmittag zu ihrer Verfügung gewesen.‘

Ich weiß nicht, wie es kam, aber als Graf Vadetti mir das so erzählte, erinnerte ich mich plötzlich jenes Blickes, der mir so eigentümlich vorgekommen war, und ich sagte: ‚Vielleicht ist es ihm nicht recht, daß nun er nicht mehr mit ihr läuft!‘

Der Graf blickte mich an, dann antwortete er nachdenklich: ‚Meinen Sie? Nun, den Kerl soll doch der Deubel holen, der wird bezahlt und damit basta!‘

Und nun begann er mir zu schildern, während er unausgesetzt einen Seitenblick zu den anderen warf, die sich aber eifrig unterhielten, wie reizend diese Dame sei, wie graziös, wie kokett, wie entzückend sie führe, wie klug sie sich unterhielte. Kurz, aus seinem Feuer ward mir bald klar, daß es in unseres guten Freundes Herzen lichterloh brannte.

Dann wurden wir unterbrochen, mein Mann fragte mich etwas, und die Unterhaltung wurde allgemein.

Am nächsten Tag saßen wir wieder im Palais de glace, diesmal allein, denn unsere Berliner Freunde waren abgereist. Die Geschichte begann mich jetzt zu interessieren, und mein Mann, dem Graf Vadetti bei einem Morgenspaziergang ebenfalls sein Herz ausgeschüttet hatte, wollte die junge Dame noch einmal sehen.

Da wurden wir Zeugen eines eigentümlichen Vorganges.

Graf Vadetti stand nicht weit von uns mit der Dame. Sie sprachen, wie es schien, über ihr Kleid, denn sie trug ein neues Schlittschuh-Kostüm, das ihr fast noch besser stand als das erste. Er schien eine Bemerkung darüber zu machen, und sie neigte den Kopf, lächelte geschmeichelt, hob einen Zipfel des Jacketts und zeigte den Stoff. Sie strich ein paarmal wie liebkosend mit den weißen Handschuhen darüber, dann hielt sie ihm die Ecke hin, als wollte sie ihn veranlassen, sich selbst zu überzeugen, ob er nicht in der Tat köstlich weich und schmiegsam wäre.

Er prüfte das feine Tuch, indem er sich etwas niederbeugte. Er kam ihr ganz nahe, und aus Versehen streifte er sie fast. Dabei gewahrte ich einen jener Blicke, die dem oberflächlichen Beobachter nichts zu sagen scheinen, aber dem, der aufmerksam hinsieht, oder der die Entwicklung der Bekanntschaft zweier Menschen beobachtet hat, mit einem Schlage alles verraten.

Zwischen den Gestalten der beiden aber stand, ein Stück entfernt, starr, gerade aufgerichtet, gleich einem schwarzen Schatten der Professeur. Sein Gesicht war bleich wie ein Tischtuch, er kniff die Lippen zusammen, und ich sah einen seltsamen Ausdruck in seinen Augen. Einen Ausdruck, den ich nie vergessen werde, etwas Tierisches, etwas Bestialisches. Es traf mich so, daß ich förmlich erschrak. Die blauen Augen dieses Menschen hatten etwas Stahlhartes bekommen, etwas Unerbittliches, etwas Grausames fast, und er starrte den Herrn, der das weiche Tuch eben, nachdem er den Handschuh ausgezogen, zwischen zwei Fingern fühlte, an, als wolle er ihn durchbohren.

Dabei machte er eine heftige Bewegung, es schien, als hätte er die Absicht, die bei-

den auseinander zu reißen. Er tat einen Schritt vorwärts, und die Bewegung war so plötzlich und eigentümlich gewesen, daß Graf Badetti wie die Dame herumfuhren und ihn erstaunt anblickten.

In demselben Moment stand er wieder regungslos da, als wäre gar nichts geschehen, in der bescheiden wartenden Haltung wie immer.

Mir aber kam ein Verdacht: der Mensch war eifersüchtig! Etwas anderes schien kaum möglich. Es war ja lächerlich! Dieser Professeur, der gegen ein mehr oder weniger gutes Trinkgeld den Leuten Schlittschuh-Unterricht gab und die Damen begleitete, eine Art Reitbahn-Stallmeister, nur mit Schlittschuhen statt mit Sporen!

Aber diesen Blick vergaß ich nicht und je länger ich an diesem Tage darüber nachdachte, desto mehr bohrte er sich in mein Gedächtnis ein. Er bekam etwas Bedrückendes für mich, ja es war mir, als drohe unserem Freunde irgendeine Gefahr.

Ich teilte meine Befürchtung meinem Manne mit, doch der lachte mich aus. Er sagte, was ich zuerst auch empfunden: ‚Aber was denkst Du denn, ein Professeur! Der arme Kerl ist froh, wenn er ein gutes Trinkgeld bekommt.‘

Mir blieb aber trotzdem die Idee, daß irgend etwas passieren konnte. Und wenn der Mann nichts weiter machte, als eine Szene, die immerhin peinlich genug werden konnte.

Darum sprach ich mit unserm Freund. ‘Vorsichtig,‘ sagte ich ihm: ‚ich mischte mich zwar in Dinge, die mich nichts angingen, aber ich hätte einen Blick dieses Menschen gesehen, der es mir nahe legte, ihn zu warnen, damit er auf der Hut wäre vor einem etwaigen Skandal.‘

Doch Graf Badetti antwortete mir beinahe dasselbe wie mein Mann. Er bedankte sich für meine Fürsorge, aber etwas spöttisch, und sagte dann, indem er leicht die Achseln hob und den Ton des Bedauerns anschlug: ‚Ach Gott! Ein armer kleiner Professeur! Die Leute haben wohl manchmal, wie ich höre, sehr schönen Verdienst, aber im Sommer, wo das Palais de glace geschlossen wird, fressen sie wieder alles auf. Ich werde ihm ein gutes Trinkgeld geben.‘

Ich antwortete: ‚Wenn er es nur nimmt.‘

Da fing Graf Badetti an zu lachen. Diese Leute lebten von Trinkgeldern und bei jedem Francs mehr, steige man in ihrer Achtung.

Ich fühlte mich nun ganz bekehrt. Aber wir wurden Zeuge eines zweiten Vorfalles, der mir recht gab.

Graf Badetti wollte uns mit der jungen Witwe und ihrem Vater bekannt machen, und wir begleiteten ihn eben vom Hotel aus zum Palais de glace, als uns ein Hotelpage nachgestürzt kam und Graf Badetti ein Telegramm überbrachte.

Während wir den Champs Elysées zuschritten, öffnete er es, zögerte, blieb stehen, ging dann ein Stück weiter, indem er das Papier in die Tasche seines Pelzes versenkte. An seinem Gesicht und seinem Schweigen bemerkten wir, daß die Nachricht wohl nicht angenehm gewesen sein konnte. Doch wir fragten nicht, bis er nach einer Weile sagte: „Ich muß abreisen, ich muß durchaus nach Haus. Es ist zu dumm, aber es wird nicht anders gehen.‘

Und überhöflich wie er war, mochte er in unserer Gegenwart nichts lesen, was wir nicht kannten, und reichte mir das Telegramm. Ich weiß nicht mehr genau, was es enthielt. Kurz sein Bruder, der Älteste, der Steiermärker, rief ihn dringend nach Haus. Er zweifelte auch keinen Augenblick, daß er abreisen müsse und sagte, er wolle sofort im Palais de glace Abschied nehmen. Wir scherzten noch: ‚Wird Ihnen das nicht sehr schwer werden?‘

Er blickte mich listig an: „Ich komme wieder! Ich denke, in ein, zwei Wochen bin ich wieder da.‘

Unter diesen Umständen verzichteten wir darauf, mit den Leuten bekannt zu werden, da wir ja doch Paris verlassen wollten, ehe unser Freund zurückkehrte. Wir nahmen also wieder an unserem uns jetzt fast gewohnten Tisch Platz, bestellten den Tee und wurden Zeugen des Abschieds.

Die Dame war schon da, sie fuhr mit dem Professeur schwere Figuren, die allerdings unser Freund nicht hätte ausführen können. Graf Badetti legte gar nicht die Schlittschuhe an, sondern vom Gange draußen sprach er mit der Dame, aber ich beobachtete nicht sie, sondern den Professeur und gewahrte eine ganze Geschichte in seinem Mienenspiel: Ein finsterer Zug, ein Zu-

sammenpressen der Zähne, als Graf Vadetti erschien, ein Aufhören der Spannung im Gesicht, ein Heiterwerden, dann ein strahlender Blick, als der Graf erzählte, daß er sofort abreisen müsse und dabei, als bedürfe er eines Beweisstückes, das Telegramm aus der Tasche zog. Ich konnte unseres Freundes Worte nicht verstehen, ich las sie aber in dem Ausdruck des Professeurs, dessen freudiges Erregtwerden wieder einem verbissenen Ernst Platz machte, dem gleichen bösen Blick, wie als der Graf erschienen war. Es war offenbar der Augenblick, wo er ihr mitteilte, daß er wiederkommen würde. Denn sie, die bedauernd hatte Hände und Achseln sinken lassen, wurde nun plötzlich wieder lebhaft, nickte, lächelte, als schiene sie zu sagen: ‚O, das ist recht, daß Sie wiederkommen, das ist recht!‘

Die junge Frau hatte das Eis verlassen und war an den Tisch getreten, wo ihr Vater saß. Dort nahm Vadetti, wie es schien, auch von den übrigen Abschied.

Da er die Absicht geäußert, nur ein paar Augenblicke zu bleiben, rief mein Mann den Kellner, um zu zahlen. Währenddessen gewahrte ich, wie Graf Vadetti den Professeur heranrief.

Der blonde Mensch kam in einem großen Bogen gefahren und blieb mit finsteren Brauen vor ihm stehen. Graf Vadetti griff in die Tasche und hielt dem Professeur etwas hin — das Trinkgeld!

Und das Erstaunliche geschah: Der andere blieb regungslos und streckte keine Hand entgegen, das Geld in Empfang zu nehmen. Graf Vadetti hatte aber schon losgelassen, und plötzlich klirrten ein paar Goldstücke auf dem Eis.

Der Graf sah den Professeur erstaunt an und deutete auf den Boden, wo das Geld lag, aber der andere rührte sich nicht.

Ich sah, wie Graf Vadettis Gesicht sich im Zorn rötete, und hörte, wie er laut sagte: ‚Für Sie, heben Sie doch auf!‘

Doch der Professeur drehte ihm plötzlich den Rücken und fuhr davon, ohne einen Gruß.

Graf Vadetti ließ das Geld liegen, er trat zu unserem Tisch, und ich sah, wie er zitterte vor Erregung. Er bat uns sofort mitzukommen.

‚Aber Ihr Geld,‘ sagte mein Mann.

‚Es wird schon einen Liebhaber finden!‘ brummte er und lief voraus, indem sein Stock heftig auf den Fußboden bei jedem Schritte aufstieß.

Als die Musik hinter uns verklungen war, die Windflügel zufielen und wir draußen standen, hob er den Stock mit der goldenen Krücke, schwang ihn hin und her, als wollte er jemand schlagen und sagte: ‚Unverschämter Bursche!‘ Ein paar Augenblicke darauf war er wieder ruhig und bat mich um Entschuldigung, in meiner Gegenwart sich haben gehen zu lassen.

Ein paar Wochen darauf bekamen wir plötzlich eine Todesanzeige mit der uns bekannten Handschrift unseres Freundes. Darin zeigte der älteste Graf Vadetti, der Steiermärker, als Chef des Hauses, „tief erschüttert“ an, daß sein jüngster Bruder Alfred ganz plötzlich in Paris verstorben sei. Und ein paar Tage darauf machte eine seltsame Geschichte die Runde durch die Zeitungen.

Sie lautete etwa folgendermaßen:

Rätselhafter Mord.

Im Palais de glace in Paris ereignete sich vor einigen Tagen ein tragischer Vorfall, der noch der Aufklärung harrt.

Ein junger Graf, Alfred V., der am Abend vorher erst in Paris angekommen war, besuchte mit einem Freunde nachmittags das Palais de glace. Er war kaum eingetreten, als sich einer der sogenannten Professeurs (Berufsschlittschuhläufer), ein junger Däne, auf den ahnungslosen Grafen stürzte und ihm mit einem jener großen schwedischen Messer, deren Klinge durch eine Feder gelöst aus dem Schaft herausspringt, ohne ersichtlichen Grund einen Stich in die Brust beibrachte.

Der Überfallene starb einige Minuten darauf, nachdem er erklärt, den Angreifer nicht zu kennen, überhaupt früher nie in Paris geweilt zu haben, was der sofort festgenommene Mörder wütend bestreitet.

Es bleibt also nur die Möglichkeit einer Verwechselung übrig, die ein junges hoffnungsvolles Leben in so entsetzlicher Weise endete. Der Täter wird sich binnen kurzem vor Gericht zu verantworten haben. Vielleicht bringt dann die Verhandlung Licht in diesen mysteriösen Vorgang. Gerade in Paris ist man ja immer geneigt zu fragen: „où est la femme“? Da es aber festgestellt ist, daß Graf Alfred V. tatsächlich früher noch nie in Paris gewesen ist, der Mörder jedoch auch vor dem Untersuchungsrichter

bei seiner Behauptung geblieben ist, so kann wohl auch diese Lösung nicht stichhaltig sein.

Was aus dem Professeur geworden ist, weiß ich nicht." . . . . .

Die Gräfin schwieg. Eine Pause entstand. Jemand räusperte sich, und aus einer Ecke, wo mehrere Damen saßen, klang leises Schluchzen. Endlich meinte der Rittmeister, indem er den Mittelfinger der zarten Hand an die Stirn legte: „Dann war also die kleine Dame, die wir vorhin gesehen haben, — jene — jene aus dem Palais de glace!"

Sofort ward die Unterhaltung lebendig. Die einen fanden Gräfin Badetti nicht hübsch genug für die elegante schlanke kleine Pariserin der Geschichte, die anderen begriffen nicht, daß die beiden sich hatten heiraten können! „Warum denn nicht?" fragte ein Herr mit kleinem Schnurrbart, den er unausgesetzt kauend zwischen die Lippen zog. Die Dame, die vorhin die Hausfrau gebeten zu erzählen, weil Doppelgängergeschichten immer interessant wären, rief ganz eifrig: „Unmöglich! Der blutige Schatten des Bruders hätte doch immer zwischen ihnen gestanden!"

Eine Stimme warf ganz ernst ein: „Aber gnädige Frau, ihr Bruder war es doch gar nicht! Ihr Bruder doch nicht!"

Nun begannen schon einige zu lachen, doch die meisten Damen fühlten sich noch so gepackt, daß sie die Heiterkeit für fast unpassend erachteten. Es bildeten sich zwei Parteien: die einen hielten es für unmöglich, über so etwas hinwegzukommen, die anderen verstanden nicht warum, ja einige meinten, ein unter so tragischen Umständen vereinigtes Paar müßte einen Bund fürs Leben schließen von einer Innigkeit und Tiefe wie es anderen Erdenkindern ewig versagt bliebe.

Man erhitzte sich, ja man begann sich zu streiten. Scherze wurden gemacht und fast gekränkt aufgenommen, aber allmählich gewann, je mehr die Tragik der Geschichte nachließ, desto mehr die Heiterkeit die Oberhand. Und so tödlich langweilig es vor der Erzählung gewesen, so aufgeräumt wurden jetzt die Gäste. Die Stimmen wurden gesprächig. Leute, die nie eine Stunde zusammenhängend sprechen konnten, drängte es nun auch ihrerseits etwas Merkwürdiges, das sie erlebt, zum Besten zu geben. Es erstanden Volksredner, Märchenerzähler. Die Abenteuer wurden ganz bedenklich. Die Jagdgeschichten wuchsen ins Ungeheure, Münchhausen sank zum Waisenknaben.

Nur eine redete kein Wort: die Gräfin saß ruhig in ihrem Stuhl und lächelte erfreut über die erwachte Stimmung ihrer Gäste. Sie hatte ihren Teil zur Unterhaltung beigetragen. Sie durfte ruhen.

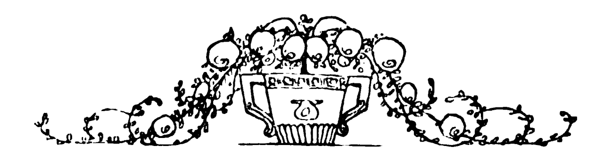
Doch als ein paar Damen Miene machten zu gehen, erhob sie mit einemmal die Stimme, indem sie sich auf ein Fußkissen stellte, um ihre Gäste zu überschreien: „Meine Herrschaften!"

Es trat Stille ein, und sie fuhr fort: „Meine Herrschaften. Ich bin Ihnen, ehe Sie gehen, eine Aufklärung schuldig. Ich habe vorhin das Gefühl gehabt, ehe ich erzählte, als langweilten Sie sich. Die Unterhaltung war vollkommen eingeschlafen, und bedenken Sie, ich bin die arme Wirtin. Da meinte ich, etwas für die Geselligkeit tun zu müssen, und erzählte Ihnen des Grafen Badetti Geschichte. Er ist ein alter Freund meines Hauses. Er hatte mich selbst, ehe er ging, ermächtigt dazu — Sie zu unterhalten. Meine Herrschaften: die ganze tragische Geschichte aus dem Palais de glace ist gar nicht wahr!"

Die Leute waren starr, sprachlos. Nur der Rittmeister fand die Sprache wieder und rief: „Ach Gott, ist das aber schade!"

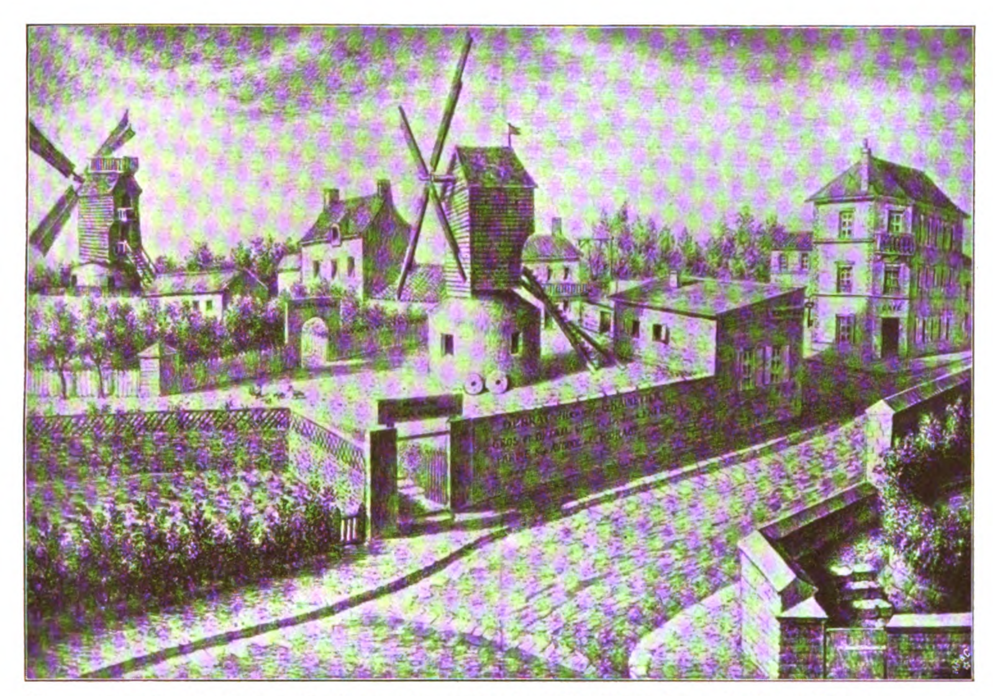
Die alte Dame, die die Doppelgängergeschichte hatte hören wollen, fragte ängstlich: „Also der Bruder lebt?"

Aber die Gräfin kreischte fast vor Lachen über ihren gelungenen Scherz: „Er hat gar keinen." Und dann warf sich die lebhafte kleine alte Dame mit dem ihr bis ins Alter treu gebliebenen Südlandstemperament in einen Stuhl, rang nach Atem und wischte sich die Tränen aus den Augen.





Der kleine Spiegel. Gemälde von Walter Vaes.



Der alte „Moulin de la Galette“ aus dem Anfang des XIX. Jahrhunderts. Nach einer Zeichnung.

Auf dem Montmartre.

Von W. Fred.

Es dämmert, die großen Geschäfte, in denen die Mode gemacht wird, schließen, und durch die dunkeln Straßen laufen Hunderte von kleinen Mädchen, jungen Frauen. Manchmal bleibt eine vor dem Spiegel eines glitzernden Fensters stehen und richtet das wirre Haar, steckt eine Schleife fester auf die junge Brust, gibt dem Bande auf dem Hut eine neue Form — nun ist der Tag zu Ende. Sie gehen hinauf in die Heimat — auf den Berg. Dort lebt ein anderes Paris. Dort klingt das Lachen heller, dort winkt die Zukunft in lichteren Farben, dort ist's manchmal Sonntag mit Musik, Sang und Tanz ... Es ist Nacht. Die Wagen fahren mühsam den Berg hinan; Herren im Frack, geputzte Frauen sitzen drin, die Gäste. Oben empfängt sie eine eng benachbarte und dennoch ganz andere Welt. Künstler mit wallenden schwarzen Schleifen, großen weichen, lässig geformten Hüten, entgleiste Studenten, Malermodelle, alles, was stolz ist, nicht Bourgeois, nicht Spießbürger zu sein, bevölkert den Berg, sitzt auf den Terrassen der Cafés, trinkt jenen grünen kalten Absinth, der dem Volke hier die Kraft aus den Muskeln zerrt, setzt sich dann in die Cabarets, wo gesungen wird, geht in den Moulin de la Galette, wo es beim Tanzen heiß wird, zieht dann über die Plätze und Gassen, eine unordentliche Gesellschaft, in der manche traurige, öde, elende Existenz mitvegetiert neben andern, die noch den Weg in die Höhe finden werden, den Weg zum Ruhm oder doch zur Arbeit, zum Schaffen, zum frohen Dasein, und die dann diesen Berg Montmartre entweder schnöde verlassen werden oder doch hier bleiben und nur, selber anders geworden, wehmütig sagen: der Montmartre ist nicht mehr, was er war. Einstens im Mai ... Ja, dieser Berg ist ein Zeichen mancher Jugend. Pariser oder Fremde, wir alle, die wir Freunde dieser einzigen Stadt sind, haben oft genug unsere Schritte hinauf genommen. Manche Nacht ist da an uns vorbeigeflattert, hat allerlei Menschlichkeiten offenbart, grelle Lustigkeit, deren Ton man heute nicht mehr ertrüge; und manches kleine Lied von süßer Wehmut, weicher Trauer ist auch hinab-

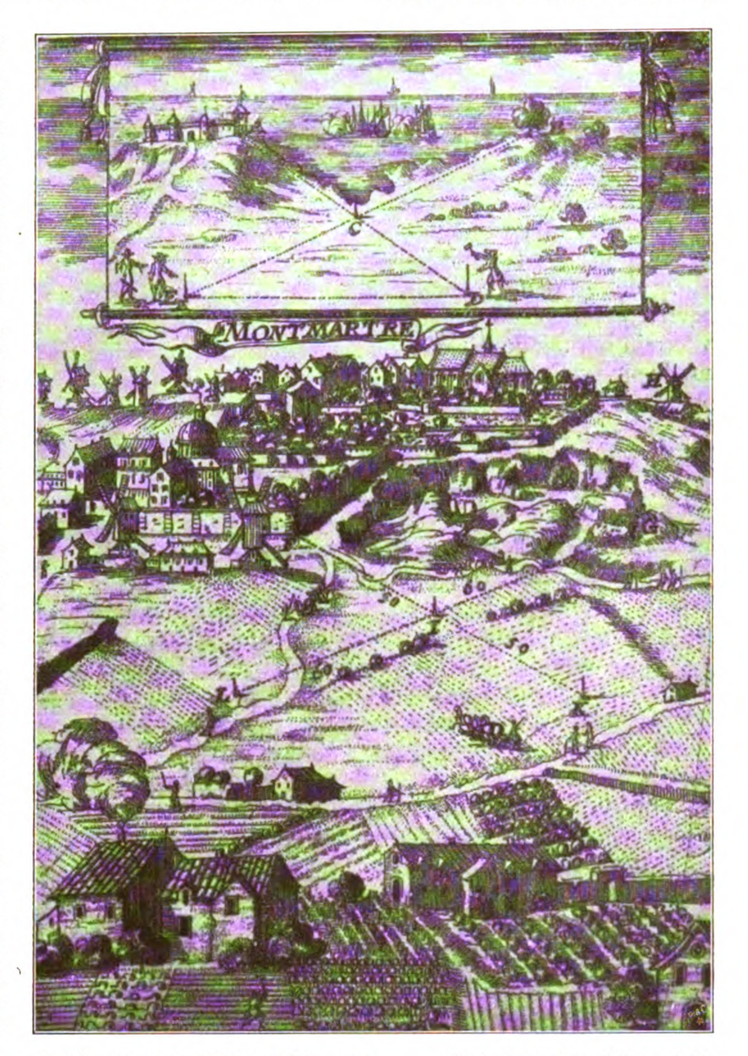
geflattert vom Berge bis in manches Tal, mancherlei Stimmung haben wir von hier mitgenommen, ist hier zum erstenmal geformt worden, um ganz anderswo vielleicht Kunst oder Schicksal zu werden. Hier war die Jugend zweier Generationen. Was die französische Kunst seit dem Kriege geleistet hat, hängt eng genug mit dem Montmartre zusammen, mit diesem sonderlichen Berge, der allerlei in sich birgt. Man entdeckt ihn nicht an einem Tage, muß wohl in vielerlei Stunden, in wechselnden Lichtern durch die Straßen und die Lokale, die Ateliers und die Kirchen, die bewegte Menge der Weihnachtskirchmesse und die frommen Züge der christlichen Pilger seine Schritte gelenkt haben, um mählich zu spüren, wie viele Lebenskreise, sorglose und wüste, aufrichtig heitere und arg geschminkte, sich hier berühren und schneiden. In jenem ersten Glanze, den man als ganz junger Mensch hier glücklich sieht, erscheint der Montmartre einem ja später nicht wieder. Oder ist's wirklich so ganz anders geworden? Ist wahrhaftig, was einmal frisch aus der Natur, der Laune des Augenblicks quellende Heiterkeit war, heute nur pünktlich und eifrig besorgtes Geschäft geldverdienender Komödianten? Ist die ganze Bohême Kostüm, Theaterdekoration, gut studierte Pose? Und höchstens ein letzter Rest noch da von jener künstlerisch beglänzten, lustigen, ungestümen Welt, die einst ... oder war das die Wirkung eigener früher Jugend, lebt heute ein anderes Geschlecht, das all diese Wahrheit nicht erkennt, selbst wieder nur den Tag sieht und zwanzig, nein zehn, fünf Jahre später ebenso die guten, alten Zeiten rühmen wird?

Die Stunden gehen, die Jahreszeiten wechseln. Gar oft ändert der Berg sein Gesicht. Wir steigen am Frühlingsabend hinauf, und von Notre Dame de Lorette, in deren Basilika dunkle Schatten frommer Menschen sich andächtig bewegen, bis hinauf zur Place Pigalle, zur Place Blanche, zu den Boulewards Clichy und Rochechouart drängen sich die eiligen Männer und Frauen. Kleine Beamte, die hier nahe der Stadt sind und doch für geringeres Geld als in den eleganten Vierteln der Oper, der Champs-Elysées, des stillen Parc Monceau ein behagliches Dasein führen können, das zwischen Bohêmeleben und der starren Geregeltheit engbürgerlicher Existenz jene Mitte hält, die einem kreditgebenden Kaufmann, ja sogar manchmal dem Mont de Piété — so heißt das französische Leihhaus — einen Platz in dem Lebenskreise einräumt. Dann sind da die wahren Citoyens de Montmartre, halbe Künstler, Lithographen, Zeichner für die Industrie oder Söhne, Enkel jener Geschlechter von 1850, die hier vor und nach der Revolution und Kommune ihre Heimat, den Herd freier, feuriger Gedanken gefunden haben. Und der endlose Zug der kleinen Arbeiterinnen — ja sie mit ihren Kameraden geben dem Montmartre den Charakter. Les petites femmes — nein, man muß wirklich nicht an Sündenbabel, an Sodom und Gomorrha denken. Sie sind am Tage fleißig, stechen sich die Finger wund, färben Federn, garnieren Hüte, tippen Schreibmaschine. Sie sind jene netten, flinken „Midinettes“, die zwischen 12 und 1 Uhr dem Tuileriengarten, all den Geschäftsstraßen eine rasch verhuschende Heiterkeit schenken. Nun gehen sie nach Hause. In



Die Abtei auf dem Montmartre. Stich von Israel.

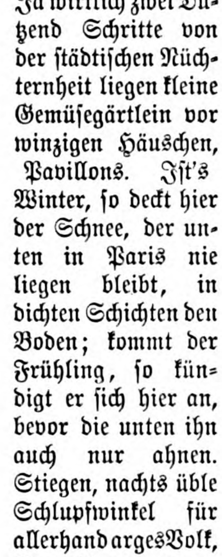
ihre Familien oder in jene Mansarde, von der so viele Dichter und Poetlein hier oben gesungen haben, von dem Stübchen hoch über allen Dächern in der dünnen, oft so blau blauschimmernden Luft, wo's still ist und nur der Kater, jenes symbolische Tier montmartroiser Sentimentalität, manchmal schreit ... Die Maler kommen und gehen, bleiben vor dem Laden eines der unzähligen Brocanteure stehen, wo hinter der halbblinden Glasscheibe Gravüren in ermattetem Rahmen, ein Goldkettchen und ein paar alte Väschen ein Stillebendasein im Staube führen. Draußen auf der Straße stehen ein paar Stühle, Louis XV, Louis XVI, der Brokat ist löcherig, fürs Atelier wär' der Prunk doch herrlich. An die Rumpelkammer des Trödlers stößt der Grünzeugladen. Halbgekocht bekommt man hier Gemüse, Fleisch. Da muß man's nur auf dem kleinen Gasofen wärmen — hier ist ja nicht das Reich, wo man Zeit zum Kochen oder gar ordentliche Dienstboten hat. Geputzte Frauen; zwei Jungen in den großen schwarzen Arbeitsschürzen, wie sie hier die Kinder am Werktag tragen, spielen auf der Gasse, pfeifen den spanischen Tanz, der dieses Jahr überall erklingt; vor den Regalen eines Bouquinisten stehen die Bücherfreunde stundenlang, nehmen Buch nach Buch in die Hand, lesen wohl auch ein Dutzend Seiten, kaufen hier und da eine alte moderige Broschüre ... Ein andermal Winternacht ... helle Lichter. Bunt ist die Auswahl der Restaurants, die zum Diner laden.



Der Montmartre im XVIII. Jahrhundert. Nach einem zeitgenössischen Stich.

Der Montmartre ist ja bevölkert von Heimatlosen, Junggesellen beiderlei Geschlechts. Wer in Paris nicht ein ganz beträchtliches Einkommen hat, kann sich den Luxus einer eigenen Wohnung und Wirtschaft nicht gestatten. Er wohnt im Hotel, darum die Fülle dieser Maisons garnies, Maisons meublies. Er ißt, ja was gerade die Mittel gestatten. Anderswo am ersten, denn in den öden Tagen um den zwanzigsten herum. Die Crémèrien sind unzählig auf dem Montmartre. Kleine, nette, weiß lackierte Stuben, weibliche Bedienung, wo man eine Eierspeise, ein rasch gebratenes Fleisch, Gemüse, eine Birne haben kann man für anderthalb Franken vielleicht, was hier in

dieser teuren Stadt sehr billig ist. Dazu trinkt man weiße — Milch. Hier ist's ruhig, fast alle Gäste kommen Tag für Tag, haben ihre eigene Serviette im eigenen Ring, sind stille, freundliche Leute. Lauter ist's schon in den Bouillons, den großen Speisehäusern, wo dem Bedürfnis der Franzosen viele kleine, komplizierte Gerichte zu essen, herumzunaschen Rechnung getragen wird. Hier ist die Gesellschaft sonderlich gemischt: ein paar alte Beamte, ein Ehepaar, das nachher ins Theater will und sich ein Festmahl gönnt, Maler, Studenten, auch Fremde. Und höher hinauf — der Montmartre kennt alle Stufen. Da ist Marchand de vin für die, die bei der alten französischen Tradition bleiben wollen, zum „bistro“ gehen, ein Glas Bordeaux oder Burgunder zum wenn auch bescheidenen Essen wollen; dann die wirklichen Restaurants, die Tavernen, „Ratmort“, „Cyrano“ mit den großen Glasscheiben, glatt rasierten Kellnern, langen Speisekarten, Champagner, Vorspeisen; die „schiken“ Cabarets, wo Musik spielt, wo nach Mitternacht die Tische gerückt werden und getanzt wird, die Köpfe heiß werden, gekichert, gegrölt wird; die kleinen Cafés, wo die Jugend auf den Ruhm wartet, nicht allein, das wäre zu langweilig, denn manchmal läßt er lange auf sich warten; die versteckten Winkel endlich, wo man sich die Hände drückt, die andern, wo man die Arme verschränkt, das Wesen der Kunst festsetzt und harte Worte hat für die Satten da unten — das alles und mehr gibt's auf dem Berge.



Das Wohnhaus Rousseaus am Fuße des Montmartre. Nach einem zeitgenössischen Stich.

Und nun denken wir einmal an Vormittage, die man oben verlebt. Steigen wir hinauf, über die Boulevards, wo die Vergnügungsetablissements locken, hinüber, gehen wir einmal die engen steilen Straßen hinan, auf die eigentliche „Butte“. Da ist die Rue Lepic. Sie fängt noch ganz großstädtisch an, macht plötzlich einen Winkel, und nun stehen auch schon alte Häuser da, winkelig, einstöckig. Noch ein paar Minuten, und Gärten schimmern hinter Mauern. Ja wirklich zwei Dutzend Schritte von der städtischen Nüchternheit liegen kleine Gemüsegärtlein vor winzigen Häuschen, Pavillons. Ist's Winter, so deckt hier der Schnee, der unten in Paris nie liegen bleibt, in dichten Schichten den Boden; kommt der Frühling, so kündigt er sich hier an, bevor die unten ihn auch nur ahnen. Stiegen, nachts üble Schlupfwinkel für allerhand arges Volk, führen hinab, hinauf. Nun ist man ganz oben, ganz wirklich auf dem Berge Montmartre, und darf, vom Hügel auf die Stadt hinabblickend, auf die große Masse der Häuser, die im Nebeldunst sich dehnt, den Blick bis zum Eiffelturm, der Notre Dame, der Seine, den Geländen um Paris schickend, innehalten und sich überlegen, welche Vergangenheit, Geschichte, welches Leben dieser Fleck Erde gehabt hat, der, so nahe von Paris, näher gewiß als die Linden vom Alexanderplatz, doch nicht Paris, sondern etwas ganz Fremdes, Stolzes, Eigenes ist.

* * *

Man denkt sich den Montmartre gerne als ein uraltes Wahrzeichen von Paris, die alte angestammte Stätte gallischer Fröhlichkeit, künstlerisch übermütigen Treibens. Aber man hat da arg unrecht. Erst im zweiten Drittel des XIX. Jahrhunderts fangen die Maler an auf den Berg zu ziehen, und bis in die siebziger Jahre war oben Vorstadt, eigentlich Land. Weinberge sproßten, wo heute Zinshäuser trist stehen, Windmühlen drehten sich, und man ging hinaus zu ländlich biedermeierischen Tänzen. Die historische Vergangenheit des Montmartre hat nichts zu schaffen mit den modernen Vorstellungen, die der Name heute in uns aufweckt. Montmartre — das ist der Berg

des Mars, vielleicht auch des Merkur, weil hier ein römischer Tempel einem dieser Götter geweiht war. Die Archäologen grübeln seit geraumer Zeit herum, ob's der Kriegsgott oder der Patron der schlauen Händler war, zu dem die lateinische Welt vor einigen Jahrtausenden hier gefleht hat. Es ließ sich dennoch nicht bestimmen; ein paar Dutzend Töpfe, Krüge, Schalen, Steine, die man fand und die jetzt im Musée Carnavale die erste Lebensperiode des lustigen Berges andeuten, haben weder die eine noch die andere Vermutung gesichert. Dennoch aber haben auch die römischen Ausgrabungen des Montmartre ihre Bedeutung in der Entwicklung des menschlichen Wissens gehabt: Sie boten — da man auch Skelette aus uralter Zeit fand — die ersten und wichtigsten Anhaltspunkte zu Forschungen der Paläontologie und vergleichenden Anatomie. Vielleicht dankt der Berg aber weder dem Mars noch dem Merkur den Namen, vielleicht ist er, was unserem ethnologischem Gefühl am nächsten läge, der Mont des Marthyrs, der Märtyrer-Berg. Gewiß haben hier früh christliche Dulder, fromme in mönchische Überlegungen versunkene Männer ein asketisches Dasein geführt; zwischen Steinen auf einem unwirtlichen Abhang, fern von den Ufern der Seine, den fruchtbaren Geländen, sprachen sie mit ihrem Gotte, unbekümmert um die Verfolgungen der Heiden, um die gottlose Welt, die sie bedrängte. Das ist die zweite Erklärung des Namens, die zugleich ein flüchtiges Bild des Montmartre in späteren Jahrhunderten gibt. Ein lustiger Scherz ohne ernsthafte Bedeutung aber ist die Deutung, die in den letzten Jahrzehnten aus der Welt der Künstlercabarets kam, die den Berg Ararat in eine Verbindung mit dem Schauplatz späterer recht unbiblischer Fröhlichkeit bringen wollte und behauptete, nur hier könne Noah, der weise Stammvater von uns allen, seine Arche bei jener Sintflut angehalten haben; aus den großen Wassern hätte die Montmartre-Spitze hervorgeragt, hier also sei der Anfang der Zivilisation — — — Das Zentrum der Welt, das Gehirn der Welt, so nannten die um Rodolphe Salis, gentilhomme-cabaretier, den ritterlichen Kneipen-



„Moulin de la Galette." Stich von Guilmet nach Renoir. Imp. A. Quantin, Paris.

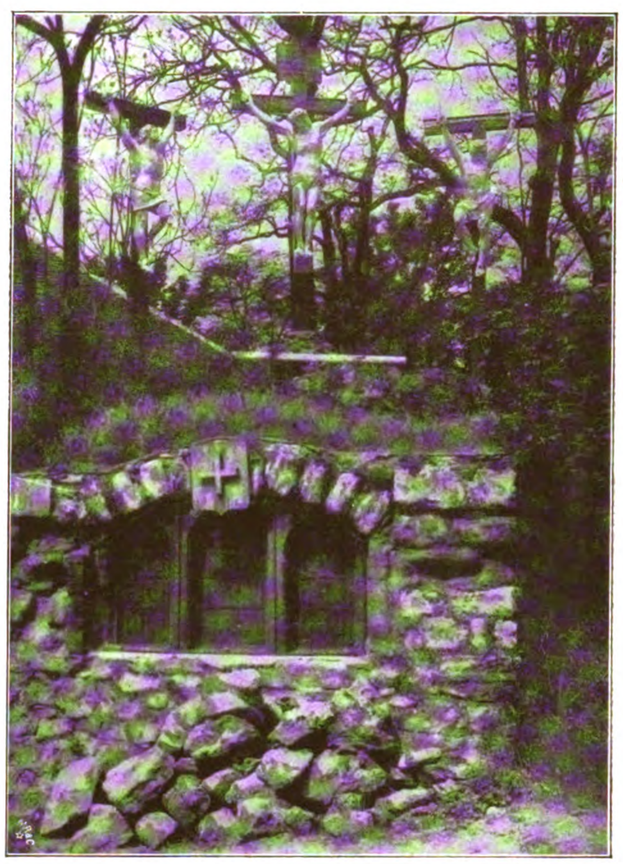
wirt, ja in leiser Selbstironie ihre selbstgewählte Heimat, die Heimat ihrer Kunst.

Lassen wir die grauen Zeiten. Man schreibt 978. Der Montmartre erlebt sein erstes welthistorisch sicheres Ereignis. Zugleich berührt ihn zum erstenmal ein Hauch der deutschen Welt. Ein recht stürmischer Hauch, um wahr zu sein. Otto der Zweite ist vor Paris gerückt, und von der Höhe, zu der heute die deutschen Bummler mit dem Bädeker pilgern, singt sein siegreiches Heer den triumphierenden Schlachtgesang. 1870, als dann diese Hügel wieder eine Rolle im Kampf spielen, 1871, als hier die Kommune losbricht, die ersten Barrikaden gebaut werden und mancher Künstler auf der Schanze steht, erinnert man sich dieser blutroten Anfänge. Aber auch in der großen Revolution hat der Montmartre seine Rolle gespielt. In die Abtei, die dort oben stand, zur kleinen Kirche St. Pierre, zu dem stillen Kastell zog mancher Flüchtling und wurde wieder herabgeholt . . . Und Blut floß . . . Damals wohnten oben die geistlichen Herren, um sie herum vielleicht zweihundert Menschen, die sich um die Weinberge bekümmern, die ersten Windmühlen in Gang setzen. Der katholische Klerus hat sich früh und spät um diesen Berg bemüht, der die Stadt zu beherrschen schien. Im XVI. Jahrhundert (1534) zieht Herr Ignazius von Loyola hinauf und siedelt den Jesuitenorden an. Türme, kastellartige Klosterhallen beherbergen dann bald den einen, bald den anderen Orden. Während unten sich die Stadt auf beiden Ufern der Seine dehnt, bleibt's oben einsam. Eine Abtei, ein Telegraphenturm, hohe Glocken, die dumpf hinabhallen, ein paar Pilgerhäuser, das bleibt bis ins XIX. Jahrhundert die Montmartre-Welt. Stiche zeigen wie's oben aussah. Steine, ernste, starre Mauern; kaum daß im Frühjahr ein wenig Gras wächst. Die Weinberge sind weit weg von der Abtei der Märtyrer. Seltene Spaziergänger kommen herauf; nur wenn Pilgerzeit ist, wandern Züge zu den romanischen Gotteshäusern, beten unter der bescheidenen Kuppel oder lagern nahe der Kirche mit den freien Stützbogen, wie man sie heute noch bei der Notre Dame als Muster altfranzösischer heiliger Architektur sehen kann. Zu Napoleons Zeit wird's dann ein wenig lebendiger. Das Militär braucht manchmal den Berg. Die Rue Lepic, die noch heute die Hauptstraße ist, wird nach einem General getauft. Dann siedelt sich allerlei sonderliche Gesellschaft an. Der Doktor Blanche stellt ein Irrenhaus hin. Ein Unternehmer baut das Chateau Rouge für Feste, die



Die letzte der Mühlen. Nach einer Photographie.

dann und wann eine heftige politische Bedeutung bekommen. Mühlen sind schon da, und wo die Flügel sich drehn, ein kleiner Garten zur Rast ladet, fehlt auch ein Krug Wein selten. Und Sonntags spielen die Geiger, die ersten Tänze erschüttern die geduldige Erde. Dann fängt man an, dem Berge seinen Reichtum abzuverlangen; man hat entdeckt, daß er nützliches Gestein enthält. Steinbrüche werden gehauen, es wird gesprengt, ein gut Teil von Paris ist aus Montmartrestein gebaut. Die neue Welt zieht mählich ein. Breite Boulevards teilen die ganze städtische Zone von Notre Dame des Lorettes, die erst 1837 gebaut wird, bis zum Anfang der steilen Höhe, von der Einsamkeit der St. Peters-Kirche, der Mühlen ab, und zwischen schon vierstöckigen Häusern und den Gärten oben fängt sich der Montmartre-Friedhof zu dehnen an. Weit, verzweigt, mit Ausbuchtungen, jetzt sogar überbrückt, so daß man hoch über Gräbern und Grüften hinfährt, mit stillen romantischen Winkeln und barocken Skulpturen, liegt der Cimetière de Montmartre hart neben aller Lustbarkeit. Die roten Lichter des Moulin Rouge werfen Abend für Abend ihren Schein hinüber, und aus manchem Atelier geht der Blick über die Gräber. Mancher einstens frohe Mann liegt da: Murger, der das Bohêmeleben mit unvergänglicher Plastik gestaltet hat, liegt da ein paar Schritte von so vielen Häusern, in denen Mimi Pinson, Schaunard, das ganze Cœnacle hausten, nicht in einem Exemplar, sondern immer wieder in neuen jugendlichen Formen. Heine liegt hier oben in einem kleinen Grab. Auch ein deutscher Fürst: Prinz von Sachsen-Coburg, gestorben 1832, steht auf einem Stein. Wohl auch ein Schicksal. Und manches Grab läßt verweilen. Das eine, weil das Eisengitter so braun vom Roste ist, das andere, weil die Inschrift längst verwittert.

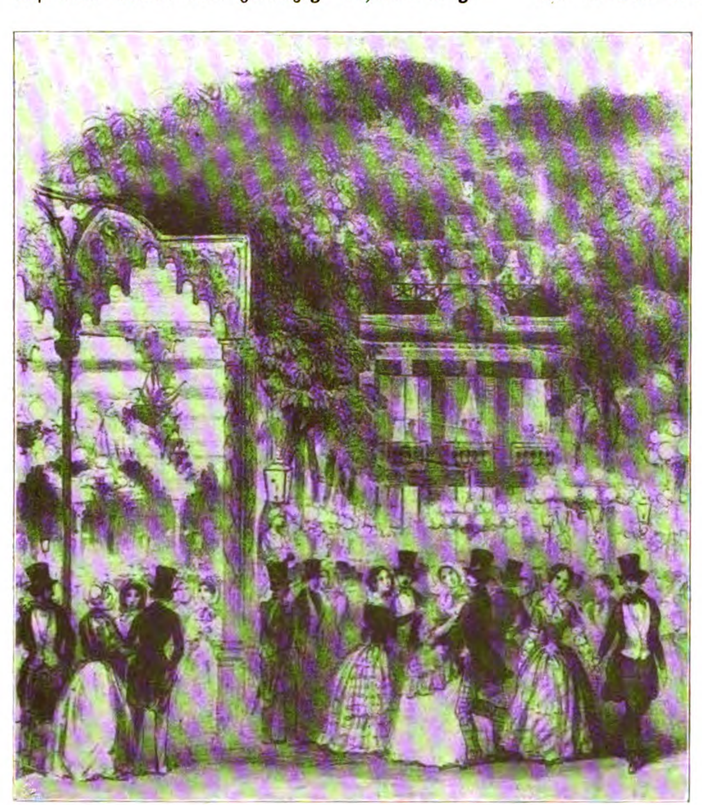


Der Kalvarienberg. Nach einer Photographie.

Dann steht ein fremder deutscher Name da — und mehr noch als anderswo macht hier der Tod nachdenklich, gibt eine sonderliche Stimmung, weil die laute, ungebundene, vergnügungshungrige Welt so furchtbar nahe ist ... Oben steht ja auch noch der alte kleine Friedhof von St. Pierre, jetzt vergessen. Und hart daneben baut seit Jahren die französische Katholikengemeinde die große mächtige Kathedrale von Sacré-Cœur. Manchmal, wenn man inmitten von Paris den Blick nach dem Montmartre richtet, zeigt sich aus weiter Ferne hoch über allen Häusern das weiße Bild der mächtigen Basilika. Seit vielen Jahren werden Steine behauen, getürmt, gemeißelt, dreißig oder mehr Millionen sind schon für diesen Bau gesammelt worden, und erst steht ein Teil dieser weiten Kirche. Sonderbar genug wird einem, wenn man oben steht. Da ist keine mittelalterliche Bauhütte, von der aus ein frommer Bau mit

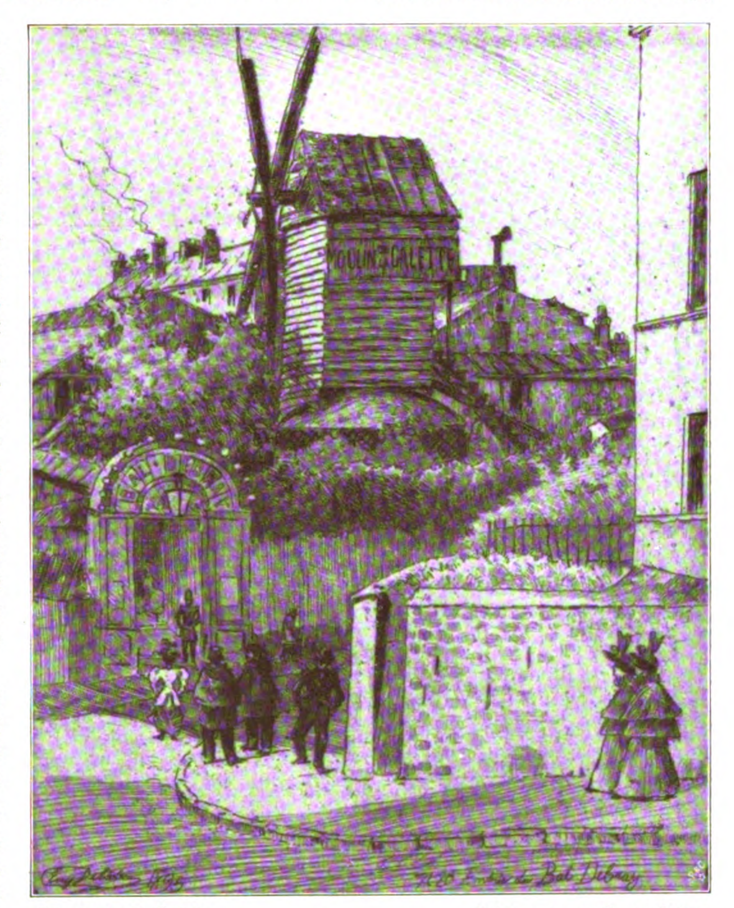
mysteriösen, geheimnisvollen Riten geleitet wird. Moderne Arbeiter, Menschen, denen der Gemütsinhalt dieser Werke, an denen sie arbeiten, vielleicht ganz fremd ist, begegnen sich mit Fremden aus aller Herren Ländern, die eine Drahtseilbahn zur Höhe bringt. Manchmal kommt ein Pilgerzug, und Ansichtskartenhändler unterbrechen die frommen Reihen. Noch stehen ein paar ganz alte Gebäude hart an Sacré-Cœur, billige Einkehrshäuser für die Pilger, Reste längst verwehter Zeiten. Auch sie werden fallen, ersetzt werden durch hohe Kasernen wie die Gärtlein ringsum, die düsteren Gassen zwischen hohen Mauern, die jetzt dort oben noch eine blasse Stimmung aus der Väter Zeit verbreiten. Da sind noch sonderliche Winkel, halb dunkle Schlüpfe für lichtscheues Gesindel, halb Zuflucht für Künstler, die sich nicht entschließen können, in die große unruhige Stadt hinabzuziehen; Grasgärten, die man gar nicht mehr vermutet, und plötzlich öffnet sich der Blick auf die Stadt unten. Ein Märtyrerbild, ein Kruzifix wie auf dem Lande und zwanzig Schritte weg ein Kiosk mit den Zeitungen noch feucht von heute nacht, erfüllt von Haß und Zorn, höhnischen Zerrbildern ... Dann ein kleines Wirtshaus wie vergessen vom lieben Gott in der Einöde. Einsam; kommt je einer her, seinen Wein zu trinken? Es heißt zum „Lapin agile“. Hieß früher Cabaret des assasins und war einmal berühmt genug. Jetzt ist ja auch diese Zeit so ziemlich vorbei, in der der Montmartre die Geburtsstätte neuer Kunst, mutiger Malerei, mannigfaltiger Poesien und nicht zu mindest jugendlicher Fröhlichkeit, einer leichtsinnigen Philosophie wurde. Épater le bourgeois, den Spießbürger, den Philister verblüffen, hieß der eine Leitsatz dieser neuen, allerdings recht kurzlebigen Weltweisheit, und das Motto seiner Jünger war: je m'en fiche — „mir ist alles gleich“, „ich scher' mich um nichts.“ Und ein paar Jahre war man unter solchen leitenden Gestirnen sehr fidel, ja man schaffte sogar eine Reihe von Werken, die für die Kunstentwicklung ganz Europas ihre Bedeutung gehabt haben.

So wollen wir denn ein wenig von den Malern und Dichtern des Berges reden. Erst ziemlich spät fingen die Künstler an, auf den Berg zu ziehen. Schon schreibt man 1830, als zuerst Rousseau und Millet, dann ihre Freunde sich auf der Butte ansiedeln, die damals noch sehr ländlich war. Die rechte Zeit kam erst mit den Impressionisten, mit Manet, Degas. Damals blühten die Tanzlokale oben, schwangen am Sonntag langschößige, schwarzröckige Jünglinge ihre Mädchen, und in den kleinen Ateliers glühte der Funken heißer Kunst. Wütende Erbitterung über die öden Akademiker, die klassische Kunst später Zöpfe, hetzte die neuen Pro-



Ball im Chauteau Rouge. (1846—1882.) Nach einer Lithographie.

pheten, ihre letzte Energie und Kraft in ihre Werke zu gießen. Diese Stimmung des wilden Kampfes, die eigene Art zu sehen und zu spüren, die eigene Natur in der Kunst ausdrücken zu dürfen, ist es, die den Bildern jener Zeit ihren besonderen Ton, den Menschen ihr Relief andern gegenüber, denen es leichter wurde, gibt. Die Atmosphäre des Montmartre war nicht nur jene Bohêmelust, die aus der Sekunde alle Genüsse holt, man lebte auch darum intensiver, heftiger, fruchtbarer, weil man ein Ziel vor Augen sah, nach dem man inbrünstig strebte, und das war: die Welt, wie man sie neu sah, auch neu zu malen, neu dichterisch zu gestalten. Allerlei Menschen trafen sich. Aus der Provinz, aus allen Quartieren strömte zusammen, was den göttlichen Funken in sich spürte. Wer irgendwo in einer kleinen Stadt, auf dem Lande ein Maler, ein Poet zu werden gedachte, dem stand als verheißenes Ziel der Berg oben vor Augen mit seinen Ateliers, den Kameraden, den lieben Modellen, den Bällen, den Cabarets. Steinlen, der dann die soziale Note in die moderne Zeichenkunst so kräftig gebracht hat, kommt nach Paris, mit einem Empfehlungsbrief an einen Künstler, trifft ihn in einer Weinkneipe und wird empfangen: „Mon fils, je te baptise Citoyen de Montmartre“ ... Da hat man den Ton, halb pathetisch, halb parodistisch.



Moulin de la Galette. Radierung von Eugen Delâtre.

So war auch die Kunst. Die einen rissen sich das Herz aus dem Leibe, um die wirre soziale Welt moderner Gegensätze mit aller grausamen Schärfe hinzustellen. Die andern liefen einer Farbenstimmung, einem Lichtton nach, den sie einmal im Walde von Barbizon, am Ufer der Seine oder auch oben beim Jahrmarkt gesehen hatten. Léandre karikiert die kleinen Mädchen, die großen Politiker, die Kameraden, und Willette, der zärtliche, sanfte, traurige Willette, der nur manchmal sehr zornig die Ungerechtigkeit der Welt herausschreit, hat dem Pierrot, der ewigen Figur französischer Romantik, in den modernen Anschauungskreisen eine neue Heimat geschaffen. Da steht der weißgekleidete, traurige Faxenmacher in der Fremde, betrogen, verlassen, ein Sinnbild des weichen, künstlerisch gearteten Menschen in der harten, nüchternen Wirklichkeit.

In der neuen Geselligkeit, die auf dem Montmartre zwischen den Ateliers, den Bällen und den ländlichen Ausflügen ersteht, hat jeder Ton sein Lebensrecht. Und jeder Ton seine Neben- und Untertöne.

Vielleicht ist gerade dies das Charakteristische der Montmartrekunst, ob sie nun Zeichnung oder Poesie ist, gewesen und geblieben, daß die Stimmung schwankt, vom harten Zynismus zu weicher Sentimentalität, von brutaler Wirklichkeit zu süßen, wehmütigen Träumen, daß heute die rote Revolution und morgen die Studentenlustigkeit Losung sind. Von vielem, ja vielleicht von allem, was unsere Zeit bewegt, haben die dort oben einen Druck der Luft gespürt. Es ist dem und jenem nicht sehr tief gegangen, nicht sehr ernst gewesen — aber in ihren Liedern klang doch unsere Zeit, in ihren Bildern und Zeichnungen blitzt moderne Stimmung auf. Ehedem echter denn heute, muß man hinzufügen.

Ein paar kluge Leute, Ordner, Agitatoren, vielleicht Geschäftsleute des Montmartre, stehen in der Mitte dieser Maler und ihrer Freunde, der Dichter. Sie haben sie ausgebeutet, haben die Fröhlichkeit ungezwungener Abendstunden bald genug in bezahlte Lustigmacherei verwandelt, aber wir wollen die amüsanten Gestalten dieser halben Komödianten doch rasch herzustellen versuchen. Da ist zuerst Rodolphe Salis, der Erfinder, könnte man fast sagen, des Montmartre-Cabarets. Ja, kleine Kneipen, in denen die Studenten sangen, gab's schon lange. Wir kennen sie aus Murgers „Bohême". Aber die waren im lateinischen Viertel drüben. Dort waren die „Caboulots", der „Cochon fidèle". Vom andern Ufer der Seine hat sie nur Rodolphe Salis, der Gentilhomme-Cabaretier, geholt. Er, ein Maler ohne Talent, Schriftsteller ohne starke Persönlichkeit, war ein Regisseur voll Grandezza. Er machte den grotesken Wunsch des größten französischen Romanciers Balzac zur Wirklichkeit. Balzac wollte sich einen Laden aufmachen und das Schild darüber hängen:

„Honoré de Balzac
épicier."

Salis tat's. Er sammelte die Künstler um sich und gründete den Chat noir, aus dem eine ganze Reihe von Malern und Dichtern, die heute einen starken Namen haben, hervorkam. Hier saß man abends, umgeben von den Zeichnungen und Bildern, und dachte an „Fumisterien", d. h. überlegte, wie die Philister zu ärgern seien. Hier stand dann einer auf und sang ein Hohnlied, hier wurde das politische Lied neuer

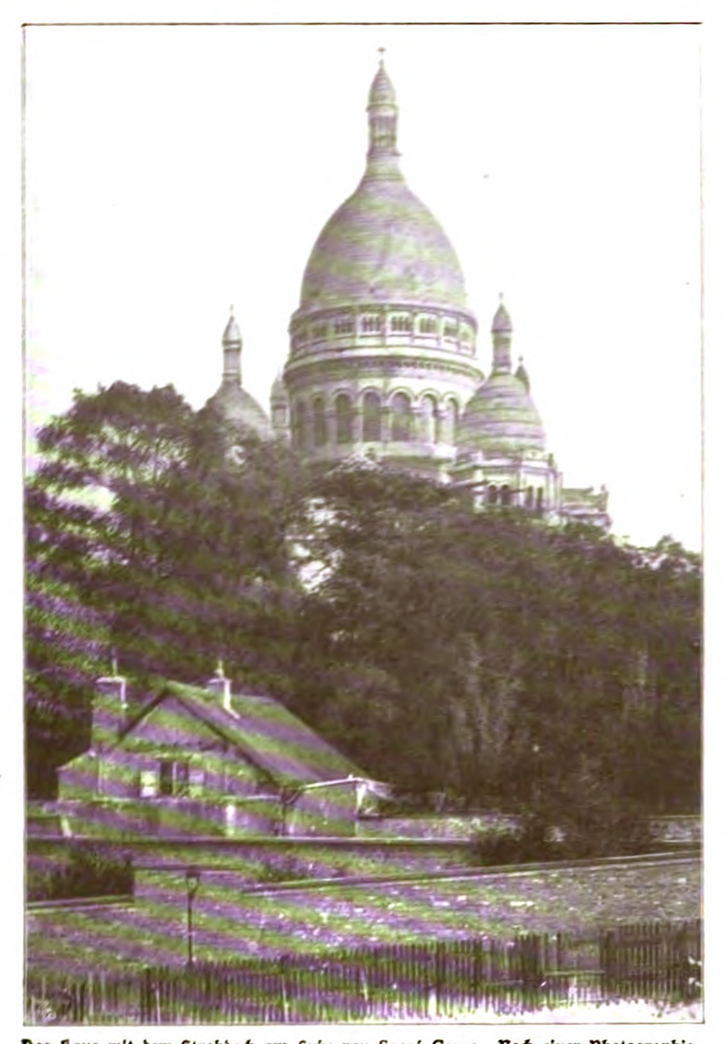


Cabaret zum Fixen Karnickel. (Das Wirtshausschild ist von André Gill gemalt.)



Die Rue Cortot mit der alten Wallmauer. Nach einer Photographie.

Art erfunden. Hier tönte auch manchmal eine zarte Weise stiller Liebe. Das Beispiel des Salis wurde vielfach nachgeahmt. Bald kamen allerhand Cabarets. Von der „Milchwirtschaft der Paradoxe“ bis zum Bruantschen Cabaret, dessen besondere Note die Vorführung der sozialen Note, der Verbrecher- und Bettlerwelt war, das eine Verbrecherkneipe vorstellen wollte, in der die Gäste mit Schmähungen begrüßt wurden, hat es in den zwanzig und mehr Jahren, seit der Gründung des Chat noir, alles Mögliche und Unmögliche gegeben. Große Dichter, wie Verlaine, starke Persönlichkeiten, wie die Yvette Guilbert, Musiker von der populären Kraft Marcel Legays danken ihren Ruhm vor allem den Cabarets, in denen sie die ersten Versuche vor einem Publikum machen durften, das immer gut gelaunt, immer bereit war, ein Talent zu begrüßen. Heute ist das alles ein wenig matt geworden, die Chansonniers sind gute Geschäftsleute, die den Preis ihrer Lustigkeit kennen, gar mancher hat ein Ordensbändchen im Knopfloch, und längst sind die Cabarets nicht mehr Kneipen, in die jeder hinein kann, wenn er die paar Sous für einen Bock hat, sondern mehr oder weniger kleine Theater. Immerhin lustig ist's heut noch. Immer noch tritt von Zeit zu Zeit ein neuer Jüngling zu den Veteranen und findet eine neue Weise. Spottet, höhnt oder zürnt. Was der Tag an Neuigkeiten gebracht hat, ist zumeist am Abend schon in Reimen und Versen eingeschlossen. Die große Frechheit und Freiheit, mit der alles gesagt wird, ist für uns Bürger gemäßigterer Zonen das Verblüffendste dieser Cabarets. Und das Talent zur leichten Improvisation, zum schnellen Witz, zur ungebundenen schnellen Geste besitzen ja die gallischen Naturen weit mehr als wir. Im Cabaret der quat-z-arts, in der Boite à Fursy, der Lune Rousse wird Abend für Abend noch immer tausendmal mehr Grazie, Lustigkeit, amüsante Frechheit frei als in den ärmlichen Nachahmungen, die in den letzten Jahren in Deutschland unglückliche Mode geworden sind. Denn das Wesentliche hier ist eben das Publikum, das mitgeht, das nicht steif dasitzt und sich etwas vorspielen läßt, sondern, zu jedem Scherze bereit, nie böse ist, wenn es ein wenig verhöhnt wird. Bei uns trennt eine unsichtbare Wand Künstler und Zuhörer, hier ist auch jetzt noch allen gemeinsam eine Stimmung jenes: „Je m'en fiche pas mal ... Für heute abend wollen wir nichts tragisch nehmen ...“ — Und wie nett sind diese Lokale. Nicht prunkvoll in mühsamer Eleganz aufgeputzte Restaurants, sondern kleine Kneipen, in denen Stuhl an Stuhl steht, die Wände voll von Bildern, Zeichnungen, und jeder Gast ist gleich. Dabei wird nichts, fast nichts getrunken, kaum ein Glas Bier, ein paar Weichseln in Branntwein eingelegt ... die Fröhlichkeit steigt aus dem Witze, dem Geiste, der Laune, nicht dem Alkohol. Und seltsam genug — in diesen Cabarets spielen die Frauen nur eine geringe Rolle. Fast nie tritt eine auf, Yvette Guilbert war eine Ausnahme, und im Publikum sind sie auch ohne Bedeutung. Hier ist der Witz männlich, als Thema aber ist natürlich die Frau immer auf der Tagesordnung: die Frau als zärtliche Freundin, als Vampir, als Moloch, als Feind, als komische Laune der Natur, als gute Kameradin, als armes Ding, als Colombine, als petit trottin, als Königin der Welt — in allen Verwandlungen ist sie da; höhnisch und verliebt, zornig und



Das Haus mit dem Strohdach am Fuße von Sacré Cœur. Nach einer Photographie.

mitleidig, zynisch und im Tiefsten bewegt, wird sie besungen.

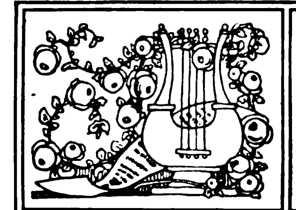
Haben die Künstlerkneipen bald genug ihren Reiz in Kostümscherzen, Verkleidungen gesucht, die Gäste sich das eine Mal als Verbrecher, Mörder, das andere Mal als Ritter aus Don Quichotes Zeiten gebärdet, so ist in den Tanzlokalen dafür immer der Ungebundenheit, dem Einfall des Augenblicks sein Recht geworden. Ob man noch hoch hinauf zu den Mühlen zog, um ländliche Bälle zu veranstalten, oder dann schon die Glanzzeit des Moulin Rouge eine wirrgroteske Welt aus Künstler- und Lebemännerkreisen, Elegants und Dirnen zusammenfegte —, wenn die Geigen sangen, war keine Bewegung zu schroff, kein Bein zu müde, um dem hüpfenden Rhythmus der beweglichen Herrlein in einem neuen ungestümen Tanz Ausdruck zu suchen. Auf dem Montmartre oben hat sich der Wiener Walzer, die Polka eingebürgert, ist dann in rotglühenden Tagen vom Cahu, den wüsten Sprüngen erhitzter Menschen abgelöst worden. Hier ist dann in den Glanzzeiten der achtziger und neunziger Jahre, als die neue Künstlergeneration eine so unbändige Freude am bewegten Körper, dem Variété der Formen, die sogenannte naturalistische Quadrille, erfunden worden. Man wollte nicht mehr Ballettschritte, fein gezirkelt, gut gemessen sehen, so wenig wie das traditionelle Kostüm die Augen mehr freute. In langen Schleppkleidern oder den bauschigen Röcken, die gerade die Mode brachte, mußten sich die Mädchen drehen, daß alles wirbelte, die Füßchen in die Höhe flogen und die Spitzen, Seide und Chiffons ein verwirrendes Bild erregter Lust gaben. Wilde Minuten; ein paar Tänzerinnen wie die Goulue — sie ist oft genug gemalt worden — führen eine heftige, neue Tanzkunst ein, die dann flacher, unpersönlicher geworden, alle Tingl-Tangl noch Jahrzehnte beherrscht. Einmal war der „Moulin Rouge“ amüsant, verwegen, künstlerisch, dann wurde er gemein, und jetzt ist er nichts mehr als ein Variété wie tausend andere. Welche sonderliche, wahrhaftig exzentrische Stimmung er

einmal hatte, sehen wir aus den Bildern des Grafen Toulouse-Lautrec, jenes großen, vor einigen Jahren verstorbenen Malers, des letzten großen Montmartre-Bürgers, der, selbst ein armer Dekadent, von der Natur mit unglaublichem Genie und einem elenden, verkrüppelten Körper beschenkt, zwischen der großen adeligen Kultur, aus der er stammte, und dem elendesten Menschheitsabschaum, zu dem es ihn oft zog, hin- und herschwankte und wie kein anderer das zuckende, nervöse Herz jener Montmartrewelt zu malen wußte, die das Verschiedendste barg: arme Menschen, verderbte Kinder, abgezehrte Tänzerinnen, Talente auf dem Wege nach oben und Künstler auf dem Wege nach unten. — Heut ist der Moulin Rouge international. Die Gassenhauer aller Länder werden auf Montmartre heimisch, die Tänze aus Nord und Süd fahren den Mädchen in die schlanken Beine. „Komm Karlineken!“ ist das eine Jahr Mode und das andere ein spanischer Rhythmus, den dann hier wie in Berlin oder Wien jede Drehorgel leiert. Oben auf dem Moulin de la Galette, wo die letzte Windmühle steht, spielt ein Orchester dieselbe Ballmusik wie in Halensee, fast dieselbe. Denn manchmal durchzuckt alle, wie eine huschende Erinnerung, die Laune alter Zeiten. Dann wirbelt wüst, ungestüm, unaufhaltsam alles durcheinander in einem Cancan, oder einem neuen Tanz, es mag Polo oder „La Machiche“ sein oder wie sie immer heißen: es ist das Sinnbild der Aufregung, einer Vergnügtheit, die gallisch, pariserisch, montmartre ist ... Die, wenn auch nur für fünf Minuten, die verschiedensten Lebenskreise durcheinander hetzt: die Nähmädchen und Studenten, Künstler und Modelle, die Gäste aus der Stadt unten, die üblen Figuren, die auch dazu gehören, ob sie nun in Seide gehüllt sind oder die Ballonmütze auf dem Kopfe haben ...

Der „Moulin de la Galette“ löscht seine Lichter aus. Wir gehen heim. Eine böse Gegend, dieser Montmartre bei Nacht. Man muß den Stock schon fest in die Hand nehmen. Morgen für Morgen kann man in der Zeitung von Raub und Mord, leichtsinnigem Totschlag lesen. Die Leute, denen man begegnet, sehen wenig gemütlich aus. Die Schritte hallen in den dunkeln Gassen. Manchmal, wo's am ruhigsten ist, zwei „Sergots“, Schutzleute, die ängstlich jeder Stelle ausweichen, in der ein Schrei, Lärm zu hören ist. Oft genug hört man einen Schuß knallen. Und dabei ist man fünf Minuten von den Boulevards. Dort ist's lebendiger. Die Restaurants sind noch hell beleuchtet, Camelots schreien die letzten Abendblätter aus. Von einer kleinen Gasse her dringt das Lied eines müden Straßensängers zu uns. Und dann an Notre Dame de Lorette, an der Trinité vorbei, noch zwei Minuten: ein anderes Dasein. Paris, nicht mehr Montmartre. Den Berg hinab kommt man rasch.

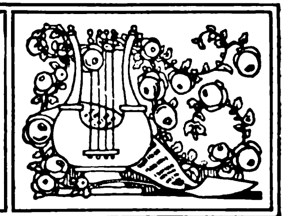


Quadrille. Farbige Steinzeichnung von Abel Truchet. Impr. Eugène Verneau, Paris.



Mozarts Liebe.

Ein Gedenkblatt zur 150. Geburtstagsfeier des Meisters. 27. Januar 1906.



Zu Mozarts Lebzeiten verlangte man von der Musik nicht mehr als Erheiterung oder Erhebung; die Gelehrten beschäftigten sich noch nicht mit dem ästhetischen Gehalt einer neuen Komposition. Damals war die erste, vielleicht die einzige Frage die: wie klingt's? — und nicht: was hat sich der Komponist dabei gedacht?

Der Stand der Musikphilosophen, der Musikdoktoren, entwickelte sich erst in der Epoche, in der die liedförmige Melodie — die der Laie nach einmaligem Anhören am andern Morgen ohne weiteres vor sich hinträllern konnte — aus den großen Musikformen ausschied.

Das ist ganz folgerichtig. Ein Werk wie das des großen Wolfgang Amadeus liegt offen und ohne jedes Geheimnis vor aller Welt da. Kein Musikästhet braucht uns darüber aufzuklären, ob sich's darin um Liebes- oder Sterbensdinge, um Glück, Furcht, Ausgelassenheit, um Vogelgezwitscher oder Champagnerprickeln handelt.

Für die Musik der meisten Epigonen — von Liszts und Berlioz' neuromantischer Schule an bis zu Richard Strauß und Max Reger — ist dagegen ein Kommentar nicht gut zu entbehren. Alles, was elementare Kraft und naive Ursprünglichkeit ausdrücken können, war von dem großen Wiener Dreigestirn gesagt. Zu sagen blieben nun nur noch die differenzierteren, die komplizierteren Dinge. Und mit der philosophischen Musik kamen die Musikphilosophen.

Die sind nun gar indiskrete Herren. Um der Mit- und Nachwelt in Dünger-Ausgaben der neuen Meisterwerke dartun zu können, was sich der Komponist bei diesem übermäßigen Dreiklang, bei jenem verminderten Septimenakkord gedacht hat, müssen sie sich über äußeren Lebensgang wie inneres Erleben, über Schicksal und Stimmungen, ja sogar über die politische Gesinnung, das religiöse Bekenntnis und die philosophische Weltanschauung des vivisektorisch zu ergründenden, mit den Röntgenstrahlen des Indizienbeweises zu erforschenden Meisters unterrichten. So ist eine ganz neue Literatur entstanden. Allein über Richard Wagners Leben und Wirken eine ausgedehnte Bibliothek.

Natürlich kriecht die Forschung auch rückwärts.

Aber seltsam: während Beethovens Sinfonien immer wieder die musikalischen Gelehrten zu tiefgründigen Studien anregen, findet der vielgestaltige Mozart, dessen Stimmungen, Schicksale und innere Erlebnisse sich in sämtlichen Tonformen der Literatur, vom homophonen Lied bis zum polyphonen Ensemble der Messe und der großen Oper, offenbart haben, keine Kommentare mehr.

Und es scheint, als habe auch das große Publikum verzweifelt wenig Interesse an der „Wahrheit über Mozart“. Denn die paar Lebensbeschreibungen und Briefsammlungen, die authentischen Wert besitzen — von Jahn, Meinardus und Nohl — sind bis heutigen Tags in nur wenigen tausend Exemplaren verbreitet.

Um so lieber wurden eine Zeitlang — in der Epoche der La Mara und Elise Polko — die novellistisch-anekdotischen Maskenscherze gelesen (und sicher auch geglaubt), die man mit der Person Mozarts anstellte. Ist es allein deren Schuld oder ist es noch die Ernte der bösen Saat, die eine dem jungen Tonkünstler feindliche Klique ausgestreut hat: im allgemeinen herrscht von Mozarts Liebesleben eine ganz verkehrte Auffassung. Man hat ihm fast mit jeder Sängerin, für die er eine Arie komponiert hat, ein Liebesverhältnis zugeschrieben. Es ist oft geradezu, als verwechsele das flüchtige Urteil die Gestalt des Don Juan mit ihrem musikalischen Schöpfer.

Mozart ist nur fünfunddreißig Jahre alt geworden. Am 27. Januar 1756 ist er zu Salzburg geboren, am 5. Dezember 1791 in Wien gestorben. Am 4. August 1782

hat er seine Konstanze geheiratet, mit der ihn in der neunjährigen Ehe in aller Krankheit, aller krassen Not die rührendste Liebe verbunden hielt. Als Bräutigam aber, in seinem 26. Lebensjahr, konnte er seinem Vater, dem er in allen Dingen gewissenhaft beichtete, schreiben: „Ich kann ohnmöglich so leben wie die meisten dermaligen jungen Leute. Erstens habe ich zu viel Religion, zweitens zu viel Liebe des Nächsten und zu ehrliche Gesinnungen; dahero kann ich auch schwören, daß ich noch mit keiner Frauensperson auf diese Art etwas zu tun gehabt. Darauf kann ich leben und sterben."

Die sich den Komponisten des Figaro und Don Juan und der Entführung aus dem Serail als pikanten Herzensbrecher vorgestellt haben, werden also wohl oder übel ihr Urteil revidieren müssen. Aber es bleibt noch genug der Laune und der Leidenschaft, genug des jauchzenden Glücks und des herzaufwühlenden Leids übrig, um der Gestalt Mozarts auch ohne allerlei Abenteuer hinter den Kulissen das volle Interesse bewahren zu können.

Mozart hat nur ein einziges *ernstes* Liebensabenteuer bestanden: das mit seiner Konstanze, das ja auch einer gewissen Romantik nicht entbehrt, denn der heimliche Bräutigam mußte die heimliche Braut schließlich regelrecht entführen.

Alles war nämlich *gegen* diese Ehe: die Eltern, die Vernunft, die Vergangenheit. *Dafür* war nur das junge Paar.

Als Zweiundzwanzigjähriger hatte sich Wolfgang Amadeus zum erstenmal verliebt. In die Mannheimer Sängerin Aloysia Weber. Er war sogar schon fest entschlossen, sie vom Flecke weg zu heiraten — denn das Elend in ihrem Elternhaus ging ihm zu nahe. Damals hatte ein einziger ernster Brief seines Vaters genügt, ihn von der Torheit abzubringen. Der schrieb ihm unter anderm: „Es kommt itzt ganz allein auf Deine Vernunft und Lebensart an, ob Du als ein gemeiner Musiker, auf den die Welt vergißt, oder als ein berühmter Tonkünstler, von dem die Nachwelt auch noch in den Büchern lieset — ob Du, von einem Weibsbild etwa eingeschäfert, mit einer Stube voll notleidender Kinder, auf einem Strohsack, oder nach einem christlich hingebrachten Leben mit Vergnügen, Ehre und Nachruhm, mit Allem für Deine Familie wohl versehen, bey aller Welt in Ansehen sterben wirst."

Diese ernste Sprache verfehlte ihre Wirkung auf den weichen, knabenhaften Mozart nicht. Nachdem er den tiefen Schmerz verwunden, gewannen die Liebe und das Vertrauen zu „seinem besten Vater" wieder die Oberhand. Und er schreibt: „Nach Gott kommt gleich der Papa; das war als Kind mein Wahlspruch und bey dem bleibe ich auch heut noch."

Wie sagt doch der frozzellustige Landsmann Mozarts von den ersten Liebschaften? „Sie sind die Milchzähne des Herzens; Milchzähne muß man aber zur rechten Zeit ausreißen."

Bei Mozart war das geschehen.

Aber das unschuldige Jugenderlebnis bildete nun ein fast unüberwindliches Hindernis für die „große Liebe seines Lebens".

Denn seine Konstanze — war die Schwester der Aloysia Weber.

Nach des alten Weber Tod war die Witwe mit ihren vier Töchtern von Mannheim nach Wien verzogen. Aloysia verheiratete sich mit dem Schauspieler Lange, und „die Weberische" schlug sich mit Zimmervermieten durchs Leben. So fand Mozart, als er wegen unwürdigster Domestikenbehandlung seine feste Anstellung beim Salzburger Erzbischof aufgegeben hatte und nach Wien übersiedelte, wieder Aufnahme in diesem Kreis.

Und berichtet dann bald seinem Vater:

„Ein lediger Mensch lebt in meinen Augen nur halb — ich hab' halt solche Augen, ich kann nicht dafür — ich hab' es genug überlegt und bedacht — ich muß doch immer so denken. — Nun aber, wer ist der Gegenstand meiner Liebe? — Erschrecken Sie auch da nicht, ich bitte Sie. — Doch nicht eine Weberische? — Ja, eine Weberische. Aber nicht Josepha — nicht Sophie — sondern Konstanze, die mittelste. — Ich habe in keiner Familie eine solche Ungleichheit der Gemüter angetroffen, wie in dieser. Die älteste, die Josepha, ist eine faule, grobe, falsche Person, die es dick hinter den Ohren hat. Die Aloysia Langin ist eine Kokette. Die Sophie, die jüngste, ist nichts als ein gutes, aber zu leichtsinniges Geschöpf — Gott möge sie vor Verführung bewahren! Die mittelste aber, nämlich meine gute, liebe Konstanze, ist — die

Märtyrerin darunter, und eben deswegen vielleicht die gutherzigste, geschickteste und mit einem Worte die beste darunter. Sie ist nicht häßlich, aber auch nichts weniger als schön, ihre ganze Schönheit besteht in zwei schwarzen Augen und in einem schönen Wachstum. Sie hat keinen Witz, aber gesunden Menschenverstand genug, um ihre Pflichten als eine Frau und Mutter erfüllen zu können. Sie ist nicht zum Aufwand geneigt, das ist grundfalsch; aber das ist wahr, daß sie gern nett und reinlich gekleidet geht. Das meiste, was ein Frauenzimmer braucht, kann sie sich selbst machen, und sie frisiert sich auch selbst — versteht die Hauswirtschaft, hat das beste Herz von der Welt — ich liebe sie und sie liebt mich von Herzen — sagen Sie mir, ob ich mir eine bessere Frau wünschen könnte?"

Darin spricht sich wieder der ganze naive Mozart aus. Aber aus dem verzagten Jüngling ist doch ein begehrender Mann geworden.

Ein heißer Kampf setzt darauf ein.

Dem unglücklichen Vater eröffnet sich wieder die trostlose Aussicht, sein über alles geliebter Wolfgang Amadeus werde „in einer Stube voll notleidender Kinder auf dem Strohsack sterben" müssen — unaufrichtige Freunde besorgen das Hetzen und Klatschen zwischen den drei Parteien. Und die Partei der „Weberischen" ist dabei die allerschwierigste.

Es ist kein allzu freundliches Charakterbild, das wir uns von Konstanzens Mutter entwerfen müssen. Sie sprach dem Wein mit einer bei Damen nicht üblichen Vorliebe zu. Ihr einziges Streben ging dahin, diesmal aus Mozarts Herzensneigung Kapital zu schlagen. Sie verbot dem jungen Komponisten ihr Haus — für den Fall, daß er sich nicht schriftlich bereit erklärte, Konstanze zu heiraten. Mozart verpflichtete sich denn auch wirklich, innerhalb der nächsten drei Jahre Mlle. Konstanze zu ehelichen oder, „wofern sich die Unmöglichkeit ereignen würde, daß er seine Gedanken änderte", ihr jährlich 300 Gulden auszuzahlen.

Natürlich diente dieser Vertrag Mozarts Vater nur als Beweis dafür, daß die „Weberische" seinen armen, schwachen, betörten Jungen aus berechnenden Absichten eingefangen hätte. Doch dagegen führt der Bräutigam ins Treffen: „Wißt Ihr, was das himmlische Mädchen tat? Sie begehrte von der Mutter die Schrift, sagte zu mir: ‚Lieber Mozart, ich brauche keine schriftliche Versicherung von Ihnen, ich glaube Ihren Worten so' — und zerriß die Schrift. — Liebster, bester Vater, ich wünsche nichts, als daß wir bald zusammenkommen, damit Sie sie sehen und — lieben — denn — Sie lieben die guten Herzen — das weiß ich!"

„Die Mutter ist aufgebracht, das arme Mädchen wird samt meiner zu Tode gequält!" schreibt er später.

In dieser äußersten Bedrängnis nahm eine mütterliche Freundin des jungen Paares das Aschenbrödel der Weberischen in ihrem Hause auf. Eine aufregende Zeit — und doch voll so tiefer, inniger, zärtlicher Momente, daß sie dem gehetzten, um seine Liebe und um sein Brot ringenden Komponisten Muße gab, die herzerquickende Musik zur Entführung aus dem Serail zu schreiben.

Schließlich drohte die „Weberische", ihre Tochter mit Hilfe der Polizei in ihr Haus zurückholen zu lassen. Da kam's zu dem Gewaltstreich, den die diplomatische und finanzielle Hilfe der Baronin Waldstädten vorbereitete: ehe noch die Zustimmung des alten Mozart da war, ließ sich das junge Paar trauen.

„Als wir zusammen verbunden wurden, fing sowohl meine Frau als ich zu weinen an. Davon wurden alle, sogar der Priester, gerührt, und alle weinten. — Unser ganzes Hochzeitsfest bestand aus einem Souper, welches uns die Frau Baronin von Waldstädten gab."

Zwei Posttage später traf dann des Vaters Segen ein.

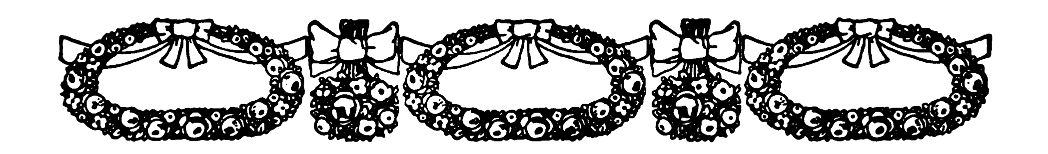
Konstanze blieb Mozarts einzige Liebe.

Sie muß groß und tief, heilig und lachend, keusch und leidenschaftlich gewesen sein, diese Liebe, da des Meisters Tonsprache all ihre tausend Spielarten kennt, da in allen seinen Weisen — vom Veilchen, das auf der Wiese stand, angefangen bis zu den weltentrückten Akkorden, die in der Zauberflöte die Prüfung der Liebenden begleiten, — das rührende Mitleid neben dem verklärten Lächeln steht, die sonnige Zärtlichkeit neben dem heißen Verlangen eines sinnenfrohen, gesund empfindenden Menschen.

Heinz Grevenstett.

Kanal in Hoorn.

Gemälde von K. Klinkenberg.



Tammany.

Von Otto von Gottberg.

Der Telegraph hat im Herbst wieder einmal gelegentlich der Neuyorker Bürgermeisterwahl den Namen Tammany um den Erdball getragen. Bei allen städtischen Wahlen in Neuyork geschieht es. Dann sträuben sich in Kamtschatka wie in Reuß-Greiz Haarwurzeln. Schauerliche Bilder entstehen im Hirn des Zeitungslesers. Denn Tammany heißt Bestechung, Tyrannei und Korruption. Es ist die verwerflichste Organisation der Welt. Seltsam ist nur, daß Neuyork unter der mehr als hundertjährigen Herrschaft dieses Tammany zur reichsten Metropole in Orient und Okzident ward.

Eigentümlich scheint auch eine andere Tatsache. Es gelang den Neuyorkern mehr als einmal sich aus den angeblich nur blutsaugenden Fangarmen dieser Organisation zu befreien. Stets aber ward dann bald der Bürger Wohl und Wehe von einer mehr oder minder großen Majorität abermals in Tammanys Hände gelegt.

Die Wähler hatten eben empfunden, daß gerade, wenn Tammanys Banner vom Rathaus wehte, ihre berechtigten Wünsche dort Berücksichtigung fanden. Erfahrung hatte sie gelehrt, daß Tammanys Führer um kein Jota beutegieriger und skrupelloser als andere professionelle Politiker waren. Mehr noch: Tammany füllt nicht nur die eigenen Taschen. Auch in jenen der Gefolgschaft muß es klimpern! Es will lachende Gesichter um sich sehen. Es will leben und leben lassen.

Nichts gänzlich Faules ist in dieser Welt auf die Dauer lebensfähig, wie es Tammany durch die Jahrhunderte war. Es entstanden der Organisation Rivalen in Gestalt ähnlicher politischer Maschinen beim Dutzend. Tammany überlebte eine jede. Die einen seiner Gegner waren allzu geflissentlich bestrebt, Heu zu machen solange die Sonne schien. Anderer Hände blieben rein. Aber sie mißbrauchten das Vertrauen der Wähler. Erwachsenen Bürgern einer Weltstadt wurden die Gebote ihrer eigenen, engherzigen Lebensauffassung aufgezwungen. Tammany dagegen verfuhr stets eingedenk des Lincolnschen Wortes: „Man kann manchen oft und manchen jederzeit, aber nicht jedermann jederzeit zum Narren halten." Es nahm. Aber es gab auch.

Nicht darum allein konnte die Organisation in der Flucht vergänglicher politischer Gestaltungen der eine und einzige rocher de bronce bleiben. Weil aber sie allein sich behauptete und in jeder Wahlkampagne auf derselben Seite und Stelle zu finden war, hörten wir immer gerade von ihren Missetaten. Tammanys Alter gewährte jedem die Möglichkeit von den dunkeln Stunden seiner Vergangenheit zu erzählen. Politische Banditen traten ihm gegenüber, die sich zu einem Raid auf den Stadtsäckel verschworen hatten, und sie durften ihre Wahlfehde unter der Parole „Redlichkeit" führen. Aber selten wußten sie sich im Herzen besser als Tammany.

Eine der erbittertsten Wahlkampagnen war die des Jahres 1901. Damals erschien in Wählerversammlungen als Redner und einer der Amtskandidaten der neugebildeten soi-disant Reformpartei ein ehemaliger Rechtsanwalt und Senator auf der Tribüne. Er schilderte die Greuel der bisherigen Stadtverwaltung: „Von Eurer Töchter Schande und von Eurer Söhne Verderben lebt und bereichert sich der Tammanypolitiker!" Der Rock aber, den dieser Mann auf dem Leibe trug, war mit Geld bezahlt, das er als Tammanypolitiker erworben. Während eines Menschenlebens hatte er der Organisation gedient und diese ihn, wie es ihre Art, verschwenderisch freigebig belohnt.

Also vielleicht ein reumütiger Sünder?

Gemach! Zwei andere Kandidaten der Reformpartei erschienen mit ihm auf der Tribüne. Man erwählte sie später für die beiden höchsten städtischen Ämter unter jenem des Oberbürgermeisters. Beide sprachen wie der Senator und Anwalt. „Der Tammany wirkt wie Aasgeruch auf meine Nase," versicherte der eine.

Alle diese Ehrenwerten — denn Honourable ist der ihnen zukommende Titel — traten auch in der Wahlkampagne des Jahres 1903 als Kandidaten auf. Als politische Wetterweise glaubten sie Sturmzeichen wahrzunehmen. Diese drohten die Reformpartei aus dem warmen Nest der Stadtverwaltung zu wehen und es für Tammany frei zu machen. Sie zögerten auch keinen Augenblick mit den fliegenden Fahnen und der Blechmusik, die beide von amerikanischen Wahlkampagnen unzertrennlich sind, in das Lager des mutmaßlichen Siegers überzugehen. Sie wurden Kandidaten des Tammany, das sich nach ihren Worten an der Töchter Schande und der Söhne Verderben bereichert, des Tammany, dessen Name wie Aasgeruch auf ihre Nase wirkte.

Solcherart war jederart die Mehrzahl der Gegner Tammanys.

Gewiß haben dieser Organisation auch Männer als Feinde gegenüber gestanden, deren politische Vergangenheit ohne Fehl und Tadel war: so Theodor Roosevelt, dem nach seinen Worten Schamröte auf den Wangen brannte, wenn er des Verwaltungswesens ihrer Vaterstadt gedachte.

Aber der Politiker von Beruf ist, ob Tammanymann oder „Reformer", derselbe. Er kann ja nur von unredlichem oder wenigstens nicht ein-

wandfreiem Gewinn leben. Alle seines Schlages sind wohl willens und bestrebt, ein gutbezahltes Amt zu bekleiden, aber wenige werden dazu auserwählt. Die nicht Berufenen leben also von den „spoils", nämlich der durch den Erfolg in der Wahlschlacht gewonnenen Siegesbeute. Es ist nicht nötig diese Beute immer in Bargeld oder als „Patronage" auf die Gefolgschaft zu verteilen. Patronage ist einer der Ausdrücke, welche die politische Sprache des Yankees geschaffen hat, weil sie in der Hitze des Gefechts kurze Worte statt langatmig beschreibender Phrasen gebraucht. Nach dieser Art zu sprechen „verfügt der Oberbürgermeister über mehr Patronage" als der erste Staatsanwalt. Nämlich er hat mehr an Ämtern und Stellungen zu vergeben, die nicht durch Stimmenzahl an der Wahlurne besetzt werden. Reicher als durch Patronage aber kann eine zur Herrschaft gelangte Partei beispielsweise Dienste durch Vergebungen städtischer Kontrakte belohnen.

Nun ist Tammany, im Gegensatz zu der selbst unter geborenen Neuyorkern oft herrschenden Auffassung, keine politische Partei. Es ist eine Gesellschaft von Geschäftsleuten. Ihr Geschäft ist allerdings die Politik, aber diese ist ihr nur ein Mittel den Lebensunterhalt, das tägliche Brot und reichlich Butter darauf, zu gewinnen. Darum allein betätigt sich der Tammanymann an sieben Tagen jeder Woche in der Politik. Keine ethischen Rücksichten bringt er in ihr zur Geltung. Weder brennende Vaterlandsliebe noch der Wunsch der Gemeinde dienstbar zu sein, führt ihn auf ihr Feld. Er betritt es mit dem Vorsatz, Geld und viel Geld zu verdienen. Dadurch, daß er dies laut, frank und frei ausspricht, unterscheidet er sich von allen andern professionellen Politikern.

Allerdings wurde die Absicht, die nationale wie munizipale Politik zu beeinflussen und sich mit ihrer Hilfe zu bereichern, bei Begründung der Organisation im Jahre 1789 noch nicht ausgesprochen. Sie nannte sich — ich bitte nicht zu lachen — eine Wohltätigkeitsgesellschaft. Diese Bezeichnung hat durch 116 Jahre die Spott- und Lachlust herausgefordert. Aber tatsächlich hat Tammany an keinem Tage seiner elf Jahrzehnte das Wohltun und Mitteilen vergessen.

Wie es heute üblich und sachgemäß, bezeichnen wir die „Tammany Society" oder den „columbischen Orden" und „Tammany Hall" unter dem gemeinsamen Namen: Tammany. Beide Gesellschaften sind verschmolzen. Sie leben aus demselben Portemonnaie. Der Raub fließt in dieselbe Schatzmeister-Kasse.

Wie diese Bezeichnung ist auch der Name Tammany der Indianersprache entlehnt.

William Mooney taufte die Organisation als ihr Begründer nach einem „weisen und befreundeten" Häuptling vom Stamme der Delaware. Dieser rote Krieger galt, in Ermangelung einer geeigneteren Persönlichkeit, schon den amerikanischen Soldaten des Revolutionskrieges als Schutzpatron. — Tammanys Heim in der vierzehnten Straße ist der Wigwam. Der dort zusammentretende Verwaltungsausschuß besteht aus einem Groß-Sachem und dreizehn Sachems. Tatsächlich bekleiden sie nur Ehrenämter. Ihre Zahl entspricht jener der dreizehn Gouverneure der ersten Bundesstaaten. In ihrem Vorsitzenden oder Groß-Sachem denkt man sich den Bundespräsidenten. Dieser selbst hat im Laufe der Geschichte übrigens oft Fühlung mit der Organisation unterhalten. Washington, die beiden Adams, Jefferson, Madison, Monroe und Jackson waren Ehrenmitglieder und Groß-Sachems von Tammany. Indianertitel führen auch dessen bescheidenere Würdenträger. Der Hausmeister ist der Sagamore, der Sekretär heißt Scribe. Die „Braven", nämlich Mitglieder der Organisation, wurden ursprünglich in Stämme eingeteilt. Es gab jenen des Panthers, Adlers oder Bären. — Man schrieb nicht: Neuyork den 10. Juli 1800. Vielmehr stand in der oberen rechten Ecke eines Briefes zu lesen: Manhattan, Fruchtzeit im siebenten Monat des dreihundertundachten Jahres der Entdeckung, des vierundzwanzigsten der Unabhängigkeit und des zwölften des Bestehens von Tammany.

Ungefähr seit jenem Datum hat die Organisation als Schmarotzer vom Lebensblut Neuyorks gezehrt. Der Tribut, den Mooney von der Stadt erpreßte, bezifferte sich auf ärmliche Tausende. Unter Swartwouts Führung konnte Tammany den Stadtsäckel mit einem Griff schon um anderthalb Millionen berauben. Das war in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts. Die Millionen, welche Wood und Tweed in den fünfziger bis siebziger Jahren erbeuteten, lassen sich schon nicht mehr zählen. Seither aber ist Tammany mit der Zeit fortgeschritten. Es weiß, daß Stillstand Rückschritt bedeutet. Aber — schreibt ein amerikanischer Historiker und Gegner Tammanys — „es wäre unehrlich, Tammany den alleinigen Übeltäter zu nennen. Es war nur der geschickteste. Seine Rivalen wandelten denselben Weg."

Nun weiß jedes Neuyorker Kind von Tammanys Veruntreuungen zu erzählen. Trotzdem findet es nach Niederlagen stets wieder eine Majorität von Stimmen in der Urne. Folglich betrachten die Wähler, wenn auch vielleicht achselzuckend, die Nachteile einer Stadtverwaltung durch Tammany als kleineres Übel verglichen mit einem Regime seiner Gegner.

Nach den durch die letzten beiden Wahlen gelieferten Ziffern werden in den beiden Boroughs, Manhattan und Bronx, der eigentlichen Stadt Neuyork, etwa 300000 Stimmen abgegeben. Einfache Majorität entscheidet. Von den danach für Erwählung eines Kandidaten erforderlichen 150001 Stimmen vermag Tammany jährlich, täglich und stündlich etwa 120000 ohne Werbetrommel und Wahlkampagne aufzubringen. Diese mehr als 100000 Bürger gehorchen an der Urne ohne Besinnen, der von Tammany ausgegebenen Parole. Die eine Hälfte mag aus ungebildeten, kleinen Leuten bestehen. Der anderen gehören tüchtige, ehrenwerte und wohlhabende Männer an, deren Name oft in der Stadt ausgezeichneten Klang hat. Diese Bürger sind oft nicht Mitglieder der nur nach einigen Tausenden zählenden Organisation, aber ihre blindlings getreuen Anhänger. Mögen Presse, öffentliche Meinung und Agitatoren gegen Tammany wühlen — diese 120000 Stimmen sind und bleiben sein.

Ein einziger Mann, der jeweilige Führer Tammanys, wirft ihr Gewicht am Wahltage in die Urne. Er ist der Vorsitzende des Finanzkomitees der Gesellschaft, kein Sachem, sondern ein „Braver“ aus Reih und Glied. Fähigkeit andere zu beherrschen und zu beeinflussen berief ihn auf seinen Posten. Denn diese Organisation, zugleich patriarchalisch oder autokratisch und demokratisch bis ins Extrem, zeigt die fest geschlossene Front und den blind einem Führer folgenden Gehorsam nur nach außen. Im Innern toben beständig die bittersten Kämpfe um jene Machtstellung, welche die Alleinherrschaft über eine Weltstadt bedeutet. Tammany begünstigt diese Fehden. Es erlaubt dem jeweiligen Führer, Rivalen mit brutaler Gewalt zu vernichten. Aber es jubelt sofort auch einem der letzteren zu, dem es gelang den Mächtigen niederzuwerfen. Nur die nervigste Faust und der eisernste Wille können in diesem Ringen die Zügel fest halten. Nur der Mann — könnte man fast sagen —, der wirklich geboren ward, andere zu beherrschen und drei Millionen Einwohner seinem Willen zu beugen, vermag sich an der Spitze der Organisation zu behaupten. Ihn nur aber will Tammany dort sehen.

Freilich nicht allein rohe Willenskraft befähigt zur Führerrolle von Tammany. Der Boß (Baas, Herr) muß auch diplomatisch veranlagt sein. Crocker und Murphy, die noch lebenden, letzten beiden Häuptlinge, sind Männer mit Bulldoggengesichtern über viereckigen Kinnladen auf Stiernacken. Oft genug schlugen die Fingerknöchel ihrer harten Faust auf die Tischplatte im Wigwam. „Mein Wille ist Euer Gebot,“ sagten sie den im Rate versammelten Braven. Gegen deren einstimmigen Beschluß zwangen sie ihnen einen Kandidaten auf, oft nur um sie die Herrenhand wieder einmal fühlen lassen. Aber jeder Führer muß verstehen, sich Kreaturen oder Freunde zu machen. Auch darin sind die Bosse Tammanys jederzeit Meister gewesen. Tweed, ihr Napoleon, war geächtet und vogelfrei, seiner Macht für immer beraubt. Die Staatsanwaltschaft hatte einen Preis von 100 000 Dollars auf seinen Kopf ausgeschrieben. Aber er konnte durch die Straßen der Stadt und die Dörfer der Umgebung schreiten. Leute, denen jene Summe ein Riesenvermögen bedeutete, gewährten ihm Asyl. Bettelarme Fischer ruderten ihn zu dem Schiff, das ihn nach Spanien trug. Überhaupt zeigt der Charakter eines jeden dieser Männer bestechende Züge. Auch in ihnen wohnte jenes Gefühl, das Mr. Roosevelt in jungen Jahren, die Karten auf den Pokertisch werfen und sagen ließ: es gibt nur zwei Spiele, die wert sind gespielt zu werden — der Krieg und die Politik! — Die Politik ist ein prächtiges Jeu in Amerika. Es fasziniert selbst den Blick des Beschauers von fremder Nationalität. Wenn sie zum Hasardspiel mit enorm hohem Einsatz werden konnte — handelt es sich doch selbst für Tammany um die Herrschaft über Stadt oder Staat von Neuyork — so ist Ursache dafür jener Übelstand, der gar viele Krankheitssymptome im amerikanischen Volkskörper ausbrechen ließ: Macht und Staatsgewalt sind nicht in eine berufene Hand gelegt. Ein jeder darf, soviel er vermag, davon an sich reißen. Darum begegnen wir auf amerikanischem Boden so oft der Leidenschaft für Politik und dem Ehrgeiz die Mitmenschen zu beherrschen. Beide Eigenschaften hat noch jeder Tammanyboß à outrance verkörpert. Besitz lockte die vom Schlage Tweeds und Crockers nicht. Gering war der Bruchteil der erpreßten Millionen, den sie für sich selbst behielten. Sie nahmen fremdes Geld, weil mit ihm ihre Organisation auch an Macht gewann. Das eigene rollte ihnen leicht aus der Hand. Beide waren Tausenden Wohltäter, aber stiller Art und nicht von jener des reklamehungrigen Carnegie. Der Glanz der amtlichen Stellung galt ihnen als Firlefanz. Harte Arbeiter, die einfach lebten, saßen sie tagaus, tagein hinter ihrem Schreibtisch im Wigwam. Von dort aus machten sie ihre Züge auf dem Schachbrett städtischer, staatlicher und nationaler Politik. Daß sie Existenzen schaffen und vernichten, Menschen erhöhen, zu Falle bringen und mit ihnen Fangball spielen konnten — war ihnen Befriedigung und Lebensgenuß.

Wurde aber solch Boß, der für ein Jahrzehnt die Geschicke der Organisation bestimmt hatte, gestürzt, so bedeutete dies keineswegs auch den Niedergang Tammanys. Die Tradition lebte in anderen fort und hielt es aufrecht. Tammany hat dunkele Tage dieser Art gesehen. Aber mit eisernem Griff hielt es seine 120 000 Wähler fest, und selbst aus der Stadtverwaltung vertrieben, konnte es auf dieser Basis bald eine neue Majorität aufbauen.

Diese Stimmen sich zu erhalten und in der Wahlkampagne zu vermehren, ist die vornehmste Aufgabe der Organisation und ihrer Mitarbeiter. Als solche unterstehen dem Boß oder seinem Stellvertreter zunächst die Bezirksvorsteher, und zwar wird deren je einer in jedem der fünfunddreißig Wahlbezirke der Stadt erwählt. Auch um diesen Posten wird bitter gerungen. Nicht minder kommt es bei Auswahl der Distriktshauptleute zur Geltung. Der Zahl nach in ganz Neuyork 1013, bilden sie eine Art Stab von Unterführern des Bezirksvorstehers.

Nur Männer von wirklich hervorragender Arbeitskraft können sich in diesen Beamtenstellungen der Organisation halten. Jedes Verbrechens, einschließlich Mordes, ist Tammany bezichtigt worden. Daß es Drohnen dulde, hat noch niemand ihm nachgesagt. Sein Geschäft ist einträglich. Aber es verbraucht auch Nerven und Menschen.

Der Bezirksvorsteher führt in der Wahlkampagne die taktische Einheit. Er ist also Chef der Tammanykompagnie und zugleich die Mutter derselben, der Feldwebel. Er ist der Organisation verantwortlich. Am Wahltage liefert er „die Ware“ — so nennt Tammanys Geschäftssprache die Stimmen seiner Wähler — an der Urne ab. Im Wigwam kennt man die Zahl der Anhänger und Braven in jedem Bezirke. Vom Vorsteher erwartet man, daß er sie der Organisation nicht nur erhalte, sondern ihre Zahl auch mehre. Das geschieht nicht mit Hilfe der Presse. Sie läßt sich mit Tammanys Reichtum nicht kaufen und steht seit einem Jahrzehnt fest geschlossen im Lager seiner Gegner. Auch von Wahlreden hält Tammany wenig. Sein System der „praktischen Politik“ ist in hundertjähriger Betätigung geboren und unermüdlich verbessert worden.

Der Bezirksvorsteher ist jedermann in seinem Stadtviertel bekannt. Er selbst kennt Namen und Beruf jedes Bewohners. Für jeden hat er einen Gruß. Für jeden ist er zu allen Tag- und Nachtstunden zu sprechen. Wer immer Rat oder Hilfe bedarf, kann zu ihm gehen. Kurzweg nennt man ihn den Leader. Jedem an seine Tür Pochenden tritt dieser Leader höflich und mit Handschag entgegen. Den etwa Unbekannten dürfte er fragen, ob er Wähler sei. Ist dies bejaht, so blickt der Leader ernst, sehr ernst, feierlich fast. Nicht ein Mensch steht vor ihm. Seine Augen ruhen auf einer Wahlstimme und sehen die Möglichkeit sie zu gewinnen. Seine Macht wie die Tammanys stützt sich auf Stimmen. Darum ist er willens, einen Preis für die vor ihm stehende zu bezahlen. Als Tammanymann glaubt er, daß um seinen Preis jedwedes Ding in dieser Welt zu haben ist. Wenn es irgend angängig, wird er sich den Bittsteller durch Gewährung seines Anliegens zum Freunde machen. Freunde wirbt er sich bei jedem Gange durch die Straße. Er wartet nicht bis man ihn aufsucht. Freiwillig erscheint er überall als Helfer und Berater. Naturgemäß am meisten in den Häusern der Armut.

Tammany sorgt mehr für das Wohlergehen des Proletariats und der ärmeren, arbeitenden Bevölkerung Neuyorks als alle anderen Wohltätigkeitsgesellschaften zusammen. Als Organisation steht es mit dem oft namhaftesten Betrage an der Spitze jeder Sammelliste. Der Leader ersetzt in seinem Bezirke die fehlende Vaterhand des Staates. Damit sei nicht gesagt, daß Tammany versuche die Volksmoral zu heben. Aber es liefert Bedürftigen Brot, Feuerung und Unterkunft. Es gibt auch Geld, und, wie die Beschenkten rühmend sagen, ohne die Mahnung es nicht für Schnaps zu verausgaben. Es stellt Strebsame auf die Füße, hilft ihnen vorwärts und jedermann gern aus Verlegenheit. Leben und leben lassen! Freilich die Steuerzahler begleichen die Rechnung und nicht nur in Gestalt von Steuern — häufiger durch Erpressungen. Tammanys Hand ist stets offen in doppelter Hinsicht.

Der Leader ist in seinem Bezirk Tammanys Vertreter und zugleich Vertrauensmann der Wähler. Ein kleiner Junge, das Kind einer Tagelöhnerfamilie, wird arretiert. Die Range hat mit Steinen nach dem Polizisten geworfen. Seine Mutter geht zum Leader. Erst vor drei Tagen suchte sie diesen auf, um ihren Mann aus den Fangarmen der Justiz zu befreien. Er hatte über den Durst getrunken. Wie damals greift der Leader zum Hut. Die Frau hört weder einen Vorwurf noch die Frage, ob die Verhaftung nicht gerechtfertigt gewesen sei. Ermunternder Zuspruch wird ihr und die Versicherung, daß man ihr gern gefällig sei. Denn der Leader faßt es als seine Pflicht auf „seine Leute zu beschützen" — auch gegen die Hand des Gesetzes. In diesem Falle mag ein zugunsten des Bengels gesprochenes Wort genügen. In einem anderen hinterlegt der Bezirksvorsteher Kaution. Er sucht nach dem Angeklagten wohlgesinnten Zeugen. Seinen Richter bemüht er sich dem Verhafteten günstig zu stimmen. Dies ist leicht, wenn Tammany herrscht, denn dann ist auch der Richter von Tammanys Gnaden. Der Leader sieht ihm in die Augen und nickt kurz mit dem Kopf: einer meiner Wähler! Dann wird ein kleineres Vergehen kaum, ein größeres sehr gering geahndet werden. War es schwer genug, um die Verteidigung durch einen Rechtsanwalt nötig zu machen, so ruft der Leader ein paar Worte ins Telephon. Gar viele junge Juristen warten nur auf die Gelegenheit, Tammany ihre Dienste unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Lohn wird ihnen später. In gleicher Weise harren Ärzte seines Rufes. Zu einem solchen mag der Leader schicken, wenn das Kind jener Tagelöhnerfamilie erkrankt. Vielleicht bringt er es in ein Krankenhaus. Sie bittet ihn auch um Besuchskarten für das Gefängnis, wenn Unglück wieder einmal einen Verwandten hinter Gitterstäbe führt. Tammany versteht mit den Massen zu fühlen und zu denken. Der kleine Mann braucht sich vor dem Leader nicht zu schämen. Ein Vater mag ihm rund heraussagen: „Mein Junge hat gestohlen." Tammany hilft doch. Es ist zugleich Beichtvater und verteidigender Anwalt seiner Anhänger.

Die Kinder jener Tagelöhnerfamilie wachsen auf. Der Leader trägt Sorge, daß die eine nach Verlassen der Volksschule in einem Warenhause angestellt wird. Die andere ist nach der Eltern Meinung zu Höherem geboren. Er verschafft ihr Zutritt zur Normalschule und später eine Stelle als Lehrerin im Dienst der Stadt. Ebenso öffnet er den Knaben die Tür eines Berufs. Er sorgt auch dafür, daß der Vater stets Arbeit und Brot findet. Unter einem Tammanyregime bewerkstelligt er dies alles ohne die geringsten Schwierigkeiten. Aber selbst wenn seine Organisation im Wahlkampfe unterlegen, sitzen Angehörige derselben als Stadtverordnete im Rathause. Von ihren Beschlüssen hängt oft das Wohl von Tausenden von Geschäftsbetrieben ab. Sie müssen sich also Tammany gefügig zeigen und seine Leute anstellen. Zudem weiß auch in Tammanys trübsten Tagen jeder Neuyorker, daß ihm eines Tages wieder der Glücksstern strahlen wird. Deshalb scheuen sich oft selbst seine politischen Gegner, ihm eine Bitte abzuschlagen.

Der Leader greift auch in die Tasche. Im Polizeigericht erlegt er für Brave und Anhänger kleine Geldstrafen. Junge Mädchen seines Bezirks veranstalten einen Basar. Er kauft von jeder Bude. Der Pastor begegnet ihm auf der Straße. Heute gibt er ihm nur eine Kleinigkeit für seine Armen. Aber neulich schickte er ihm eine neue Altardecke. Nach einem Händedrucke mit dem Herrn „vom Tuch", dessen Freundschaft der Leader sich mit den schwersten Opfern zu erhalten gewillt ist, betritt er eine Schankwirtschaft. Die Anwesenden trinken ein Glas oder mehr auf seine Kosten. Junge Leute erzählen ihm von einem geplanten Baseballspiel. Der Leader stiftet drei Preise von zusammen fünfundzwanzig Dollars. Als die Tür hinter ihm zuschwingt, jagt klang-klang der Feuerwehrwagen vorbei. Es folgen bellende Hunde, lärmende Gassenjungen und — der Leader. Er findet auf der Brandstätte verschiedene seiner Leute obdachlos. Die Polizisten zucken die Achseln. Es gibt keine Autori-

tät, die sich derart Heimgesuchter annimmt. Doch es gibt sie! Die Gesichter über den blauen Uniformen wie die der Abgebrannten hellen sich auf, als Tammanys Bezirksvorsteher mit kräftiger Faust seinen Weg durchs Gedränge bahnt. Ein paar kurze Befehlworte. Die Schutzleute fliegen nur so. Denn mag Tammany auch gerade nicht Neuyork regieren: Die Polizei gehorcht ihm — aus dem Augenwinkel in die Zukunft schielend. Endlich sind alle Geschädigten zusammengebracht. Unter Führung eines Schutzmanns schickt der Leader sie in ein Logierhaus. Dort werden sie — ob seine Wähler oder nicht — auf seine Kosten untergebracht. Angesichts wirklichen Elends fragt Tammany nicht nach Stimmen.

Also der Leader wartet nicht, bis die Not an ihn herantritt. Er sucht sie auf. — Einer der Distriktshauptleute erzählt ihm, wie es seine Pflicht, von einer armen Witwe im Stadtviertel. Durch den Verdienst redlicher Arbeit erzieht sie ihre Kinder in Sauberkeit und Ordnungssinn. Deshalb erfreut sie sich der Achtung jedes Bewohners der Straße, in der sie lebt. Der Leader schickt ihr einen Truthahn mit einem Korb voll Gemüse, sucht sie auf, verschafft ihr einträgliche Arbeit. Fortan schwört jede Frau in dieser Straße auf Tammany und seinen Leader. Über jedem Strickstrumpf wird beider Lob gesungen. — In diesem Falle handelt es sich nicht um direkten Stimmenfang. Aber die Witwe mag Söhne haben. Und auch Tammany blickt aus den Augenwinkeln in die Zukunft.

Tammany geht weiter. Er weiß, der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Der Leader sorgt auch für Unterhaltung und Vergnügen seiner Anhänger. Im Sommer veranstaltet er Ausflüge, im Winter Bälle. Er selbst feiert selten. Aber findet im Bezirk eine Festlichkeit statt, so bemüht er sich ihr beizuwohnen. Bei Hochzeiten wie Begräbnissen ist er der Ehrengast, dessen Anwesenheit der Feier Glanz verleiht.

So ist jahraus jahrein an 364 Tagen der Leader um die Wohlfahrt seiner Anhänger bemüht. Was aber fordert er dafür? Nichts, gar nichts weiter als — eine Stimme am 365. Tage! Man gibt sie ihm mit Freuden. Mehr noch: Tammany könnte ohne vorherige Ansage innerhalb von zwei Stunden den größten Platz in Neuyork mit einer Menge füllen, die einem Redner an bestimmten Stellen mit Beifall ohne Zischen antwortet. Der Leader und seine Distriktshauptleute sind eben in beständiger Fühlung mit ihren Wählern. Ja, sie gehen wohl täglich von Haus zu Haus, ihrer einige zu besuchen.

Ganz anders vollzieht sich Tammanys Einwirkung auf das wohlhabendere Wählerelement. Auch in dessen Häusern weiß der Leader Bescheid. Durch Mittelspersonen reicht sein Einfluß bis in die Paläste der fünften Avenue. Er mag den gesellschaftlichen Ehrgeiz einer Frau ausnutzen, um die Freundschaft und Stimme des Gatten zu gewinnen. Häufiger bietet dessen Beruf Gelegenheit, durch Druck oder Hilfe auf ihn einzuwirken. Tammanys Einfluß kann Kundschaft zuführen oder entziehen. Wohl wenigstens ein Direktor jeder größeren Korporation unterhält Beziehungen zu der Organisation. Er mag vielleicht gegen sie stimmen. Aber er liefert seinen Beitrag an ihre Kriegskasse vor den Wahlen ab. Man fürchtet Tammany. Die Bahnen erhalten Grund und Boden für ihre Schienenstränge und Bahnhöfe teilweise von der Stadt. Diese könnte Verträge kündigen oder unbequeme Verordnungen erlassen. Jedenfalls läßt sich an gar vieler Besitz der Hebel der Schikane ansetzen. Deswegen hütet man sich mit Tammany zu brechen und zahlt Tribut in Bargeld oder anderer Form.

Die meisten Aktiengesellschaften bedürfen eines staatlichen oder städtischen Charters. Umsonst erhält man ihn selten, jedenfalls nicht von Tammany. Nehmen wir an, Kapitalisten planen unter dessen Regime den Bau einer Straßenbahn. Sie müssen die Stadt um eine Konzession angehen. Die Stadt ist — der Boß im Wigwam. Denn der Oberbürgermeister führt nur dessen Befehle aus. De facto müßten die Unternehmer den Häuptling von Tammany telephonisch anklingeln: Wieviel verlangt die Organisation? Aber dieses wohl früher übliche Verfahren hat sich im Laufe der Jahre als unzweckmäßig erwiesen. Es führte Tredd und andere Tammanyleute hinter Gitterstäbe. Die an seiner Stelle angenommene Methode ist ja auch kein Geheimnis geblieben. Im eigenen Interesse schon mußte Tammany sie bekannt geben. Also jene Kapitalisten brauchen nicht, sich hinter den Ohren krauend, zu fragen: Wie erhalten wir die städtische Konzession? Sie schlagen einigen der Großen des Wigwams vor, sich an dem Unternehmen zu beteiligen. Diese machen sehr bedenkliche Gesichter. — „Selbstverständlich ohne Kapitalseinlage, meine Herren!" Jetzt lassen die Braven mit sich reden. Das Geschäft wird vereinbart. Das „wie" ist beiden Parteien bekannt und jeder Palaver überflüssig. Die Tammanyherren sichern den Unternehmern jenen nur angeblich geheimnisvollen Einfluß, der folgenden Tages den Oberbürgermeister bestimmt, seinen Namen unter die Konzession zu setzen. Hängt die Bewilligung derselben auch von Tammanys Stadtverordneten ab, so müssen die Kapitalisten allerdings gleich eine Barzahlung leisten. Denn kleine Leute soll man nicht auf ihr Geld warten lassen. Darin denkt Tammany vornehm. Aber die Großen des Wigwams werden erst nach Bildung der neuen Gesellschaft mit einem oft nicht unerheblichen Teil der Aktien derselben belohnt. Sie veräußern dieselben, und der Boß verteilt die Beute. Deshalb ist er ja Vorsitzender des Finanzkomitees.

Geschäftsleute, die sich derart Tammanys guten Willen durch Bestechung und doch auch Benachteiligung ihrer Aktionäre gesichert hatten, erschienen im Laufe der Jahre vor Gericht. Die Finanzwelt kannte sie mit Recht als redliche Männer. Vernommen, antworteten sie zu ihrer Entschuldigung mit Fragen: Warum wählt die Bürgerschaft käufliche Beamte? Soll man sich die Gelegenheit entgehen lassen, eine vom Publikum geforderte Straßenbahn zu betreiben und rechtmäßig Geld zu verdienen? Haben uns die Wähler nicht der Möglichkeit beraubt, auf geraden Wegen zu erhalten, was jeder Bürger fordern darf?

Das ist nicht ganz unlogisch!

Weiteren Tribut heischt Tammany von der Polizei. Es waren schöne Tage — noch inner-

halb des letzten Jahrzehnts — als, um die Höhe desselben zu bestimmen, der Boß nur den von ihm ernannten Polizeipräsidenten vor sich zu bescheiden hatte. Eine Summe wurde ihm genannt. Soviel hatte er jährlich im Wigwam abzuliefern. Seinerseits berief er dann die Polizeihauptleute zusammen. Jeder erfuhr den Betrag, den der Präsident allmonatlich auf seinem Schreibtisch erwartete. — — Dieses System ist ja vor Gericht seither öffentlich bloßgelegt worden. Die Hauptleute brandschatzten einfach jede im Widerspruch zu gesetzlichen Bestimmungen betriebene Lasterhöhle und Spielhölle, jeden Schankwirt, der entgegen der Verordnung nach ein Uhr nachts seine Tür offen hielt, und Geschäftsleute der verschiedensten Art. So ist es in Neuyork untersagt, Waren auf dem Bürgersteig auszustellen. Trotzdem zögert kein Ladeninhaber es zu tun, sobald es ihm gutdünkt. Unter Tammanys Regime wurde die Abgabe, die er dafür dem Polizisten bezahlte, an den Wigwam abgeführt. Bluten muß er nach der Versicherung von Neuyorker Blättern, die es wissen sollten, unter jeder Administration. — — Josiah Flint, ein namhafter Schriftsteller, dessen Artikel die angesehensten Zeitschriften des Landes bringen, erzählte in diesen, daß Polizeihauptleute sogar Einbrechern und Dieben erlaubten, gegen Zahlung von Tribut ungestraft ihrem Gewerbe nachzugehen. Das ist nicht glaubhaft. Die heutige, von Tammany geschaffene Neuyorker Polizei hat den größten Schlupfwinkel für Verbrecher aller Lande zu einer Stadt gemacht, in der persönliches Eigentum fast so sicher wie in Berlin ist. Gerade unter Tammanys Regime war die Schutzmannschaft vorzüglich diszipliniert. Des Leaders Auge ruhte auch auf ihr. In der Behandlung von Massen bei Festlichkeiten und gelegentlich der Unterdrückung von Aufruhr und Ausschreitungen leistete diese Truppe Hervorragendes. Und niemals fragte dann Tammany, ob es durch scharfes Vorgehen auch Stimmen verlieren könne. Seine Politiker wissen aus hundertjähriger Praxis und Tradition, daß Ordnung das erste Erfordernis für gedeihliche Entwicklung eines Gemeinwesens ist. Sie wurde deshalb mit straffer Hand stets aufrecht erhalten. Das weiß der Neuyorker. Als während der Reformadministration gelegentlich einer Wählerversammlung im Oktober 1903 ein Tumult stattfand, in dem Hilflose unter Stiefelabsätze getreten wurden, schallte der zahlreich genug vertretenen Polizei ein bald sich fortpflanzender Ruf entgegen: „Nur zehn Minuten Devery!" Er war der berüchtigtste Polizeipräsident Tammanys gewesen. Verübte Erpressungen hatten ihn vor den Richter geführt.

Es mag gerade dem Deutschen wunderlich scheinen, daß eine korrupte Schutzmannschaft doch Lob herausfordern soll. Indessen wir dürfen amerikanische Dinge nicht durch die Brille der eigenen Verhältnisse betrachten. Die Korruption führte in der Neuyorker Polizei nicht zu Disziplinlosigkeit, weil der brandschatzende Schutzmann sich keineswegs als Spießgesellen seines ebenfalls brandschatzenden Hauptmanns zu betrachten wagte. Beide fühlten sich vielmehr als die Steuerbeamten Tammanys, einer Organisation, die sie auf ihren Posten gestellt hatte. In Achtung vor ihr waren sie schon aufgewachsen und erzogen worden. Denn Tammany ernennt Polizisten nur aus den Söhnen seiner Anhänger. Also diese Organisation konnte nach der Polizisten Meinung kaum irren. Sie hatte vermutlich ein Recht Zehnten zu heischen. Nun nahm er dem Geschäftsmann freilich mehr ab, als er zu fordern beauftragt war. Ebenso verlangte sein Hauptmann von ihm mehr, als er weiterschickte. Aber diesen Brauch, der an jedem Finger etwas kleben bleiben ließ, hatte eben die Tradition geheiligt und zur Institution gemacht. Den Schutzleuten mögen die ersparten Summen etwa wie amerikanischen Matrosen die Prisengelder erschienen sein.

In diesem Lichte betrachtet, erscheinen auch Tammanys Sünden weniger schwarz. Sie bleiben Sünden und sollen hier keineswegs verteidigt werden. Aber es soll der Versuch gemacht werden, darzulegen, warum die Organisation trotz aller Korruption noch lebensfähig ist.

Tammanys Erpressungen ersetzen eine Einkommensteuer. Der Wohlhabende bezahlt viel, der kleine Mann nichts. Der Fürsorge für ihn dient ein Teil der aufgebrachten Gelder, ein größerer liefert das Einkommen der Männer des Wigwams. Diese ungesetzmäßige Einziehung von Steuern wird keineswegs nach Willkür vollzogen. Tammany hat System in sie gebracht. Weil, allzu straff gespannt, der Bogen zerspringt, darf kein Bürger mehr Tribut entrichten als er verschmerzen kann. Ja, er muß empfinden, daß seine Abgabe sich auch für ihn selbst bezahlt macht. Das ist der Fall. Tammany hat nicht nur Neuyork zur reinlichsten, gesundesten und in jeder andern Hinsicht ersten Großstadt Amerikas gemacht, es hat vor allem auch stets die geschäftlichen Interessen seiner Bürger zu wahren verstanden. Die hundertjährige Praxis erzog ihm Leute von scharfem Verständnis für städtische Verwaltung. Seine Gegner verstanden sich stets weniger auf diese. Die Wähler wurden unter deren Regime ihres Lebens nicht froh. Darum traten sie Würden und Ämter wieder an Tammany ab. Dessen Herrschaft kam teuer, aber das Teuere erwies sich auch hier besser als das Billige.

Nun weiß der Tammanymann, daß seine Organisation sich stets redlich bemüht hat, Neuyork eine gute Verwaltung zu geben. Das Gegenteil behaupten seine Gegner nur wider besseres Wissen. Dafür nun, daß es Neuyork gut verwaltet, verlangt Tammany gute Bezahlung. Die städtischen Gehälter sind bescheiden. Ein Amt, mit dem die aufreibende Tätigkeit eines Distriktshauptmanns gewöhnlich belohnt wird, bringt hundert Dollars ein. Das entspräche (nicht nach dem Wechselkurs, wohl aber nach dem eigentlichen Wort) 150—200 Mark. Tammany denkt nicht mit Unrecht, das sei für die geleistete Arbeit geringer Lohn. Ferner aber beschäftigt die Organisation Leute, die kein städtisches Amt erhalten. Sie muß sie besolden, sonst ist ihr Bestand gefährdet. Zudem tut jede politische Partei und Maschine des Landes ein gleiches. Diese Menschen haben die Politik als Beruf erwählt. Er ist nach der ethischen Auffassung ihres Landes ein rechtlicher. Man darf sich laut zu ihm be-

kennen und aussprechen, daß man ihn wählte, um Geld, viel Geld zu verdienen. Jedermann weiß, daß dies nur auf eine Art möglich ist, die anderwärts nicht als rechtlich gilt — wohl aber hier.

Die ganze Organisation ist das Produkt ihres Landes, eine amerikanisch politische und geschäftliche par excellence. Ganz logisch trägt denn auch der amerikanische Gentleman keine Geringschätzung für die einzelnen Individuen derselben zur Schau. Der gegenwärtige erste Staatsanwalt, dessen Integrität über Lob und Tadel gleichsam erhaben, hat Tammany Krieg aufs Messer erklärt. Aber er nimmt an einer Festlichkeit seiner Braven teil und versichert in seiner Rede, daß er sich freue, unter stets ehrlichen Gegnern zu sitzen. Einem der Einflußreichsten des Wigwams und Angehörigem seines Finanzkomitees bringt die Kaufmannschaft derartiges Vertrauen entgegen, daß die Grundeigentumshändler ihn zum Vorsitzenden ihrer Handelskammer wählen konnten. An seiner geschäftlichen Redlichkeit ist garnicht zu zweifeln. Ohne zu erröten aber bekennt er sich auch zu seinem Nebenberufe als Tammanypolitiker. Er ist für gar manche Maßnahme des Wigwams verantwortlich und schämt sich keiner. Denn nach der ethischen Auffassung seines Landes ist auch der Beruf eines Politikers ein rechtlicher. Also es wäre grundfalsch, auf amerikanischem Boden Tammany mit den Worten seiner weniger erfolgreichen Gegner und Neider als eine Gaunerbande zu bezeichnen. In Neuyork, ja im ganzen Lande gehören hochgeachtete Männer jedes Berufes Tammany an. Die Organisation will Vertreter aller in den Reihen ihrer Braven wissen. Das gewährt ihr weitere Möglichkeiten, sich zu bereichern. Sie vergibt städtische Kontrakte und Lieferungen nur an solche Geschäftsleute, die zu ihrer Fahne schwören. So fällt Tammany und seinen Gefolgmannen auch mancher Verdienst zu, ohne daß die Steuerzahler geschädigt würden. Schließlich treibt es auch Ämterschacher. Die wenigen gut bezahlten Stellungen im städtischen Dienst werden nur gegen Abgabe an die Kriegskasse besetzt. Ebenso solche, deren Einfluß sich in klingende Münze umsetzen läßt. Dabei sieht die Organisation ihren Untergebenen auf die Finger. Nach eigener Willkür darf keiner sich bereichern. Wie die Beute systematisch aufgebracht wird, so verteilt man sie auch, und zwar nach Recht und Gebühr, oder wenigstens so gut und schlecht wie Tammany diese beiden Begriffe versteht.

Als schlimmsten Vorwurf hielt man der Organisation stets vor, daß sie das Laster besteuere und dadurch gewissermaßen konzessioniere. Dagegen wendete Tammany ein: gewisse soziale Übel lassen sich nicht ausrotten, wohl aber aus dem Licht des Tages und der elektrischen Laternen vertreiben. Das geschah. Unter Tammanys Regime kann ein junges Mädchen um ein Uhr morgens unbelästigt den Broadway entlang gehen.

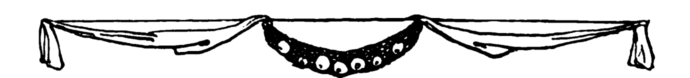
Anderseits hat noch nie eine der sogenannten Reformadministrationen ihre Versprechungen gehalten, Neuyork von seinen Spielhöllen und ähnlichen Stätten zu reinigen. Eine sehr interessante Erklärung gibt Alfred Henry Lewis dafür in seinem Roman „The Boß", der Tammany und sein Wesen mit historischer Treue schildert:

Eine Reformpartei, wie gewöhnlich aus angeblichen Rettern und Stützen der Gesellschaft bestehend, hat sich der taktischen Führung eines einstigen Großen des Wigwams anvertraut und in der Wahlschlacht gesiegt. Der Tammanymann denkt natürlich Neuyork nach den im Wigwam gelernten Grundsätzen zu verwalten und Steuern jeder Art einzutreiben. Er ruft seine Verbündeten zusammen, einen städtischen Großgrundbesitzer, einen Importeur und den Besitzer eines Warenhauses. Man habe es doch, meinte er, mit der Reform ernst gemeint. Also morgen werde er die Polizei beauftragen, alle Lasterhöhlen zu schließen. Entrüstet fährt der vielfache Hausbesitzer auf. Wer solle ihm Miete bezahlen, wenn man die Insassen seiner Zinshäuser auf die Straße werfe? Die beiden anderen Stützen der Neuyorker Gesellschaft bemerken, man müsse eben allerseits der guten Sache Opfer bringen. Der Tammanymann spricht weiter. Selbstverständlich dürfe Sonntags und nach ein Uhr nachts an Wochentagen keine Wirtschaft ihre Türen öffnen. Nun wird der Importeur kirschrot im Gesicht. Das bedeute einen Verlust von Tausenden für ihn, da er weniger Wein und Liköre absetzen werden. — Vor allem aber, fährt der Politiker mit erhobener Stimme fort, müsse der Bürgersteig von Kisten, Kasten und Auslagen frei gehalten werde. Des Warenhausbesitzers Faust fällt hart auf die Tischplatte: ob man ihn denn ruinieren wolle? Und die drei Hüter der Moral erklären dem mühsam sein Lachen bekämpfenden Tammanymann, daß man eine Weltstadt nicht im engherzigen Geiste des Gesetzes und wie einen Kindergarten verwalten könne. Von nun an hat dieser freie Hand, kann nach Gutdünken schalten und Steuern ausschreiben.

Es beweist dies, daß auch amerikanische Beobachter die hier ausgesprochene Ansicht vertreten: Tammany und seine Gegner haben einander blutwenig vorzuwerfen. Jene drei geben auch die Absicht auf, Neuyork zu refomieren, sobald der eigene Geldbeutel erleichtert werden könnte.

Jener Tammany schildernde Roman konnte in Neuyork nicht auf den Markt gebracht werden. Auch als der Verfasser jener eingangs erwähnten Geschichte der Organisation sein hochinteressantes und später viel gelesenes Werk Verlegern unterbreitete, lächelten sie. Er könne ihnen doch nicht zumuten, es mit Tammany zu verderben. Dieses könne sie ja doch auf das schwerste schädigen, wenn nicht ruinieren. Der Autor mußte sein später erfolgreiches Buch im Selbstverlage erscheinen und auf privatem Wege verkaufen lassen.

Das kennzeichnet Tammanys Macht. Es beherrscht nicht nur die Verwaltung und tyrannisiert Geschäftsleute. Man könnte fast sagen, es verstehe auch den Geist in Fesseln zu legen.





Cervantes.

Von Alberta von Puttkamer.

Im Gau La Mancha liegt ein Felsennest —
Die Sonne lodert, — und versengt' Geäst
Legt kargen Schatten auf Angamasilla.
Dort wardst Du ein Gefangner, stolzer Mann,
Den Krieg und Sieg hinriß auf irrer Bahn,
Wildwechselnd zwischen Algier und Sevilla.

Es faßte Dich die Not mit großer Faust,
Als Du von Wellen und von Not umgraust,
Ein Sklav' und Krieger, überfuhrst die Meere;
Und immer tanzte wild vor Dir das Glück
Und lachte schrill und wich voll Spott zurück,
Und Du griffst, ein Verhöhnter, nur ins Leere.

Es starb Dein Jugendtag; Du wardst ein Mann —
Und immer hielt Dich Kampf und Leid im Bann,
Und knechtete die Leidenschaft, die rasche.
Und eh' Dein Volk Dir Gold und Kränze bot,
Bestreuten Dir der Gram, die graue Not
Die Dichterlocken früh mit ihrer Asche.

So: noch verkannt, das Haupt von Gluten voll,
Glichst Du dem wunden Leu, der seinen Groll
Hindonnert an die Wand von seinem Kerker.
Wohl bändigten sie Deine Majestät,
Doch, weil der Genius stets in Kronen geht,
Sogar als Sklav', schuf Dich der Schmerz nur stärker.

Mondnacht ist's. Deine Kerkerwand wächst weit,
Es klingt und leuchtet Deine Einsamkeit
Von regen Tönen, Farben und Gestalten.
Zu neuen Welten baut Dein Blick den Steg —
Gitter und Riegel hebt Dein Geist hinweg —
Du schaust die Nacht durchsichtig sich entfalten.

Der eigne Lebenskampf wird Dir zum Lied.
Aus dem Gewölk, das droben wallt und flieht,
Tritt Wunderbares in die Mondeslichtung,
Aus Nebeln treibt gebärende Gewalt
Gebilde und Gesichte und Gestalt,
So wird aus Lebensschmerz dem Genius: Dichtung!

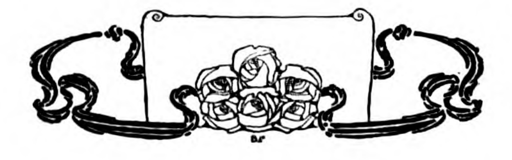
Der bleiche Ritter, der dort drüben ragt,
Und den in schwärmerischer Nebeljagd,
Auf hohem Roß Du siehst gen Wolken reiten,
Schufst Du in ihm nicht aller Menschheit Bild,
Die kühn, doch sieglos, mit gerecktem Schild,
In Sehnsucht anstürmt gen Unmöglichkeiten?

Und Pansa, den sein Esel führt im Trott,
Ist er nicht wie der breite, satte Spott,
Der sich dem Schwärmer heftet an die Sohlen?
Den aus den Mühlen, deren Flügel wild
Der kühne Don bedräut mit Speer und Schild,
Man lachend sieht die vollen Säcke holen?

Der Ritter-Träumer stürmt indes ins Land,
Und streckt Phantome kühnlich in den Sand,
Und gibt an leere Liebe rasches Feuer.
Und dennoch: der Enttäuschung blasses Leid
Durchfunkelt seiner Witz und Heiterkeit,
Und adelt seiner Kämpfe Abenteuer.

Cervantes! Aus der Tiefe aller Zeit,
Aus Weh, und froher Kräfte Widerstreit
Hobst Du der Menschheit so ein spiegelnd Bildnis.
Der Ritter von der traurigen Gestalt,
Die Menschenseele ist's, die mit Gewalt
Nach Schönheit strebt, selbst in der wüsten Wildnis;

Und deren Kühnheit an die Wolken drängt,
Die keine Schranke und kein Elend engt,
Und die zum Spotte lächeln kann erhaben . . .
Cervantes schlaf'! Dein Buch wird ewig sein:
Es hat der Menschheit Genius hier in Stein
Mit heitern Lettern sein Gesetz gegraben . . .





Mrs. Robinson. Gemälde von Th. Gainsborough.
(Nach einer Photographie von W. A. Mansell & Co. in London.)



Aus den Berliner Theatern.

September bis Dezember 1905.

Von Hanns von Zobeltitz.

Berliner Theater: ‚Andalosia‘ von Endeli (?). — **Lessing-Theater:** ‚Benignens Erlebnis‘ von Graf Keyserling und ‚Stein unter Steinen‘ von Hermann Sudermann. — **Kgl. Schauspielhaus:** ‚Der Schwur der Treue‘ von Dr. Oscar Blumenthal. — **Deutsches Theater:** ‚Der Kaufmann von Venedig‘. — **Kleines Theater:** ‚Hidalla‘ von Frank Wedekind. — **Residenz-Theater:** ‚Der Prinzgemahl‘ von Xanrof und Chancel.

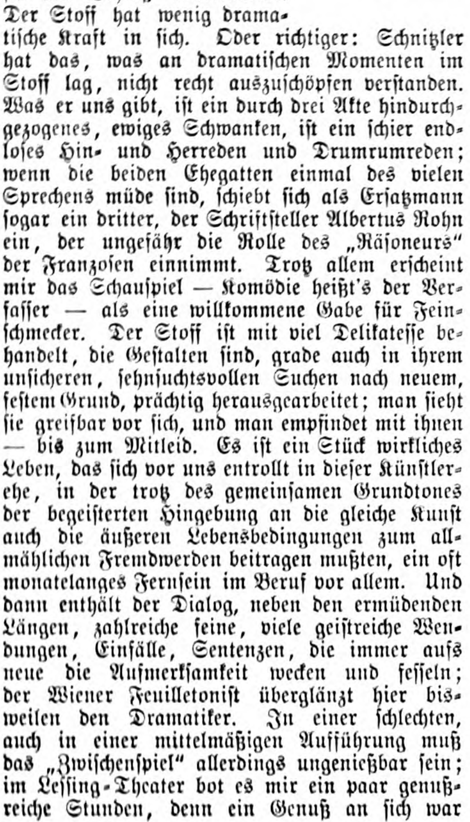
Der Herbst brachte uns einen kleinen hübschen Umzug der Theaterdirektoren, nachdem im Sommer die alten Häuser — ich meine die Theater — auf neu gewaschen und aufgearbeitet worden waren. Es zog zunächst Herr Ferdinand Bonn, Schauspieler, Dichter, Regisseur und nun auch Direktor, mit sicherem Triumphatorgefühl in das Berliner Theater ein, um sofort eine der schmählichsten und, man muß es sagen, wohlverdientesten Niederlagen zu erleiden; „Andalosia“, das Machwerk eines (angeblich) Schweizer Dichters, der auf den Namen Endeli hören soll, fiel mit Pauken und Trompeten, unter dem Gelächter des Publikums, durch. In erschröcklichen Verslein verbrochen, behandelt das Märchenspiel die Stoffe von Fortunats Glückssäcklein und vom Zwerg Nase in tragikomischen Ergüssen, die Herr Bonn vergeblich durch allerlei Ausstattungszauber genießbar zu machen versucht hatte. Das Berliner Theater hat sich von dem harten Schlage bisher nicht erholen können, und ich möchte bezweifeln, ob Herr Bonn, den man als Schauspieler sehr wohl schätzen kann, überhaupt hier der rechte Mann am rechten Orte ist.

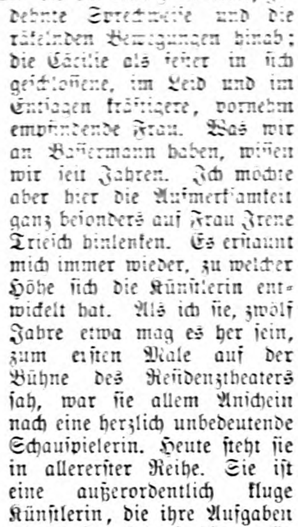
Im Lessing-Theater hielt Herr Dr. Otto Brahm, der bisherige verdienstvolle Leiter des Deutschen Theaters, seinen Einzug. Er hat es an redlicher Mühe nicht fehlen lassen, aber ein rechter Erfolg blieb auch ihm versagt. „Benignens Erlebnis“ von Graf Keyserling, ein feines, aber undramatisches Stimmungsbild aus den Wirren des Revolutionsjahres 48, erwies sich als nicht zugkräftig; immerhin wird man den Dichter im Auge behalten müssen. Es folgte dann unter all dem üblichen Premierenrummel Sudermanns „Stein unter Steinen“. Da wir in allernächster Zeit eine eingehend kritische Würdigung des Gesamtschaffens von Hermann Sudermann aus der berufenen Feder des Professors Dr. Richard M. Meyer bringen werden, und da dieser auch von dem neusten Bühnenwerk Sudermanns handeln wird, möchte ich hier auf eine eingehendere Beschreibung verzichten. Ich könnte ja leider auch herzlich wenig Erfreuliches konstatieren. Das „Steinmetz“-Schauspiel ist eine sehr grobkörnige, an äußerlichen Effekten reiche Arbeit, die noch immer das starke theatralische Geschick zeigt, das wir so oft bei Sudermann erkannten. Es liegt ihm eine schöne, warmherzige Tendenz zugrunde: was geschieht mit den Zuchthäuslern und Strafgefangenen nach ihrer Entlassung? — aber das Leitmotiv kommt in dem seltsamen Gemisch von Sentimentalität und Brutalität der handelnden Personen gar nicht recht zur Geltung. Famos, mit kernigem Humor, freilich auch stark aufgetragenen Strichen, gezeichnet ist eigentlich

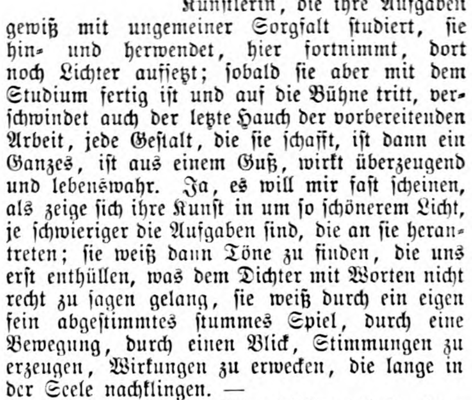
nur eine einzige Figur, die eines vielfach rückfälligen Sträflings, der sich eine ganz eigene Philosophie über das Leben außer und in den Zuchthausmauern zurechtgelegt hat. — Ungleich mehr fesselte mich die dritte Novität des Lessing-Theaters, „Zwischenspiel“ von Arthur Schnitzler. Der Wiener Dichter behandelt das Geschick zweier hochbegabter Menschen — Musiker er, Amadeus Adams; Opernsängerin sie, Cäcilie —, die in siebenjähriger Ehe stumpf gegeneinander geworden sind. Nicht so stumpf freilich, daß nicht bisweilen, bei ihr und bei ihm, doch noch die flackernden Flammen der einstigen großen Liebe und Leidenschaft aus der Asche emporschlügen, aber doch so stumpf, daß sie nicht mehr recht miteinander sondern nebeneinander herleben. Vergeblich machen sie den Versuch, eine ehrliche Kameradschaft, begründet auf aufrichtiger Zuneigung und auf gemeinsamen Interessen, zwischen sich zu schaffen; der Versuch scheitert gerade, weil sie die Grenzen, die solch eine Freundschaft zieht, nicht festzuhalten vermögen — und so gehen sie am Schluß auseinander. Der Stoff hat wenig dramatische Kraft in sich. Oder richtiger: Schnitzler hat das, was an dramatischen Momenten im Stoff lag, nicht recht auszuschöpfen verstanden. Was er uns gibt, ist ein durch drei Akte hindurchgezogenes, ewiges Schwanken, ist ein schier endloses Hin- und Herreden und Drumrumreden; wenn die beiden Ehegatten einmal des vielen Sprechens müde sind, schiebt sich als Ersatzmann sogar ein dritter, der Schriftsteller Albertus Rohn ein, der ungefähr die Rolle des „Räsoneurs“ der Franzosen einnimmt. Trotz allem erscheint mir das Schauspiel — Komödie heißt's der Verfasser — als eine willkommene Gabe für Feinschmecker. Der Stoff ist mit viel Delikatesse behandelt, die Gestalten sind, grade auch in ihrem unsicheren, sehnsuchtsvollen Suchen nach neuem, festem Grund, prächtig herausgearbeitet; man sieht sie greifbar vor sich, und man empfindet mit ihnen — bis zum Mitleid. Es ist ein Stück wirkliches Leben, das sich vor uns entrollt in dieser Künstlerehe, in der trotz des gemeinsamen Grundtones der begeisterten Hingebung an die gleiche Kunst auch die äußeren Lebensbedingungen zum allmählichen Fremdwerden beitragen mußten, ein oft monatelanges Fernsein im Beruf vor allem. Und dann enthält der Dialog, neben den ermüdenden Längen, zahlreiche feine, viele geistreiche Wendungen, Einfälle, Sentenzen, die immer aufs neue die Aufmerksamkeit wecken und fesseln; der Wiener Feuilletonist überglänzt hier bisweilen den Dramatiker. In einer schlechten, auch in einer mittelmäßigen Aufführung muß das „Zwischenspiel“ allerdings ungenießbar sein; im Lessing-Theater bot es mir ein paar genußreiche Stunden, denn ein Genuß an sich war es schon, zu sehen, wie Herr Bassermann den Amadeus, wie Frau Triesch die Cäcilie aus dem Rollengehalt künstlerisch herausformten: Der Amadeus, so möchte ich nach der nachträglichen Lektüre sagen, über die Intentionen des Dichters hinaus, als eine jener warmherzigen, weichen Naturen, die auch im reiferen Alter den guten, etwas ungezogenen Jungen nicht abgestreift haben, echt in jeder Note bis auf die ein wenig unsichere, gedehnte Sprechweise und die täppischen Bewegungen hinab; die Cäcilie als feiner in sich geschlossene, im Leid und im Entsagen kräftigere, vornehm empfindende Frau. Was wir an Bassermann haben, wissen wir seit Jahren. Ich möchte aber hier die Aufmerksamkeit ganz besonders auf Frau Irene Triesch hinlenken. Es erstaunt mich immer wieder, zu welcher Höhe sich die Künstlerin entwickelt hat. Als ich sie, zwölf Jahre etwa mag es her sein, zum ersten Male auf der Bühne des Residenztheaters sah, war sie allem Anschein nach eine herzlich unbedeutende Schauspielerin. Heute steht sie in allererster Reihe. Sie ist eine außerordentlich kluge Künstlerin, die ihre Aufgaben gewiß mit ungemeiner Sorgfalt studiert, sie hin- und herwendet, hier fortnimmt, dort noch Lichter aufsetzt; sobald sie aber mit dem Studium fertig ist und auf die Bühne tritt, verschwindet auch der letzte Hauch der vorbereitenden Arbeit, jede Gestalt, die sie schafft, ist dann ein Ganzes, ist aus einem Guß, wirkt überzeugend und lebenswahr. Ja, es will mir fast scheinen, als zeige sich ihre Kunst in um so schönerem Licht, je schwieriger die Aufgaben sind, die an sie herantreten; sie weiß dann Töne zu finden, die uns erst enthüllen, was dem Dichter mit Worten nicht recht zu sagen gelang, sie weiß durch ein eigen fein abgestimmtes stummes Spiel, durch eine Bewegung, durch einen Blick, Stimmungen zu erzeugen, Wirkungen zu erwecken, die lange in der Seele nachklingen. —



Arthur Schnitzler. Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin und Hamburg.







Unser Königliches Schauspielhaus hatte einen ausgesprochenen Erfolg, den man freilich leider nur als einen Kassenerfolg in die Annalen unsrer vornehmsten Bühne wird eintragen können. „Der Schwur der Treue“ heißt das Verslustspiel, mit dem Herr Dr. Oskar Blumenthal das prunkvoll renovierte Haus zu füllen wußte. Ich glaube, ich tue am besten, den Mantel christlicher Milde über das niedliche Stückchen zu breiten. Schade nur, daß sich die ersten starken Kräfte des Schauspielhauses an solchen allerliebsten, alle Backfischherzen beglückenden Harmlosigkeiten verausgeben müssen. Ich habe es an dieser Stelle schon vor Jahren einmal ausgesprochen, und ich muß es heute wiederholen: wenn nun einmal, was ich vollkommen verstehen kann, die Leitung aus vielen und vielfach nicht unberechtigten Rücksichten nicht in der Lage ist, ein wirklich modernes Repertoire zu schaffen,

so sollte sie darum doch nicht das Schauspielhaus zu einer Art „Komtesserlbühne“ machen, in dem Sinne, wie es einst das Wiener Burgtheater war. Sie müßte sich meines Erachtens auf das klassische Repertoire beschränken, für das ihr unvergleichliche personelle und materielle Mittel zur Verfügung stehen und das daher auch heut schon ihre Hauptstärke ist. Solch eine Beschränkung würde alles andere eher als eine Einseitigkeit bedeuten, denn der Umfang des klassischen Repertoires, dieses im weitesten Sinne genommen, ist riesengroß, und es harren innerhalb seiner noch viele Schätze der Hebung.

So wie jetzt die Sachen liegen, droht dem Schauspielhaus sogar die Gefahr, daß ihm ein gut Teil des klassischen Repertoires genommen wird. Und damit komme ich zu dem eigentlichen Ereignis der bisherigen Bühnenkampagne dieses Winters.

Herr Max Reinhardt hat das Deutsche Theater übernommen, nachdem die Direktion Lindau trotz mancher schönen Anläufe an derselben Stätte gescheitert war, die erst unter L'Arronge und den andern Sozietären der Bühne, dann unter Dr. Brahm eine lange Reihe glücklicher Jahre erlebte. Herr Max Reinhardt hat das Deutsche Theater übernommen, gleichsam im Vorgefühl sicheren Sieges, hat das Haus sogar käuflich erstanden, und man darf schon jetzt voraussagen: er hat sich nicht getäuscht, er wird auch die Erwartungen, welche die theaterfreundlichen Kreise Berlins auf ihn setzen, nicht enttäuschen.

Herr Max Reinhardt fing vor einigen Jahren recht bescheiden Unter den Linden mit „Schall und Rauch“ an, das zuerst nicht viel mehr als ein besseres Überbrettl war und nicht zuletzt durch seine lustig-dreisten Serenissimus-Zwischenspiele anlockte. Nicht lange und aus „Schall und Rauch“ wurde das „Kleine Theater“ und eine Bühne der Modernen mit immer neuen Überraschungen. Sie vermittelte uns, um nur einiges zu nennen, die Kenntnis von Gorkis „Nachtasyl“, von Frank Wedekinds „Erdgeist“, von Hoffmannsthals „Elektra“ in mustergültigen Vorstellungen, in denen sich eine ganz eigene Regiekunst zeigte. Dann siedelte Reinhardt in das schmucke „Neue Theater“ am Schiffbauerdamm über und stellte sich zielbewußt sofort weitere Aufgaben. Von seinen vielen gescheiten Ideen war vielleicht die gescheiteste, daß er sich nicht auf ein Programm, auf ein scharf abgegrenztes Repertoire einließ. Man darf sagen, er führte auf, was ihm interessant schien, wovon er Zugkraft erhoffte, wofür er die geeigneten schauspielerischen Kräfte zur Verfügung hatte und — worauf sich eine besonders raffinierte Inszenierung anwenden ließ; das letztere ist mir oft geradezu ausschlaggebend erschienen. So kam er, der ganz Moderne, den man anfangs fast nur als Vertreter der Decadence angesehen hatte, er, der mit Wildes „Salome“ einen seiner stärksten Triumphe errungen hatte, dazu, auch unter den Klassikern Umschau zu halten. Im vergangenen Jahr brachte er den „Sommernachtstraum“ heraus, und ganz Berlin „mußte“ ihn gesehen haben, mußte die glänzende Ausstattung und Regie — doppelt überraschend, wenn man den recht beschränkten Bühnenraum des Neuen Theaters kennt — bewundern und die originelle Auffassung des Puck, aus dem Frau Eysoldt einen echten rechten Waldschrat machte.



Max Reinhardt, Direktor des Deutschen Theaters.
Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

Nun hat Herr Reinhardt im Deutschen Theater ebenfalls mit zwei klassischen Werken begonnen: mit Kleists „Käthchen von Heilbronn,“ das besonders durch die treffliche Verkörperung des Käthchens selbst durch Frl. Lucie Höflich starken, aber doch nicht ganz ungeteilten Erfolg hatte, und mit dem „Kaufmann von Venedig,“ der zum großen Schlager wurde.

Die Wahl dieser drei Werke scheint mir bezeichnend: sie fordern szenisch geradezu zur Entfaltung besonderer Bühnenkünste heraus. Herr Reinhardt hat denn auch alle Hebel angesetzt, um Wirkungen zu erzielen, wie man sie in Berlin bisher nicht in gleichem Umfang kannte. Das Vorbild der pompreichen Shakespeare-Aufführungen auf Londoner Bühnen ist nicht ohne Einfluß auf ihn gewesen, etwas „Meiningerei“ wirkte zweifellos auch nach. Zu Hilfe kam ihm ein neuer technischer Faktor, den er meisterlich zu verwenden verstand: die Drehbühne. Wir alle haben darunter gelitten, daß besonders Shakespearesche Dramen, die ursprünglich ja für die primitive, keinen Dekorationswechsel erfordernde Bühne der Zeit des großen Briten gedacht waren, auf unseren heutigen Bühnen entweder einen unaufhörlichen Szenenwechsel bedingten oder erbarmungslos für jene zurecht gestrichen und neu zusammengepappt wurden; oft genug beides. Der Versuch, die alte einfache Shakespeare-Bühne wiederherzu-

stellen, scheiterte und mußte scheitern, weil sich eine Zeitperiode den Geschmack einer vergangenen nicht gewaltsam aufzwingen läßt — sie wirkte wie eine gesuchte Kuriosität. Die Drehbühne aber hat mit einem Schlage die größten Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt. Im „Kaufmann von Venedig“ sind z. B. auf der großen drehbaren Scheibe nicht weniger als sechs Dekorationen zugleich aufgebaut (wobei zum Teil die Rückseiten der einen die Vorderseiten des Hintergrundes der anderen bilden). Wir sehen nacheinander, mit ganz minimalen Zwischenpausen, ein köstliches venetianisches Straßenbild, das Haus des Shylock von innen, den Prunksaal Porzias auf Schloß Belmonte, wieder eine Straßenvedute, das Haus des Shylock von außen, wieder Porzias Saal, dann den Gerichtssaal und schließlich die Parklandschaft von Belmonte. Der erstaunlich schnelle Szenenwechsel, den uns die verschiedenen Segmente der Drehbühne vermitteln, gleicht das zerhackte, zerrissene, das früheren Aufführungen anhaftet, fast völlig aus, der Zuschauer bleibt in Spannung und Stimmung! Ich könnte mir denken, daß die Drehbühne uns noch viele Überraschungen bringt, wie etwa bei einer Aufführung des Götz von Berlichingen.



Herr Robert Schildkraut als Shylock. Aufnahme von Hugo Leo Held in Charlottenburg.

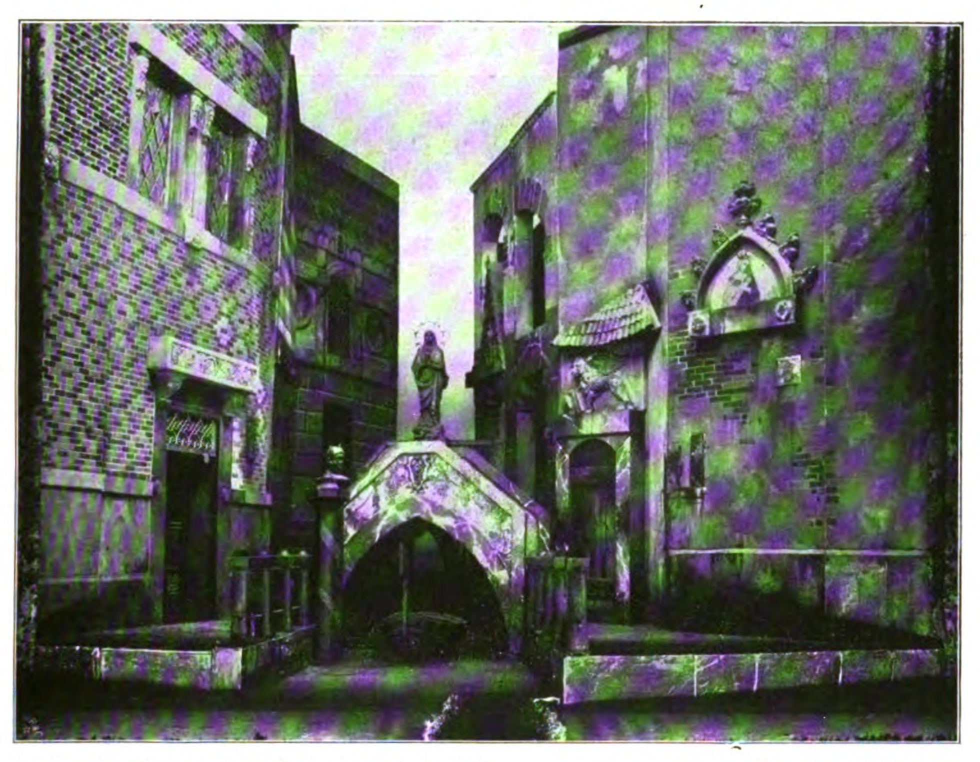
Man würde Herrn Reinhardts Inszenierungskunst aber bitteres Unrecht antun, wenn man behauptete, daß sie nur mit äußerlichen Mitteln arbeitete, daß sie grobkörnige Stimmungsmacherei triebe. Hier und dort geht er ja bis hart an die Grenze des meines Erachtens Zulässigen, so z. B. im letzten Akt des „Kaufmanns“; aber man darf wohl die Frage aufwerfen, ob die Zutaten von Dekoration, Beleuchtung, Musik nicht die einzigen Mittel sind, uns diese Szenen im



Im Hause Shylocks. Entworfen von Obronski, Impekoven & Cie. Dekoration aus „Kaufmann von Venedig“ (Deutsches Theater). Aufnahme von Hugo Leo Held in Charlottenburg.

Park von Belmonte (die man früher vielfach auf deutschen Bühnen fortließ) überhaupt erträglich zu machen. Ich wenigstens kann mir nicht helfen: so wundervoll poetisch an sich die Liebesszene ist, mir klingen diese holden Worte aus dem Munde der aller Kindespflicht, jedes kindlichen Empfindens baren Jessika immer von neuem widerwärtig, und auch der begeistertste Verehrer Shakespeares wird wohl die Geschichte mit den Ringen preisgeben. — Hier und dort also, sagte ich, geht Reinhardt bis an die Grenze des Zulässigen. Aber er überschreitet sie nie. Es ist immer ein feines Maßhalten in seiner Kunst, und dem Wort bleibt stets sein Rang, seine Bedeutung voll gewahrt. Hierin beruht der große Unterschied gegenüber den Londoner Bühnen, die aus Shakespeares Dramen schließlich Spektakelstücke und Feerien machten.

Mir ist bei der Aufführung im Deutschen Theater wieder einmal recht vor die Seele geführt worden, welch wunderliches Stück doch dieser „Kaufmann von Venedig" ist in seiner Verschmelzung von Tragik und Komik, Realismus und Romantik. Wenn man von der Gestalt des Shylock absieht, die trotz mancher Widersprüche immer groß bleiben wird und die man sich auch einigermaßen aus einer Zeit heraus erklären kann, in der der Jude kaum als Mensch galt, so birgt das Schauspiel eigentlich nur Unmöglichkeiten, enthält nur krause, oft widersinnige Situationen, die sich doch als ernst aufspielen. Unmöglich ist dieser ganze Königliche Kaufmann als Kaufmann, unmöglich ist das Spiel mit den drei Kästchen, unmöglich dieser Gerichtshof, unmöglich, daß Bassano und Gratiano ihre verkleideten Geliebten nicht erkennen, unmöglich, ich sagte es schon, die Ringgeschichte — die Reihe ließe sich noch stark erweitern. Und dennoch! Dennoch! Immer aufs neue reißt uns die Dichtung fort, bis man schließlich den Verstand ganz willig und fügsam dem bunten Spiel der Phantasie unterordnet, das ein ewig großer Dichter mit seiner Gestaltungskraft erfüllte. Nur ein wirklich großer Dichter durfte es wagen, die widersprechenden Grundstoffe, wie Shakespeare sie aus den Gesta Romanorum und einer Novelle des Fiorentino entlehnte, zu verschmelzen; und auch er nur, indem er das Ganze auf ein Spiel, auf das Theater, die Bühnenwirkung gründete.



Straße. Entworfen von Obronski, Impekoven & Cie. Dekoration aus dem „Kaufmann von Venedig" (Deutsches Theater). Aufnahme von Hugo Leo Held in Charlottenburg.

Grade das hat meines Erachtens Reinhardt richtig erkannt: seine Aufführung betonte weit weniger den Ernst, die Shylocktragödie, als das romantische, das märchenhafte; sie ließ, möchte ich sagen, durch ihr gesteigertes Tempo den Zuschauer gar nicht zum Überlegen, zum Klügeln kommen, sie riß ihn von Bild zu Bild fort. Und es kam noch ein anderes hinzu, das diese Intentionen der Regie in glücklichster Weise unterstützte — die Auffassung der beiden Hauptträger der Handlung deckte sich fast restlos mit der Gesamtanlage der Aufführung. Herr Schildkraut war weder der dämonische Shylock, als den

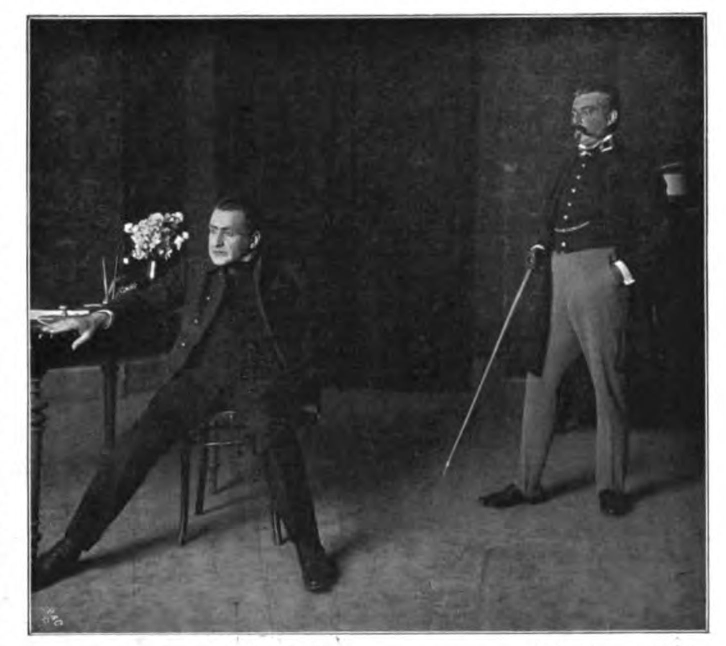
ihn manche Virtuosen ausmalen, noch der aufdringlich jüdische mit der komischen Nüance, die z. B. der alte Döring scharf hervortreten ließ. Er hielt sich auf einer gemäßigten Mittellinie und war gerade darum so vortrefflich. Er ließ weniger die Motive der Habgier spielen, als die des Hasses des Unterdrückten, und er wußte die Steigerung dieses Hasses, vom Augenblick der Entführung Jessicas an, uns meisterlich näher zu bringen. So rückte er die Gestalt des Shylock gleichsam mehr als sonst üblich ins Gebiet des allgemein menschlichen; er warb nicht etwa mit groben Mitteln für Shylock um die Sympathien der Zuschauer, er vollzog keine Mohrenwäsche an ihm; dem Zuschauer blieb immer das Gefühl, daß dieser Jude Strafe verdiente. Daneben jedoch sicherte Schildkraut einen Rest menschlichen Mitempfindens nicht dem hartherzigen Manne, aber dem unglücklichen Vater und dem über alles Maß hinaus verhöhnten Juden. — Und nun Frau Agnes Sorma als Porzia! Ich habe in den letzten Jahren bisweilen das Gefühl gehabt, daß die große Künstlerin ein wenig zu künsteln beginnt, daß sie an ihren Rollen gar zu sehr herumbastelt, ihren Gestalten gar zu viele neue, immer feinere Nüancen geben will. In dieser Porzia war nichts von alledem zu bemerken: alles war natürliche Anmut, war köstliche, herzerfreuende Drolerie. Sie ist nicht die hoheitsvolle, geistreiche Porzia, sie ist das liebende, schalkhafte Mädchen voll gesundem Evawitz, gleich hinreißend, wenn sie die Kästchenwahl der Freier mit stummem, eindrucksvollen Spiel verfolgt und wenn sie in der großen Gerichtsszene ihre rabulistische Entscheidung fällt. Ein Hauch froher Romantik ging von ihr aus — und gerade er gehört zu der schönen Herrin des Märchenschlosses von Belmonte. —

Während man sich des großen Erfolges dieser glanzvollen Aufführung recht von Herzen freuen konnte, hatte das Kleine Theater einen Erfolg ganz anderer Art; solch einen Erfolg, vor dem man sich immer wieder staunend fragen möchte: wie ist es nur möglich, daß unser gebildetes Publikum sich derart düpieren läßt?! Es handelt sich um „Hidalla“ von Frank Wedekind. Der Münchener Poet bescherte uns schon manche Gabe, die man nur mit einigem Kopfschütteln begrüßen konnte; kurios war eigentlich bisher alles, was er schrieb, aber das meiste doch auch interessant. Kurios und interessant waren „Erdgeist“, „So ist das Leben“ und „Marquis Keith“. „Hidalla“ ist nur kurios. Ein kurioser Unsinn, über den man aber leider nicht lachen kann, weil er sich mit breitspurigerer Gewichtigkeit gibt. Die Geschichte dreht sich um nicht mehr und nicht weniger als um einen Verein zur Verbesserung des menschlichen Geschlechts, um die Heranbildung von Rassemenschen. Schön soll sich nur zu schön gesellen, in einer, durch den alles dominierenden Begriff körperlicher Schönheit begrenzten freien Liebe. — Der geistige Leiter und Sekretär des Vereins aber, der Held des Stückes, Herr Karl Hetmann, ist zwar phänomenal geistreich (wenigstens hört man's immer wieder versichern), aber ebenso häßlich „ein Paria der Häßlichkeit“. Daraus und aus der Liebe zwischen ihm und dem „Rassenweib“ Fanny Kettler ergibt sich der eine Konflikt, der andere aus dem Zusammenbruch seiner umstürzenden Ideen. Beides kommt aber durchaus



Szenenbild aus „Hidalla“ von Frank Wedekind. (Kleines Theater.) Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

nicht klar zum Austrag, sondern erstickt unter einem wilden Wust konfuser Äußerlichkeiten, bis Herrn Hetmann schließlich von einem Zirkusdirektor der wohlverdiente Antrag gestellt wird, sich als dummer August engagieren zu lassen, und er sich aufknüpft. Ich will nicht in Abrede stellen, daß aus all der Verdrehtheit ab und zu ein Funke Geist heraussprüht, aber er verpufft, für mich wenigstens, wirkungslos in dem Gemengsel von Unmöglichkeiten, von Phrasen und Banalitäten. Frank Wedekind ist ein zu gescheiter Mann, als daß man annehmen dürfte, er litte, wie so viele, an gänzlich unverdautem Nietzsche; so möchte ich beinahe glauben, daß er sich über uns alle einmal wirklich hat lustig machen und zusehen wollen: was darfst du wohl diesem Publikum bieten? Wenn das zutreffen sollte, so würde er sich ins Fäustchen lachen können. Schrieb doch sogar der Kritiker einer unserer angesehensten Monatsschriften: Hidalla ist eine Dichtung, vor deren Kühnheit und Kraft, vor deren Selbständigkeit und Konsequenz man salutieren muß. Mir war nur eins interessant, daß ich Herrn Frank Wedekind als Schauspieler kennen lernte und zwar als einen ganz vortrefflichen; er gab seinen Helden Hetmann mit einer erstaunlichen Verve. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß hauptsächlich der Schauspieler Wedekind dem Autor Wedekind zu diesem merkwürdigen Erfolge verholfen hat.



Szenenbild aus „Hidalla“ (Kleines Theater). Links Herr Wedekind als Hetmann. Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

Nein, wenn ich mir einmal Unsinn ansehe,



Szenenbild aus „Der Prinzgemahl“ von Xanrof und Chancel (Residenztheater). Links Fräulein Dewal als Königin; rechts Herr Alexander als König-Vater. Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.



Frühstückszene aus „Der Prinzgemahl". (Residenztheater.) Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

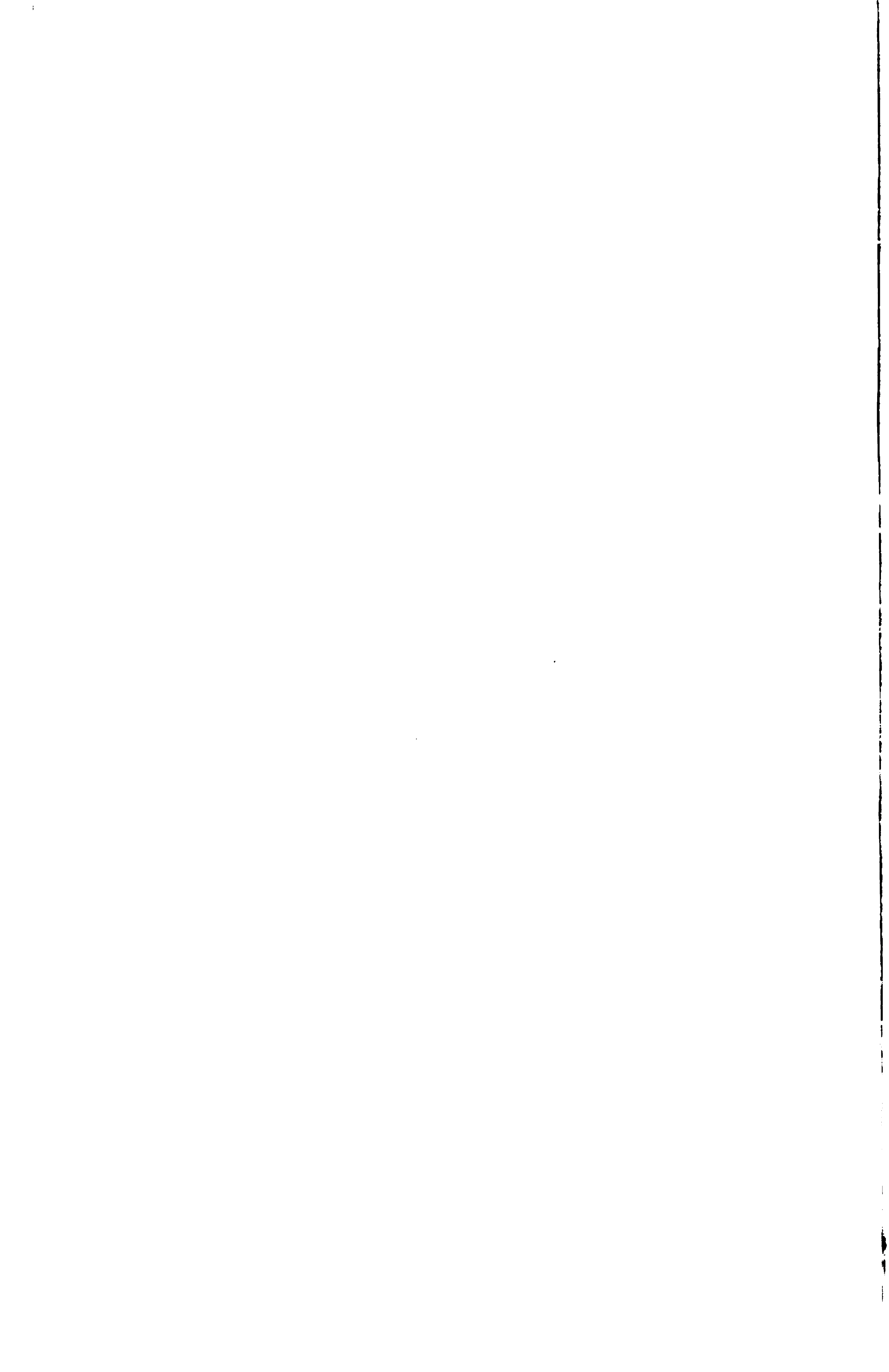
so will ich keinen prätentiösen Unsinn: dann will ich lachen. Wer das will, kommt im Residenz-Theater auf seine Rechnung. Der „Prinzgemahl" von Leon Xanrof und Jules Chancel ist ausnahmsweise keine der gepfefferten Possen auf der dreieckigen Basis, mit denen sonst das Residenz-Theater volle Häuser macht. Der „Prinzgemahl" ist ein verhältnismäßig harmloser Schwank, der die Geschichte vom Gatten der regierenden Herrin behandelt, der nicht nur im Boudoir seiner Frau der Herr sein möchte, und von ihr, die sich nicht „unterkriegen" lassen mag. Dies Motiv und seine Ausführung sind nicht gerade aufregend, aber lustig ist der Scherz mit seiner übermütigen, oft dreisten Satire auf Hofton und Hofluft; lustig ist zumal auch eine Art Ergänzungsspiel, das sich um die Person des Prinzgemahl-Papas, einer Majestät im Exil dreht. Es lohnt allein, Herrn Alexander in dieser Rolle des Königs „Morgen wieder lustick" zu sehen, der sich aus guten Gründen vor allem um die Finanzen des schwiegertöchterlichen Reiches und um den Herrn Finanzminister bemüht. Denn um seinen eigenen Geldschrank ist es so traurig bestellt, wie es aller Wahrscheinlichkeit nach bald um die Bankkontos verschiedener Berliner Theaterdirektoren bestellt sein dürfte, wenn die dramatische Ernte so mäßig bleibt, wie sie bisher in diesem Winter war.

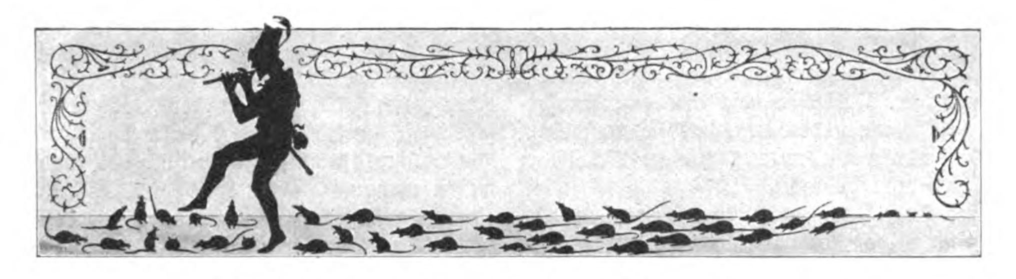
Einer Geigenspielerin.

Unruhig kurzer Töne bunt Geflecht
Entsendet das Klavier. Ich lausche auf:
Du ziehst die reinen, goldnen Bänder durch
Und bindest meine Seele an Dein Spiel.
So ist der Urgrund des Lebendigen
Harmonisch und des tiefsten Wohllauts voll,
Daraus in Spiel und Streit das Leben erst,
Sich selbst zersplitternd, ruhelos ersteht.
An ruhevoller Wölbung strahlen so
Die nächt'gen Sterne, während drunterhin
Der Wind die dunkelgrauen Wolken jagt
Und flüsternd in den Wipfeln sich verliert.

Fritz Gräntz.

Vor dem Kruge. Bronze von M. Améen Sparre.





Der Rattenfänger von Hameln.

Ein sagengeschichtliches Problem. Von Dr. R. Salinger.

Seit Julius Wolff den Rattenfänger von Hameln zum Stoff für seine anmutige Dichtung wählte und ihn zu fröhlichem Dasein im Liede erweckte, ist kaum eine zweite Figur der mittelalterlichen Volkssage vorübergehend so populär geworden wie der vielberufene gefährliche Kinderfreund. Gewissermaßen noch zur posthumen Strafe für seine Missetat mußte er es sich gefallen lassen, nacheinander zu einem Ausstattungsstück, zu einer komischen Oper und zu einem Singspiel herzuhalten, um schließlich sogar einmal als Pantomime im Zirkus „geritten" zu werden.

Wer aber war dieser dämonische Rattenvertilger, dem sich neuerdings das poetische und musikalische Interesse so vielfach zuwandte? Diese Frage hat die historische Kritik und die Sagenforschung schon mehr als einmal beschäftigt, ohne daß die sorgfältigen Untersuchungen zu einem befriedigenden, für alle überzeugenden Ergebnis geführt hätten.

Der Inhalt der Rattenfängersage, in der Gestalt, in der sie jetzt, aber, wie wir gleich hinzufügen wollen, erst seit dem Ende des XVI. Jahrhunderts im Volksmunde lebt, ist in großen Zügen bekannt. Man erfährt, daß vor langen Jahren die Ratten und Mäuse in Hameln dermaßen überhand genommen hatten, daß man sich vor ihrer Gefräßigkeit nicht zu retten wußte. Da meldete sich eines Tages beim Rat ein Mann in bunten Kleidern, der sich gegen eine bestimmte Geldsumme erbot, die Stadt von dem Ungeziefer zu befreien. Der Rat ging auf seine Bedingungen ein, und der Fremde blies, indem er mit einer gellenden Pfeife durch die Gassen schritt, das Ungeziefer aus den Häusern zusammen, lockte es sich nach durch das Tor und führte es in die Weser, wo es umkam. Der Bürgerschaft kam das unheimlich vor, sie sah in dem Pfeifer den Teufel, und da man mit diesem keinen Verkehr haben soll, ihm auch einen etwa mit ihm geschlossenen Pakt nicht zu halten braucht, so verweigerte der Rat die Zahlung des bedungenen Lohnes. Der Fremde wußte sich aber zu rächen. Die Leute waren eben in der Kirche, als er seine Zauberpfeife von neuem erschallen ließ. Aber wie vorher die Mäuse und Ratten, so liefen jetzt die Kinder der Stadt, hundertunddreißig an Zahl, um ihn zusammen, folgten ihm durch das Ostertor hinaus aufs Feld und weiter und immer weiter, bis er mit ihnen in einer Höhle des Kuppen- oder Kalvarienberges verschwand. Ein taubstummes und ein blindes Kind, die zurückgeblieben waren, berichteten das traurige Ergebnis den Eltern. Sie sahen ihre Kinder nicht wieder. Doch erfuhren sie oder ihre Nachkommen — das ist nachweislich ein sehr später Zusatz zur Sage — daß die Kleinen in Siebenbürgen wieder zum Vorschein gekommen seien.

Die erste Hälfte der Sage könnte, abgesehen von einzelnen phantastischen Zutaten, durchaus wahr sein. Es kann ein Kammerjäger oder sonst ein geschickter Quacksalber die Ratten aus der Weserstadt vertrieben haben, der Rat der Stadt kann ihm den Lohn verweigert haben und der Rattenfänger ob solcher Heimtücke sehr ergrimmt gewesen sein: dies alles hat nichts Unmögliches an sich. Aber daß der Rattenfänger darauf als Spielmann mit den magischen Tönen seiner Pfeife die Kinder an sich gelockt habe, daß die Eltern die Kleinen ohne Abwehr mit ihm ziehen ließen, und daß der ganze Kinderzug in einem Berge verschwand, das wird so von niemandem geglaubt werden, das sind offenbar sagenhafte Züge, Ausschmückungen oder

Verschleierungen irgendeiner oder vielleicht mehrerer Tatsachen, die aus dem Rankenwerk des Wunderbaren, das sie umschlingt, freizulegen bisher trotz eifriger Bemühung noch nicht gelungen ist.

Denn daß auch diesem zweiten und wichtigeren Teil der Sage ein historischer Kern, eine wirkliche lokalgeschichtliche Begebenheit zugrunde liege, wird man von vornherein für wahrscheinlich halten, wenn es auch keineswegs ausgeschlossen wäre, daß die ganze Sache ebenso wie etwa die Erzählungen von Tells Apfelschuß und Geßlers Ermordung nichts als poetisch ausgesponnene Legende wäre. Und wirklich hat der Hameler Senator und Doctor juris Sebastian Spilcker in seinem im Jahre 1654 im Auftrage des Rates der Stadt erstatteten Referat die ganze Sage in Bausch und Bogen in das Bereich der Fabel verwiesen und ihr jede historische Grundlage abgesprochen. Da indessen nachgewiesen ist, daß der Hameler Magistrat zu jener Zeit ein bestimmtes Interesse daran hatte, die Rattenfängersage als völlig aus der Luft gegriffen erscheinen zu lassen, so wird man dieser summarischen Ableugnung keinen allzugroßen Wert beimessen dürfen. Die Motive für den schlechthin ablehnenden und negierenden Standpunkt, den die Hameler damals zur Sache einnahmen, sind aber durchaus begreiflich. Seit Anfang des XVII. Jahrhunderts, wo die Sage, wie erwähnt, in ihrer gegenwärtigen Gestalt im Umlauf war, erfreute sie sich schon großer Popularität. Nicht nur kamen zahlreiche Fremde nach Hameln, um die Lokalitäten des angeblichen Vorgangs in Augenschein zu nehmen, sondern es erschienen auch dickleibige und gelehrte Bücher, in denen alle abenteuerlichen Details der Sage als bare Münze ausgegeben und den Hameler Bürgern noch nachträglich wegen ihres Kontraktbruches gegenüber dem Rattenfänger und dessen unheilvollen Konsequenzen schwere Vorwürfe gemacht und salbungsvolle Moralpredigten gehalten wurden. Ein solches albernes Machwerk, der „Exodus Hamelensis" des hannoverschen Pastors Samuel Erich, war 1654 erschienen und hatte den Magistrat von Hameln zu der erwähnten Spilckerschen Gegenschrift veranlaßt. Aber so scharfsinnig diese auch an der Überlieferung Kritik übt, so ignoriert sie doch zu geflissentlich die tatsächlichen Zeugnisse für einen geschichtlichen Kern der Sage oder schiebt sie zu leichtherzig beiseite.

Solcher Zeugnisse aber sind — und waren noch mehr — in der Weserstadt doch einzelne recht erhebliche und beachtenswerte vorhanden. Sprenger in seiner Geschichte der Stadt Hameln (Hannover 1826) erwähnt folgende Denkmäler oder sonstige Erinnerungszeichen, die sich auf die Sage beziehen:

Am neuen Tor befand sich ein — jetzt in der Krypta der Münsterkirche aufbewahrter — aus zwei Teilen bestehender Stein, auf dessen oberem Teil die Zahl 1531 stand. Auf dem unteren standen die Worte Anno 1556 und darunter die Verse:

„Centum ter denos cum magus ab urbe pueros
Duxerat ante annos CCLXXII condita porta fuit."

Also „272 Jahre nachdem ein ‚Zauberer' einhundertunddreißig Kinder aus der Stadt geführt, wurde dieses Tor gebaut". Zieht man 272 von der unmittelbar darüberstehenden Zahl 1556 ab, so erhält man die Jahreszahl 1284 als Zeitpunkt des Kinderauszugs. Die weiter oben stehende Zahl führt dagegen auf das Jahr 1259, das in der Geschichte der Stadt Hameln eine nicht unwichtige Rolle spielt. Am 28. Juli dieses Jahres fand nämlich die unglückliche Schlacht bei Sedemünde statt, in der die Hameler Bürger auf seiten Herzog Albrechts von Braunschweig gegen den Bischof von Minden kämpften und eine vernichtende Niederlage erlitten. Ein großer Teil blieb auf dem Schlachtfeld, die meisten übrigen wurden vom Bischofe gefangen nach Minden fortgeführt. In diesem geschichtlichen Ereignis hat man nun den Keim zur Rattenfängersage erblicken wollen. Die Hamelnschen Kinder gingen in den Berg, das soll nichts anderes heißen, als daß die männliche Jugend den Augen ihrer Eltern durch die Berge vor dem Ostertor für immer entzogen wurde, als sie, vielleicht unter Vorantritt eines buntgekleideten Spielmanns, auszogen, um dem Herzog Albrecht zu Hilfe zu eilen. Das Gezwungene und Unwahrscheinliche dieser Auslegung liegt auf der Hand. Daß des Rattenfängers darin gar keine Erwähnung geschieht, wäre noch das wenigste, denn dessen Figur fehlt, wie wir gleich sehen werden, in der ältesten Gestalt der Sage auch sonst. Aber die

Sage spricht doch ausdrücklich von Kindern, die verloren gingen, und als solche wird man doch die waffen- und wehrfähige Mannschaft der Stadt unmöglich bezeichnen können.

Das Entscheidende aber ist, daß das Jahr 1284 (nicht 1259) in allen andern Quellen übereinstimmend als Zeitpunkt des Kinderexodus angegeben wird. Am früheren Rathause von Hameln standen die Zeilen:

Im Jahre 1284 na Christi Gebort
Ihn Hamel worden uthgefort
Hundertdreißig Kinder dasülwst geborn
Durch einen Piper unter den Köppen verloren.

Auch den Tag des traurigen Vorgangs wußte die Überlieferung zu melden. In einem sehr alten Passionale (Legendenbuch für gottesdienstliche Zwecke), das früher im Archiv des Bonifaziusstifts in Hameln aufbewahrt wurde, jetzt aber leider nicht mehr vorhanden ist, fand sich, wie Dr. Otto Meinardus ermittelt hat*), auf dem Titelblatt folgende handschriftliche Notiz: „Anno millesimo ducentesimo octuagesimo quarto in die Johannis et Pauli perdiderunt Hamelenses centum et triginta pueros, qui intraverunt montem Calvariam.“ („Im Jahre 1284 am Tage Johannes und Paulus — also am 26. Juni — verloren die Hamelenser hundertunddreißig Kinder (pueri), die im Kalvarienberge verschwanden.“)

Ferner standen früher am Kuppen- oder Kalvarienberge — den man aber heute nicht mehr unter diesem Namen kennt und dessen Lage nicht mehr mit voller Sicherheit zu bestimmen ist — zwei Steine in Kreuzform, um den Ort zu bezeichnen, wo die Kinder in der Erde verschwanden; und an einem Hause der Papenstraße, neben dem Wirtshaus zum braunen Hirschen, war der Auszug der Kinder in Holz geschnitzt dargestellt.

Als das wichtigste Zeichen zur Beglaubigung der Erzählung aber galt den Chronisten — z. B. der „Braunschweigisch-Lüneburgischen Chronika durch M. Heinricum Bünting“. Magdeburg 1584 und 85, S. 52 — ein altes Glasgemälde in einem Fenster der Marienkirche zu Hameln, das ebenfalls den Auszug der Kinder darstellte und das in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts auf Veranlassung des Bürgermeisters Fr. Poppendick restauriert wurde. Athanasius Kircher, der gelehrter Jesuit, der in seiner Musurgia universalis (Romae 1650) die Hameler Rattenfängersage ausführlich bespricht, aber leider auch durch einige selbsterfundene Zutaten bereichert, sagt ausdrücklich, daß er es selber noch gesehen habe. Zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts wurde es noch gezeigt; jetzt ist es längst nicht mehr vorhanden, doch haben sich einige Worte aus der Unterschrift erhalten, aus denen hervorgeht, daß diese inhaltlich mit den bereits angeführten anderen Inschriften vollständig übereinstimmte. Der fromme Pastor Letzner aus Iben nimmt in seiner Chronik von Hildesheim auf dieses Glasbild ausdrücklich Bezug und ermahnt alle Eltern, „daß sie ihre Kinder nicht in die Irre gehen lassen sollten, damit der Teufel ihrer nicht mächtig werde“.

Die Straße, durch welche die Kinder angeblich zum Ostertor und nach dem Kuppenberge geführt wurden, heißt die „Bungelose“, weil keine Trommel (Bunge, Bummel) darin gerührt werden durfte. Geschah es, daß ein Brautzug hindurch ging, so mußten die Spielleute beim Passieren der Straße schweigen. Auch andere Zeichen allgemeiner Volkstrauer werden erwähnt; es wird berichtet, daß die Hameler die Zeit nach dem Auszuge der Kinder rechneten und sich in Briefen und Urkunden der Wendung bedienten: „na unser Kinder Uthgang“ (post exitum puerorum) so und so viel Jahr. Doch hält Meinardus, ebenso wie s. Z. schon Spilcker, diese Datierungen, die sich tatsächlich in alten Stadturkunden finden, für nachträgliche Fälschungen.

In der zu Anfang des XVII. Jahrhunderts erschienenen „Geschichte des alten Bardewiek“ von Meibom findet sich nur die Bemerkung, daß 1284 am Tage Johannes und Paulus die Hameler hundertunddreißig Kinder verloren, die in den Kalvarienberg eingingen. Diese Notiz, die sich wörtlich mit der in dem oben erwähn-

*) In seiner auf gründliche archivalische Studien gestützten Arbeit „Der historische Kern der Hameler Rattenfängersage“ (Ztschrft. d. histor. Vereins f. Niedersf. 1882). M. bringt einiges (nicht gerade sehr erhebliches) neues Material zur Entstehungsgeschichte der Sage bei; seine eigene Deutung der letzteren aber, die er mit den „Tanzkrankheiten“ und „Kinderfahrten“ des späteren Mittelalters in Verbindung bringt, erscheint uns ebenso gekünstelt und reich an Unwahrscheinlichkeiten wie die meisten neueren, die man bisher versucht hat.

ten Passionale enthaltenen deckt und höchst wahrscheinlich auf sie als ihre Quelle zurückgeht, weiß also ebensowenig wie jene etwas von einem Spielmann, Pfeifer oder sonst einem Abenteurer, unter dessen Führung die Kinder in den Berg gezogen seien, noch weniger von einem Rattenfänger und dessen Pakt mit dem Rate der Stadt.

Meinardus sieht in diesem ganz dürren und schmucklosen Bericht die älteste und ursprüngliche Fassung der Sage. Er nimmt an, daß sich aus irgendeinem lokalgeschichtlichen, vielleicht sehr unbedeutenden Vorgang die Sage vom Auszug der Kinder entwickelt habe, erst später sei die Figur des Spielmanns oder Pfeifers hinzugekommen (wie sie sich z. B. in Büntings oben erwähnter Chronik findet, der seinerseits auch die Rattengeschichte ganz beiseite läßt); zuletzt erst sei diese, die Sage von der Rattenvertilgung, die ganz unabhängig von der andern neben ihr bestanden habe und die sich ähnlich auch an andern Orten (z. B. in Nordfrankreich und in Irland) findet, durch die Volksphantasie mit der Erzählung vom Kinderauszug verschmolzen worden. Einen bündigen Beweis für die Richtigkeit seiner Konstruktion hat Meinardus natürlich nicht erbringen können; innerlich unmöglich ist sie nicht, wenn es auch an jeder positiven Handhabe fehlt, um die Entwicklung der einzelnen Sagenelemente chronologisch zu verfolgen und den Zeitpunkt sowie den Anlaß ihrer Verschmelzung irgendwie näher zu bestimmen.

Vollständig und abgerundet, mit allen den Details, die ihr jetzt ihr charakteristisches Gepräge verleihen, erscheint die Sage erst am Ausgang des XVI. Jahrhunderts; und zwar zum ersten Male nicht in einer einheimischen Quelle, in keiner Hameler Chronik oder Urkunde, sondern im Werke eines fremden Gelehrten, in J o h a n n W e i e r s Buch De praestigiis daemonum, „Über die Blendwerke der bösen Geister", und zwar auch hier erst von der dritten Auflage des Buches (Basel 1566) ab. Die beiden ersten Auflagen (1563 und 1564) erwähnen die Geschichte noch nicht; in der dritten wird sie ziemlich kurz mitgeteilt; und erst in der vierten, 1577 erschienenen Auflage findet sie sich ausführlich in der seitdem gewissermaßen kanonisch gewordenen Gestalt. Aus Weiers Angaben in dieser letzten Auflage seines Buches geht hervor, daß er in der Zwischenzeit persönlich in Hameln war und dort alle erreichbaren Angaben über die Sage gesammelt hat. Er hat sowohl das oben erwähnte Passionale im Bonifaziuskloster in der Hand gehabt, wie auch alle damals vorhandenen Stadtbücher und sonstigen Urkunden eingesehen; sogar die, wie erwähnt, jetzt nicht mehr nachweisbare Berghöhle (fovea colliculi), in der die Kinder verschwanden, hat er zu besichtigen nicht versäumt. — — —

Wir haben im bisherigen, den Spuren der Überlieferung nachgehend, die allmähliche Ausbildung der Rattenfängersage, soweit sie erkennbar ist, kurz darzulegen versucht und dabei zugleich die wichtigsten Zeugnisse und geschichtlichen Erinnerungszeichen, die auf die Sage Bezug haben, mitgeteilt. Sie sind, wie man sich überzeugt haben wird, spärlich und dürftig genug und reichen nicht einmal aus, den Zeitpunkt und den Anlaß der Entstehung der Sage festzustellen, geschweige, daß sie eine befriedigende Erklärung oder Deutung der letzteren ermöglichten. Die Hameler Rattenfängersage ist in dieser Hinsicht eines der schwierigsten sagengeschichtlichen Probleme, die es überhaupt gibt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die verschiedenen, zum Teil sehr verdienstvollen Forscher, die sich an seine Lösung gewagt haben, in ihren Auffassungen und Auslegungen sehr weit auseinander und meist ebenso weit — in die Irre gehen.

Die wahrscheinlichste und mit anderweitigen Ergebnissen der Sagenforschung wenigstens nicht in Widerspruch stehende der bisherigen Deutungen hat Moritz Busch gegeben, wenn auch einseitig von vergleichenden mythologischen Gesichtspunkten aus, ohne genügende Berücksichtigung der besonderen Eigentümlichkeiten und lokalhistorischen Bedingungen der Hameler Sage.

Busch weist in den Grenzboten 1875, II., S. 498 ff., nach, daß sich verwandte, wenn auch in wesentlichen Einzelheiten abweichende Sagen in Frankreich (nordöstlich bei Paris) und in Irland (Belfast) erhalten haben, und betont die Gemeinsamkeit der zugrunde liegenden mythologischen Anschauungen. Er sieht in dem Rattenfänger ebenso wie in den entsprechenden Figuren der französischen und der irischen Sage den

Totengott, den Entführer der Seelen. „Es ist derselbe, der im Hörselberge bei Eisenach als ‚der Alte‘ die Abgeschiedenen um sich sammelt und an der oberen Saale, hier als göttliche Frau aufgefaßt, die wimmelnde Schar der jung gestorbenen Kinder in gewissen Nächten durch das Tal führt. Er ist der Pluton der Griechen, der die junge Kore auf der Wiese bei Eleusis ergreift und mit sich in die Unterwelt hinabreißt, er ist die Idee, die sich in anderer Weise im Hermes Psychopompos derselben Religion des Altertums verkörpert hat. Er ist der finstere Yama der Religion, die im Siebenstromlande Indiens blühte, als Europa noch keine Geschichte hatte.“ — Dem alten Fehler mythologischer Theorien, alles aus einem erklären zu wollen, die Ähnlichkeiten zu überschätzen und die negativen Instanzen zu übersehen, scheint uns auch dieser Interpretationsversuch der Rattenfängersage nicht völlig entgangen zu sein.

Wenn im folgenden der Versuch gemacht werden soll, die Ausführungen Buschs nach dieser Richtung hin zu ergänzen und spezieller zu begründen, so muß man sich dabei, wir wiederholen es, immer gewärtig halten, daß es außerordentlich schwer ist, in diesen Fragen positive und unumstößliche Beweise zu erbringen, daß man vielmehr fast bei jedem Schritt auf vorsichtig tastende Hypothesen und mehr oder minder sichere Analogieschlüsse angewiesen ist. Ebensowenig wie sich aus den Abdrücken, welche sich in Steinkohlen oder sonstigen geologischen Versteinerungen finden, ein zutreffendes Bild der betreffenden Erdperiode rekonstruieren läßt, ebenso schwer ist es, aus dem Sediment einer Sage den ursprünglichen Kern, die zertrümmerte Tatsache, das Urbegebnis mit Sicherheit ans Licht zu fördern.

Um nun dem uns gesteckten Ziele auf möglichst schnellem und direktem Wege nahe zu kommen, wollen wir von der historisch-kritischen Frage, ob und aus welchen verschiedenen Bestandteilen die Rattenfängersage im Laufe der Zeit zu ihrer schließlichen Gestalt zusammengeflossen ist, für einen Augenblick ganz absehen. Nehmen wir die Sage zunächst so, wie sie sich im Volksglauben kristallisiert hat und jetzt vorliegt. Zwei Punkte sind es dabei, die ganz besonders das Nachdenken herausfordern. Einmal ist es sehr befremdlich, daß von seiten der betroffenen Eltern so gar nichts geschieht, um den Auszug der Kinder zu hindern. Die Sage erklärt das damit, daß die Einwohner gerade in der Kirche gewesen seien, als der geheimnisvolle Spielmann sein Lied zu pfeifen begann, dem die Kleinen sofort in hellen Haufen zueilten. Aber diese Begründung macht ganz den Eindruck, als wäre sie nachträglich als Lückenbüßer hinzuerfunden; denn es ist doch sehr schwer sich vorzustellen, daß sämtliche Eltern zugleich in der Kirche waren, ohne die Kinder der Aufsicht einer Magd, eines Angehörigen oder sonst einer erwachsenen Person zu übergeben. Nirgends aber meldet die Sage, daß jemand auch nur den leisesten Versuch gemacht habe, eines oder mehrere der Kinder zurückzuhalten. Hier liegt eine Dunkelheit vor, welche der Aufklärung dringend bedürftig erscheint.

Auffallen muß es ferner, daß, so schwankend und unbestimmt die sonstigen Einzelheiten der Sage in den verschiedenen Berichten überliefert werden, die Zahl der weggeführten Kinder überall gleichlautend als genau feststehend zu gelten scheint. Die Frage liegt nahe: Wer zählte die Kinder? Meldeten die Eltern ihren Verlust den Behörden oder waren in der Stadt Hameln überhaupt nur 130 Kinder vorhanden, so daß man ihre Zahl genau kannte? Bei dem geringen Wert, der in damaliger Zeit auf Statistik, Volkszählung und ähnliche Dinge gelegt wurde, hat die Sicherheit, mit der die Zahl der Kinder in allen Quellen genannt wird, etwas Verdächtiges.

Daß die Bürger ihre Kinder dem Spielmann oder Rattenfänger ohne Widerspruch und Abwehr überließen, ist der eine, die Übereinstimmung, mit der die Zahl der vermißten Kinder durchweg auf 130 angegeben wird, der zweite Mißtrauen erweckende Punkt der Sage.

Ein helles Licht fällt jedoch auf diese beiden dunkelen Punkte, wenn man annimmt, daß die Kinder nicht l e b e n d i g, sondern t o t in den Kuppen- oder Kalvarienberg einzogen. Denkt man sich einen Leichenzug, der durch die zum Ostertor führende Straße zieht, Leiche auf Leiche, dann war es auch selbstverständlich, daß die lange Reihe der Toten gezählt wurde.

Unter dem Auszug der Kinder hätten wir uns demnach ein Massenbegräbnis vor-

zustellen, das durch ein Kindersterben, durch eine Epidemie, die ausschließlich oder vorwiegend Kinder hinwegraffte, veranlaßt wurde. Ist diese Vermutung statthaft, so kann der Führer, dem die Kinder wehrlos und ohne Einrede folgen müssen, kein anderer sein, als der gewaltige Bezwinger alles Lebenden, kein anderer als — der Tod.

Es kommt jetzt zunächst darauf an, nachzuweisen, wie der Tod zum Spielmann wurde. Wie früher erwähnt, weiß die aller Wahrscheinlichkeit nach älteste Fassung der Sage überhaupt nichts von einem Anführer der Kinder; diesem begegnen wir erst auf der Holzschnitzerei an dem Hause der Papenstraße und auf dem Glasgemälde in der Marienkirche.

Ein Lied in „Des Knaben Wunderhorn“ beginnt also:

Wer ist der bunte Mann im Bilde?
Er führet Böses wohl im Schilde,
Er pfeift so wild und so bedacht,
Ich hätt' mein Kind ihm nicht gebracht.

Unverkennbar ist hier auf eine Abbildung hingewiesen, auf der ein bunter Pfeifer als Anführer der Kinder dargestellt war. Wie aber kam man dazu, einen solchen Vorgang überhaupt bildlich darzustellen?

Daß die Hameler ein bildliches Andenken an jenes Kindersterben und an das Massenbegräbnis am Tage Johannes und Paulus anfertigen ließen, erscheint an und für sich nicht besonders verwunderlich, da außerordentliche Ereignisse in früherer Zeit nicht minder als heute im Bilde verewigt zu werden pflegten. Es handelt sich also nur um die Art der Darstellung, und um auf diese einen Schluß zu ziehn, braucht man sich nur zu erinnern, daß der Totentanz um jene Zeit ein sehr beliebtes Sujet war, um die Unterordnung von Hoch und Gering, von Arm und Reich, des Greises wie des unmündigen Kindes unter die Macht des Allbezwingers Tod zur Anschauung zu bringen. Einer der bekanntesten Totentänze aus jener Zeit, dessen Entstehung in das Jahr 1312 verlegt wird, befindet sich in der Marienkirche zu Lübeck. Der Tod eröffnet als Skelett mit einer Pfeife den Reigen, ihm folgen der Papst, der Kaiser, alle Stände und Altersklassen bis zum Kinde in der Wiege, das dem Grinsenden mit wehmütiger Naivität zuruft:

O Tod, wo schall ick dat verstahn:
Ick schall danzen und kann nicht gahn?

Hier haben wir schon den Tod als Spielmann, der auf anderen Totentänzen auch die bunte Kleidung der Spielleute trägt, wie sie in jenen Zeiten üblich war. Nur das Gesicht und die Hände lassen den Knochenmann erkennen.

Es liegt daher die Annahme nicht sehr fern, jenes Glasgemälde in der Marienkirche in Hameln sei ein Votivbild gewesen, auf dem der Auszug der Kinder unter der Anführung des Todes als Spielmann dargestellt war: ein Totentanzbild zur Erinnerung an das Kindersterben.

Von diesem Bilde nun nahm die Sage ihre spätere Form an. Die Farben, deren sich die Glasmaler mit Vorliebe bedienten, waren rot, blau, gelb und violett, woraus sich die bunte Gestalt des Pfeifers Tod und sein Volksname „Bunting“ unschwer erklären würde.

Es bleibt nun noch die Frage, wie der Spielmann zum Rattenfänger wurde, vorausgesetzt, daß man nicht mit Meinardus und anderen annehmen will, daß die Figur des Rattenfängers ursprünglich gar nichts mit der Sage vom Kinderauszug zu tun gehabt habe und erst viel später mit ihr verschmolzen worden sei.

Von Ratten und Mäusen wissen die ältesten Aufzeichnungen, wie wir sahen, ebensowenig wie von einem Pfeifer oder Spielmann. Waren indessen — aus einem Grunde, auf den wir sogleich zurückkommen — auf jenem alten zum Andenken an das Kindersterben gestifteten Glasbilde Ratten oder, was wahrscheinlicher ist, Mäuse mit dargestellt, so konnte das Volk später, als die Erinnerung an jenes Ereignis schwand, die Mäuse auf dem Bilde für ein Attribut des bunten Pfeifers halten und ihn zum Mäuse- bezw. Rattenfänger stempeln. Mäuse und Ratten wurden wohl damals, wie heut, meist in einem Atem genannt und hinsichtlich ihrer Gemeinschädlichkeit kaum unterschieden.

Die Frage freilich, ob Mäuse auf jenem alten Votivgemälde abgebildet waren, ist nicht mehr mit Sicherheit zu entscheiden, da das Bild längst vernichtet ist. Möglich, ja sogar sehr wahrscheinlich ist es durchaus. Die Maus ist das Sinnbild des Todes. Das Nagen einer Maus oder Ratte bedeutet im Volksglauben die Ankündigung des Todes. Schon im

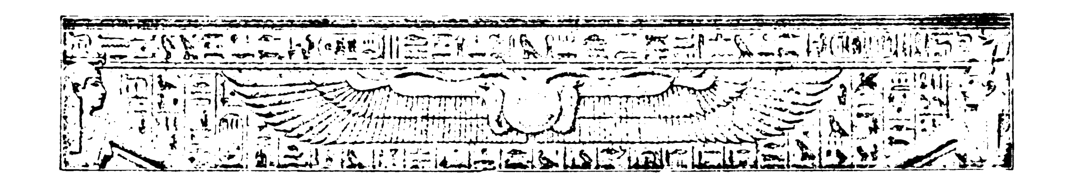
alten Rom findet sich dieser Aberglaube, und in der ägyptischen Hieroglyphik ist die Maus das Symbol der Vernichtung. Die Bildsäule des Priesterkönigs Jethon, der die Assyrer vertrieb, hielt, wie Herodot erzählt, in der einen Hand eine Maus, als Sinnbild des Todes und der Pest, durch die das assyrische Heer dahingerafft wurde. Auch im Mittelalter wurde die Maus vielfach in Beziehung zum Tode gesetzt. Mäuse bringen dem grausamen Bischof Hatto den Tod; der Polenkönig Popiel, der seine Brüder durch Gift aus dem Wege räumte, wurde von Mäusen zernagt. In der Marienkirche zu Lübeck befindet sich an der Hinterwand des Altars ein Mäuslein in Stein gehauen, das an einer Baumwurzel sitzt. Man erklärt den Sinn dieses Symbols: ebenso wenig, wie diese Maus den Baumstamm abnagt, werde Lübeck durch Pest oder Seuche zugrunde gehen.

Stehen somit Maus und Tod in innigster Beziehung, so könnte es nicht befremden, wenn zur Andeutung des unerwarteten Massensterbens der Hamelnschen Kinder auf dem Votivbilde in der Marienkirche auch Mäuse zu sehen waren, da sie ja auch sonst vielfach als Symbol von seuchenartigen, todbringenden Krankheiten galten. Eine indirekte Bestätigung der Vermutung übrigens, daß eine Seuche die Kinder dahinraffte, könnte man noch in dem Umstande finden, daß sie nicht auf dem Kirchhof begraben wurden, sondern am Kuppenberge ein gemeinsames Grab fanden, das durch ein Kreuz von Sandstein bezeichnet wurde. Man begrub die an Seuchen Gestorbenen häufig vor den Toren und nicht auf den innerhalb der Stadt gelegenen Friedhöfen. Wir wissen ferner aus anderen Quellen, daß in den Jahren 1282 bis 1284 Mittel- und Nordeuropa von furchtbaren Epidemien heimgesucht wurden. In Mähren und Böhmen starben so viele Menschen, daß man die Leichen wie Heu auf Wagen hinausschaffte und in Gruben warf; auch in Schottland und Dänemark herrschten Seuchen. Verheerende Volkskrankheiten waren um jene Zeit ja an der Tagesordnnng.

Der Kern der Rattenfängersage würde sich also darauf reduzieren, daß zum Andenken an ein 1284 stattgehabtes Kindersterben ein Votivbild gestiftet wurde, das den Tod als Spielmann, die Kinder als sein Gefolge und Mäuse als Symbol des Todes und der Seuche darstellte. Alles übrige, der Kontraktbruch des Rates, der Kirchgang der Eltern, das Zurücklassen eines stummen und eines blinden Kindes, und andere Züge sind Zutaten der schaffenden Volksphantasie.

Eine derartige Entstehung der Sage hat auch durchaus nichts so Ungewöhnliches und Unwahrscheinliches, als es auf den ersten Blick scheinen könnte. Alte Bilder und sonstige Kunstdenkmäler sind bekanntlich schon mehr als einmal zum Anlaß von Sagen- und Mythenbildung geworden. Wie seltsam das Volk Sagen zu erdichten und ihm unverständliche Allegorieen nach seinem Verständnis zu modeln weiß, beweist die Sage vom Lindwurm im Schloßpark zu Weimar. Dort hauste, so lautet die Mär, früher ein grimmiger Lindwurm, der den Vorbeigehenden auflauerte und die Wege unsicher machte, bis ein schlauer Bäcker dem Wurme vergiftete Brote hinlegte, an denen sich das Ungetüm zu Tode fraß. Daß die Geschichte wahr sei, daran zweifelt kein weimarsches Kind; denn im Park steht zum Andenken an die rettende Tat des Bäckers eine steinerne Säule, auf der Brote liegen, welche eine riesige sich um die Säule windende Schlange im Begriff steht zu verschlingen. Und doch hat nur die Phantasie des Volkes den Drachen und den Bäcker geschaffen, denn die Säule hat niemand anders errichtet als Goethe, der wie die Inschrift besagt, dem „Genius des Ortes“ (genio huius loci) damit eine Huldigung darbringen wollte. Das Volk, das natürlich von griechisch-römischen Kultgebräuchen keine Ahnung hatte und der antikisierenden Symbolik, in der damals in Weimar stark gearbeitet wurde, verständnislos gegenüberstand, wollte für das Denkmal auch eine Deutung haben und erfand sich zu diesem Zweck die Sage vom Lindwurm und dem braven Bäcker.

Hier haben wir also ein Stück Mythenbildung neuesten Datums vor uns, das dazu dienen kann, wenigstens die Möglichkeit zu veranschaulichen, wie aus dem Totentanzbilde zu Hameln allmählich die Spielmanns- und Rattenfängersage erwachsen konnte.



Sonnenfinsternisse.

Von Dr. M. Wilhelm Meyer.

Daß das Gestirn des Tages fast bei allen vorchristlichen Völkern als eine oberste Gottheit verehrt wurde, begreift man wohl, wenn man bedenkt, daß diese Völker weit mehr als wir mit der Natur in unmittelbarer Berührung blieben, und daß sie dann sahen, wie alle Wohltaten, welche die Natur ihnen spendete, ganz offenbar in unsichtbarer, wahrhaft überirdischer göttlicher Art von der Sonne ausgingen. Denn sie blieb stets unerreichbar fern, mit majestätischer Ruhe und Kraft durchmißt sie in unveränderlichen Bahnen den Himmel, sie straft denjenigen mit Blindheit, der es wagen wollte, sich ihr Auge in Auge gegenüber zu stellen. Und von dieser Verehrung der Sonne bis zu der eines völlig unsichtbaren, unpersönlichen einen Gottes, dessen Allmacht die Welt regierte, wie die der Sonne, war es dann nur noch ein kleiner Schritt.

Besonders in Ägypten, wo das hehre Gestirn von einem beständig wolkenlosen Himmel herabstrahlt, stand der Sonnenkultus in seiner höchsten Blüte. Unweit des heutigen Kairo stand Heliopolis, die Sonnenstadt, wo ein Wald von Obelisken aufragte vor dem Sonnengotte geweihten Tempeln. Diese Obelisken waren die Sinnbilder der Gottheit selbst, an ihrem Schattenwurfe studierten kundige Priester den Lauf des göttlichen Gestirnes und lernten es, ihn vorauszusagen. Mit Schrecken hatten sie es dann gesehen, wie sich zuweilen die Sonne verfinsterte, wie ein feindliches Element sich selbst an diese höchste Gottheit wagen durfte, und wie es diesem gelang, deren Glanz zu vernichten. Freilich doch nur für kurze Minuten. Aus sich selbst heraus gebar sich die Sonne wieder. Aber einen tiefen Eindruck mußte doch auf alle dieser sichtbarliche Kampf des Gottes mit seinem Dämon machen. Hätte das böse Element gesiegt, so wäre dies der Untergang alles Lebendigen gewesen, das ohne die Sonne nicht bestehen kann. Man zeichnete das schreckliche Ereignis in die heiligen Bücher ein. Da bemerkte man, nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden solcher Aufzeichnungen, die wir längst nicht mehr zurückverfolgen können, daß diese dämonischen Überfälle zugleich auch mit jenen, denen die Göttin der Nacht, der Mond, unterworfen war, in bestimmten Zeitintervallen ziemlich regelmäßig wiederzukehren pflegten. Die Priester benutzten diese geheimgehaltene Erkenntnis, um ihren Nimbus und damit ihre Macht zu erhöhen, indem sie die Voraussage solcher Ereignisse einer direkten göttlichen Offenbarung zuschrieben.

Wie diese Verfinsterungen der beiden großen Gestirne in Wirklichkeit zustande kamen, davon hatte man begreiflicherweise lange keine Ahnung. Man bemühte sich auch gar nicht, hinter dies Geheimnis einer höheren Welt zu kommen, das zu entschleiern geradezu Gotteslästerung gewesen wäre. Erst als sich die Idee der Gottheit mehr und mehr von den Gestirnen gelöst hatte, konnten sich die Anfänge einer eigentlichen Wissenschaft, der Astronomie entwickeln, die dann auf der Grundlage jahrtausendealter Beobachtungen sich bald zu einem so festgefügten Gebäude, wie es das Ptolemäische Weltsystem war, verdichten konnte. So ist überall die Religion, der Götterdienst, die Mutter unserer himmlischen Wissenschaft gewesen.

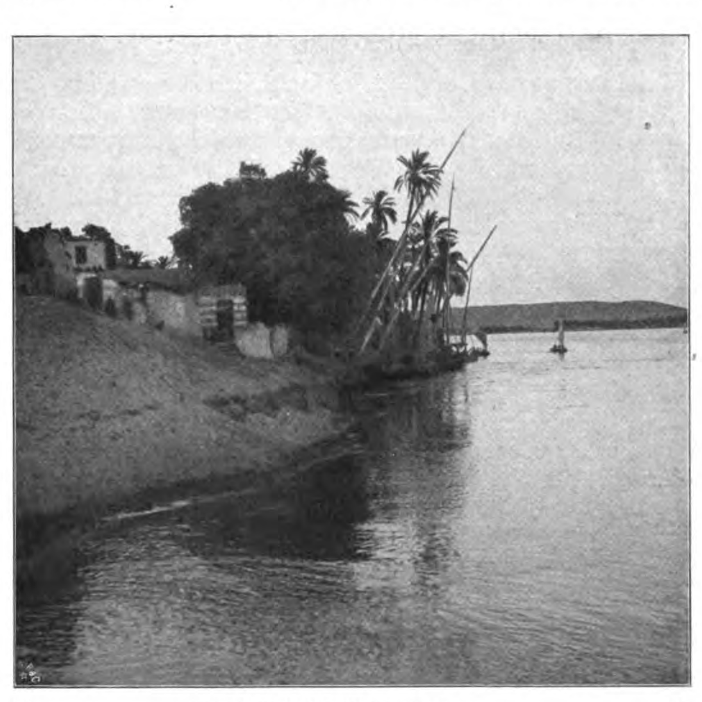
Im vergangenen Sommer fand abermals eine Sonnenfinsternis statt, die in Ägypten total war. Keine Hohenpriester des Sonnengottes richteten dabei tief erschaudernd ihre Gebete gen Himmel wie ehedem. Aber eine kleine Schar von Männern, deren Wissenschaft ihre Wurzeln in diesem wunderreichen uralten Kulturlande hat, waren hier zu kaum weniger seltsamem Tun versammelt, als sie, tief im Innern Ägyptens ihre komplizierten Himmelsschlüssel

aufgestellt hatten, um das seltene Phänomen zu beobachten. Des Menschen Wißbegier ist seit Jahrtausenden dieselbe geblieben. Was wir ergründet haben, legen wir ad acta, aber immer neue Rätsel stellt die Natur. Das Bild von Saïs ist noch nicht entschleiert worden.

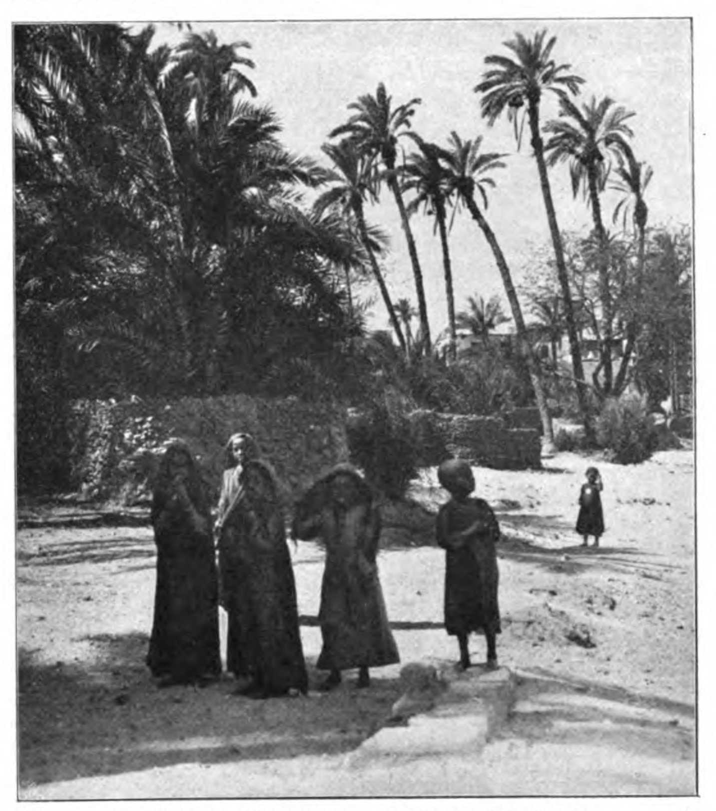
Auch mir war es vergönnt, diese Finsternis vom 30. August 1905 an uralt geheiligter Stätte dort im oberen Ägypten zu beobachten. Ich hatte mich auf der berühmten Nil-Insel Elephantine mit meinem Instrumente aufgestellt, wo auch einst dem Sonnengotte und der Sati, der Göttin der segenbringenden Nilüberschwemmungen, stolze Tempel errichtet worden waren. Hier befindet man sich an der Schwelle Ägyptens, wo der Nil sich aus seiner ersten Stromschnelle hervordrängt in die Ebene, und man findet noch in dem herrlichen Rosengranit, der hier die Ufer des Nil einengt, den alten Nilmesser eingemeißelt, an welchem man das Steigen des Wassers beobachtete, der ein Maß war für den Reichtum der nächsten Ernte, und nach dessen Angaben deshalb die Steuern im vorhinein bestimmt wurden. So offenkundig gesetzmäßig arbeitet hier die gesamte Natur, sie ist ganz anders berechenbar als bei uns in unserer leider nur zu veränderlichen Zone.

Wären, wie es der unerschütterliche Glaube jener großen Zeit war, die mumifizierten Leiber wieder zum Leben erstanden, die man hier aus ihren Felsengräbern ans Licht zog, und hätten selbst die weisesten Priester dann unserm Tun zugesehen, sie hätten doch wohl staunen müssen über unser gegenwärtiges Wissen von dem Laufe dieser einst heiligen Gestirne, die wir heute mit absoluter Genauigkeit vorherbestimmen, so als ob sie unserm Willen völlig untertan geworden wären. Auch den Kundigen mußte eine gewisse Ehrfurcht vor diesem aus Jahrtausenden verdichteten Wissen dabei überkommen. So hatten zum Beispiel Astronomen der berühmten Licksternwarte in Kalifornien, die eigens zum Zwecke der Beobachtung dieser Finsternis sich auf jener Insel niedergelassen hatten, ein Fernrohr von zwanzig Meter Länge schon einige Wochen vorher genau in der Richtung unbeweglich aufgestellt, in der sich der Rechnung gemäß die Sonne in dem Augenblicke befinden mußte, in dem sie an jenem Tage total verfinstert erscheinen würde. Hierzu war also nicht nur der genaue Augenblick der Verfinsterung, sondern auch die Lage, in der sich in diesem Augenblicke die Sonne am Himmel für diesen Beobachtungsort befand, vorher anzugeben. Man baute dann mit Zuversicht die riesigen Pfeiler auf. Hätte man sich verrechnet, so wäre die Sonne im entscheidenden Augenblicke etwas über oder unter dem Fernrohr vorbeigegangen und die ganze Reise nebst allen mühsamen Vorbereitungen wäre vergebens gewesen. Das aber kann gar nicht mehr vorkommen, es sei denn durch grobe Nachlässigkeit.

Ich möchte es nun hier versuchen, auch



Am Ufer der Nilinsel Elephantine.



Landschaftsbild mit Eingeborenen auf der Insel Elephantine.

leicht erkennen, wenn man nur während einiger Stunden den Mond mit Sternen in seiner Nähe vergleicht. Man sieht ihn dann unter denselben langsam seine Straße ziehen. Auch die Sonne würde man unter den Sternen sich fortbewegen sehen, wenn man nur die Sterne am Tage überhaupt sehen könnte. Aber man hat sichere Methoden, die Bewegung der Sonne am Himmelsgewölbe genau zu bestimmen. Die alten Ägypter bedienten sich zu diesem Zwecke der Obelisken, deren Schattenwurf während des Jahreslaufs der Sonne verfolgt wurde. Wie dies geschah, wollen wir hier nicht weiter ausführen; genug, die Sonne bewegt sich in einem Jahr in derselben Richtung einmal um den Himmel, in welcher der Mond dies schon in einem Monat ausführt. Deshalb eben muß der Mond die Sonne alle Monat einholen. Die Bahn der Sonne am Himmel (wir wollen uns hier nicht dabei aufhalten zu unterscheiden, daß die Sonne feststeht und die Erde sich um sie bewegt; hier kommt es uns durchaus nur auf die wirklich von uns aus beobachteten Bewegungen der Gestirne am Himmel an) nennt man die Ekliptik, die Verfinsterungslinie, weil nur in dieser Finsternisse, sowohl des Mondes wie der Sonne, stattfinden können.

Ließe nun der Mond in derselben Bahn wie die Sonne, so müßte er sie jeden Monat einmal verfinstern, zur Neumondszeit, und ebenso müßte er selbst im Monat einmal, als Vollmond, verfinstert werden, weil er dann jedesmal genau hinter der Erde vorbeilaufen und dabei ihren Schatten durchkreuzen müßte. Nun hat aber die Mondbahn eine Neigung gegen die der Sonne von etwas mehr als fünf Grad. Der Mond

einem unmathematischen Laienverstande eine Idee davon zu geben, was das Wesen dieser Finsternisse ist und wie man nach dieser Erkenntnis sie vorausbestimmen kann. Die Abbildungen auf S. 717, 718, 719 wird der Leser zweckmäßig zum leichteren Verständnis der nachfolgenden Erörterungen heranziehen.

Bei einer Sonnenfinsternis verdeckt bekanntlich der Mond das strahlende Tagesgestirn entweder teilweise oder völlig. Ersterer läuft dabei, scheinbar als dunkle Scheibe, vor der Sonne vorüber (Abb. S. 717). Er kommt (auf unserer nördlichen Halbkugel) stets von rechts, Westen, her und verläßt die Sonnenscheibe links, im Osten. Das rührt daher, daß der Mond außer der täglichen Bewegung, die alle Gestirne von Aufgang zu Untergang, von Osten nach Westen führt, als Folge des Tagesumschwungs unseres irdischen Wohnsitzes, noch eine eigene Bewegung um die Erde besitzt, die er in etwa einem Monat, und zwar von Westen nach Osten umkreist. Man kann diese Bewegung

geht also meistens etwas über oder unter der Sonne als Neumond und ebenso als Vollmond am Erdschatten vorüber. Jene beiden Bahnen sind mit zwei ineinandersteckenden Ringen zu vergleichen; die kreuzen sich an zwei Stellen, so daß die eine Hälfte jedes Ringes immer oberhalb, die andere unterhalb des anderen Ringes ist. Diese Kreuzungsstellen nennt man bei den himmlischen Bahnen Knotenpunkte. Beide Knotenpunkte stehen einander natürlich genau gegenüber; eine sie verbindend gedachte gerade Linie heißt die Knotenlinie (Abb. S. 718 oben).

Damit nun der Mond die Sonne verfinstern kann, muß er eben mit ihr zusammentreffen, und das ist nur im Knotenpunkte beider Bahnen möglich. Hätten also diese Bahnen eine feste Lage zueinander, so könnten Sonnenfinsternisse nur an einer ganz bestimmten Stelle des Himmels stattfinden, und Mondfinsternisse nur in der ihr genau gegenüberliegenden. Die Finsternisse selbst müßten dann in ganz bestimmten Zwischenräumen wiederkehren, weil Sonne und Mond ja, wenn auch nicht mit völlig gleichmäßiger Geschwindigkeit, so doch in ganz gesetzmäßiger Weise ihre Bahnen durchlaufen. Wenn zwei Leute in zwei verschiedenen sich kreuzenden Kreisen herumlaufen, so müssen sie sich eben immer nach einer bestimmten Anzahl von Umkreisungen begegnen. Die Sonne bewegt sich in 365 1/4 Tagen, das heißt, einem Jahr von 365 Tagen und dem Zeitteil, der alle vier Jahre zum Schalttag heranwächst, einmal um den Himmel. Genauer wollen wir es hier nicht angeben. Zwischen einem und dem nächsten Neumond, also der Wiederkehr des Mondes zur Sonne, liegen 29 Tage 12 Stunden 44 Minuten 2·9 Sekunden. Diese Zeit nennt man einen synodischen Monat; es ist ein voller Umlauf des Mondes in bezug auf die ihrerseits fortschreitende Sonne. Alle 29 1/2 Tage würde also eine Sonnen- und eine Mondfinsternis stattfinden, wenn beide Gestirne in derselben Bahn liefen. Da nun aber der Mond die Ekliptik in schräger Richtung, im Knotenpunkte, durchschneidet, so ist die Sonne, nachdem sie hier mit ihm, eine Finsternis erzeugend, zusammengekommen war, schon ein gutes Stück auf ihrer Bahn weiter gewandert, wenn der Mond hierher zurückkehrt, und er geht, wenn er sie eingeholt hat, über oder unter ihr vorüber, ohne sie zu verdecken. Beim nächsten Durchgang des Mondes durch den Knoten ist die Entfernung beider Gestirne voneinander noch größer geworden, und so fort. Man kann durch die Rechnung oder durch Ausprobieren leicht finden, wieviel ganze Umläufe der Sonne einer andern ganzen Anzahl von Umläufen des Mondes entsprechen, und in diesem Zeitintervall müßten sich die Finsternisse wiederholen.

Nun zeigt es sich aber, daß die Knotenlinie der Mondbahn selbst sich auf der



Das Operationsfeld der Dr. M. Wilhelm Meyerschen Expedition.

Ekliptik wieder bewegt, so daß also der Mond nach jedem Umlauf andere Punkte der letzteren durchläuft. Er kommt deshalb auch schon alle 27 Tage 5 Stunden 5 Minuten 39 Sekunden wieder zur Ekliptik in die gleiche Lage. Diese Zeit nennt man den Drachenmonat, weil man die Knoten auch als Drachenpunkte bezeichnete. Neben diesen beiden Monaten gibt es dann noch einen dritten, den siderischen Monat, der 27 Tage 7 Stunden 43 Minuten 11·5 Sekunden lang ist, innerhalb welcher Zeit der Mond immer zu denselben Sternen zurückkehrt. Dies ist also die eigentliche Umlaufszeit unseres Trabanten um die Erde. Sie interessiert uns indes hier nicht weiter.

Wenn nun beim Durchgang des Mondes durch seinen Knoten zugleich Neumond ist oder, mit andern Worten, der Neumond in der Ekliptik stattfindet, so muß er offenbar die Sonne verfinstern. Es kommt also darauf an, wenn man die Periodizität dieser Erscheinungen ermitteln will, eine Anzahl von Tagen zu finden, in welcher sowohl die Zeit des synodischen Monats, $29^1/_2$ Tage, wie auch die des Drachenmonats, 27·2 Tage, mit ganzen Zahlen aufgeht. Es ergibt sich so, daß wenigstens annähernd 223 synodische Monate gleich 242 Drachenmonaten sind, nämlich gleich 18 Jahren $11^1/_3$ Tagen. Innerhalb dieses Zeitintervalles müssen deshalb die Finsternisse sich wiederholen. Besser stimmt noch das Dreifache dieser Periode, weil dann der Dritteltag wegfällt, die Finsternis also auch nahezu auf dieselbe Tagesstunde fällt, wie die vorangegangene. Das macht dann 19 756 Tage. Man braucht also nur diese Zahl von Tagen zum Datum einer stattgefundenen Finsternis zu addieren, um mit ziemlicher Gewißheit für das dadurch erhaltene um 54 Jahre vorausgehende Datum eine gleiche Finsternis vorausverkünden zu können. Diese Periode war schon den Chinesen und den Babyloniern bekannt, und jedenfalls auch den Ägyptern; man nannte sie im griechischen Altertum den Saros.

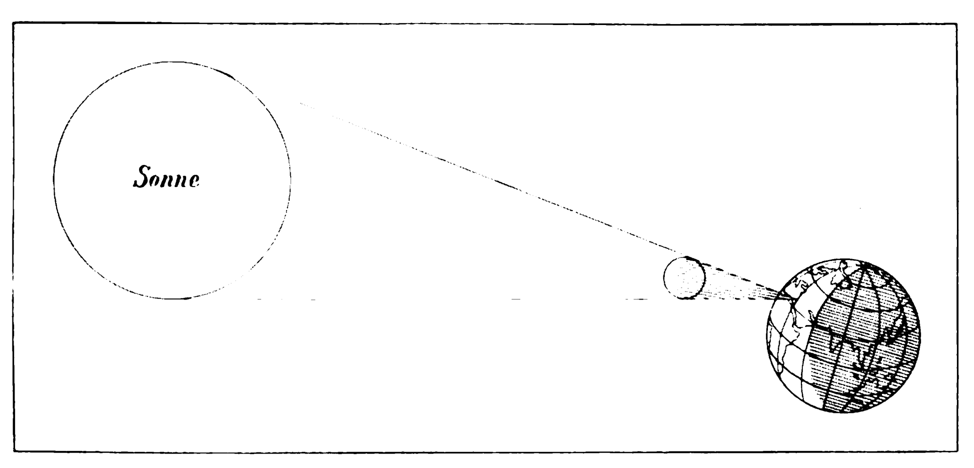
Weil nun Sonne und Mond uns als ziemlich große Scheiben erscheinen, so kann eine teilweise Verdeckung auch schon etwas außerhalb der genauen Knotenpunkte stattfinden. Deshalb treten solche partielle Finsternisse viel häufiger ein als zentrale, bei denen eben die Mittelpunkte beider Scheiben zusammenfallen müssen.

Man wird nun meinen, daß dieser Fall der genauen Koinzidenz beider Gestirne nur sehr selten vorkommen könne. Zwei wirkliche, durchmesserlose Punkte, die in ganz festen Bahnen laufen, treffen sich kaum jemals ganz genau. Und doch finden völlig zentrale Sonnenfinsternisse fast jedes Jahr statt. Das kommt daher, daß wir, die wir doch auf unserer Erde festgebannt sind, doch den Mond am Himmel in gewissen Grenzen nach unserm Belieben herauf- oder herunterschieben können, bis er eben ganz genau die Sonnenscheibe deckt.



Das Operationsfeld für die amerikanischen Astronomen.

Um diese merkwürdige Behauptung

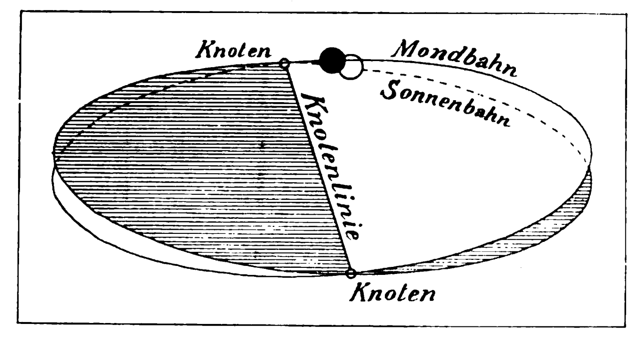


Stellung von Sonne, Mond und Erde bei einer totalen Sonnenfinsternis.

zu rechtfertigen, muß ich die Leser einladen, mit mir im Geiste einmal die Erde zu verlassen, um Sonne, Mond und Erde von einem außerirdischen Standpunkte aus zu beobachten, während sich eine Finsternis ereignet.

Da schwebt die Sonne, eine ungeheuere glühende Kugel, hundertneunmal im Durchmesser größer als unsere ganze Erde, und sendet ihre Strahlen ringsum in das Weltall hinaus. Und hier unser kleiner Planet selbst, dort weit entfernt: Hundertundsieben Sonnenbälle müßte man aneinander legen in Reih und Glied, damit der Weg von der Sonne zur Erde davon ausgefüllt würde. Dagegen steht ganz nahe bei der Erde der Mond zwischen beiden Gestirnen. Würde man die Erde samt dem Monde in die Mitte des Sonnenkörpers stellen, so bliebe zwischen dem Monde und der Oberfläche der Sonne noch etwa ebensoviel Raum, als den Mond von uns trennt, oder die Entfernung unseres Trabanten von uns ist nur gleich einem Viertel des Sonnendurchmessers. In Kilometern beträgt die Entfernung der Sonne von der Erde $149^1/_2$ Millionen Kilometer und die des Mondes von uns 384000, oder der Mond befindet sich uns 387mal näher als die Sonne. Nun beträgt der Durchmesser des Mondes nur 3480 Kilometer, er ist also etwa 37mal kleiner als die Erde oder 400mal kleiner als die Sonne.

Alle diese Verhältnisse habe ich nicht erzählt, um dem Leser nach altem Astronomenbrauch mit bloßen, leeren Zahlen zu imponieren, sondern wir gebrauchen sie notwendig für die Erklärung der Finsternisse. Zum Beispiel haben wir nun gesehen, daß der Mond uns 387mal näher steht als die Sonne und zugleich ungefähr ebensoviel, 400mal, kleiner ist als sie. Jeder Körper aber erscheint uns im selben Verhältnis größer, als er uns näher gerückt wird. Daraus folgt aber in unserm Falle, daß der Mond uns nahezu ebenso groß erscheinen muß als die Sonne. Die oben gegebenen Entfernungen sind indes nur mittlere. In Wirklichkeit bewegen sich ja die betreffenden Gestirne nicht in genauen Kreisen um ihre Zentralkörper, sondern in Ellipsen, so daß ihre Entfernungen periodisch schwanken und damit auch ihre scheinbaren, von uns aus gesehenen Durchmesser. Es ergibt sich so, daß der Durchmesser der Sonne zwischen 31′ (Bogenminuten) 28″ (Sekunden) und 32′ 32″ schwanken kann, der des Mondes zwischen 29′ 26″ und 33′ 32″. Der Mond kann also zeitweilig etwas kleiner und auch größer als die Sonne erscheinen. Ist er kleiner, so bleibt auch bei der zentralen Bedeckung rings etwas von der strahlenden Sonnenscheibe sichtbar, die Finsternis ist ringförmig. Im andern Falle wird sie total, und die Länge der vollständigen Verdeckung hängt offenbar von der relativen Größe des Mondes zu der der Sonne ab. Wir können sie leicht, zum Beispiel für den Maximalfall berechnen. Der Unterschied zwischen dem kleinsten Sonnendurchmesser und dem größten des Mondes ist nach den obigen Angaben 2′ 4″. Nun finden wir



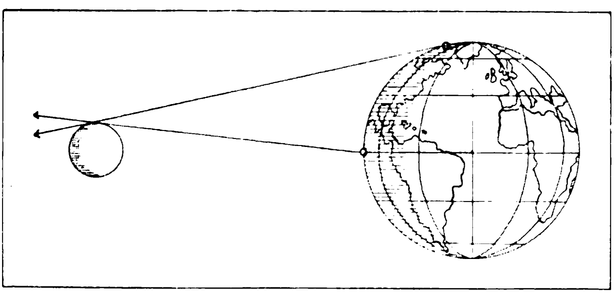
Sonnen- und Mondbahn.

weiter durch einfache Division der 360 Grade des ganzen Kreisumfanges durch die Umlaufszeit des Mondes, daß derselbe in einer Zeitsekunde immer um etwas mehr als eine halbe Bogensekunde am Himmel fortschreitet. Die 124 Bogensekunden, die der Mond größer sein kann als die Sonne, durchschreitet er also in noch einmal soviel Zeitsekunden, das macht 4 Minuten 8 Sekunden. Dies wäre also die längste mögliche Dauer einer totalen Finsternis.

Aber so einfach kommen wir mit unserer Rechnung noch nicht durch. Darf ich den Leser noch weiter mit Zahlen ermüden? Ich denke mir immer, es müßte interessieren, einmal ein ganz klein wenig dem rechnenden Astronomen hinter die Kulissen zu gucken, damit seine Kunst nicht noch immer weiter gar so sehr den uralten Nimbus des absolut Unbegreiflichen behält.

Was wir bis jetzt herausgefunden haben, gilt für den Mittelpunkt der Erde. Wir haben sie immer nur als Punkt betrachtet. Da aber ungefähr sechzig ihrer Halbmesser auf die Entfernung des Mondes von ihrem Mittelpunkte gehen, so können wir auf der Erdoberfläche unserem Trabanten um ein Sechzigstel näher stehen, als wir hier angenommen hatten. Dies findet offenbar dort statt, wo Mond und Sonne gerade über uns stehen, wo also die Finsternis um Mittag stattfindet. Hier kann demnach der Mond um ein Sechzigstel seines Durchmessers größer erscheinen als es oben angegeben wurde, das macht rund 30 Bogensekunden, die, wie wir gleichfalls oben fanden, in einer Zeitminute durchlaufen werden. Diese kommt also für die Erdoberfläche im günstigsten Falle noch hinzu, das macht also etwas mehr als 5 Minuten für die längste Dauer der Totalität. Aber noch immer haben wir nicht alles berücksichtigt. Wir stehen auf der Erdoberfläche nicht still. Die Erde dreht sich um ihre Achse in derselben Richtung, in welcher sich der Mond vor der Sonnenscheibe hin bewegt. Wir folgen also durch die tägliche Umdrehung gewissermaßen dem Monde nach, wir laufen hinter ihm her, wodurch er sich scheinbar langsamer über die Sonne hinbewegt, die Totalitätsdauer also abermals verlängert wird. Dies alles bewirkt, daß eine totale Finsternis an einem bestimmten Punkte der Erdoberfläche im Maximum bis zu acht Minuten dauern kann.

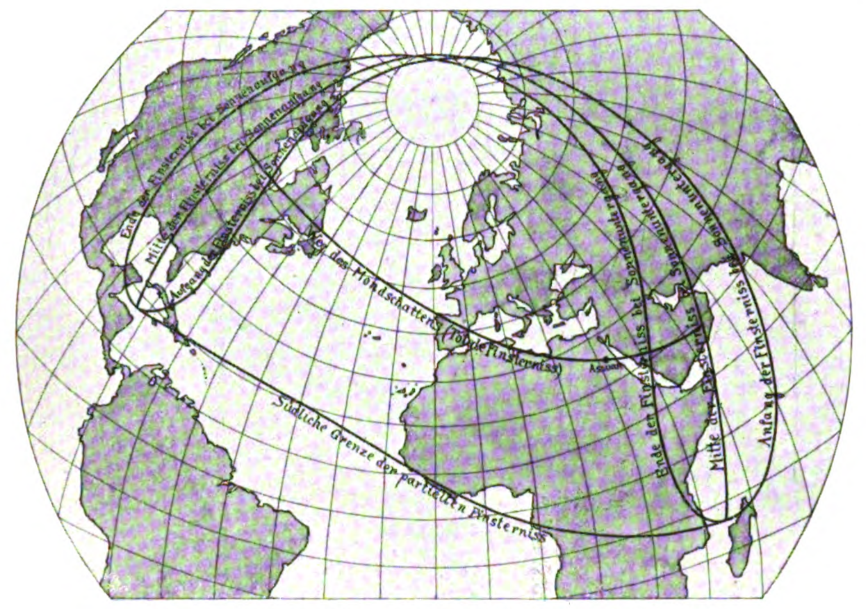
Die partielle Verfinsterung vor- und nachher, bei welcher nur ein Teil der Sonnenscheibe verdeckt wird, währt natürlich viel länger. Wir können auch ihre Durchschnittsdauer leicht ausrechnen, oder nach dem Vorhergegangenen annähernd sofort angeben. Der Mond schiebt sich dabei von der äußersten Berührung beider Scheiben bis ganz in die Sonne hinein. Die partielle Finsternis dauert also bis zur Totalität so lange wie der Mond gebraucht um vor der Sonne seinen Durchmesser zu durchlaufen. Der beträgt rund 30 Bogenminuten. Nun wissen wir schon, daß eine halbe Bogensekunde in einer Zeitsekunde von ihm durchlaufen wird, also 30 Bogenminuten in 60 Zeitminuten, oder die partielle Finsternis dauert rund eine Stunde



Parallaktische Verschiebung des Mondes.

vor, und dann wieder ebensolange nach der Totalität. Selbstverständlich währen Verdeckungen der Sonne, bei denen der Mond nur oben oder unten ein Stück von ihrer Scheibe verdunkelt ohne zentral vorüberzugehen, entsprechend kürzere Zeit.

Wir haben schon gesehen, daß eine Sonnenfinsternis nicht von jedem Ort auf der Erdoberfläche den gleichen Verlauf nimmt. Wo sie zum Beispiel zu Mittag stattfindet, ist sie von längerer Dauer als überall sonst. Nun verschiebt sich aber auch der Mond scheinbar vor den Sternen oder der Sonne, durch die Veränderung unseres Standortes. Wenn wir zum Beispiel den Mond vom Nordpol aus in einer bestimmten Richtung sehen, so muß er sich scheinbar immer weiter nach Norden verschieben, je mehr wir nach Süden gehen. Denn er befindet sich uns ja so viel näher wie Sonne und Sterne. Diese bloße perspektivische Verschiebung nennt man die Parallaxe (Abb. S. 718, unten). Sie beträgt für den Weg eines Erdhalbmessers je nach der jeweiligen Entfernung des Mondes von uns zwischen 53 und 61 Bogenminuten, also bis noch einmal soviel als der ganze Monddurchmesser ausmacht. Wenn also irgendwie auf der Erde in einem bestimmten Augenblicke die Sonne gänzlich vom Monde verdeckt wird, so brauchen wir nur um den Wert eines viertel Erddurchmessers nördlich oder südlich zu gehen, um dadurch den Mond am Himmel soweit verschoben zu haben, daß er in demselben Augenblicke, wo er am ersteren Orte eine totale Finsternis erzeugt, am anderen überhaupt gar nichts mehr von der Sonne bedeckt. Nun wissen wir auch, wodurch wir den Mond bis zu einem gewissen Grade verschieben können, um ihn in jene zentrale Stellung zu bringen, die die totale Finsternis ermöglicht, und daß wir also nicht zu warten brauchen, bis einmal die Mittelpunkte aller **drei** beteiligten Gestirne, Sonne, Mond und Erde ganz genau in einer geraden Linie zu stehen kommen.



Erdkarte mit den Grenzlinien der Sonnenfinsternis vom 30. August 1905.

Deshalb ereignen sich totale Finsternisse auf der Erde überhaupt recht häufig, durchschnittlich jedes zweite Jahr; für einen bestimmten Ort der Erdoberfläche sind sie dagegen sehr selten, weil das Gebiet, wo eine vollständige Verdeckung stattfindet, immer nur klein ist. Wir können die ungefähre Erstreckung dieses Totalitätsgebietes in der Richtung von Nord nach Süd auf der Erdoberfläche ebenfalls ganz leicht berechnen. Wir haben vorher gesehen, daß eine Veränderung des Beobachtungsortes um einen Erdhalbmesser, eine Verschiebung des Mondes um rund 60 Minuten hervorruft; wir

nannten das die Parallaxe des Mondes. Ferner wissen wir, daß auf der Erdoberfläche die maximale Verschiebung, welche noch bei extremen Mond- und Sonnendurchmessern möglich ist, damit der Mond immer noch kein Sonnenlicht durchläßt, 2′ 34″ beträgt. Stehen wir also auf einem Punkte der Erde, wo der Mondrand zum Beispiel oben, nördlich, gerade noch den Sonnenrand bedeckt und folglich die Kreise beider Himmelskörper sich gerade berühren, so dürfen wir nur so weit nach Süden wandern, bis die Berührung der Scheiben an ihrem Südrande stattfindet, damit wir noch immer kein direktes Sonnenlicht erhalten, das heißt noch in der Totalitätszone bleiben. Das macht eben jene 2′ 34″ aus. Wir haben also ein einfaches Regeldetriexempel auszuführen: 60′ Verschiebung machen einen Erdhalbmesser, gleich 6370 Kilometer aus, wieviel $2^1/_2$′? Wir erhalten etwa 270 Kilometer. So breit ist also die Totalitätszone auf einer ebenen Fläche, die auf der Erdoberfläche gerade den beiden Gestirnen gegenübersteht. Auf der Erdkugel muß sie sich durch die Projektion vergrößern, so daß diese Zone in unseren Breiten bis zu 400 km breit werden kann. In den meisten Fällen wird sie aber wesentlich schmäler sein.



Das Zeißsche Instrument auf seinem Postament.

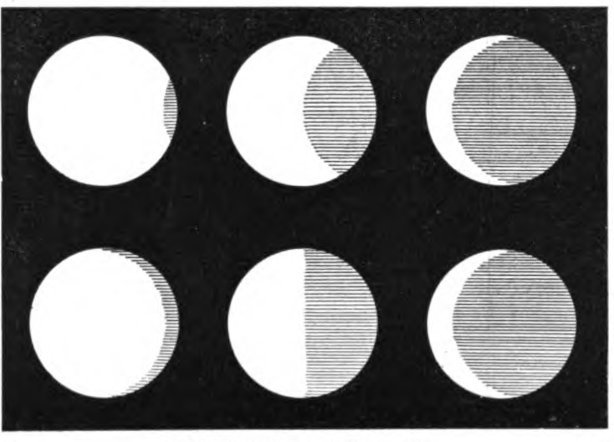
Damit mag es nun genug sein des grausamen Spiels mit Zahlen. Der Leser aber wird dadurch begriffen haben, daß man nach Kenntnis gewisser „Elemente der Finsternis“ ihren Verlauf über die Erde hin berechnen kann. Diese Elemente sind: der Ort von Sonne und Mond am Himmel in einem bestimmten Momente ungefähr zur Zeit der Finsternis, die Richtung und Größe der Bewegung beider Gestirne, der scheinbare Durchmesser ihrer Scheiben und ihre Parallaxen. Dann kann man, wenigstens für den Mittelpunkt der Erde, den ganzen Verlauf durch eine einfache Zeichnung darstellen, indem man den Ort der beiden Gestirne für verschiedene Zeiten einzeichnet, und dann auf der bildlichen Darstellung abliest, wann sie sich außen berühren, wann decken, und so weiter. Die Orte von Sonne und Mond selbst voraus zu berechnen, ist allerdings keine so einfache Sache. Der Mond im besonderen ist ein recht unruhiger Geselle, der sich von gar zu vielen Einflüssen bewegen läßt, die natürlich alle genau zu berücksichtigen sind. Aber schließlich hat man nach diesen Methoden nur schematische Anweisungen gefunden, mit denen diese Rechnungen ganz mechanisch ausgeführt werden können.

Hat man einmal den Verlauf der Erscheinung „geozentrisch“ bestimmt, so kann man nun mit Hilfe der Parallaxen auf einer Erdkarte Linien ziehen, die einen Überblick der Erscheinung noch für beliebige Punkte der Erdoberfläche ermöglichen. Auf Seite 719 ist eine solche Karte für die Finsternis vom 30. August 1905 wiedergegeben. Das ganze Gebiet, welches von den äußersten Kurven umschlossen ist, sieht die Finsternis, also ganz Europa, Afrika, ausgenommen seine südliche Spitze, ein Teil des westlichen Asien und die östliche Hälfte von Nordamerika. Der größte Teil von Asien und ganz Südamerika sehen dagegen gar nichts von der Finsternis. Mitten durch das Sichtbarkeitsgebiet überhaupt läuft die Kurve der totalen



Die totale Sonnenfinsternis. Aquarell von Peter Schnorr,
ausgeführt nach Angabe und Skizze des Verfassers.

Verfinsterung. Hier streicht die Spitze des Mondschattens über die Erdoberfläche hin. Zuerst trifft sie derselbe, nachdem er seinen langgestreckten Kegel aus dem Weltraum am Globus unseres Planeten eben hinstreifen läßt. In diesem Punkte gehen die vereinigt erscheinenden beiden Gestirne gerade auf. Unsere Zeichnung gibt den Punkt im Innern von Nordamerika an. Er liegt in der Nähe von Winnepek. Dies ist offenbar kein für die Beobachtung günstiger Punkt, da die Gestirne in den Dünsten des Horizontes meist verdeckt werden. Die Zone der Totalität geht nun über den Atlantischen Ozean hinweg und tritt in Spanien ein, das sie durchquert. Sie streift dann ein Stück von Tunesien und Ägypten, springt über das Rote Meer, und im südlichen Persien verläßt der Mondschatten wieder die Erde, wo dann die Sonne total verfinstert untergeht. Der Ort, von welchem ich die Finsternis sah, Assuan, auf der Karte durch einen Querstrich bezeichnet, liegt nicht mehr weit von dem Endpunkte der Zone entfernt. Man kann also aus der Karte ablesen, daß die Totalität hier nicht allzulange vor dem Sonnenuntergange stattfand. Die Sonne war um 4 Uhr 34 Minuten Ortszeit total verfinstert und stand dabei noch etwa 24 Grad über dem Horizont. Sie ging um 6 Uhr 11 Minuten unter. Zu Mittag nach Ortszeit fand die totale Finsternis an einem Orte statt, der etwa auf 46 Grad Nordbreite noch im Atlantischen Ozean westlich von Spanien liegt. Hier mußte, wie wir wissen, die Totalität an längsten dauern, der Mondschatten, das heißt die Totalitätszone, am breitesten sein. Dies wäre also der für die Beobachtung günstigste Punkt, aber er liegt eben im Meere. In Spanien waren diese astronomischen Bedingungen indes noch ebenso günstig. Die totale Phase dauerte dort 3 Minuten 44 Sekunden. Bei uns in Assuan, wo wir uns schon merklich weiter vom Monde entfernt befanden, blieb die Sonne nur noch 2 Minuten 29 Sekunden



Phasen einer Sonnenfinsternis (obere Reihe) und des Mondes (untere Reihe).

völlig verdeckt, und der Mondschatten hatte auf der Erdoberfläche nur noch eine nordsüdliche Ausdehnung von etwa 160 Kilometern. Wenn wir zwar sahen, daß die Finsternis auf der Erde überhaupt von einem Sonnenaufgang zu einem Sonnenuntergang dauerte, so ist zu berücksichtigen, daß dies an zwei verschiedenen Punkten geschah, zwischen denen eine große Zeitdifferenz liegt. In ein und derselben Ortszeit, zum Beispiel mitteleuropäischer Zeit ausgedrückt, dauert die Erscheinung auf der Erde überhaupt durchaus nicht einen ganzen Tag von morgens bis abends. Die Finsternis begann auf der Erde um 11 Uhr 38 Minuten und endete überhaupt um 4 Uhr 37 Minuten mitteleuropäischer Zeit. Die totale Phase begann um 12 Uhr 41 Minuten und endete um 3 Uhr 34 Minuten. Nur solange Zeit, als zwischen diesen beiden letztgenannten Momenten liegt, also 2 Stunden 53 Minuten, gebrauchte also der Mondschatten, um längs der aufgezeichneten Totalitätslinie von Nordamerika bis Persien hinzueilen. Über uns in Assuan raste er dabei mit einer Geschwindigkeit von etwa einem Kilometer in der Sekunde hin.

Je mehr wir uns von der Totalitätszone entfernen, desto weniger wird noch von der Sonne bedeckt. Wir können die Größe der partiellen Finsternis für einen Ort annähernd von der Karte ablesen. Teilen wir zum Beispiel das Gebiet von der Zentrallinie bis zur Grenzlinie des bloßen äußeren Kontakts beider Gestirne in zehn Abschnitte durch entsprechende Kurven,

so geben diese an, wieviel Zehnteile des Sonnendurchmessers von den betreffenden Gebieten noch verdeckt werden. Für Berlin erhalten wir auf diese Weise etwa sieben Zehntel.

Nach diesen Vorherbestimmungen der Rechner konnten nun die Astronomen ihren für ihre besonderen Zwecke günstigsten Standpunkt auf der Erde aussuchen. Die glänzend aus Privatmitteln hochherziger amerikanischer Privatmänner dotierte Licksternwarte rüstete nicht weniger als drei Expeditionen aus: eine für Labrador, die zweite für Spanien, die dritte für Assuan. An allen drei Orten machte man Aufnahmen der Sonnenumgebung, um zu konstatieren, ob in der Zeit von etwa zwei Stunden, die zwischen dem Eintritt der Totalität in Labrador und dem in Ägypten lag, wirkliche Veränderungen in den photographisch fixierten Einzelheiten eingetreten waren. Die Beobachtung in Spanien gab dann für diese Veränderungen einen Mittelwert. Außerdem war anzunehmen, daß wenigstens an einem der drei Orte das Wetter günstig sein würde.

Diese Wetterfrage ist ja immer die wichtigste, leider zugleich unberechenbarste. Nur für einen jener drei von den Amerikanern gewählten Beobachtungsorte war fast völlige Sicherheit für gutes Wetter vorhanden: in Assuan. Dieser kleine Ort befindet sich am ersten Nilkatarakt mitten in der Libyschen Wüste, wo die Luft beständig fast vollkommen trocken ist, Wolken zu den seltenen Naturerscheinungen gehören. Deshalb wählte auch ich diesen Ort und freue mich, nicht etwa auch mit dem Gros der gewöhnlichen „Sonnenfinsternisbummler" nach Spanien gegangen zu sein, wo es längs der Totalitätszone vielfach bewölkt war.

Ereignen sich auch totale Finsternisse nicht so selten, so liegt doch das schmale Totalitätsgebiet meist in schwer zu erreichenden Gebieten. Über Deutschland wird zum Beispiel der Mondschatten nicht wieder vor dem 7. Oktober 2135 hinziehen, und nur etwa an der Grenze zwischen Süddeutschland und Österreich streift er bereits am 11. August 1999 hin. In Mitteleuropa finden in diesem Jahrhundert außer der letztgenannten nur noch fünf totale Sonnenfinsternisse statt, die nächste davon wird am 29. Juni 1927 in Irland, Schottland und Norwegen sichtbar sein. Im Allgemeinen streicht über denselben Punkt der Erdoberfläche der Mondschatten kaum alle zweihundert Jahre einmal hin.

Mir hatte die Firma Carl Zeiß in Jena ein kleines, aber besonders lichtstarkes photographisches Fernrohr von 65 cm Brennweite und 11 cm Objektivöffnung für den besonderen Zweck der Aufnahme der sogenannten Sonnencorona zur Verfügung gestellt. Dasselbe hat einen kleinen „Sucher", in welchem man die Sonne direkt betrachten und das Instrument dadurch einstellen kann. Genau um die vorausberechnete Zeit, 3 Uhr 27 Minuten, sah man, wie im umkehrenden Fernrohr links der Mond vor die Sonnenscheibe zu treten begann. Es war, als ob sich ein unsichtbares Wesen langsam in das strahlende Gestirn hineinfräße, denn von dem übrigen, außerhalb befindlichen Teile des Mondes sieht man natürlich nichts. An die Stelle, wo die Sonne angefressen wurde, tritt scheinbar der freie Himmel. Die Sonne nimmt also hierbei nicht etwa in der Weise ab wie der Mond in seinem Phasenwechsel. Die Grenzlinie zwischen Licht und Schatten, der Terminator, ändert dabei stets ihre Form. Die Zeichnung auf S. 721 veranschaulicht unmittelbar den Unterschied der beiden Phänomene. Erst wenn die Mondscheibe bereits tief in die der Sonne eingedrungen ist, nimmt die letztere Sichelform an und sieht nun genau so aus, wie ein abnehmender Mond.

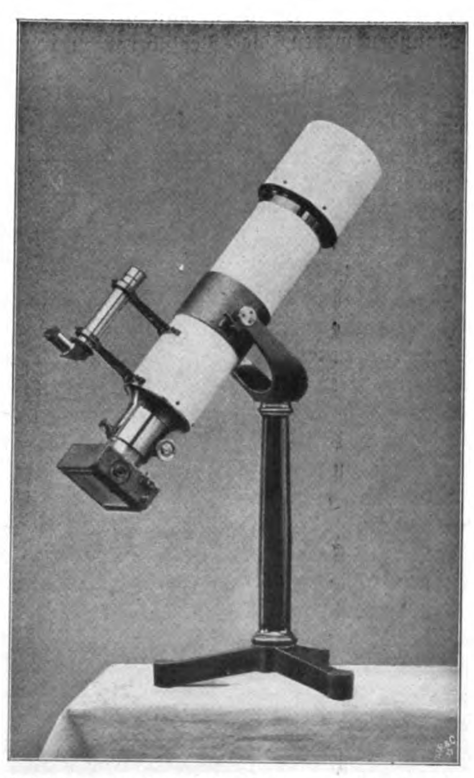
Als die Sonne soweit verdeckt war, hatten wir unter unsern herrlichen Palmen eine eigentümliche Erscheinung. Jedermann hat wohl schon einmal unter einem dichten Laubdach, durch das die Sonne nur einzelne Strahlen schicken kann, gesehen, wie diese Strahlen am Erdboden kleine helle Scheiben erzeugen. Das sind richtige Sonnenbilder, die von den Lücken im Laub wie von einer Lochcamera hervorgebracht werden. Jetzt aber, da die Sonne selbst keine Scheibe, sondern nur noch eine Sichel war, musterte sich der Erdboden unter dem Schatten der Palmen mit lauter kleinen Sicheln. Man hätte hieran schon ohne weiteres gesehen, daß mit der Sonne etwas Ungewöhnliches vorging.

Die allgemeine Helligkeit nahm nun deutlich ab. Der Himmel wurde tiefer blau,

aber zugleich weniger leuchtend, zuletzt blauschwarz. Die hereinbrechende Dunkelheit machte deshalb einen unheimlichen Eindruck, weil ihr nicht die leuchtenden Farben des Sonnenunterganges vorangingen. Auch mit einem aufziehenden Gewitter war die Stimmung nicht zu vergleichen. Es waren ja keine Wolken am Himmel: Es blieben die Schatten in der Landschaft, solange noch die geringste Menge direkten Sonnenlichtes am Mondrande vorbeistreifen konnte, nur wurden sie fahler, die ganze Natur wurde schattenhafter. Die spiegelnde Oberfläche des Nil wurde schwarz, und nur noch verlorene Lichter von der verschwindenden Sonne spielten unruhig auf seinen Wellen.

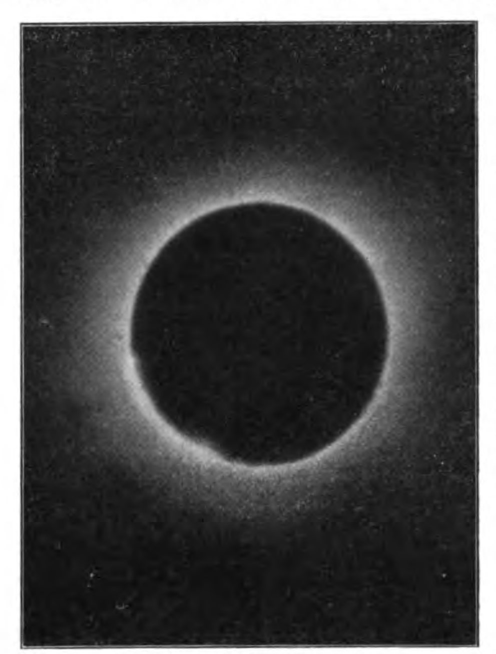
Jetzt plötzlich, kaum eine Sekunde vor dem Eintritt der Totalität, zerriß der schmale Lichtfaden der noch übrig gebliebenen Sonnensichel in einzelne perlende Lichtpunkte, davon herrührend, daß der Mond gebirgig ist und deshalb sein Rand von den dort befindlichen Bergen Ausbuchtungen hat, zwischen denen noch zuletzt einige Sonnenstrahlen hindurchdringen. Gleichzeitig huschen über die Erdoberfläche mit rasender Geschwindigkeit seltsame wallende Schatten hin. Es ist, als ob ein ungeheurer schwarzer Vogel seine Fittiche über uns hinschwingt, und man spürt seinen Flügelschlag, der Finsterniswind macht sich auf. Dunkelte es vorhin schon, so bricht nun im ersten Augenblicke scheinbar eine fast völlige Finsternis ein. Die Sonne scheint ganz ausgelöscht, denn wo kurze Zeit vorher noch die gewaltige Weltleuchte ihre segenspendenden Strahlen auf uns herabströmen ließ, da breitet sich jetzt das blauschwarze Himmelsgewölbe mit demselben Farbenton wie auch sonst über uns; nur ein seltsamer, vorher nie gesehener Strahlenkranz, die Korona, umgibt geheimnisvoll den Ort, wo früher die Allerhalterin stand, die wie aus der Welt verschwunden scheint. Die Korona sendet ihre Strahlen weit in den Himmelsraum hinaus, unregelmäßig verteilt, aber unveränderlich still, in silbernem Glanze. Einige Strahlen sah man mit dem bloßen Auge sich mindestens anderthalb Sonnendurchmesser ausbreiten. An zwei Stellen standen über dem Mondrande rote Flammen, die offenbar der Sonne angehörten, sogenannte Protuberanzen.

Aus dem verfinsterten Himmel leuchteten die helleren Sterne hervor. Es war Nacht geworden, eine unheimliche, nie vorher gesehene Nacht. Am Horizonte unter der Sonne breitete sich ein Streifen gelben Lichtes, matter und fahler als bei Sonnenuntergang. Er kam von den Teilen der Atmosphäre her, die nicht mehr vom Mondschatten getroffen wurden. Leichenfarbe malte er auf unsere Gesichter. Als sich die Augen allmählich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, blieb doch die ganze Landschaft schattenhaft und wie körperlos. Es war ein nicht zu beschreibender Eindruck, und auch kein Pinsel vermöchte ihn genau wiederzugeben. In unserer farbigen Beilage haben wir es dennoch versucht, unseren Lesern wenigstens einen Widerschein des wunderbaren Naturschauspiels vorzuführen, soweit ihn das Gedächtnis und künstlerisches Nachempfinden herzustellen vermögen.



Instrument von Carl Zeiß in Jena, mit dem die folgenden Aufnahmen von der Finsternis gefertigt wurden.

Zweieinhalb Minuten lang blieben wir in den Mondschatten gehüllt.

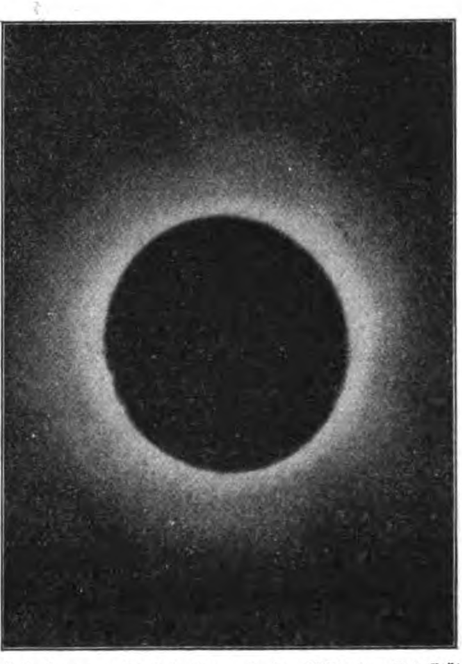


Aufnahme nach Eintritt der Verfinsterung. 1/2 Sek. Belichtungszeit.

Dann perlten wieder auf der entgegengesetzten Seite, als wo sie verschwunden waren, die ersten Sonnenstrahlen hervor. Wir hätten alle gewünscht, daß der seltene Anblick, der uns im Leben vielleicht niemals wieder gegönnt werden wird, länger angedauert haben würde, und doch atmeten wir wie von einer tiefen Beklemmung auf, als das Sonnenlicht wieder kräftiger und kräftiger zurückkehrte und, nach wenigen Minuten, alles wieder den gewohnten Anblick zeigte.

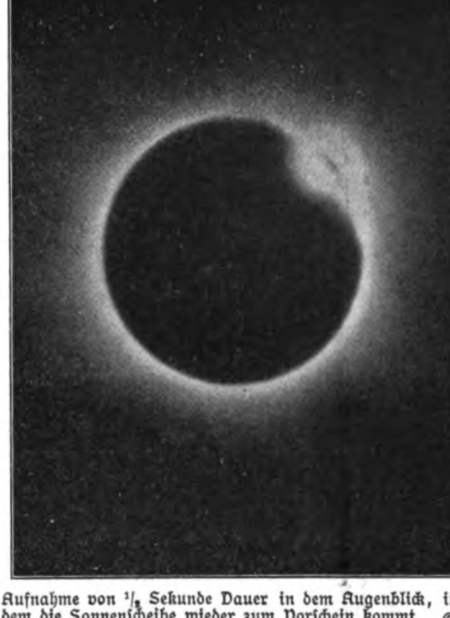
Uns Astronomen, die wir gekommen waren, um gewisse Besonderheiten des gewaltigen Naturschauspiels zu studieren oder zunächst durch die Photographie festzuhalten, um später unsere betreffenden Untersuchungen zu Hause in aller Ruhe anstellen zu können, uns war es nur vergönnt, sekundenweise die geschilderten Eindrücke in uns aufzunehmen. Wir hatten vollauf mit unsern Instrumenten zu tun. Sieben Aufnahmen der Korona sind mir geglückt. Drei derselben sind hier wiedergegeben, so gut es unsere besten Reproduktionsverfahren ermöglichen, aber viele der zartesten Details gingen dennoch verloren. Die erste Aufnahme ist gleich nach dem Eintritt der Totalität mit einer halben Sekunde Belichtungszeit gemacht worden. Die Korona zeigt sich darauf noch wenig ausgedehnt. Die zweite ist in zehn Sekunden hergestellt worden. Auf dieser sieht man in dem Original die letzten Ausläufer der Korona ebensoweit, wie sie mit dem bloßen Auge zu verfolgen waren. Auf beiden Bildern erkennt man jene Protuberanzen, von denen ich oben sprach, als Überstrahlungen des Mondrandes, in den sie hineingreifen, so hell waren sie gegenüber dem Licht der Korona. Das letzte Bild ist einige Sekunden nach der Totalität gemacht worden, als rechts schon ein ganz schmaler Streifen direktes Sonnenlicht hervorbrach, der auf dem positiven Bilde als dunkle Linie innerhalb einer weit in die Mondscheibe eingreifenden Überstrahlung auftritt. Das Sonnenlicht übte in der halben Sekunde, während welcher man es nur auf die Platte gelangen ließ, eine so gewaltige Wirkung, daß die bekannte Umkehrerscheinung der sogenannten Solarisation eintrat. Die Sonne verbrannte hier die photographische Schicht.

Diese Korona erscheint nur in den kurzen Minuten der völligen Verfinsterung der Sonne. Es gibt kein Mittel, sie zu andern Zeiten zu studieren, wie es mit den Protuberanzen der Fall ist, die zwar auch nicht außerhalb der Finsternisse direkt zu sehen sind, sich aber im Spektroskop verraten,



Aufnahme von 10 Sek. Dauer in der Mitte der Totalität.

so daß man über ihr Wesen gut unterrichtet ist. Die Korona ist die äußerste Atmosphäre der Sonne, in der offenbar geheimnisvolle Dinge vorgehen. Ihre Strahlen krümmen und biegen sich unter elektrischen Einflüssen, und in ihnen werden auf der Erde noch unbekannte Stoffe weit in den Weltraum hinausgeschleudert, nach neueren Ansichten selbst bis zu uns herüber. Dann geraten unsere Magnetnadeln in Zuckungen, und die Polarlichter breiten ihre wallenden Silberschleier über unseren Planeten hin.



Aufnahme von 1/2 Sekunde Dauer in dem Augenblick, in dem die Sonnenscheibe wieder zum Vorschein kommt.

Das Studium der Korona und der übrigen Geheimnisse, die sich in der nächsten Umgebung des gewaltigen Tagesgestirns in seiner allzugroßen Strahlenfülle verbergen, ist deshalb die Hauptaufgabe der Forschungen bei einer totalen Sonnenfinsternis. Die wahren Augenblicke von Beginn und Ende der Finsternis beobachtet man höchstens nebenher oder auch gar nicht mehr, denn die Vorausberechnung stimmt stets innerhalb der Genauigkeit, mit der die kontrollierenden Beobachtungen angestellt werden können. Hier hat unsere Erkenntnis, gestützt auf die Erfahrungen von Jahrtausenden, die Wahrheit fast vollkommen erreicht.

Aber immer noch größere Feinheiten in den Bewegungen der Gestirne suchen wir zu ergründen, und dazu bietet das Studium älterer totaler Sonnenfinsternisse eines der wichtigsten Hilfsmittel. Ich habe es zu schildern versucht, welch tiefen Eindruck die Erscheinung macht. Es ist namentlich in jenen südlichen Himmelsstrichen, über denen sich ein fast beständig wolkenloser Himmel wölbt, ganz unmöglich, daß die Erscheinung unbemerkt vorübergeht. Findet man nun alte Aufzeichnungen von totalen Verfinsterungen der Sonne, so gelingt es oft, den damaligen Weg des Mondschattens über die Erdoberfläche festzustellen. Wir wissen, wie schmal derselbe ist. Man kann dann die Rechnung umkehren, von der Lage der Totalitätszone auf die Elemente jener Finsternis zurückschließen und also den Ort von Sonne und Mond für jene entlegenen Zeiten mit ziemlicher Genauigkeit daraus berechnen, um schließlich zu sehen, ob unsere Theorie der himmlischen Bewegungen auch noch für jene vergangenen Jahrtausende zu Recht besteht.

Leistet hier der Geschichtsforscher dem Astronomen sehr erhebliche Dienste, so hat umgekehrt auch der astronomische Rechner dem Historiker wichtige Aufklärungen zu geben vermocht. Es findet sich häufig, daß Sonnenfinsternisse mit großen historischen Ereignissen im Zusammenhange erwähnt werden, ohne daß man das Datum beider aus den Annalen selbst mit genügender Genauigkeit zu ermitteln vermag. Der Rechner verzeichnet dann die Schattenwege für alle Finsternisse auf der Erdoberfläche, die sich innerhalb der Grenzen der Unsicherheit des gesuchten historischen Datums ereignet haben. Man wird dabei in der Regel nur *eine* Totalitätszone finden, die den Ort des historischen Ereignisses berührte, und der Astronom kann nun Jahr, Tag und sogar die Stunde angeben, in der es stattfand.

So greifen die Zweige unseres menschlichen Wissens mehr und mehr ineinander, um sich gegenseitig zu befruchten. In Wirklichkeit gibt es ja auch nur *eine* große Wissenschaft von der *einen* großen Natur, die nur wir Menschen in unserer Kurzsichtigkeit auseinanderzerren mußten, um, unvermögend das Ganze zu erfassen, wenigstens einige Teile übersehen zu können.

Neues vom Büchertisch.

Von Carl Busse.

Der Tag Anderer. Von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten" (Berlin 1905, Gebr. Paetel). — Paul Heyse, Crone Stäudlin (Stuttgart 1905, J. G. Cotta). — Adolf Wilbrandt, Irma (ebenda). — Hugo Bertsch, Bopp, der Sonderling (ebenda). — Bernard Wieman, Er zog mit seiner Muse (Kempten 1905, Jos. Kösel).

Bis zu der Stunde, in der ich dieses schreibe, ist es noch nicht ganz möglich, die papierene Flut, die während der letzten Monate den geöffneten Schleusen der deutschen Verlagshäuser entstürzte, zu überschauen. Aber ein ungefährer Eindruck läßt sich doch schon gewinnen. Und dreierlei scheint mir an der literarischen Ernte von 1905 bemerkenswert.

Erstens: Von Paul Heyse und Marie von Ebner-Eschenbach an, den beiden Fünfundsiebzigjährigen, bis herab zu den Jungen und Jüngsten hat sich diesmal alles, was erzählerisch überhaupt einen Namen besitzt, mit neuen Arbeiten eingestellt. Man könnte mit Jean Paul meinen, daß jeder von ihnen in einem neuen Werke die Ruhe und den Frieden gesucht hat, den er im vorhergehenden nicht hat finden können. Trotzdem — und dies ist der zweite Punkt — ist das scharfe Ausspähen nach dem „Buch der Saison" bisher vergeblich gewesen. Ein vielgenanntes „Tagebuch einer Verlorenen" riecht doch zu sehr nach Sensation, und ob der von verschiedenen ernsthaften Leuten gefeierte Roman „Jesse und Maria" der Baronin Handel-Mazzetti, einer Östreicherin, stark genug ist, alle Mitbewerber zu schlagen, ist auch die Frage. Im nächsten Hefte hoffe ich darüber berichten zu können. Drittens endlich wird es niemandem entgehn, wie wenig günstig, ohne Ausnahme, die „zweiten" Bücher abschneiden, d. h. die neuen Bücher derjenigen Poeten, die mit einem glücklichen Wurf die letzten Jahre beherrscht haben. In Summa darf man also vielleicht von einer Mittelernte reden. Mir will scheinen, als wären mehr gute Namen da, als gute Werke.

Unter jenen „zweiten" Büchern, die hinter den Hoffnungen und Erwartungen des Publikums etwas zurückbleiben, ist auch der neue Novellenband der Baronin von Heyking. Er hat natürlich gleich bei seinem Erscheinen eine Reihe von Auflagen erlebt, aber ich fürchte, er hat auch viele seiner Leser ein wenig unbefriedigt gelassen. Diese Enttäuschung blieb nur denen erspart, die sich mit den „Briefen, die ihn nicht erreichten" genauer auseinandergesetzt hatten. Von den „Briefen" muß man heut reden und wird man immer reden müssen, sobald der Heykingsche Name in der Literatur genannt wird. Denn die „Briefe" — und dies ist der springende Punkt — waren nicht ein Buch der Verfasserin, sondern sie waren das Buch. Wir hatten mit ihnen ein in seiner Art vortreffliches Werk gewonnen, noch nicht aber eine für unsere Literatur wichtige Persönlichkeit, die uns gleichzeitig neue Aussichten auf ebenso reiche spätere Ernten eröffnet hätte. Einer feinempfindenden Frau war es unter der läuternden und höhertragenden Wirkung des Leides einmal gelungen, ihre natürlichen Gaben zusammenzufassen und das, was sie gesehn, gedacht, gefühlt, gelitten hatte, zu bekennen. Im letzten Grunde war das ein glücklicher Zufall, der sich nach menschlicher Voraussicht zum zweiten Male nicht wiederholen wird. Und der Erfolg, dieser überraschend große Erfolg bleibt immerhin merkwürdig. Nicht die Begeisterung der fachlich-literarischen Kritik noch die des Publikums hat ihn hervorgerufen. Sondern die Schrittmacher dieses Erfolges waren, wenn ich recht sehe, bestimmte politisch interessierte Kreise und Schichten der Gesellschaft. Das soll durchaus kein Tadel sein; es sagt nur, wie viel die Aktualität zu der raschen und glänzenden Aufnahme der „Briefe" beigetragen hat. Dasselbe Buch ein paar Jahre später — und ich bezweifle stark, daß es auch nur annähernd so gesiegt hätte, trotz seiner guten Eigenschaften. Wir wollen diese guten Eigenschaften gewiß nicht vergessen. Man konnte sich an dem ruhigen und klaren, feinen und festen Stil erfreuen, der Eleganz und Gediegenheit vereinte; man konnte die außerordentliche Beobachtungsgabe bewundern: hie und da intime Züge, die doch wie Scheinwerfer ein ganzes Gebiet in ein helles und plötzliches Licht setzten und die gleichsam spielend Rassengegensätze aufdeckten. Der Weit- und Scharfblick, der sich darin zeigte, war für eine deutsche Dame ganz ungewöhnlich. Es ist verständlich, daß besonders die Verfechter unserer Weltpolitik freudig erstaunt waren, und daß die „Briefe" ferner, wie man mir sagt, ein Lieblingsbuch der Deutschen im Ausland sind. Endlich berührte die natürliche Vornehmheit der Gesinnung und des Gefühls, die menschliche Persönlichkeit, die hinter dem Werke stand, so wohltuend.

Aus all diesen Gründen hat sich auch niemand recht gegen den Erfolg des Buches aufgelehnt, sondern jeder hat es hochachtungsvoll salutiert. Aber wer viel lesen muß und viele Talente auftauchen und sich entwickeln sieht, zweifelte von vornherein, daß den „Briefen" noch etwas Gleichwertiges folgen würde — eben weil sie im allerbesten Sinne „dilettantisch" waren. „Was kann nach diesem Buche noch kommen?" fragt' ich vor Jahr und Tag. „Man möchte die Verfasserin fast bitten: schreib' nicht mehr! Die Beichte, die sie hier vorlegt, hat ihr nicht die Kunst gegeben, die ihr noch anderes bescheren könnte, sondern ihr Leben. Dergleichen lebt und schreibt man nur einmal."

Wie eine Bestätigung dieser Ansicht wirkt das neue Novellenbuch. Es heißt „Der Tag Anderer" (Berlin 1905, Gebrüder Paetel); es enthält vier Novellen, von denen zwei harmlose Nichtigkeiten sind; es zeigt ohne Frage deut-

lich den Mangel an wirklicher Schöpferkraft. Frau von Heyking hat durchaus keine poetische Naivität. Ihr Buch ist viel mehr gedacht, als gedichtet. Sie kann uns wohl immer, wenn sie will, fesseln, schon viel seltner uns tiefer bewegen und begeistern. Über eine gewisse Normaltemperatur kommt sie nie recht hinaus. Schon in den „Briefen, die ihn nicht erreichten" fiel die Verhaltenheit des Gefühlsausdruckes auf. Grade das gab ihnen einen eigenen Reiz: etwas vornehm Keusches und Schamhaftes. Die innere Wärme verleugnete sich dabei doch nicht, und so erschien die äußere Mäßiggung und Ruhe bei aller offensichtlichen Herzenserregung wie eine schöne und seltene Kraft. Weil man zu fühlen glaubte, daß die Verfasserin selber sich zurückhielt, so übersetzte der verständige Leser sich alles in eine stärkere Tonlage und hob und erhöhte gleichsam aus eigenen Mitteln. Das wird vor den neuen Novellen niemand mehr tun. Denn hier fällt das subjektive Element ganz fort, hier beichtet nicht ein im Kern getroffenes Herz persönliches Erleben, sondern hier versucht eine Schriftstellerin bestimmte Stoffe objektiv zu gestalten. Und dem sieht man klar und kritisch zu. Man fragt nicht mehr: Was bist Du?, sondern: Was kannst Du? Nicht mehr: Wie groß ist Dein Erleben?, sondern: Wie stark ist Dein Talent? Was Du ganz allein zu sagen hattest, weil es aus einzigen und persönlichen Schicksalen erblühte, ist gesagt worden in zitternder, ergreifender Beichte. Nun, wo Du Dich von innen nach außen wendest, heißt es gestalten. Hic Rhodus, hic salta! Beweis' Deine Kunst, beweise, daß Du zu den gebornen Olympiern gehörst und nicht nur einmal, emporgetragen von „des Schmerzes großem Flügelschlag", für eine Stunde an den Tischen der Götter saßest!

Elisabeth von Heyking hat diesen Beweis nicht recht geliefert. „Der Tag Anderer" zeigt die Menschen*kennerin*, aber nicht die Menschen*schöpferin*. Sie macht psychologisch feine Bemerkungen, sie kann sehr geistvoll über irgendeinen homo sapiens sprechen, sie ist eine äußerst kluge und interessante Frau, die als Diplomatengattin mehr von der Welt sah, als andere — aber eine Dichterin in höherem Sinne, eine Persönlichkeit, die für unsere Literatur Bedeutung gewinnen kann, nein, das ist sie nicht! Was ihr dazu fehlt, wurde vorhin als poetische Naivität bezeichnet. Ebensogut hätt' ich vielleicht sagen können, sie ermangelte der großen Liebe. Sie ist fraglos mehr auf den Geist gestellt, als auf das Herz. Es wäre zu viel gesagt, wollte man sie kühl nennen, doch mag ihre kluge Temperiertheit auf manchen so wirken. Sie hat genug gesehen und erfahren, um die Mächte des Gemütes nicht zu unterschätzen, und mit überlegen-resigniertem Lächeln sieht sie manchmal der Gesellschaft zu, die tausend Nichtigkeiten so unendlich aufbauscht. Aber sie selbst würde wahrscheinlich doch ihr eigenes Herz verleugnen, ehe sie erlaubte, daß dieselbe Gesellschaft einmal über sie lächelte. Gefühl ist Privatsache; es darf nie die Korrektheit stören. So muß es sich manchmal gefallen lassen, daß es eben geduckt und unterdrückt wird, und daraus erwächst dann der Gemütszustand, den Elisabeth von Heyking am besten kennt: die Resignation, diese Leidenschaft der Leidenschaftslosen. Resignation hat die „Briefe" erfüllt; Resignation erfüllt die beste Novelle des neuen Bandes. Hier wie dort eine Frau, die lange an einen ungeliebten Gatten gefesselt ist; sie machen beide gar keine Befreiungsversuche; sie dulden und warten. Bis dann der Gatte stirbt, und noch einmal ein schönes Spätsommerglück leuchtend für sie aufgehn will. Aber es kommt nicht dazu. In den „Briefen" ist der Grund dafür äußerlich: in den Chinawirren geht der Geliebte zugrunde. Und die liebende Frau erlischt wie ein Licht nach ihm. Daß dieser Schluß nur literarisch angeklebt war, haben viele empfunden. Der Schluß der Novelle ist echter. Da verzichtet Gräfin Isa freiwillig auf das späte Glück. Weshalb? Eigentlich doch nur, weil sie in den Augen der Gesellschaft lächerlich zu werden fürchtet. Ihr Glück muß sterben, weil darauf „der Reif der Anschauungsart anderer gefallen ist". Mit anderen Worten: sie könnte das etwas verwunderte und spöttische Lächeln nicht ertragen, das ihr begegnen würde. Nun hat die Verfasserin zwar mit großer Delikatesse und in fein psychologischer Art diese Begründung vertieft und erweitert, aber an dem eigentlichen Kern ändert das nichts. Und gerade diese Novelle ist die einzige des Bandes, die Qualitäten hat, denn ihr hat Elisabeth von Heyking am meisten von sich mitgegeben.

Der merkwürdige Titel des neuen Buches, gleichzeitig der der ersten und besten Erzählung, erklärt sich nun leicht. Der Tag, der jetzt aufsteigt, gehört nicht mehr der Gräfin Isa, die ihr Leben schon gelebt hat, er gehört einer jüngeren Generation, es ist „Der Tag Anderer". Aber nicht nur auf das Einzelschicksal, sondern auch auf das Schicksal der Völker wollen die Worte bezogen sein; die kleine Novelle soll weltgeschichtliche Perspektive erhalten. Wir werden wieder in Diplomatenkreise geführt, diesmal nach Washington, ins Weiße Haus, und den Vertretern der alten europäischen Kulturmächte, die an Herrn Roosevelt vorbeidefilieren, kommt eine leise beklemmende Ahnung, daß sie hier vor der Zukunft stehn, daß sie sich neigen vor dem kommenden Tage, dem Tag Anderer, daß sie selbst halb schon zum alten Eisen gehören. Von dieser gefährlichen Resignation wird sich unser Volk hoffentlich frei halten.

Die Gestalten, die Elisabeth von Heyking vorführt, sind in der ersten Novelle besonders fein gesehen, aber sie sind nicht durch einen starken Schöpferwillen ins Leben gerufen. Sie sind gleichsam nur abgespiegelt. Man lernt sie kennen, indem die Verfasserin sie beurteilt. Ja, manchmal scheint es, als wären sie gar nicht um ihrer selbst willen da, sondern nur als Träger, Bekenner oder Vermittler von Erfahrungen, Beobachtungen, Gedanken, als Staffage für das Milieu. Selten, daß eine dieser Gestalten mit sich selbst zahlt. Man braucht nur den Dialog anzusehen, um das deutlich zu empfinden. Er ist natürlich sehr gewandt, aber seine Hauptaufgabe ist es hier nicht, daß sich durch ihn Seelen entschleiern und daß die Handlung vorwärtsgeführt wird, sondern daß wir durch ihn auf gefällige

Art mit fremden Sitten und Bräuchen, Einrichtungen und Sehenswürdigkeiten bekannt gemacht werden. Und dabei denkt man dann wohl doch mit Sehnsucht an die Briefform, in der dies einst viel schöner, ruhiger und natürlicher geschah. Als ich an dieser Stelle einst über Epistolographie sprach, nannt' ich die Baronin Heyking als Meisterin der Briefschreibekunst. Es ist ein Erbteil bei ihr, und es war kein Zufall, daß sie diese nur von wenigen beherrschte Form, die von vornherein etwas Warmes hat, für ihr Erstlingsbuch wählte. Sie hat mit ihr mehr als nur eine Form aufgegeben. Auch das fühlt man bei der Lektüre ihres Novellenbandes. —

Mit dem Manne, den sie „Onkel“ nannte und dem sie in den „Briefen, die ihn nicht erreichten“, ein so schönes Denkmal gesetzt hat, durft' ich vor einem Jahrzehnt in der stillen Wohnung der Matthäikirchstraße einmal eine Stunde verplaudern. Und der alte Herman Grimm, der von uns Jüngeren nichts wissen wollte, der sich aber für die harmlos-überflüssige Epigonenlyrik der weiland berühmten Johanna Ambrosius einsetzte, sprach damals manch interessantes Wort, das sich mir einprägte. Ein kluger, feiner Mensch aus der ästhetischen Zeit Deutschlands, stolz auf seine Zugehörigkeit zur Dynastie Grimm, hielt er es für selbstverständliche Pflicht, das Erbe der Väter zu überwachen und den ästhetischen Geschmack Deutschlands zu lenken. Und da er ganz in seinem Kreise versponnen war, merkte er es entweder nicht, daß seines Volkes Jugend ganz anderswo marschierte und sich den Teufel um Weimar und die Romantik kümmerte, oder er legte keinen Wert darauf. Was nicht in der Deutschen Rundschau oder der Nationalzeitung stand, existierte für ihn nicht. Dieser interessante Mensch, der die geistvollste Goethebiographie, die es gibt, geschrieben, sprach mir auch über einen Mann, dessen nie erlahmendem Fleiße wir auch diesmal wieder ein neues Buch verdanken: über Paul Heyse. Er sprach sehr fein und sehr freundschaftlich, aber zuletzt sagte er doch, daß vieles als schöner, etwas leerer Schall zu einem Ohr hinein- und zum anderen hinausgehe oder wie wohlriechendes Wasser von einem ablaufe. Als ich das später mal einem andern alten Poeten erzählte, lachte er sein knurriges Lachen und meinte sehr despektierlich, daß beide, Grimm und Heyse, „Berliner Geheimratsgöhren“ seien, denen nie ein scharfer Wind um die Ohren gepfiffen wäre, die von Kind auf in einer rein ästhetischen Atmosphäre gelebt und daraus ihr sehr einseitiges Lebens- und Bildungsideal gewonnen hätten.

Wer wollte leugnen, daß darin eine kleine Wahrheit liegt? Wer leugnen, daß die Kunst Paul Heyses oft eine Form-, eine Luxuskunst ist, die nicht Brot für die Hungrigen bietet, sondern schönen Schmuck für die Satten? Wer leugnen, daß seine Sinnenfreudigkeit oft zu schwüler, nicht ganz freier Sinnlichkeit ward, seine Schönheitssehnsucht ihn zum Prunkvollen führte, seine Dichtung deshalb manchmal etwas Äußerliches hat und die darin zum Ausdruck kommende Weltanschauung der materialistischen nahesteht? Wer endlich leugnen, daß die Zeit, in der Paul Heyse als Reichsverweser der verwaisten deutschen Literatur gelten konnte, die Epigonenzeit comme il faut war?

Aber, muß man weiter fragen, wenn dies alles so ist, was davon kommt auf das Konto des Dichters und was auf jenes der Zeit? Und sowie man sich einmal die Rückseite der Medaille betrachtet, ändert sich das Bild. Man sehe sich doch nur die Genossen an, die mit Paul Heyse Schulter an Schulter standen. Findet man nicht fast überall die gleiche Zeitschwäche? Und wenn wir Jüngeren sie nicht haben, ist das etwa unser Verdienst? Ist es nicht ein einfaches Glück, für das wir dem gütigen Geschicke danken müssen, das einen Bismarck erstehen ließ? Nein, wie nach Julius Grosses Bericht Paul Heyse unter die jungen Poeten seiner Zeit als „Apollino“ trat, sie alle schon äußerlich überstrahlend, so überstrahlte er doch auch die meisten an Talent und Charakter. Und mag man noch so gewichtige Bedenken gegen sein Werk haben, mag man selbst so weit gehen wie Wilhelm Weigand, der in Dichtern à la Paul Heyse niemals ein Glück für eine Literatur sieht — es wird unter den Alten und Jungen doch nicht einen geben, der dem früheren literarischen „Reichsverweser“ den Tribut der Verehrung verweigerte. Das geschieht nicht etwa aus einer falschen Pietät, sondern das geschieht, weil wir alle wissen, daß der nun Fünfundsiebzigjährige in einem reichen Leben der Arbeit uns doch viel feine und schöne Kunst gab, manches, was von links ebensogut wie von rechts bewundert wird, und das geschieht noch mehr deshalb, weil wir alle in Paul Heyse den tapfren, feinen und ehrlichen Menschen verehren, der nach oben und unten hin stets den Mut seiner Meinung gehabt und geholfen hat, wo er konnte. In seltner Übereinstimmung klingt dieses Lob aus den Memoiren aller seiner Genossen, und das ist wahrlich für den Mann am Gardasee ein schönes Abendgeläut.

Mancher wird meinen, für die Besprechung des neuen Romans sei das eine reichlich lange Einleitung. Aber sie erlaubt mir, viele Punkte, die sonst vor dem diesjährigen Buche erörtert werden müßten, nur kurz anzudeuten. Ich brauche nicht mehr lange zu sagen, daß dieser „Crone Stäudlin“ betitelte Roman (Stuttgart, J. G. Cotta) hin und wieder den in einer vergangenen Zeit wurzelnden Erzähler zeigt. Die Heldin Crone ist ein wenig romantisch-zart und scheint noch dem Mignongeschlecht zu entstammen, wenn sie zuletzt auch glücklich am Herzen des Geliebten ruht. Dieser Geliebte wieder ist ein Mann, für den gleich drei Frauenherzen lodern, und gerade vor dieser Gestalt zeigt sich der Unterschied der Zeiten vielleicht am besten. Nicht die Erhöhung, die Hans Helmbrecht, der Arzt, an sich erfährt, ist das Entscheidende. Denn mit Ausnahme der paar strengen Naturalisten leugnet doch kein Mensch die Notwendigkeit, den Hauptshelden in gewissen Grenzen zu steigern, daß seine Wirkung begreiflich wird und wir selbst uns stärker für ihn interessieren. Die Geister scheiden sich erst vor der Frage, wie und durch welche Mittel eine solche Erhöhung bewirkt werden darf. Paul Heyse bringt uns den Arzt näher, indem er ihn richtige

Heldentaten vollführen läßt: er setzt sein Leben ein, um einen Hund aus einer Feuersbrunst zu retten, er stürzt sich als Rachegott auf einen frechen Korpsstudenten, er zeigt in verführerischen Situationen seine Tugend und Selbstbeherrschung, und er zeigt rührend tiefes Gemüt und Tränen. Ein neuerer Poet vom Range Heyses würde viel mehr dämpfen, würde das Heldentum weniger durch Bravourstücke und das Gemüt nicht gleich durch Tränen ausdrücken. Er würde wahrscheinlich auch die Intrigantin umgehen, die Mensch gewordene Giftschlange, die durch das Buch zischt und die allein daran schuld ist, daß Crone Stäudlin nicht ein paar Jahr früher ihren Helmbrecht abbekommt. Ohne eine ostpreußische Tante, die alles wieder ins Lot bringt, würde es unter Umständen überhaupt keine Hochzeit geben.

Aber man soll den Roman nicht mit einem falschen Maßstab messen. Wir werden ihn nur dann gerecht bewerten, wenn wir ihn mit früheren Heyseschen Arbeiten vergleichen. Darunter sind ganz natürlich einige, die ihn überragen, doch wird man, selber verwundert, zugeben müssen, daß sich in diesem Buche des Fünfundsiebzigjährigen kein Zeichen von einer Verholzung des Stils, von einer Erschöpfung des Alters zeigt, daß die Leichtigkeit des Fabulierens den Dichter ebensowenig verlassen hat, wie die Kraft zu fleißiger und sauberer Durchführung des Themas.

Man lernt aber „Crone Stäudlin" und ihren Schöpfer noch höher schätzen, wenn man den neuen Roman eines von den gleichen Zeitverhältnissen gebildeten Erzählers dagegen hält — eines Erzählers, der an Jahren nur wenig hinter Paul Heyse zurücksteht und das Schicksal hat, stets und ständig mit ihm zusammen genannt zu werden. Ich meine natürlich Adolf Wilbrandt. Wie fest und kräftig steht Heyse im Verhältnis zu ihm auf der alten Mutter Erde! Über Crone Stäudlin, mag man das Buch loben oder ablehnen, kann man doch reden; es gibt da ein Stückchen Boden, der uns allen gemeinsam ist. Aber bei Adolf Wilbrandt wird man fassungslos. Es geht wirklich nicht mehr; es muß einmal gesagt werden. Alle die Romane, die sich so prompt folgen und ihr großes Publikum haben, können einen auf die Dauer krank machen. Ich kenne jeden einzelnen, noch bevor ich die erste Seite las. Ich kenne das „Gewaltmädel", das mit mächtigem Körper und schöner Seele in bengalischer Beleuchtung dasteht, erst gewöhnlich an den Unrechten gerät und zuletzt den Rechten abkriegt; ich kenne diese Theaterväter mit dem Pathos, all diese Nebenfiguren, die in künstlicher Erregung fortwährend reden, reden, reden, daß man von all diesen schallenden Worten allmählich halb betäubt wird, ich kenne die rollenden Augen, den Bühnendonner und die Romantik. Sieht und hört man das alles zum ersten Male, so denkt man bewundernd: Wie ungeheuer lebendig ist das doch, wie rasch und glänzend rollt die Handlung ab! Aber später erkennt man, daß nur die Personen in einer überflüssigen und ganz unmotivierten Aufregung und Unruhe hin- und herlaufen, daß sie den Mund nur so furchtbar voll nehmen und jede Gelegenheit zum Deklamieren ergreifen, daß sie schon „Ha!" rufen und mit gesträubten Haaren und rollenden Augen vorwärtsstürzen, wenn ein normaler Mensch allenfalls erstaunt „Nanu?" fragt. Es ist nun einmal die Wilbrandtsche Art, vor jeder großen Dame an die Wolter zu denken und entzückt „Juno!" zu stöhnen. Was soll man dazu sagen?

Das „Gewaltmädel" in dem neuen Roman, und der Roman selbst, heißt „Irma" (Stuttgart 1905, J. G. Cotta). Nur eine kurze Blütenlese: Als Zehnjährige tritt besagte Irma zuerst in Erscheinung. Als ihr Vater sie pufft und anfährt, denkt sie, die Zehnjährige: „Nein, so will ich mein Kind nicht erziehn, wenn ich je eins krieg'." Von ihrer Hüfte heißt es sehr schön, daß sie noch ganz in der Knospe steckte. Später, als die Hüfte die Knospe gesprengt hat, wird aus dieser Irma natürlich ein Staatsweib, eine Künstlerin allerersten Ranges, ein Cherub und eine Cherubine, ein „Generalsweib" mit 'ner „meterhohen Seele und 'ner Götterstimme"; eine majestätische Person, eine Göttin und ein Göttermädel, eine Juno, eine himmlische Gefährtin, die groß wie die Wolter dasteht, und noch eine ganze Menge mehr. Wer sich darüber wundert, kennt ihre Eltern nicht. Ihr Vater ist zwar nur ein Friseur, aber ein pathetischer mit sieben Talenten, der „ha!" schreit, fürs Theater schwärmt, beinah ein großer Schauspieler, Sänger, Geiger geworden wäre, „bläulichgrünlichgraue" Augen hat und schöne Szenen über alles liebt. Die Mutter aber war „eine Göttergestalt, eine Juno, eine Germania". Irma bleibt also in der Familie.

Genügt das oder soll ich noch weiter rupfen? Ich könnte neben die Engel die beiden Teufel setzen, Herrn Gutzeit und die Intrigantin, könnte die Theatereffekte und Zufälligkeiten aufzählen, könnte etwas von dem Wilbrandtschen Wortbombast vorlegen. Wenn ein andrer sagt: Du mußt süß oder wild singen, so heißt das bei Wilbrandt: „Süß, süß, süß sollst Du singen, oder wild, wild, wild;" herzlich gut wird bei ihm zu „furchtbar rührend gut", und so wird jedes Wort auf unnötige Weise gleichsam bis zum Platzen aufgeblasen. Daß die Stimme, die wie eine Glocke klingt, auch im neuen Buch nicht fehlt, bedarf keiner Erwähnung. Wir beide feiern bald ein Jubiläumswiedersehn.

Es ist kein sonderliches Vergnügen, so über einen verdienten und allbekannten Schriftsteller reden zu müssen. Aber, wie gesagt, es geht nicht mehr länger so. Adolf Wilbrandt steht dem siebzigsten Lebensjahr nahe, und noch immer kennt er kein Maß, keine Nüchternheit, keine Ruhe, noch immer ist er der Schwarmkopf, der nichts Irdisches in seinen natürlichen Verhältnissen läßt, sondern alles mit furchtbar lautem Flügelschlagen in den Himmel oder in die Hölle trägt, noch immer der Deklamationsidealist, der von Rhetorik und Theater nicht loskommt. Gott weiß, wie er zu Mecklenburg und Mecklenburg zu ihm gekommen ist. Denn größere Gegensätze, als sie zwischen dem ruhigen, nüchternen, etwas materiellen und humorbegabten Normalobotriten bestehen und zwischen Adolf Wilbrand, dem Pathetiker, der keinen Funken Humor besitzt, existieren nicht mehr. Damit sei dies Kapitel geschlossen. Sollte jemand finden, daß ich darin die

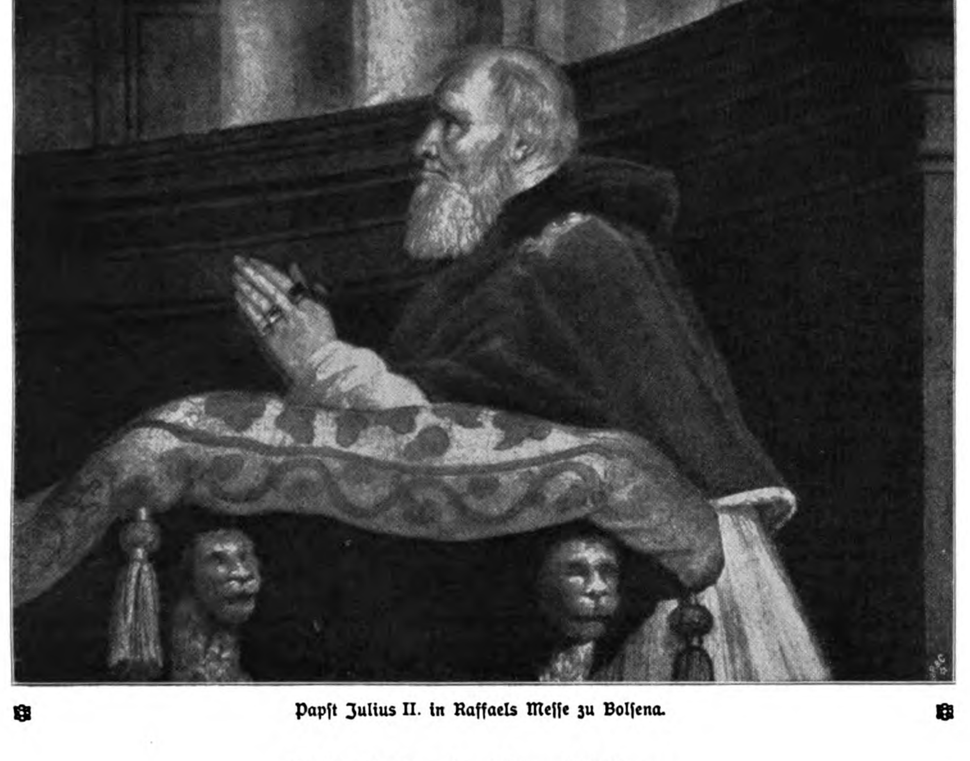
verecundia gegen den Dichter verletzt hätte, so antworte ich ihm, daß mir eines höher steht als die verecundia: die Wahrheit, und eines höher als Adolf Wilbrandt: die Kunst.

Ein großes Verdienst hat sich der Rostocker aber dadurch erworben, daß er vor zwei Jahren einem Brooklyner Fabrikarbeiter hilfreiche Hand bot, ihm die Wege ebnete, sein Buch mit einer gewichtigen Einführung in die Welt schickte. Dieses Buch, das jetzt in elfter Auflage vorliegt, waren „Die Geschwister“ von Hugo Bertsch. Wer es noch nicht kennt, sollte es lesen. Wohl muß man sich zuerst durch eine unruhige Rhetorik hindurcharbeiten — die es begreiflich macht, weshalb sich der Deutschamerikaner gerade an Wilbrandt wandte —, aber dann spürt man eine Gewalt, die wild mit uns abfährt, spürt man die Faust eines Dichters, der sich zwar hin und wieder in Sentimentalität und Geschmacklosigkeit verliert, sich aber auch zu einer fast grausigen Größe erhebt. Bei den Briefen Jennys, der tapferen Bergmannsfrau in Pilot Knob, dreht sich einem das Herz im Leibe um.

Dieser Hugo Bertsch hat nun sein zweites Buch veröffentlicht: „Bob, der Sonderling. Seine Geschichte und seine Gedanken“ (Stuttgart 1905, J. G. Cotta). Auch dabei hat ihm Wilbrandt, der es in der „Allgemeinen Zeitung“ erzählte, mit Freundesrat zur Seite gestanden. Seinem „Freund und Wohltäter“ ist das Werk mit gutem Grunde auch gewidmet. Ohne Zweifel hat Hugo Bertsch von diesem zweiten Buche noch viel mehr erwartet, als von dem ersten. „Das wissen Sie unfehlbar und auch ich fühle es,“ heißt es in einem von Wilbrandt zitierten Briefe, „mein zweites Auftreten auf dem Büchermarkt muß wuchtiger sein als das erste, oder Hugo Bertsch erlischt wie eine Sternschnuppe: brillant und futsch!“ Gottlob erlischt es sich nicht so leicht, aber der Schwarzwaldbub, dem es in Amerika so schlimm erging, wird doch eine sehr bittre Enttäuschung erleben. Und wer ihm wohl will, muß ihm sagen, daß er sich diese Enttäuschung nicht allzusehr zu Herzen nehmen soll, weil fast jeder Poet sie durchzumachen hat. Man braucht nämlich keine besondere Prophetengabe zu besitzen, um voraussehen zu können, daß „Bob“ nicht im entferntesten einen ähnlichen Erfolg wie „Die Geschwister“ haben wird.

Von einem „verwunderlich großen Menschen“ will Hugo Bertsch erzählen, von einem Arbeiter und Gottsucher, den er in den Schluchten der White Mountains, der Weißen Berge, kennen gelernt hat. Aber wenn er nur mehr erzählen wollte! Gerade das jedoch tut er nicht, sondern überfällt uns meuchlings mit ewigen philosophischen Zwiegesprächen, mit tiefsinnigen Auseinandersetzungen über das Wesen Gottes, der die Vereinigung von Natur und Weltgeist ist, mit einem ganzen philosophischen System. Die Namen Kant, Hegel, Häckel wirbeln nur so herum, wir hören von Gehirnzellen, absoluten Größen, Atomen, wir hören von dem „einzig noch ungelösten Welträtsel: dem Substanzgesetz“. Über Wert oder Unwert dieser Gedanken und Theorien müssen Berufenere urteilen. Denn zwar bin ich von einer „hohen Fakultät“ auch in Philosophie geprüft worden, aber es könnte mir immerhin ergehn, wie dem Schuster, der nicht bei seinem Leisten blieb. Und mögen die Theorien, die Bertsch da entwickelt, schließlich noch so schön sein: er hat mir in seinem Buche eine Dichtung versprochen, nicht Abstraktionen. So fühlt man sich leise enttäuscht. Selbst Wilbrandt muß zugeben, daß dieses zweite Buch nicht „so rührend und aufrührend“ zu Herzen geht, wie das erste. Auch dieses erste war für meinen Geschmack schon recht reichlich mit Reflexionen gespickt, aber das eigentlich Dichterische überwog. Hier ist es umgekehrt. Und so sehr man das Streben des Brooklyner Arbeiters hochachten muß, so sehr man bewundern mag, wie viel er sich zu eigen gemacht hat, er zeigt den Autodidakten gerade durch die große Wichtigkeit, die er allem Wissen entgegenbringt, so daß er nicht umhin kann, mit dem, was ihn von seinesgleichen unterscheidet, auch eine Dichtung zu bepacken. Die alte Erfahrung: die sogenannten Volksdichter schreiben alle etwas à la Schiller, sind Reflexionspoeten und Pathetiker; sie glauben immer, sich durch „Bildung“ legitimieren zu müssen. Die eigentliche Volksdichtung, die naive, wird von den anderen geschaffen.

Ganz zuletzt sei noch eines schmächtigen Büchleins gedacht. Es steht kein berühmter Name davor, und es würde sich in der Flut und Fülle der Erscheinungen verlieren, wenn man es nicht hervorzöge und hochhielte. Das ist Bernard Wiemans Poetenwerklein: „Er zog mit seiner Muse“ (Kempten 1905, Jos. Kösel). Ein Buch voller Herzlichkeit, eins zum Liebhaben. Es ist Freude darin und Andacht, etwas innig Deutsches, ein reines und feines Naturgefühl. Skizzenhaft das Ganze, hingekritzelt in Feierstunden: Blätter aus sommerlichen Tagen, „ich nahm sie so beim Wandern mit“, wie Storm singt. Stille umatmet uns, aber es ist nicht die Stille der Weltflucht, der Schwäche, sondern die Stille der Stärke; Träume gaukeln vor uns, aber es sind nicht Träume, die müde machen und unsere Kraft einlullen, sondern die freundlichen Sonntagsheimwehträume, in denen nach kräftigem und richtigem Alltagsschaffen die Seele tief Atem holt und sich erquickt, daß sie frischer an neues Tagewerk geht. Das Buch hat mir wohlgetan, und ich bin es nicht allein, der es aus hunderten und aberhunderten hervorgezogen hat. Auch Fritz Lienhardt hat den Finger darauf gelegt, wie ich eben in seinen „Wegen nach Weimar“ lese. Die stillen Menschen, die Sommers wohl mit dem Eichendorffschen „Taugenichts“ im Grase liegen und die die Natur lieben, wo immer sie sie finden, draußen vor den Toren und drinnen in den Herzen der Menschen — sie sollten mit dieser „Muse“ mitziehen.



Papst Julius II. in Raffaels Messe zu Bolsena.

Illustrierte Rundschau.

Die Sixtinische Kapelle von Prof. Ernst Steinmann (München, Verlagsanstalt F. Bruckmann). — Möbel von Franz Pankok-Barmen. — Neue Beleuchtungskörper von Tvermoes & Abrahamson in Kopenhagen. — Moderne Batiks von Agathe Wegerif und Irene Braun.

Als vor vier Jahren der erste Band des großen Prachtwerks „Die Sixtinische Kapelle" von Prof. Ernst Steinmann erschien, brachten wir (Jahrg. 1901/2, I. Band) eine eingehende Würdigung dieser ausgezeichneten Publikation, die, vom Deutschen Reich subventioniert, eine meisterliche Leistung deutschen Fleißes und deutschen Forschens ist. Kürzlich ist der zweite Band (München, Verlagsanstalt F. Bruckmann) verausgabt und damit das Werk zum Abschluß gebracht worden. Während der erste Band sich mit dem Bau der Hauskapelle des Vatikan beschäftigte, die fast für alle Romfahrer das Ziel ihrer ersten Wanderung durch die ewige Stadt bildet, und mit den großen Wandgemälden an ihren Seitenwänden, ist der zweite Band dem Anteil Michelangelos an ihrer Ausschmückung gewidmet. Seinen Namen trägt der Band als Untertitel; er und sein Werk — und daneben steht nur noch der ihm kongeniale streitbare Papst Julius II., der Michelangelo zur Arbeit an der Sistina berief — bilden des Bandes Inhalt. Soweit der Verfasser bisweilen ausgreift, alle Fäden seiner Darstellung führen schließlich doch immer wieder auf Michelangelo zurück, und die starke Bewunderung für den Mann, den Künstler, für sein Schaffen, durchdringt selbst die fachgelehrten, überaus gründlichen Erörterungen über kunstgeschichtliche Einzelheiten, leiht ihnen inneres Leben und nie versagenden Reiz. Auch der kunstfrohe Laie wird hier nichts überschlagen, wird dem großen Zuge, der durch alle Darlegungen Steinmanns geht, freudig bis zum Schlusse folgen. Mit starker Verve entrollt er



Bildnis Michelangelos von Vasari in der Cancellaria in Rom.

vor uns ein Bild Roms zur Zeit Julius' II., schildert uns diesen in seinen politischen, vor allem aber in seinen künstlerischen Bestrebungen. Im Jahre 1505 erscheint Michelangelo zum ersten Male am päpstlichen Hofe, er, „der nicht gelernt hatte, den Nacken vor den Mächtigen der Erde zu beugen und der die Tugend der Demut verachtete, welche die Herzen der Menschen gewinnt". Zum ersten Male standen sich der gewaltige Papst und der gewaltige Künstler — terribile nannten beide die Zeitgenossen — gegenüber. Es ergab sich, inmitten von Intrigen der Neider, der erste große Auftrag, den Julius II. für Michelangelo ersonnen hatte und der zur Tragik seines Lebens werden sollte: der Auftrag des Grabdenkmals für den Papst, das nie vollendet wurde. Als Julius II. im Frühjahr darauf seinen Auftrag zurückzog, schüttelte der in allen Hoffnungen getäuschte Künstler zornig den Boden Roms von seinen Füßen, er wollte nichts mehr mit dem Papst zu schaffen haben. Aber diese beiden mußten wieder zusammenkommen, und so bestieg denn Michelangelo wahrscheinlich im Jahre 1508 das Riesengerüst in der Sistina, um an die zweite ihm gestellte Aufgabe heranzugehen: die Ausmalung der ungeheuren Kapellendecke. Was er hier geschaffen, steht in den Annalen der Kunstgeschichte; es ist unnötig, an dieser Stelle auch nur ein Wort darüber zu sagen. Aber wie er sein unvergleichliches Werk schuf, unter welchen Nöten und Qualen, mit welcher Anstrengung des Geistes und des Körpers, davon können wir uns erst nach der Steinmannschen Darstellung eine Vorstellung machen. In einem Sonett hat Michelangelo einmal selbst den Zustand, in den diese Arbeit in schwindelnder Höhe, vielfach wohl auf dem Rücken liegend, ihn rein körperlich versetzte, drastisch geschildert: „Ich habe einen Kropf bekommen von diesem Malen von unten nach oben wie die Katzen in der Lombardei vom schlechten Wasser; mein Bauch ist so aufwärts gezogen, daß er fast das Kinn berührt, und ich habe eine Brust wie eine Harpyie; mein Bart steht zum Himmel empor, mein Hinterkopf liegt auf den Schultern. Der Pinsel, der über mein Gesicht hinfährt, bedeckt es mir ganz mit einem Pflaster von bunten Tropfen ... Krumm bin ich wie ein syrischer Bogen." Im Jahre 1512 endlich, zu Allerheiligen, wurde das Deckengemälde enthüllt; kurze Wochen vor dem Tode Julius' II., der aber doch noch das Werk in seiner ganzen tiefen Gedankenfülle bewundern



Michelangelo: Studie für einen Verdammten. Windsor-Castle.

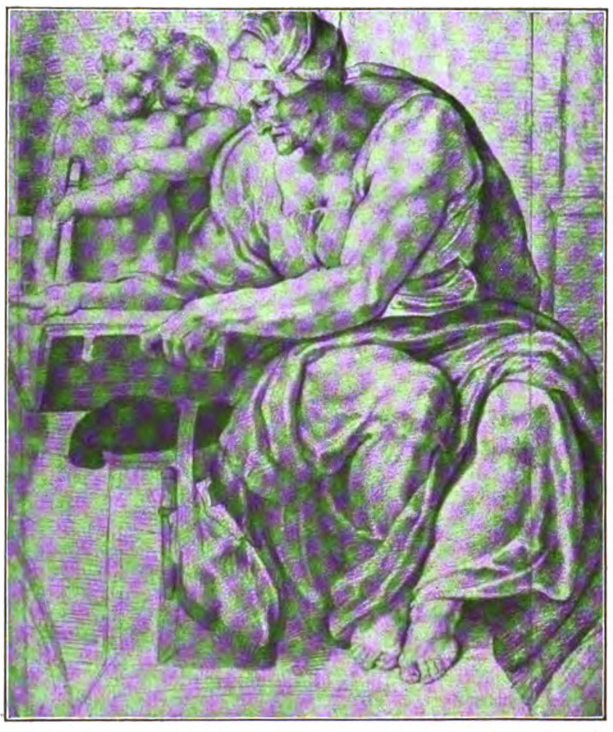
Michelangelo: Studien für die Vorfahren Christi. Uffizien zu Florenz.



Michelangelo: Studie für den Kopf der schlafenden Frau in der Ozias-Gruppe (?). Casa Buonarotti.

konnte. Es spricht noch heute zu uns. Der zweite Teil von Michelangelos Arbeit in der Sistina dagegen, das riesige Jüngste Gericht auf der Altarwand, von der die andere Hälfte des Buches handelt, ist nur noch eine Ruine, vor der man trauernd steht. Clemens VII. betraute ihn 1533 mit dieser neuen Aufgabe, unter Paul III. hat er sie 1541 vollendet, „zum Erstaunen und zur Bewunderung von ganz Rom, ja der ganzen Welt“, wie Vasari schrieb, der es zugleich für unmöglich erklärte, ein Gemälde zu beschreiben, dessen furchterweckende Größe ohnegleichen sei, dessen Figuren man nicht zählen könne, und das endlich alle nur erdenkbaren menschlichen Affekte auf die wunderbarste Weise zum Ausdruck bringe. Und nicht lange darauf begann die Arbeit der Zerstörung. Wenn Paul III. sich noch als echter Renaissancemensch gefreut hatte über die Rache, die Michelangelo an dem ihm als Nörgler widerwärtigen päpstlichen Zeremonienmeister Messer Biagio nahm, indem er ihn nackt unter die Verdammten in der Hölle malte, wenn der Papst auf die Klage Biagios lächelnd erwidern konnte: „Im Himmel und auf Erden hat Gott mir wohl Macht gegeben, aber in der Hölle vermag ich nichts. Ibi nulla est redemptio“ — so hub sehr schnell die Kritik an, an dem Werke herumzutadeln. Noch zu Michelangelos Lebzeiten wurde Daniello da Volterra der Auftrag, die nackten Figuren des Bildes zu bekleiden, was ihm den Beinamen „il Brachettone“, „der Hosenmaler“, eintrug; andere setzten die Übermalungen fort. So sind wir heut gerade für die Kenntnis dieser Wunderschöpfung auf ältere Kopien angewiesen (die beste im Museum zu Neapel) und auf die Deutung durch das Wort. Ich muß ehrlich gestehen, daß erst Steinmanns Darlegungen es mir recht erschlossen haben; besonders seine geistvolle Schilderung der Beziehungen zwischen Michelangelo und Dante hat dazu beigetragen. — Das ganze Werk ist von der Verlagshandlung in vollendetster Weise ausgestattet; die Reproduktionen in der beigegebenen Mappe wie im Bande selbst sind vollendet; die Heranziehung bildlichen Materials zur Begleitung des Textes ist mit höchstem Geschmack durchgeführt. Alles in allem: wir dürfen auf dieses Buch stolz sein, es gibt in der kunstgeschichtlichen Literatur unserer Kulturvölker wahrlich nicht viele seinesgleichen. —

Aus kunstgewerblichem Gebiet bringen wir zunächst eine Dieleneinrichtung, ein Büfett und als Detail aus der Diele ein ganz famoses Wasserbecken von Franz Pankok in Barmen, dem Bruder des rühmlich bekannten Münchener Künstlers, dessen eigenartige Möbel wir unseren Lesern wiederholt im Bilde vorführten. Es schließt sich eine Reihe neuer Beleuchtungskörper dänischer Provenienz an. Dänisches Porzellan und dänische Bucharbeiten genießen Weltruf, dänische Edel-



Die numanische Sibylle. Zeichnung im Louvre nach Michelangelo von Rubens.

metallarbeiten werden hochgeschätzt. Jetzt tritt eine Anzahl Firmen mit Beleuchtungskörpern hervor, die besondere Beachtung verdienen. Vor allem ragen die Werkstätten von Tvermoes & Abrahamson in Kopenhagen hervor. Nachdem jahrelang Joachim Petersen künstlerischer Leiter der Firma gewesen war, hat, als jener an die Kgl. Porzellanfabrik berufen wurde, Siegfried Wagner diese Stelle übernommen, einer der talentiertesten und vielseitigsten unter den jüngeren dänischen Künstlern. Durch solches Handinhandgehen von Kunst und Handwerk ist es den noch jungen Werkstätten gelungen, in kurzer Zeit eine große Anzahl technisch vollendeter Arbeiten auf den Markt zu bringen, die in Deutschland durch Karl B. Lorck in Leipzig zu beziehen sind. —

Büfett. Von Franz Pankok in Barmen.

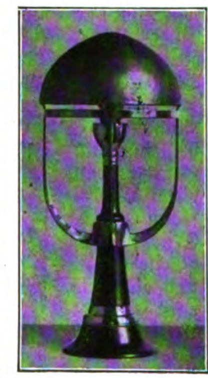
Fast ganz neu ist für Deutschland die Kunst des Batikens, eines Färbeverfahrens, das holländische Künstler schon seit Jahren in immer größerem Umfang und in künstlerischer Vollendung anwenden. Das Wort Batiken ist javanisch; es bedeutet ungefähr „mit Wachs zeichnen". Die Javaner batiken fast ihre gesamte Kleidung außer dem gewebten Gürtel, und da alle Eingeborenen dieselbe Kleidung tragen, spielt das Batiken, trotz der mühsamen Fertigstellung, eine große Rolle. Das Verfahren ist kurz folgendes: Dem ungefärbten Baumwollstoff wird durch ein Rizinusölbad die weiße Farbe genommen, wodurch der Stoff auch nach dem Abwaschen des Öls eine gewisse Steifig-

Diele. Von Franz Pankok in Barmen.

keit behält und das Aufspannen auf Bambusstäben erleichtert wird. Auf dem so vorbereiteten Stoff wird nur in großen Umrißlinien die Zeichnung markiert und dann mit dem Auftragen des flüssigen Wachses begonnen, das aus einem kupfernen Behälter mit mehr oder weniger enger Röhre fließt, um verschieden starke Wachslinien zu ermöglichen. Das flüssige Wachs, das von den Javanern auf beiden Seiten aufgetragen wird, dringt in die Gewebefasern ein, und wenn der Stoff nun in das kalte Farbbad getaucht wird, bleiben die mit Wachs bedeckten Stellen von der Farbmasse unberührt. Nach dem Färben wird das Wachs in kochendem Wasser aufgelöst, und die Zeichnung steht in der hellgelben Farbe auf dunklem Grunde. Wünscht man mehrere Farben zu erhalten, so muß das Batiken, Färben und Waschen wiederholt werden. Da wegen der Wachsauflage nur kalt gefärbt werden kann, sowie wegen des heißen Wasserbades und mit Rücksicht auf die Lichtbeständigkeit der Farben ist deren Skala nicht groß, und die Javaner verwenden ausschließlich vegetabile Farben, Indigo, Braun, Gelb und Rot, erzielen aber durch deren Nüancierung und durch Überfärben die farbenprächtigste Wirkung.

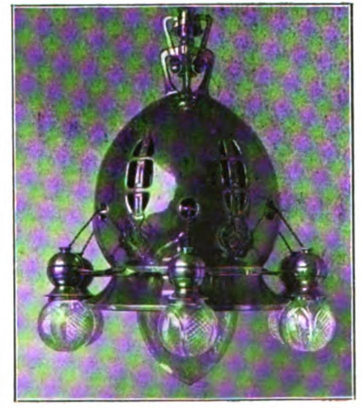

Wasserbecken. Franz Pankok-Barmen.

In Holland, wo sich Johan Thorrn Prikker und Frau Agathe Wegerif um die Einführung des Batikens große Verdienste erworben haben, war man ständig bemüht, nicht nur die Farbenskala zu erweitern, sondern auch das eigentliche Verfahren zu vereinfachen. Man batikt deshalb nur auf einer Seite und wählt meist dünne Stoffe, die das flüssige Wachs zu durchdringen vermag: Leinen, Seide, Gaze, vielfach auch Sammet, bei dem das Wachs jedoch mit dem Pinsel aufgetragen werden muß. Die Schwierigkeit des Batikens wird für Anfänger dadurch vermehrt, daß es keine Verbesserungen gibt. Das aus dem Röhrchen fließende Wachs muß gleichmäßig, ohne jedes Zögern, weiter geleitet werden; ein einziger unachtsamer Augenblick kann die ganze mühsame Arbeit verderben. Das schreckt natürlich leicht ab, und daher kommt es wohl auch, daß man Batiks in Deutschland so selten zu sehen bekommt, wo es bisher nur wenigen gelungen ist, der Schwierigkeiten Herr zu werden. Eine Münchener Künstlerin ist hier vor allem zu nennen: Irene Braun, die im Haag Batikarbeiten von Frau Wegerif sah und von deren wundervoller Wirkung dazu begeistert wurde, ihr Können auch an dieser Aufgabe zu versuchen.



Elektrische Tischlampen. Ausgeführt von Tvermoes & Abrahamson, Kopenhagen.
Von Waldemar Andersen. Von Siegfried Wagner. Von Siegfried Wagner.

* * *

Das vorliegende Heft eröffnen die Bildnisse unseres Kaiserpaares. Es war uns selbst überraschend: als wir das gesamte vorhandene Material zu sichten begannen, um charakteristische Bildnisse

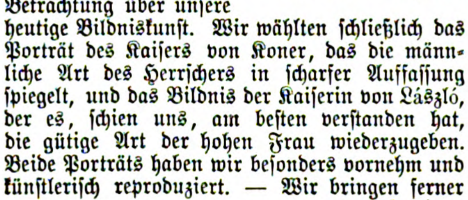


Elektrische Kronleuchter. Ausgeführt von Tvermoes & Abrahamson, Kopenhagen.
Von Holger Tvermoes. Von Siegfried Wagner.

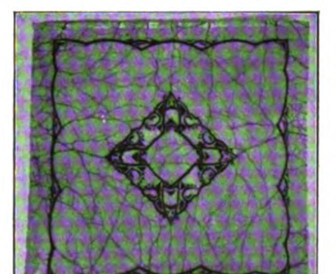


Batik-Arbeiten auf Sammet. Von Irene Braun in München.

des kaiserlichen Herrn und der hohen Frau für die Reproduktion auszuwählen, erwies sich der Kreis der in Betracht kommenden Gemälde als erstaunlich klein. Der Kaiser zählt gewiß zu den am meisten gemalten Persönlichkeiten unserer Zeit; und auch von Ihrer Majestät gibt es eine ganze Anzahl Porträts. Aber wenn man zusieht, schränkt sich der Kreis immer enger ein, und man kommt leicht zu einer etwas betrüblichen Betrachtung über unsere heutige Bildniskunst. Wir wählten schließlich das Porträt des Kaisers von Koner, das die männliche Art des Herrschers in scharfer Auffassung spiegelt, und das Bildnis der Kaiserin von László, der es, schien uns, am besten verstanden hat, die gütige Art der hohen Frau wiederzugeben. Beide Porträts haben wir besonders vornehm und künstlerisch reproduziert. — Wir bringen ferner an farbigen Blättern eine prächtige Winterlandschaft aus dem Gebirge von Ernst Liebermann (zwisch. Seite 640 u. Seite 641) und als Beigabe zu dem Artikel über Sonnenfinsternisse ein originelles Aquarell von P. Schnorr. Besonderes Interesse verdient das Gemälde „Der Bildhauer“ von Paul Albrecht, das wir zwischen Seite 656 und Seite 657 einfügten; ein feines Werk von großen malerischen Qualitäten, das auf der letzten Münchener Ausstellung die zweite goldene Medaille errang. — Zwischen Seite 704 und Seite 705 ist eine höchst charakteristische Kleinplastik von M. Améen Sparre wiedergegeben, ein Schlitten „vor dem Kruge“, dessen Pferd mit starker nordischer Wetterunbill kämpft. Wir geben ferner einen prächtigen Mädchenkopf Meister Gussows, dem wir nur allzuselten begegnen (zwischen Seite 664 und Seite 665), ein feines holländisches Stadtbild von K. Klinkenberg (zwischen Seite 688 und Seite 689) und zwei Frauenbildnisse: das eine (zwischen Seite 696 und Seite 697), ein Werk von Th. Gainsborough (1727—1788); das andere, von dem Antwerpener W. Baes, ganz modern und von eigenem kapriziösem Reiz (zwischen Seite 672 und Seite 673); es lohnt diese Bildnisse zu vergleichen.

v. Sp.







Auf Seidensammet gebatikter Kissenbezug. Von Agathe Wegerif-Grevestein.



Batiks auf einem Sessel. Von Agathe Wegerif-Grevestein.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Velhagen & Klasings
Monatshefte

Monatlich 1 Heft zum Preise von M. 1.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten*)

Inhalt des Märzheftes:

Seite

Arthur Kampf. Von Friedrich Fuchs. Mit vier Kunstbeilagen und achtzehn Textillustrationen 1
Die Hand des Schöpfers. Gedicht von Hugo Salus 17
Wen die Götter lieben . . . Novelle von Rudolf Herzog 18
Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Die letzte Weltausstellung unter dem zweiten Kaiserreich. Persönliche Erinnerungen von Professor Ludwig Pietsch 27
Ein Berliner Musikwinter. Von Dr. Wilhelm Kleefeld. Mit einundzwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen 34
Jugend . . . Gedicht von Carl Busse . 47
Die Kinder des Herrn von Harthausen. Roman von Hanns von Zobeltitz. Fortsetzung folgt 48
Sturmlied. Gedicht von Hans Caspar von Starken 66
Hermann Sudermann. Von Professor Dr. Richard M. Meyer. Mit dem Bildnis des Dichters 67
Die Sporenschlacht bei Guinegate. Ballade von Börries, Freiherrn von Münchhausen. Mit Zeichnungen von Franz Staffen 76
Das Kloster des heiligen Makarios. Von Professor Dr. G. Steindorff. Mit zwei Abbildungen 78
Aus den Anfängen der modernen Diplomatie. Von Ch. Freiherrn von Fabrice 86
Beethovens Maske. Gedicht von Friedrich Otto 92
In und um Sinaia. Von Paul Lindenberg. Mit achtzehn Abbildungen in Tondruck 93
Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse 109

Seite

Illustrierte Rundschau. Von H. v. S. Alma Tadema (zum 70. Geburtstage). — Die Sammlung Adolf v. Carstanjen (im Kaiser Friedrich-Museum). — Brunnen zu Kempten von G. Wrba. — Von der Meunier-Ausstellung bei Keller & Reiner in Berlin. — Teeservice. — Zu unseren Bildern 114

Kunstbeilagen:

In der Theaterloge. Ölstudie von Professor Arthur Kampf. Faksimiledruck Titelbild.
Studie von Arthur Kampf zu einem Gemälde „Jugenderziehung.“ Faksimiledruck . . . . zw. 4 u. 5
Spanische Tänzerin. Ölstudie von Arthur Kampf. Faksimiledruck zw. 12 u. 13
Zirkusreiterin. Ölstudie von Arthur Kampf. Faksimiledruck . . . . zw. 16 u. 17

Einschaltbilder:

Der Sämann. Bronze von Professor Hugo Kaufmann. Tondruck . zw. 32 u 33
Der Hafen von St. Adresse. Gemälde von Claude Monet. Tondruck zw. 48 u. 49
Bildnis. Gemälde von Constantin Somoff. Tondruck . . . . . zw. 56 u. 57
Beim Anspringen. Gemälde von Professor Georg Koch. Tondruck . zw. 64 u. 65
Europa. Bronze von Fritz Behn. Tondruck . . . . zw. 72 u. 73
Birken im Moor. Gemälde von Rudolf Riemerschmid. Tondruck zw. 80 u. 81
Bildnis der Gemahlin des ehemaligen Präsidenten Loubet. Gemälde von Jean Patricot. Tondruck zw. 88 u. 89
Herrenhof. Gemälde von August Kühles. Tondruck . . . . . . zw. 112 u. 113

Am Schluß: **Velhagen & Klasings Romanbibliothek.** Sechzehnter Band. Nr. 7. Auf Sandberghof. Roman von Charlotte Niese. Fortsetzung folgt.

---

*) In der 1906. Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte“ eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Für die Anzeigen verantwortlich: A. Diedmeyer in Leipzig, Hospitalstraße 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

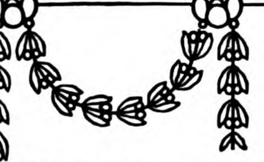




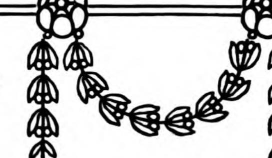
In der Theaterloge.

Ölstudie von Professor Arthur Kampf.

Velhagen & Klasings MONATSHEFTE



Herausgeber:
Theodor Hermann Pantenius
und Hanns von Zobeltitz.



XX. Jahrgang 1905/1906. Heft 7, März 1906.

Arthur Kampf.

Von Friedrich Fuchs.



Auf dem weiten Wege, den man im neuen Berliner — geographisch richtiger gesagt: Charlottenburger Akademiegebäude vom Eingangsportal bis ganz nach hinten hinauf zu den Meisterateliers zurückzulegen hat, ist dem, der aus dem Leben der heißen Straße in diese stille Kühle tritt, Zeit und Anlaß gegeben, fromm sich durchschauern zu lassen. In der weiten weißen Eintrittshalle stehen und sehen uns an die Marmorbilder, nein, die Gipsabgüsse der Venus von Milo, der verwundeten Amazone, des Silens mit dem Dionysoskinde; inmitten des Lichthofes blendet der Moses des Michelangelo. Dann müssen wir einen dämmerigen Gang hindurch, an dessen Wänden Grabmäler der Gotik und Renaissance aufgerichtet sind; endlich biegen wir in einen desto helleren Korridor. Ist man in diesem nur erst bis zur Mitte vorgeschritten, so fühlt man bereits ganz die Wahrheit der Erkenntnis, daß die Kunst lang, doch kurz unser Leben sei. Denn an vielen Türen geht es vorbei, von denen eine jegliche, wie ihre Aufschrift sagt, die Pforte zu einer der Stationen ist, die auf dem Wege zur Meisterschaft vom Jünger passiert werden sollen. An der Wand aber hängen in Reihen die Studienarbeiten, die Versuche in allen Techniken der Monumentalmalerei, die Entwürfe zu Wand-, Plafond- und Kuppelgemälden — allegorische, mythologische, kirchliche Apotheosen.

A. Kampf.

Doch schließlich hat der Korridor ein Ende. Noch heißt es über breite Steintreppen zwei Stockwerke ersteigen. Die schmaleren Gänge, die sich hier entlang ziehen, haben tiefe, niedrigere Türnischen,



Im Café. Gemälde.

daß man sich den, der öffnen würde, durchaus in brauner Samtjacke, mit flatternder Lavallierkrawatte, die Palette auf dem Daumen und statt der Zigarette eine kurze Pfeife rauchend, vorgestellt hätte. Es befremdet auch nicht so sehr die Abwesenheit langen Haupthaares und eines Vollbartes. Denn der Gebildete von heute weiß, daß jemand auch ohne diese Zierden ein bedeutender Maler und sogar Akademieprofessor sein kann. Ernsthaft läßt sich dazu noch behaupten, daß die heutigen Künstler einige biographische Kenntnisse mehr als noch vor wenig Jahren besitzen, um zu wissen, daß ihre berühmtesten, genialsten Kollegen der früheren Zeiten vor allem vollkommene Weltmänner waren, nicht bloß Rubens, Velasquez und van Dyck.

wie Klosterzellen. Still ist es außerdem auch.

Jetzt sind wir aber am Ziel, stehen vor der Werkstatt des Meisters, den wir aufsuchen wollen. Nach dem Druck auf den Klingelknopf wird nicht sogleich geöffnet. Endlich Geräusch, von drinnen sich nähernde Schritte, die Tür tut sich auf — ein Herr in hellgrauem englischem Anzug, mit schmalem rotem Selbstbinder und im Knopfloch eine rote Nelke, steht vor uns: Herr Professor Kampf.

Nun braucht es gar nicht mal ein allererster Besuch bei Arthur Kampf zu sein, und man hätte doch noch wieder seine Überraschung von der Erscheinung, die sich im Rahmen dieser Ateliertür zeigte. Nicht,

Es wird der Eindruck von etwas anderem sein, was an Kampf dermaßen überraschend wirkt, daß man sich nicht gleich Rechenschaft zu geben vermag. Am ehesten müßte eigentlich die Jugendlichkeit der Erscheinung frappieren. Man hat im Bewußtsein, daß Kampf nicht etwa Lehrer an der akademischen Hochschule ist, sondern „Vorsteher eines Meisterateliers für Historienmalerei an der Königlichen Akademie der Künste", damit zugleich „Mitglied des Senats", und dies beides seit 1899. Gewöhnlicher Professor — wenn man so sagen darf — war er bereits sechs Jahre vorher geworden, als er zum ordentlichen Lehrer an der Düsseldorfer Kunstakademie ernannt wurde, wo er schon länger als Assistenz-

kraft gewirkt hatte. Und seit wie lange ist man nicht schon Kampfschen Bildern begegnet, nicht allein auf den Ausstellungen, sondern in Galerien, in den Museen von München, Berlin, Breslau, Leipzig. Wie genau weiß man sich ihrer zu erinnern! Zum Teil riesengroße Leinwände, räumlich kolossale Leistungen! Aber nicht ausschließlich der Maßstab war das Imponierende daran. Sie prägten sich alle durch irgendwelche starke, mitunter sogar krasse Züge ein, die entweder im Stoff oder aber in der Anschauung lagen. Mit einem Gemälde ist man noch speziell durch persönliche Zeitrechnung als mit einem Erlebnis verknüpft, das ist das Bild von der Aufbahrung der Leiche Kaiser Wilhelms I. im Berliner Dom. Wenn man dies Werk gelegentlich bei einem Besuche der Münchener Neuen Pinakothek wiedersah, schien einem die Zeit, zu der jene Szene sich abspielte und gleich auch gemalt wurde, merkwürdig weit zurückliegend. Und doch war dies Bild keineswegs dasjenige, das den Künstler zuerst bekannt machte. Denn schon vor 1888 hatte er die jährlichen großen Kunstausstellungen mit Schlagern versorgt. — So verbindet sich mit dem Namen Arthur Kampf die Vorstellung von einem reichen Lebenswerk, von einer frühen Reife, von viel Arbeit und viel Erfolg; und deshalb beim persönlichen Gegenübertreten das stets erneute Staunen, einen Mann vor sich zu haben, der den Eindruck eines Dreißigers macht. Wegen der Unwahrscheinlichkeit schlägt man hinterher in einem Lexikon nach und erfährt dann freilich, daß Arthur Kampf am 26. September 1864 in Aachen geboren ist. Danach läßt sich ausrechnen, daß jene ersten Arbeiten, die gerade hauptsächlich durch positives Können, durch eine rationelle Sicherheit im drauflos gehenden Zeichnen mit dem breiten Pinsel, durch eine fast schon unbehagliche Richtigkeit hervorragten, die Werke eines Zweiundzwanzigjährigen waren.



Vor dem Theater. **Gemälde.**

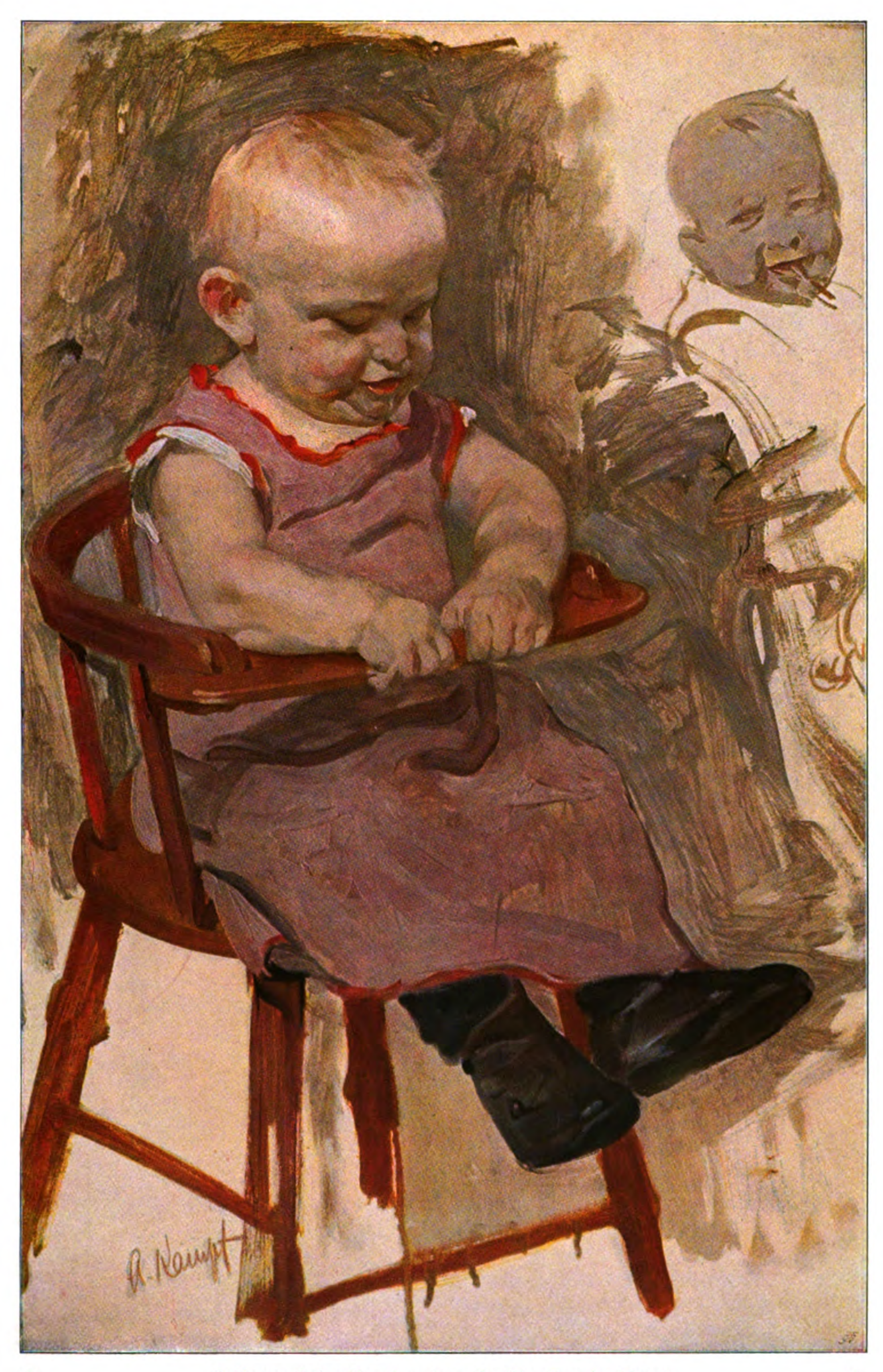
Für einen Maler würde ihn seinem Äußern nach überhaupt so leicht niemand halten. Mancher möchte auf den Offizier in Zivil wetten, andere auf den Juristen raten, speziell vielleicht auf einen Staatsanwalt der neueren Richtung, zu welcher Vermutung ihnen die ganze Korrektheit,



Vor dem Gnadenbilde von Kevelaer. Gemälde. Photographieverlag der Photographischen Union in München.

die selbstsichere, aber höchst verbindliche Entschiedenheit, besonders der etwas kalte, scharfe, gerade Blick durch die uneingefaßten Gläser des Klemmers ein Recht geben würde.

Dies Auge ist es aber, das schließlich für den Maler so charakteristisch erscheint, für seine künstlerische Art. Das ist der Blick, sagt man sich, mit dem auf all den Bildern das Gegenständliche so grausam scharf erfaßt wurde, der die Formen von größtem Umriß mit solcher unerbittlichen Genauigkeit und unfehlbaren Sicherheit festhalten konnte. Und nun will auf einmal alles wunderschön stimmen. Jawohl, das ist der Mann mit der Freude an der Psychologie krimineller Geschehnisse, der als sein erstes Bild die „Letzte Aussage" gemalt hat, von dem ferner der „Todeskuß" und das „Kosakenopfer" stammt, wo dicht vorn an einer Stadtmauer die entkleideten Leichen eines jungen Weibes und eines Mannes liegen, von Friedrich dem Großen und seinem Gefolge aus einiger Entfernung betrachtet, während hinten im zerschossenen Tor sich ein Häuflein entsetzten Bürgervolks scheu zusammendrängt. Das ist der öffentliche Ankläger, der geschildert hat, wie in das glanzvoll erleuchtete Vestibül eines Theaters die reichen Leute, die Damen mit den seidenen Schals, die Herren in den



Studie von Arthur Kampf zu einem Gemälde „Jugenderziehung“.



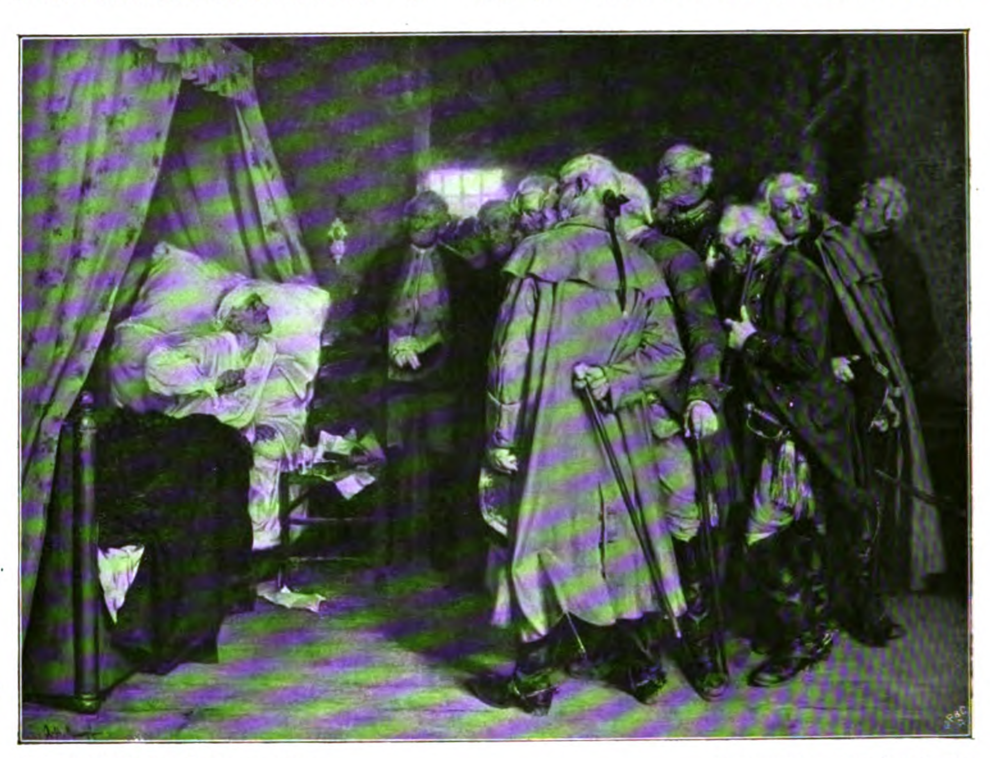
Die Nacht vom 13. auf den 14. März 1888 im Dom zu Berlin. Gemälde.

Photographieverlag der Photographischen Union in München.

Pelzen, hineinströmen, während vorn auf dem nassen, schmutzigen Straßendamm das frierende, hungernde Proletarierweib mit dem Säugling auf den Armen steht und einen wilden Blick des Hasses und Verlangens auf diese Welt des warmen Überflusses wirft. Und schließlich paßt ja auch das Offiziermäßige seines Habitus zu dem Künstler, der sich für Militärisches, für die Geschichte Preußens interessiert und den „Choral von Leuthen", das „Bon soir, Messieurs" und noch mehr Szenen aus dem Siebenjährigen Kriege malte oder radierte.

Auf nichts bildet sich der Mensch bekanntlich mehr ein, als auf Menschenkenntnis. Die Genugtuung über unsere Rückschlüsse hält aber nicht lange an. Denn sobald wir erst nach der Begrüßung aus dem kleinen, nur mit Sesseln und Teppichen ausgestatteten Vorraum ins Atelier getreten sind, wird das schöne Gebäude unserer physiognomischen Theorie umgestürzt: die Bilder und die Studien, die ringsherum an den Wänden hängen, auf den Staffeleien stehen, sind etwas ganz anderes als das, was uns gerade so lebhaft in der Erinnerung vor Augen stand. Nirgends ist hier einer von den in ihrer Helligkeit und scharfen Durchbildung so „markanten" Charakter-Studienköpfen zu sehen, statt dessen solches, was man zunächst als köstlichen Farbenfleck voll empfindet und dann erst — mit dem zweiten Blick — auf seine Gegenständlichkeit hin als die Skizze zu einem bestimmten Bilde würdigt, dessen vornehmliche Idee aber auch wieder „nur" — ein gewisser Farbenklang ist.

Da hängt eine schon ziemlich durchgeführte Skizze, die auf Weiß, Gelb und Beinschwarz gestimmt ist: eine Parterreloge, wahrscheinlich eines Pariser Variétés; hinter der schlicht weißlackierten, zum Teil mit gelbem Seidenstoff paraventähnlich bespannten Brüstung eine sehr elegante Dame mit weißem Federhut; im Schatten an der Rückwand lehnend ihre schwarzbefrackten Kavaliere. Auf einer anderen, ebenfalls eingerahmten Leinwand klingt ein Graublau mit einem Rosa und Schwarz apart zusammen: eine Zirkusreiterin im Herrensattel. Dann aber, im Goldrahmen, farbig, lebensgroß, das Bild einer spanischen Tänzerin: hellrot vor lichtblau. Das grellrote Tuch mit den langen Fransen, das sie eng um



Rede Friedrichs des Großen an seine Generäle bei Koeben. Gemälde.

Photographieverlag der Photographischen Union in München.

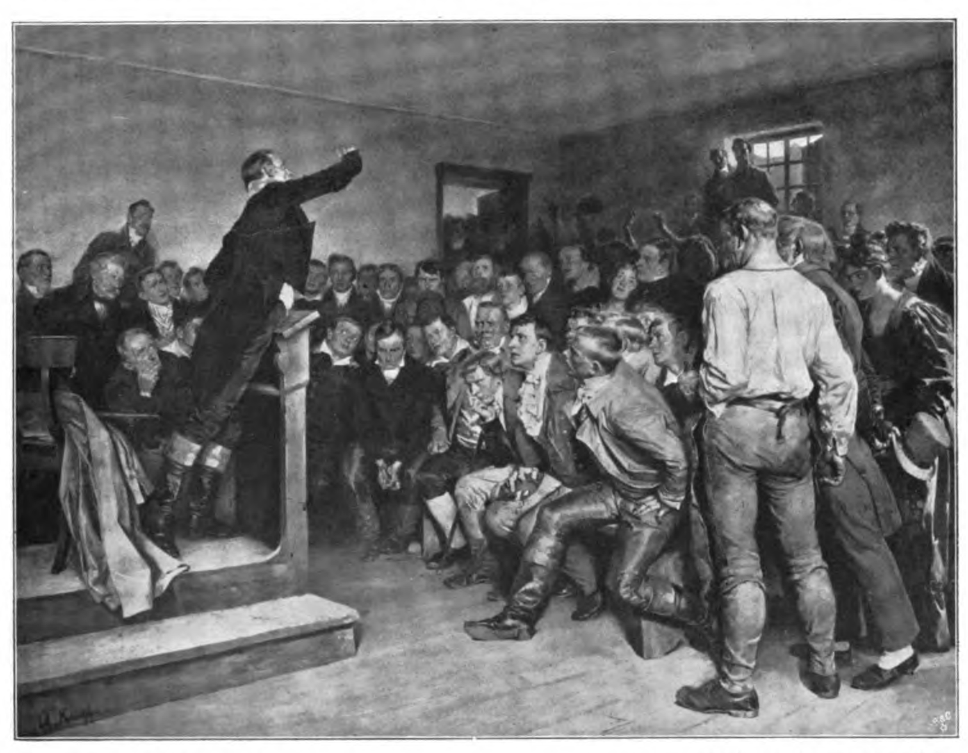
die ganze gelenkige Figur geschlagen hat, steht weich in dem lichtblauen Dunst, in der Atmosphäre, die auf der von elektrischen Bogenlampen tageshell erleuchteten Bühne des Rauchtheaters die Dinge einhüllt. Ein paar aus dem unsichtbaren Publikum geworfene Nelken fliegen in der Luft oder liegen am Boden. Doch auch ohne diese geflissentlichen Andeutungen wäre kein Zweifel über den Situationsmoment. Außerdem enthusiasmiert die Bewegung, wie beim wirklichen Zuschauen. Als ob Arthur Kampf Spezialist für derlei sei, hat er das Charakteristische dieses Tanzes, der mehr mit den Hüften und Armen, als mit den Beinen exekutiert wird, gesehen und zu einer typischen Hauptphase gesteigert. Der schütternde Rhythmus der hochaufgesetzten Füße ist zu fühlen, die maurischen Sequenzen der musikalischen Begleitung sind herauszuhören. Bei allem Ekstatischen kommt aber noch als feinste Beobachtung das Affektierte, das Gemachte, das Herausgearbeitete an dieser Nummer eines Spezialitätenprogramms zum Vorschein.

Welches direkte Lebensinteresse, welches Lebensgefühl in diesem Professor der Geschichtsmalerei! Welche ungemischte Freude, welches unbedenkliche Genießen auf einmal, welches Schwelgen nur in Farben und Rhythmen bei diesem Schilderer historischer Szenen, bei diesem Demonstrator sozialer Gegensätze! Wo ist all das andere hin?

Während dem haben wir aber dicht an einer großen Leinwand gestanden, nämlich zu nahe, um sie übersehen zu können. Beim Zurücktreten werden wir ihrer erst inne. Das ist nun freilich wieder eine lebensgroße, vielfigurige Historie, ein Gemälde, das sich nicht selbst erklärt, sondern eines Kommentars bedarf. Und der Künstler gibt die notwendigen Erläuterungen, indem er, wie um die Existenz des Werkes zu entschuldigen, vorausschickt, daß das Bild ein Auftrag der Stadt Aachen sei. Es stellt einen lokalgeschichtlichen Vorgang aus der französischen Revolutionskampagne vor. Der republikanische General Jourdan hat Befehl gegeben, die Stadt in Brand zu stecken; aber auf die inständigen Bitten einer Bürgerdeputation läßt er sich von seinem Vorhaben abbringen. Wie nun diese Abgesandten der bedrohten Stadt vor den

General hintreten, den sie gerade bei einem Gelage mit seinen Sanscülotten stören, das ist der Moment, den das Bild schildert. Dieser gemalte Bericht einer Stadtchronik brauchte die Allgemeinheit nicht mehr zu interessieren, wie der geschriebene, wenn der Schilderer sich dabei nicht ein ausschließlich malerisches Problem gestellt und dies gelöst hätte. Es kam sogar ein erhebliches Kunststück zustande. Denn den Maler reizte offenbar das kühne Unternehmen, eine bewegte Buntheit starker Farben zu wohltuender Verträglichkeit zu stimmen, ohne doch die Lokalfarben etwas von ihrer frischen Kraft einbüßen zu lassen; er wollte also tonig wirken nicht durch ein geschmäcklerisches Abdämpfen, sondern lediglich durch die sicherfühlige Abwägung der farbigen Äquivalente. So groß — dem Gegenstande entsprechend — die Rolle ist, die auf dem Bilde die französische Trikolore als Schärpe und Kokarde zu spielen hat, ordnen sich diese selbstbewußten, gewalttätigen Kulören doch auf eine vortreffliche Weise ein. Die lärmend-glänzende Vielfarbigkeit der teils phantastischen Uniformen und Frauenzimmerkostüme wird durch eine stumpf graublau getünchte Wand, die beinahe den ganzen Hintergrund des Bildes ausmacht, zur Ruhe gebracht, sogar dermaßen, daß sich an diese Wand noch das stark gleißende Gold eines Heiligenbildes setzen ließ, so die koloristische Hauptnote des Ganzen angebend. Die Verständlichkeit der Handlung, auf die der Besteller nun mal ein gutes Recht hat, wird dabei nicht im geringsten beeinträchtigt, vielmehr bringt die nicht sowohl malerische als sinnvolle Gegensätzlichkeit in der großen Lichtverteilung — die Gesandten der sorgenvollen Stadt stehen in der trüben Dunkelheit der rechtsseitigen Raumvertiefung — gleich von vornherein das Ergreifende der Situation eindringlich zum Bewußtsein. Desto einfacher und zwangloser brauchte dann der malende Epiker bei der detaillierenden Charakteristik zu verfahren.

Gerade an diesem jüngst vollendeten Werke, trotzdem oder weil dessen Gegenstand dem alten Stoffgebiet Kampfscher Kunst, der Historie, entnommen ist, erweist es sich am schlagendsten, in welch neues Stadium der Entwicklung der Meister ge-

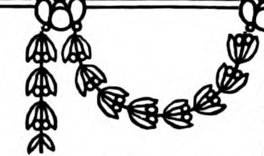


Professor Steffens begeistert in Breslau im Jahre 1813 zur Volkserhebung. Gemälde.

Photographieverlag der Photographischen Union in München.



In der Theaterloge. Ölstudie von Professor Arthur Kampf.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:
Theodor Hermann Pantenius
und Hanns von Zobeltitz.

XX. Jahrgang 1905/1906. Heft 7, März 1906.

Arthur Kampf.

Von Friedrich Fuchs.



uf dem weiten Wege, den man im neuen Berliner — geographisch richtiger gesagt: Charlottenburger Akademiegebäude vom Eingangsportal bis ganz nach hinten hinauf zu den Meisterateliers zurückzulegen hat, ist dem, der aus dem Leben der heißen Straße in diese stille Kühle tritt, Zeit und Anlaß gegeben, fromm sich durchschauern zu lassen. In der weiten weißen Eintrittshalle stehen und sehen uns an die Marmorbilder, nein, die Gipsabgüsse der Venus von Milo, der verwundeten Amazone, des Silens mit dem Dionysoskinde; inmitten des Lichthofes blendet der Moses des Michelangelo. Dann müssen wir einen dämmerigen Gang hindurch, an dessen Wänden Grabmäler der Gotik und Renaissance aufgerichtet sind; endlich biegen wir in einen desto helleren Korridor. Ist man in diesem nur erst bis zur Mitte vorgeschritten, so fühlt man bereits ganz die Wahrheit der Erkenntnis, daß die Kunst lang, doch kurz unser Leben sei. Denn an vielen Türen geht es vorbei, von denen eine jegliche, wie ihre Aufschrift sagt, die Pforte zu einer der Stationen ist, die auf dem Wege zur Meisterschaft vom Jünger passiert werden sollen. An der Wand aber hängen in Reihen die Studienarbeiten, die Versuche in allen Techniken der Monumentalmalerei, die Entwürfe zu Wand-, Plafond- und Kuppelgemälden — allegorische, mythologische, kirchliche Apotheosen.



A. Kampf.

Doch schließlich hat der Korridor ein Ende. Noch heißt es über breite Steintreppen zwei Stockwerke ersteigen. Die schmaleren Gänge, die sich hier entlang ziehen, haben tiefe, niedrigere Türnischen,

treten ist: die Lust am rein Malerischen, am Koloristischen steht in erster Linie, das Interesse am Erzählerischen und an der zeichnerischen Charakterschilderung in zweiter Linie, während es früher umgekehrt war. Das Respektable dieser speziellen Leistung und das Bedeutsame wird noch dadurch erhöht, daß es sich hier um die Ausfüllung einer großen Fläche und um eine vorgeschriebene Aufgabe handelt, was als erschwerende Umstände von seiten der unakademischen Modernen, die meist nur kleinere Bilder aus freiem Antrieb produzieren, nicht genügend in Rechnung gezogen wird.

Beim lebhaften Konstatieren und vielleicht auch, weil wir das Glück hatten, eine der Absichten des Künstlers richtig zu erraten, ist dessen anfangs gewahrte, förmliche Zurückhaltung in eine freie, temperamentvolle Offenheit umgeschlagen, und beim weiteren Austausch der Anschauungen über den Zusammenhang von Kunst und Leben kommt nun auf einmal der ganze frische, liebenswürdige Frohsinn der Rheinländernatur zum Vorschein. Und eines solchen netten Lächelns mit schiefgehaltenem Kopf, wie beim Händeschütteln und Verabreden eines Wiederkommens, hätte man sich von seiner dem ersten Eindruck nach so genau temperierten und polierten Art niemals versehen.

* * *

Arthur Kampf ist unter den Berliner Malern gegenwärtig der interessanteste. Nachdem er den ersten Erfolg seines frühreifen Könnens mit starker Verstandesmäßigkeit und außergewöhnlicher Arbeitsfreude durch fast zwanzig Jahre konstant erhalten hat, so daß man ihn längst als eine in sich abgeschlossene Persönlichkeit anzusehen gewöhnt war, tritt er plötzlich — auf der großen Berliner Kunstausstellung von 1903 — mit einem Werke hervor, dessen Qualitäten ihn als Bekenner ganz neuer Anschauungen, als Beherrscher ganz neuer Gefühle und Ausdrucksmittel zeigen; gleichzeitig bringen ihn sein neuentdecktes Herz und seine alten akademischen Beziehungen in eine politische Schwebe, und unsere Augen hängen nun auf einmal mit Spannung an diesem Künstler, der uns doch die Proben seines Könnens schon gab; mit Hoffnungen beseelt er uns, als wäre er ein junges Talent, das sich eben erst durch ein vielversprechendes Erstlingswerk verraten hätte. Unser innerstes Interesse



Volksopfer 1813. Gemälde. Photographieverlag der Photographischen Union in München.

ist hier geweckt. Denn man hat es nicht mit einem Gesinnungswechsel zu tun, dem das Odium des Renegatentums anhaften könnte. Auch nicht um die Laune eines Alleskönners handelt sich's, der den Velasquez an der Quelle, nämlich im Prado zu Madrid, genossen hatte und den Manetschwärmern von Berlin zeigen wollte, daß er ihnen auch einmal spanisch zu kommen vermöchte. Sondern es sind an eben jenem Gemälde, das den Titel „Die Schwestern“ führt, so geartete Schönheiten und Wahrheiten, daß sie nur einem starken Erlebnis, einer völligen Begeisterung von einem malerischen Eindruck, einer herzlichen Teilnahme und einer tiefen, sachlichen Überzeugung ihre Existenz verdanken können. Und darum muß es reizen, sich durch die Verfolgung des Lebensweges, durch die Würdigung all der äußeren Umstände womöglich eine ganz natürliche Erklärung für das Außerordentliche zu verschaffen



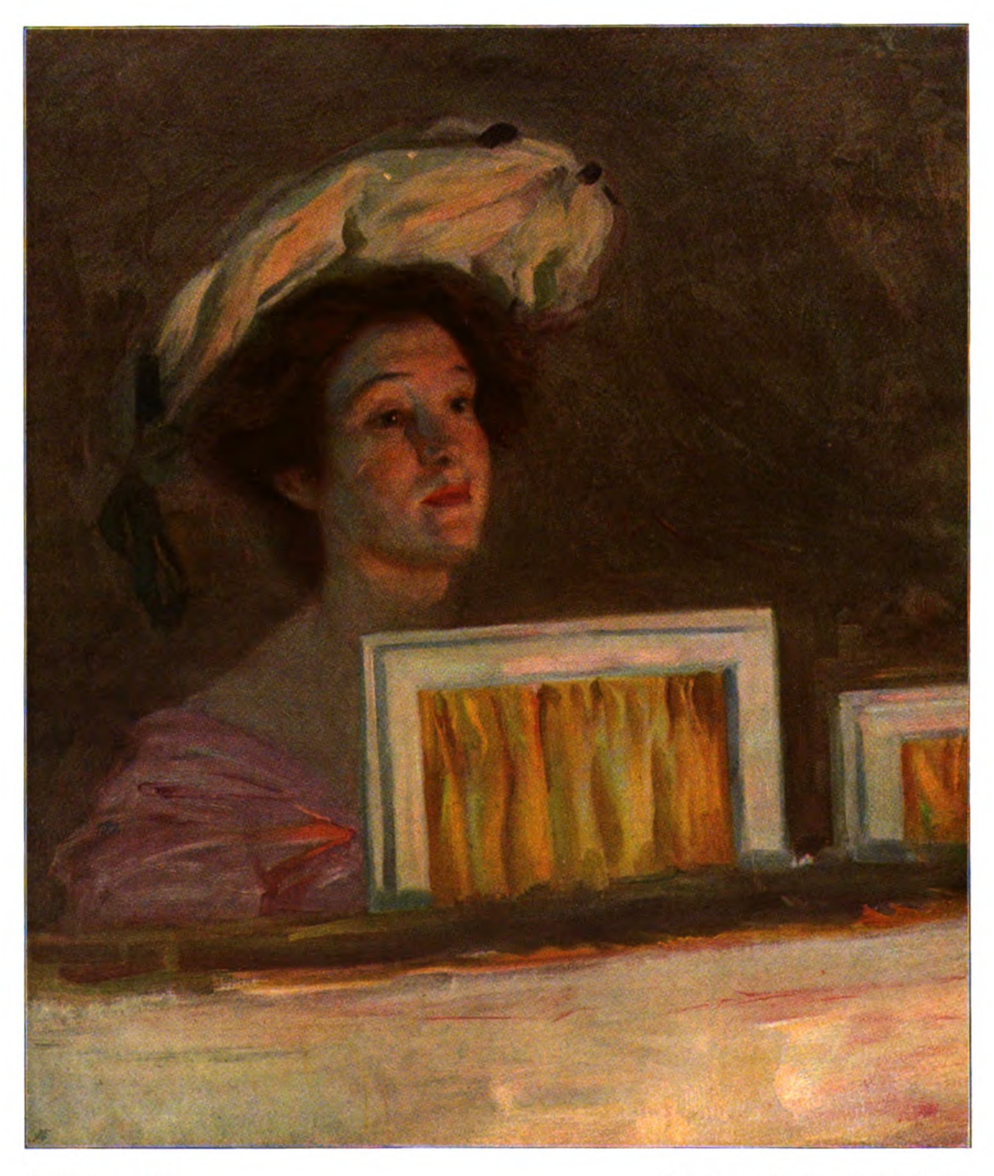
Der Taubenzüchter. Radierung.

In Aachen ist Arthur Kampf auf die Welt gekommen, und sicherlich macht es einen Unterschied aus, ob jemand, der mit der Empfänglichkeit und Mitteilsamkeit des Bildnertums begabt ist, in solch alter Kaiserstadt geboren wird und aufwächst oder etwa in einem kleinen pommerschen Nest, dessen einziger Stolz die neue protestantische Backsteinkirche ist. Jedenfalls sind in dem alten Römerbade, in der Krönungsstadt Karls des Großen alle Vorbedingungen zu finden, daß sich Achtung vor der Vergangenheit, historisches Gefühl, Traditionsgeist in eine junge Seele einwurzeln. Dies vermögen aber nicht nur die Eindrücke zu tun, sondern es besteht noch die Möglichkeit oder gar Wahrscheinlichkeit, daß alles bereits dem Angestammten dieses Bodens, auf dem seit vielen Jahrhunderten schon Kunstschätze wuchsen, im Blut sitzt.

Aber Aachen, die geschichtliche Metropole des Deutschen Reiches, ist keine in ihre Erinnerungen still versunkene Stadt, sie ist der Mittelpunkt eines der regsten deutschen Industriebezirke, und auch von der nahen belgischen Grenze weht der Rauch der Hochöfen, tönt das Dröhnen der Dampfhämmer herüber, so daß von der Gewaltigkeit der modernen Arbeit, jedoch nicht minder von der Kraßheit der gesellschaftlichen Gegensätze ein jugendliches Gemüt berührt werden muß.

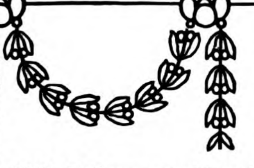
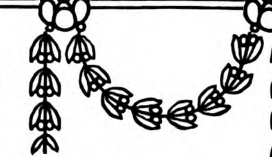
Und endlich erlebte der Knabe doch den Jammer von 1870 schon mit, aber auch den Jubel, wenn vom Kriegsschauplatz die Königsdepeschen angeschlagen wurden, deren Schlußsatz lautete: „Es soll Viktoria geschossen werden“; und seinen Augen und seinem Herzen unvergeßlich mußte das Schauspiel beim Einzug der siegreich heimkehrenden Truppen sein.

Hier wären bereits die Elemente beisammen, die teils rein, teils miteinander



In der Theaterloge. Ölstudie von Professor Arthur Kampf.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:
Theodor Hermann Pantenius
und Hanns von Zobeltitz.

XX. Jahrgang 1905/1906. Heft 7, März 1906.

Arthur Kampf.

Von Friedrich Fuchs.



Auf dem weiten Wege, den man im neuen Berliner — geographisch richtiger gesagt: Charlottenburger Akademiegebäude vom Eingangsportal bis ganz nach hinten hinauf zu den Meisterateliers zurückzulegen hat, ist dem, der aus dem Leben der heißen Straße in diese stille Kühle tritt, Zeit und Anlaß gegeben, fromm sich durchschauern zu lassen. In der weiten weißen Eintrittshalle stehen und sehen uns an die Marmorbilder, nein, die Gipsabgüsse der Venus von Milo, der verwundeten Amazone, des Silens mit dem Dionysoskinde; inmitten des Lichthofes blendet der Moses des Michelangelo. Dann müssen wir einen dämmerigen Gang hindurch, an dessen Wänden Grabmäler der Gotik und Renaissance aufgerichtet sind; endlich biegen wir in einen desto helleren Korridor. Ist man in diesem nur erst bis zur Mitte vorgeschritten, so fühlt man bereits ganz die Wahrheit der Erkenntnis, daß die Kunst lang, doch kurz unser Leben sei. Denn an vielen Türen geht es vorbei, von denen eine jegliche, wie ihre Aufschrift sagt, die Pforte zu einer der Stationen ist, die auf dem Wege zur Meisterschaft vom Jünger passiert werden sollen. An der Wand aber hängen in Reihen die Studienarbeiten, die Versuche in allen Techniken der Monumentalmalerei, die Entwürfe zu Wand-, Plafond- und Kuppelgemälden — allegorische, mythologische, kirchliche Apotheosen.



A. Kampf.

Doch schließlich hat der Korridor ein Ende. Noch heißt es über breite Steintreppen zwei Stockwerke ersteigen. Die schmaleren Gänge, die sich hier entlang ziehen, haben tiefe, niedrigere Türnischen,

gemischt, den Stoff der Werke aus der ganzen ersten Zeit geben. Geschichtsinteresse, Patriotismus, soziale Teilnahme; und damit noch eins nicht fehle, was früh auf ihn gewirkt haben muß: er malte in Aachen die Wallfahrer vor dem Gnadenbilde in Kevelaer.

Die künstlerische Gestalt, die diese Stoffe erhielten, konnte natürlich nur durch die Anleitungen und Anregungen auf dem ferneren Bildungswege bestimmt werden. Ob ihn aber die fast einseitig starke Neigung zur Charakterschilderung — spezieller noch seine Vorliebe für ausdrucksvolle Köpfe — nicht schon erfüllt hat, ehe er nach Düsseldorf ging? Das frühe Anschauen von Werken der altkölnischen und altniederländischen Schulen, auch von gotischen Holzskulpturen, hätte ihm diese scharfe Charakteristik von Gesichtszügen sehr wohl als eine künstlerische Wichtigkeit suggerieren können. Das Ausprägen der Physiognomien ist überhaupt ein auffälliges Merkmal einer Anzahl nordwestdeutscher und belgischer Maler. Jedenfalls kam der junge Kampf, indem er in Düsseldorf die Kunstakademie bezog, vor die ihm rechte Schmiede.



Ölstudie zu einem Gemälde „General Jourdan".

Dort war eine andere Künstlergeneration am Werke, als die von 1830, der nachgesagt werden durfte, daß „ihr Schönheitsideal auf eine gewisse sanfte, wellenhaft graziöse Schwingung der Umrisse hinauslief", während „allem Männlichen und Scharfen, Energischen und Charakteristischen, allem, was an die Natur erinnern konnte, ängstlich aus dem Wege gegangen wurde". Jetzt jedoch mied man das Naturalistische nicht nur nicht, sondern suchte dessen Wirkung noch im Zusammenhang mit sensationellen Situationen zu steigern.

Einer aber vertrat noch die eigentliche klassische Zeit der Düsseldorfer großen Historie als Schüler und Nachfolger Ed. Bendemanns und C. F. Lessings, nämlich Peter Janssen. Diesem verdankt Kampf die guten Lehren für die Komposition, während er sich das Malen wohl mehr im Umherblicken aneignete. Es gibt immer nur wenige, die das physiologische Vermögen besitzen, die Raumverteilung auf großen Flächen zu beherrschen. Gewiß bestehen dafür feste akademische Regeln, die sich also lehren und lernen lassen. Aber um nicht alsbald in Schematismus zu verfallen, gehört doch auch noch ein sehr lebendig persönliches Architekturgefühl dazu. Kein Kleines ist es außerdem, auf monumentalen Leinwänden die Dinge überhaupt nur in der Farbe, in Licht und Schatten „zusammenzukriegen" und mit großem Strich außerdem. Solche Könnerschaft wird, im einseitigen Schätzen der Geschmacksleistung, heut vielfach nicht genügend gewürdigt, wohl gar für etwas rein Mechanisches gehalten, während doch die Seltenheit für das Außerordentliche spricht. Kampf, der das Zeug dazu hatte, bekam deshalb bald Aufträge größeren Maßstabes zugewiesen; es konzentrierte sich förmlich auf ihn, was von offizieller und anderer Seite an solchen zu vergeben war. Der „Choral



Studienkopf zu einem Gemälde „General Jourdan".

undzwanzigjährigen Kampf nicht ebenfalls reizen, eine „Letzte Aussage" und den „Todeskuß" zu malen? Das Besondere an seinen Bildern war aber gegenüber all jenen anderen der wirklich echte Naturalismus, eine Malerei, die die modernen Errungenschaften in der Lichtschätzung sich zu nutze machte und sie auch aus selbständiger Beobachtung vermehrte.

Gleichwohl trat die Lust am Schildern psychologischer Vorgänge durch die Deutlichkeit doch noch immer vor das Licht- und Farbenproblem. Als könne er sich im Differenzieren seelischer Bewegungen gar nicht genug tun, stellt er sich darin die größten Zumutungen, wählt er danach die Stoffe zu seinen Bildern. Jenes Kevelaer, jener Choral von Leuthen, sodann die Rede von Leuthen" ist zum Beispiel ein Fresko in einem Privathause zu Düren. Namentlich auch die „Verbindung für historische Kunst" war es, die ihm Bestellungen erteilte.

Das Düsseldorfer Genre, wie es R. Jordan und Benjamin Vautier so lange vertreten hatten, war inzwischen von Sittenbildern weniger harmlosen und erfreulichen Inhalts abgelöst worden. Wilhelm Bokelmann hatte mit einer „Verhaftung", Ferdinand Brütt mit einem „Freigesprochen" die populärsten Ausstellungserfolge; die Holzschneider und Photographen rissen sich außerdem um die Verlagsrechte. Auch Sterbeszenen, Begräbnisse und Testamentseröffnungen fanden ungeheuren Anklang. Und da sollte es den zwei-



Ölstudie zu einem Gemälde „General Jourdan".

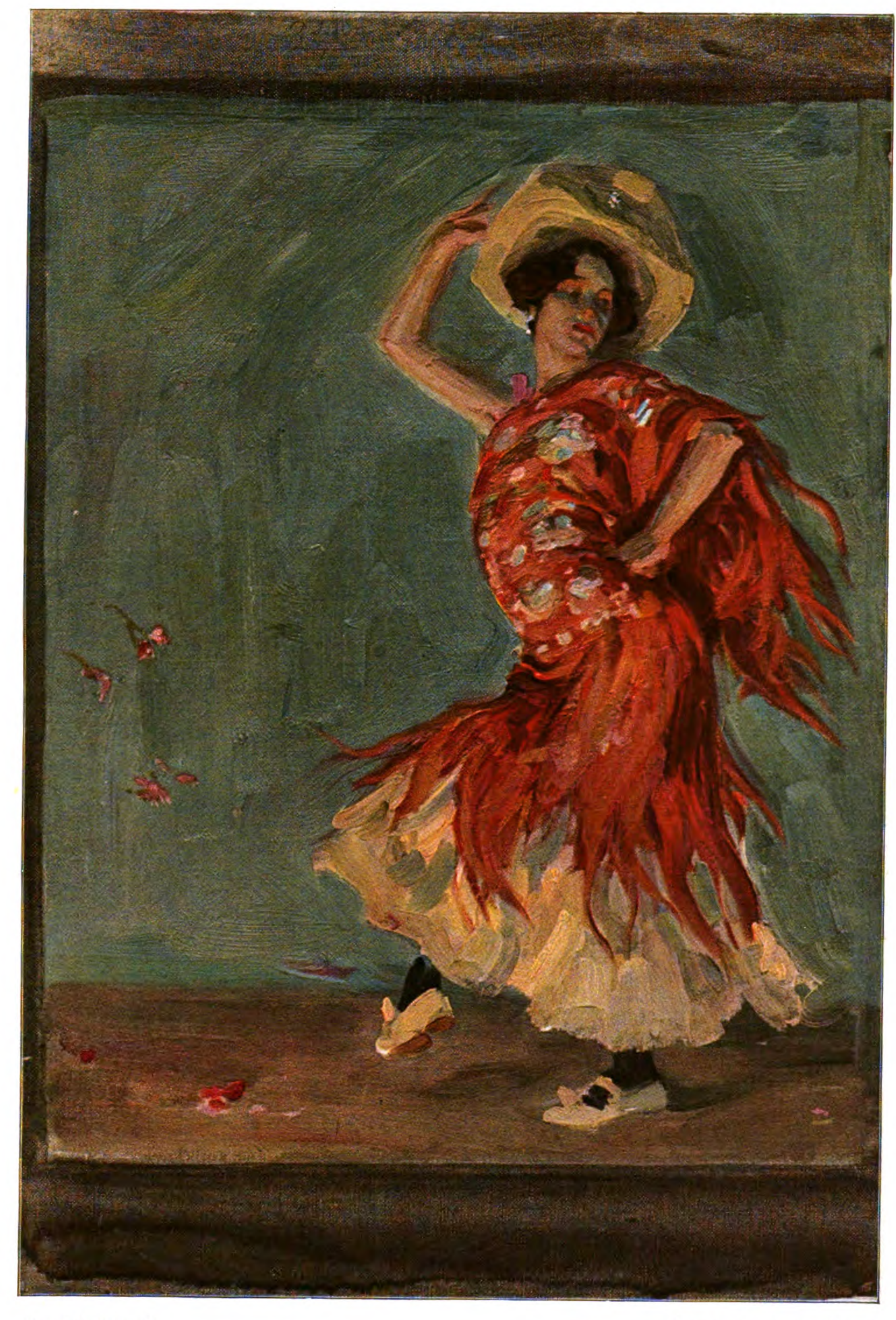
Friedrichs des Großen in Koeben, ferner wie Professor Steffens 1813 in Breslau zur Volkserhebung begeistert, ferner wie die Männer, Frauen und Kinder, die Armen und Reichen kommen, ihre liebste Habe auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen, und namentlich auch die Szene von 1812: „Mit Mann und Roß und Wagen ..." — jedes von diesen und noch anderen Kampfschen Gemälden behandelt das gleiche Grundthema: die Verschiedenartigkeit der Wirkung ein und desselben Anlasses auf viele verschiedene Gemüter zugleich. Wie nicht. Zu viel Klugheit mußte aufgewandt werden, um das Gewollte in möglichstem Zusammenhang zu geben. Dies Äußerste ist ja auch stets erreicht. Die Beflissenheit, jegliche Figur aufs deutlichste in ihrer Gemütsbewegung zu kennzeichnen, mußte aber bei der großen Anzahl agierender Personen zu Fällen mimischer Krampfhaftigkeit führen. Mitunter verstimmt auch das allzu Absichtliche der Kontrastierung. Am stärksten empfindet man das Störende bei der Zuhörerschaft des Professors Steffens auf dem Bilde, das seinen Platz so lange im Treppen-



Saal aus dem Ständehaus in Aachen mit Gemälden Arthur Kampfs.

sich bei Alten und Jungen, Gesunden und Kranken, Hohen und Niedrigen in den Mienen und Haltungen eine Gläubigkeit, eine Begeisterung, eine Wut oder ein Entsetzen spiegelt, das ist jedesmal die Intention, die mit starkem Streben nach eindringlicher Lebenswahrheit auszuführen gesucht wird. Aber fragt man sich nicht, ob dies dann nicht eher eine Aufgabe für den Erzähler sei oder für den Dramatiker, der die Kunst der Schauspieler noch zu Hilfe ruft? Denn es ist wohl alles Einzelne zu bewundern, doch eine Einheit genießt man haus der Nationalgalerie hatte. Hier streift manches an das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung; man hat den Eindruck, als fände da ein dumpfes Wettbrüten statt.

Selbstverständlich hat jedes dieser großen Gemälde auch einen bestimmten malerischen Gedanken oder — was hier mehr zuträfe: seine Stimmungsfaktoren. Denn Kampf wäre nicht der kluge Künstler, der er ist, wenn er nicht auch darauf Gewicht gelegt hätte. Sogar eine gewisse Symbolik ist nachweisbar. Zum Beispiel soll in dem letztgenannten Gemälde, in dem jene Menge kraftvoller Männer und



Spanische Tänzerin. Ölstudie von Arthur Kampf.



Saal der Galerie Ravené in Berlin mit dem Gemälde „Die Schwestern".

Jünglinge in dem düsteren, kahlen, niedrigen Raume zusammengedrängt ist, entschieden ein Gleichnis angedeutet werden: — das verarmte, geknechtete, verdüsterte Vaterland; auf dem Bilde der Wallfahrer vor dem Gnadenbilde ist der Schein der Opferkerzen, der sich auf den Antlitzen mit der Tagesbeleuchtung mischt, solch ein wohlersonnener Effekt, doch läßt es die rationalistische Klarheit seiner Behandlung zu keinem bezwingend mystischen Eindruck kommen.

Die reinste Befriedigung hat man von dem „Volksopfer 1813", dessen Besitzes sich das Städtische Museum zu Leipzig freuen darf. Hier ist die Charakteristik weit diskreter und ungezwungener, ausgenommen vielleicht bei dem Manne, der das Bündel Gewehre zur Tür hereinschleppt, und der jungen Frau neben ihm. Dafür entschädigt aber die Gruppe der Kinder, die sich von ihren Sparbüchsen und Patenbechern trennen wollen, reichlich durch eine wahrhafte Innigkeit der beobachteten Züge. Dieser feine Triumph möchte auf das Konto Vaterglück des Künstlers zu setzen sein. Dann aber hat das Bild durch seine farbige Tiefe und durch delikate stilllebenhafte Details noch Vornehmheiten von holländischer Art zu bieten.

Mit ihrer Bravour, mit der einwandsfreien Komposition, mit der Hiebfestigkeit des Pinselstrichs, dem auch nicht das kleinste Zeichenfehlerchen nachzuweisen wäre, stellen diese meist kolossalen Bilder Einzigkeiten dar, zugleich auch in ihrer Mischung von Konservatismus und Fortschrittlichkeit. Kein Wunder, daß man ihn, der all das „Positive" besaß, nach Berlin haben wollte. 1899 bekam er von dort den Ruf zum Vorsteher eines Meisterateliers und nahm ihn an.

Die ersten Jahre beschäftigten ihn an seiner neuen Wirkungsstätte größere Aufträge zur Ausschmückung von Regierungsgebäuden in Posen und in Aachen. Einen Teil der Kartons zu den Gemälden für das Kreishaus seiner Vaterstadt brachte er im Sommer 1902 auf der großen Berliner Kunstausstellung vor die breitere Öffentlichkeit. Sie standen in einem zyklischen Zusammenhang; die Arbeit auf dem Felde und in der Fabrik, die Fürsorge für die Jugend

und die Invaliden der Arbeiterschaft sollte veranschaulicht werden. Und dies ist auf eine ausgezeichnet volkstümliche Weise geschehen. Es war ja ein Thema recht nach seinem Herzen. Darum sind auch nirgend Gewaltsamkeiten zu spüren. Nicht einmal auf dem Bilde der Industrie, dem Eisenwalzwerk, in dem die Kraft moderner Cyklopen gefeiert werden soll, ist von Übertreibung eine Spur. Das Alltägliche, Gewohnte der Tätigkeiten kommt dadurch ganz vortrefflich zur Anschauung. Die alte Helligkeit und Deutlichkeit werden hier zu dekorativen Eigenschaften im besten Sinne. Allegorie gibt es nur an einer Türwand und hier vielleicht auch mehr aus architektonischen als aus poetischen Rücksichten. So entfalten diese Darstellungen, wiewohl in einer besonderen gelungenen Anwendung, doch noch die gewohnten stofflichen und technischen Elemente Kampfscher Kunst.

Die große Überraschung brachte dann erst das Jahr darauf mit der Ausstellung des Bildes „Die Schwestern“. Wenn man von dem Titel hörte, ohne das Bild selbst gesehen zu haben, durfte einem die Vermutung kommen, daß sich's da am Ende um eine ähnliche Sensation handeln könne, wie sie — glaube ich — der Franzose Gervex gemalt hat: im Gewühl eines Pariser Boulevards rollt dicht an einer



Ölstudie zum „Walzwerk“.



Ölstudie zum „Walzwerk“.

ehrbaren, die Kinder an der Hand führenden Arbeiterfrau eine offene Karosse vorüber, in deren Fond sich eine von Seide und Spitzen allzu elegant umhüllte Dame zurücklehnt — „zwei Schwestern“. Der Verdacht war nicht unverzeihlich. Wenn man dann aber vor das vielumlagerte neue Bild Kampfs kam, sah man, welches Unrecht man dem Künstler getan hatte. Denn das Sensationelle dieses Bildes war für den Kunstfreund die Farbe, war seine Malerei! Auf Schwarz, Rosa und Silber gestellt, gab es einen Klang von wundervoll nobler Ruhe und Tiefe. Und gemalt war es auf eine sozusagen unsichtbare Weise; die Formen, die Farbe und das Licht waren miteinander da, ohne daß man sie, wie sonst, durch die Energie des Strichs und Auftrags unterscheiden mußte, und doch hatte man gerade vom künstlerisch Gemachten den starken Eindruck, das köstliche Gefühl. Wenn nun noch außerdem der Gegenstand fesselte, sowohl an und für sich durch seine Absonderlichkeit, als durch den Stimmungsreiz und die psychologischen Finessen, dann konnte man sich dies wahrlich gefallen lassen. Auf einer

kleinen Bühne, die hinten durch einen dunklen Vorhang abgeschlossen wird, stehen nebeneinander zwei Kinder, Mädchen von fünf und sechs Jahren, mit Reifröcken kostümiert, und singen zur Gitarrebegleitung eines gewöhnlich gekleideten Alten, ihres Vaters vielleicht oder Patrons. Es herrscht eine eigentümliche Dämmerung, wie bei Tage in einem Zelt, einer Schaubude; durch einen schmalen Spalt im Vorhang dringt ein spärlicher Schein von Lampenlicht. Die artigen Gesichter der blonden Kleinen, die mit marionettenhaften Gesten die eingelernte Liednummer vortragen, leuchten in rührender Blässe. Die Erscheinung des alten Mimen tritt dagegen im Interesse zurück. Wie um die alte Neigung von früher zu verleugnen, hat Kampf diese Charakterfigur fast ein wenig zu sehr vernachlässigt. Es ist klar, daß ihm durchaus daran lag, nur mit malerischen Mitteln zu wirken; und in der Tat ist der romantische Zauber dieser Szene, das herzlich Interessante an diesem merkwürdigen Trio lediglich das Werk einer echten, starken, von jeder Sentimentalität freien Malerei.



Die Äpfelsammlerin. Gemälde

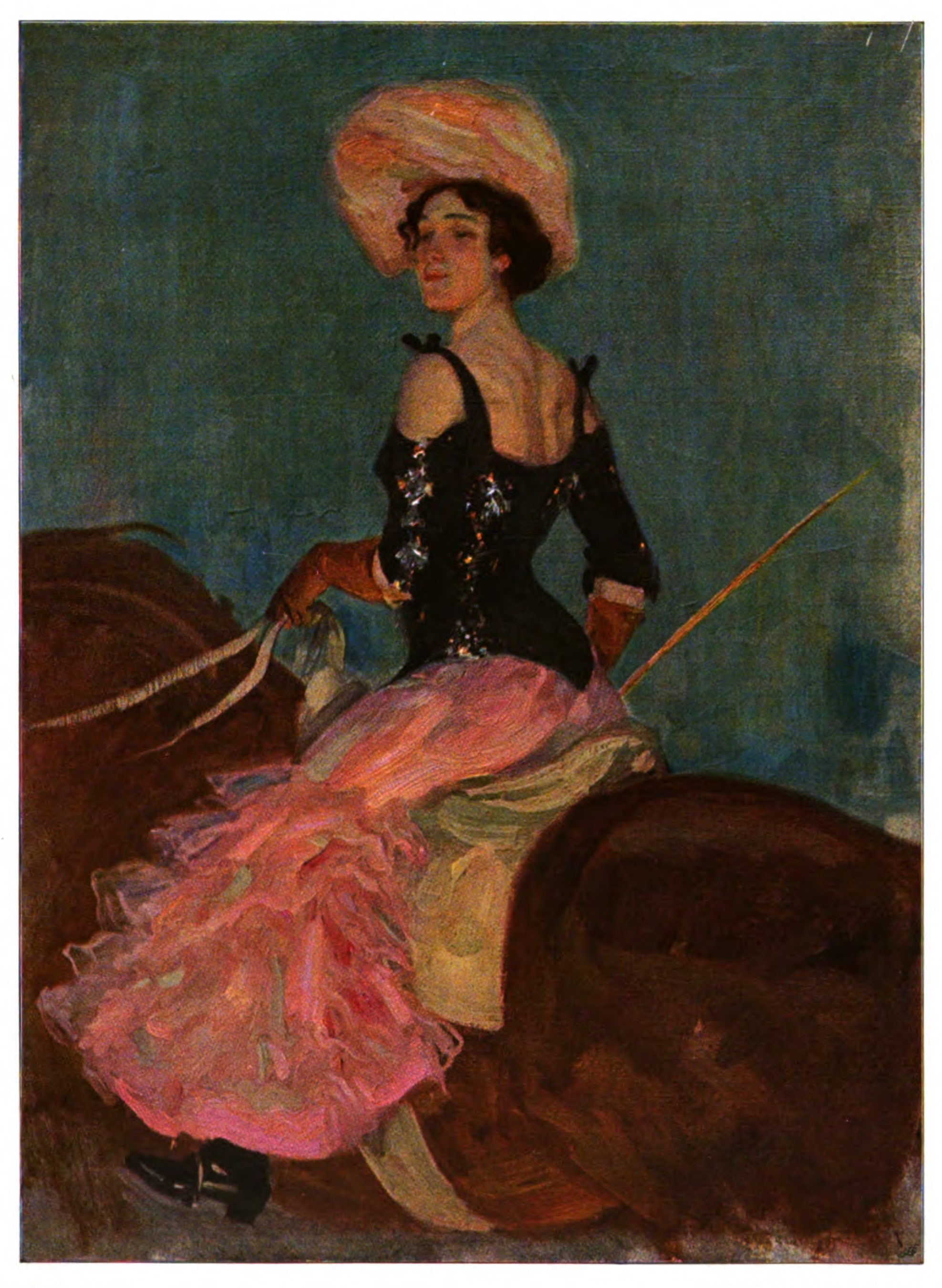
Das Bild sollte für die Nationalgalerie angekauft werden; der Vorschlag der Landes-Kunstkommission fand aber nicht die Bestätigung von oben, und so wanderte es denn in die Galerie Ravené, wo es zum Glück ja auch nicht der Öffentlichkeit entzogen ist.

Es heißt, daß sich nach seinem vierzigsten Lebensjahre der Mensch nicht mehr verändere. Gerade als ob Kampf so noch gewissermaßen vor Toresschluß mit 39 Jahren eine Entwicklung in sich hätte zustande bringen wollen! Aber natürlich haben die äußeren Lebensumstände, haben die anderen Kunstverhältnisse, in die er durch seine Versetzung nach Berlin hineingeriet, die Evolution der Kräfte, die in ihm latent waren, veranlaßt. In Düsseldorf war außer E. von Gebhardt niemand gewesen, der sich neben, geschweige denn über ihn hätte stellen



Studienblatt.

können. Dort war er ein Gott gewesen. Anders in Berlin. Um sich in dieser Beziehung einer Selbsttäuschung hinzugeben, hätte er nicht der sein müssen, der er war. Der gesunde Ehrgeiz einer so rüstigen Kraft mußte durch diese Erkenntnis naturgemäß besonders angespornt werden. Dann aber müssen bestimmte künstlerische Eindrücke seine Augen belehrt und von neuen Schönheiten überzeugt haben: er hatte Gelegenheit, Manets zu sehen. Und wie die Dinge in Berlin lagen: er mußte sich notwendigerweise mit den Impressionisten auseinandersetzen. Vorher hatte dieser Zwang nie für ihn vorgelegen. Er war zwar bereits des öfteren in Paris gewesen, hatte auch in Madrid die Velasquez und in Sevilla die tanzenden Gitanas gesehen; aber weder die spanischen Volksszenen, die er 1897 malte, noch irgendwelche anderen Arbeiten derselben Jahre weisen Spuren neufranzösischen und altspanischen Einflusses auf. Erst Manet (und mittelbar dann die Erinnerung an Velasquez) muß ihn auf neue malerische Grundsätze gebracht haben. Denn jetzt in Berlin begann er erst, das Leben zuvörderst um seiner Farben willen zu lieben, nicht seiner Charakterköpfe, seiner interessanten Modelle wegen; jetzt ging er erst aus, die einfachen Töne zu suchen, die in geringster Zahl das köstlichste Bild geben. Um den Abstand gegen den früheren Standpunkt ganz zu ermessen, ist nichts weiter nötig, als die Kaffeehausszene, die zwischendurch vor zehn Jahren entstanden ist, mit der schon erwähnten Logenszene zu vergleichen, die eines seiner neuesten Bilder ist. Jenes eine allzu wortreiche Beschreibung (wie der Herr mit Anstrengung seine Börse zieht und der



Zirkusreiterin. Ölstudie von Arthur Kampf.



Zahlkellner seine Ledertasche faßt und wie die Dame am Nebentisch eine melancholische Miene macht), eine Umständlichkeit, die im Verhältnis zum Gegenstand peinlich wirkt; und das andere ein mit schnellem Blick aufgefaßter und mit geistreicher Kürze wiedergegebener Moment, der das Malerauge als ein geschmackvolles Stück Leben berückte. Ein Freilichtbild „Äpfelsammlerin", das aus dem letzten Düsseldorfer Jahre stammt, ist im Ausschnitt und in vielen Einzelheiten wohl ein frisches Werk; doch eben durch die zu vielen Einzelheiten, weil jeder Grashalm bedeutend sein will, tritt ein Mißverhältnis zutage zwischen der Augenblicksbewegung der Figur und dieser Deutlichkeit. Auf einem Bilde irgendeines Altniederländers z. B., wo eine in unbeweglicher Andacht knieende Gestalt dargestellt ist, stört die unsägliche Genauigkeit der Ausführung nicht, sondern erhöht in zweckentsprechendster Weise gerade das Gefühl der feierlichen Ruhe und Dauer. Das Augenblickliche und Flüchtige einer Erscheinung mit leichter, fliegender Sicherheit auszudrücken: das eben ist die fortschrittliche Kunst des Impressionismus. Aber, wie gesagt, stammt die „Äpfelsammlerin" noch aus Düsseldorf.

Ob man noch besonders sagen müßte, daß die letzten Bilder Kampfs neue Formate und neue Kompositionsprinzipien haben? Nein. Denn wenn diese neuen Sachen nur andersfarbige Kompositionen der früheren Auffassung wären, würde es mit deren Umwandlung nicht viel auf sich haben. Es hat aber ein volles Begreifen stattgefunden, ein innerstes Fühlen, so daß mit der Hauptbewertung der Farben und ihrer Zusammenstellung sich das Anordnen der Figürlichkeiten ganz von selbst anders als früher machte. Oder vielmehr: Kampf sieht das ganze Bild jetzt gleich im Ausschnitt fertig und braucht es nicht erst zusammenzustellen.

Auf der Seite, auf die ihn in Berlin sein amtliches Wirken zunächst anwies, versuchte Kampf einen Aufschwung herbeizuführen, indem er sich vor drei Jahren an die Spitze der Ausstellungskommission wählen ließ und mit seiner Tatkraft eine Bilderversammlung zusammen brachte, wie sie in solcher Würde und Lebendigkeit die große Glashalle am Lehrter Bahnhof lange nicht angefüllt hatte. Unvergeßlich allein ist die belgische Abteilung, die besonders seinem künstlerischen Urteilsvermögen Ehre machte. Die Freude an diesem Erfolg ward ihm aber verleidet.

Und nach anderthalb Jahren, im Frühjahr 1905, finden wir Bilder Kampfs im Salon Cassirer ausgestellt, im Allerheiligsten der französischen Impressionisten, gleichzeitig mit einer großen Kollektion von August Renoir! Eine stärkere Gegensätzlichkeit, als zwischen diesen beiden, ließe sich schwerlich ausrechnen. Denn Renoir ist der zärtlichste von allen Malern, die es je gegeben hat. Aber es trat bei diesem Vergleich auch seine „Unvollständigkeit" gegenüber der gleichmäßigen Festigkeit von Kampfs Können hervor. Und dieses ist es, was uns, nachdem die Feinheit seines Geschmacks erwiesen ist, das Recht gibt, so viel noch von ihm zu erwarten.

Die Hand des Schöpfers.

. . . Da griff des Ewigen schwere Riesenhand
Ins Ungeformte und, zur Tat erwacht,
Formt sie der Welten, der Gestirne Macht
Und trennt mit einem Drucke Meer und Land.

Dann drückt ihr Finger an den Weltenrand,
Da wirbeln die Gestirne durch die Nacht,
Dann schleudert sie — der Himmelsschild erkracht! —
Den ersten Blitz und setzt die Sonn' in Brand.

O heilige Kraft! O Schöpferlust!
Und dann,
Dann schaut der Ewige still die Welten an
Und spricht zum Sphärenreigen: „Nun erklinge!"

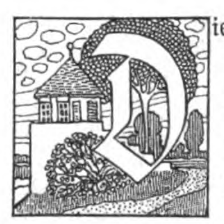
Sein Auge träumt, die Riesenhand wird mild,
Sie schafft den Mondschein, formt das Lenzgefild,
Den Tau, den Wellenschaum, die Falterschwinge..

Hugo Salus.



Wen die Götter lieben...

Novelle von Rudolf Herzog.



Die frühe Dämmerung des Wintertages glitt über die weite Hochebene und griff spielerisch nach den verblassenden Sonnenlichtern, die sich langsam zurückzogen, sich noch einmal zusammenfanden und mit dem Hauch des gemeinsamen Abschiedsgrußes den Himmel in melancholische, rötlich-violette Töne spannten. Weißer leuchtete der gefrorene Schnee auf den breiten Ackerstrichen, die geradlinig, zu Würfeln zusammengezogen, dunkelgerändert sich am Horizont verloren.

Aus der schwarzen Masse des Tannenwäldchens, das die Felder umschlossen, zog das leise Singen des Frostes. Ein Zweig knallte dumpf in der Kälte. Und es war wie ein Aufhorchen in der meilenweiten Einsamkeit . . .

Am Ausgang des Wäldchens zeigten sich zwei Reiter. Ohne sich verständigen zu müssen, hielten sie gleichzeitig ihre Tiere an, rückten sich aufrecht und schauten in die weiße Herrlichkeit, die sich vor ihnen aufgetan hatte. Wie ein Schleier zog sich ein feiner Dampf um die Pferdeleiber bei der kurzen Rast.

„Gräfin . . .“

„Sprachen Sie, Oberst —?“

„Sagen Sie nichts mehr von Italien. Kein Wort mehr. Unsere Heimat ist die schönste.“

„Weil sie die stillste ist . . .“

„Im Winter. Damit wir Muße haben, abzuschließen und — neu zu erschließen. Das allein hält jung. Ah, dieser Winter. Den kann uns Ihr gelobtes Italien nicht nachmachen. Nein, nein, nein, ich danke Gott, daß Sie wieder hier sind.“

„Wieder?“ lachte sie kopfschüttelnd. „Das sind doch schon zehn Jahre.“

„Ich weiß es, Gräfin.“

„Sie sagen das so lyrisch, Oberst. Sie haben doch mit dem Dienst nicht etwa auch die Zeitrechnung quittiert?“

Er klopfte dem unruhig werdenden Braunen, vornübergeneigt, den dampfenden Hals. „Nur zurückgeschraubt, liebe Freundin.“

„En avant!“

„Wie Sie befehlen.“

Aber sie ließen die Tiere im Schritt gehen. Seite an Seite ritten sie über den knirschenden Schnee, und keiner sprach aus, was ihn bedrängte. Dann fiel der Pfad allmählich ab. Eine halbe Stunde war verronnen.

„Gleich werden wir im Tal das Städtchen sehen.“

Da griff sie in den Zügel seines Pferdes.

„Oberst, lieber Freund, das halte ich nicht aus. So nicht.“

„Was nicht — und — weshalb nicht?“ Die Pferde beschnupperten sich müde.

„Also schnell. Weshalb haben Sie den Dienst quittiert, ein Mann, Mitte der Vierzig? Weshalb haben Sie das Gut übernommen? Weshalb gerade jetzt?“

„Weshalb . . .?“

„Ja, weshalb!“

„Alles das wollte ich schon vor zehn Jahren.“

„Und heute — wollen Sie mehr? Sie schütteln den Kopf? Also wirklich nicht? Oberst, Freund, weshalb schütteln Sie nun den Kopf nicht mehr? Soll das heißen,

daß Sie ja auch damals schon — mit noch anderen Wünschen kamen ..."

Er wandte ihr mit einer energischen Bewegung sein Gesicht zu. Trotz der Dämmerung bemerkte sie, daß sich sein Haar an den Schläfen weiß gefärbt hatte.

„Frau Ella, wenn Sie mir zu reden gestatten — jetzt endlich ..."

„Vom Sattel aus?" Sie gab seinem Braunen einen ermunternden Schlag und sprengte voraus. „Kommen Sie! Dazu sind wir zu alt. Die Jugend liegt hinter uns."

„Die Jugend!" stieß er zornig hervor und warf den Gaul an ihre Seite. „Himmel, besteht denn das Leben nur aus dieser vergißmeinnichtblauen Jugend? Müssen wir denn absolut in Tränen und Seufzern schwimmen, wenn diese sentimentale Zeit —"

„Nicht schimpfen!"

„Soll ich mich etwa freuen, daß ich das zehn Jahre mit angesehen habe?"

„Was denn? Tränen und Seufzer? Von mir nicht!"

Frage und Antwort flogen hastig durch den aufgewirbelten Wind ... Ein kurzer Galopp über ein ebenes Wegstück, eine scharfe Biegung an einer buschbestandenen Stelle, und aus der Talmulde tief unter ihnen blitzten und blinzelten rot und gelb die Lichter des Städtleins.

Noch einmal parierte die Reiterin ihr Pferd. Mit einer Handbewegung umfaßte sie das Bild, mit einer ganz langsamen Bewegung der behandschuhten Rechten. Aber sie sprach nicht. Im Tal schlug die Kirchenuhr. Die Klänge schwangen sich in der Winterluft weit über Land.

„Der alte Pfarrer ist nun auch schon tot," sagte der Oberst. „Das ist schon eine Reihe von Jahren."

„Als sein Sohn starb."

„Ja, als Sie zurückkehrten. Ich hatte Urlaub genommen, um Sie auf der gemeinsamen Heimatscholle zu begrüßen. Herr Gott, Gräfin, schlug mir das Herz auf der Herreise."

„Sie haben mir damals ein Versprechen gegeben. Die Frage, die Sie hertrieb, nicht auszusprechen. Damit wir die alten Kindheitsfreunde blieben."

„Kindheitsfreunde? Ich war Zeit meines Lebens zehn Jahre älter als Sie, das zählt in der Kindheit. Als ich Sie endlich gewahrte, waren Sie Gräfin. Ich habe Unglück mit Ihnen."

„Ich werde Sie vor weiterem Unglück bewahren."

Er achtete nicht auf den Einwurf. „Als der Graf am allzu raschen Leben starb, verschwanden Sie in der Freiheit. Als fahrender Ritter konnte ich Ihnen nicht folgen. Auch respektierte ich das Trauerjahr. Aber Sie kamen nicht wieder. Die Illusionskraft Italiens hielt Sie ganz und gar. Und als Sie endlich kamen, hatten Sie auch die Illusionen für immer hinter sich gelassen. Wenigstens sagten Sie damals so: für immer."

„Bemitleiden Sie mich, Oberst."

„Bemitleiden Sie mich etwa? Nein, dafür danke ich in unser beider Namen. Trotz meiner fünfundvierzig Jahre —"

„Und trotz meiner fünfunddreißig?"

„— sage ich mir: das Leben fängt dann an, wenn man es packt."

Sie sann einen Augenblick noch vor sich hin. „Und Sie — Sie haben alle die Zeit so gedacht? Und darauf gewartet?"

„Ich habe darauf gewartet, daß Sie sprechen würden, nachdem Sie mir das Sprechen verboten hatten. Und ich war fest überzeugt, daß Sie die ungleiche Verteilung der Karten, die Sie vorgenommen hatten, aus sich selbst heraus korrigieren würden. Dazu sind Sie ein zu stolzes und — zu gerechtes Menschenkind."

„Werden Sie den heutigen Abend auf Ihrem verschneiten Gutshof zubringen, Oberst?"

„Wissen Sie mir Besseres vorzuschlagen?"

„Ob es Besseres ist, wenn ich Sie bitte, mit zu mir zu kommen? Ihrem Braunen werden nach dem langen Marsch ein paar Stunden Stallruhe gut tun."

Er beugte sich aus dem Sattel, ergriff ihre Hand und drückte seinen bereiften Schnurrbart auf den Handschuh.

„Mein Brauner dankt Ihnen, gnädige Frau."

„Das nenn' ich diplomatisch. Und nun querfeldein! Der Frost hat den Schnee wie einen Parkettboden über die Ackerschollen gelegt. In fünf Minuten sind wir daheim. Trab!"

„Daheim? — Trab!"

Und zum ersten Male lachten sie mit-

einander. Ganz jung und gesund. Unter den Hufen der Pferde stäubte der Schnee, aus der Ferne tönte das leise Singen des Frostes, die Mondscheibe gewann an Leuchtkraft, und das tiefverschneite Land, meilenhinaus auf dem Rücken des Berges, lag wie ein Geheimnis. Vor ihnen bauten sich die Umrisse des Herrenhauses auf. Das Licht des frühen Mondes schimmerte in der grünen Patina der Turmdachkappe. Die mächtigen Schieferdächer des Hauptbaues reckten sich kantig hoch. Das war stark und heimlich. In der Verborgenheit eine Geborgenheit. Und Ackerland ringsum.

Ein Knecht lief ans Tor und nahm vor den Stallungen die Pferde ab. Aber sie gingen beide mit hinein, bis die Tiere versorgt waren. Und als ob es sich so von selbst verstände, ging die Gräfin weiter, von Box zu Box, von den Wagenpferden zu den Ackergäulen, Futter und Stroh prüfend, den Tieren den Hals klopfend. Mit einem eigentümlichen, frohen Blick verfolgte der Oberst ihr ruhiges Tun. Dann schritten sie über den gefegten Hof, an der strohumwundenen Brunnenpumpe vorbei, und betraten das Herrenhaus.

„Sie müssen mich zwei Minuten entschuldigen, lieber Freund. Nur aus der Fessel des Reitkleides heraus!"

„Und ich — ? Darf ich in meinem winterlichen Reiterflaus ins Heiligtum?"

„Dort ist die Bibliothek. Nein, nein, ich will Sie nicht erschrecken! Das Zimmer hat den gemütlichsten Kamin. Nur deshalb."

Er war allein in dem Raum. Die Längswand war mit dichtgefüllten Bücherregalen besetzt. Die Ecke zum Fenster schnitt ein geschnitzter Schreibtisch ab. Darüber hing ein Ölbild: Das griechische Theater zu Taormina. Die andere Wand füllte der weitbauchige Marmorkamin.

Der Oberst starrte auf die Bücherreihen, wandte sich zum Kamin, in dem die Buchenkloben prasselten, wärmte sich gedankenvoll die Hände, betrachtete eine Zeitlang aufmerksam das Gemälde über dem Schreibtisch und fühlte sich endlich doch, gegen seinen Willen, zu den Bücherreihen zurückgezogen. ‚Diese Gelehrsamkeit!' dachte er staunend. ‚Freilich, da kann ich nicht mit.'

„Ach, Unsinn," sagte er plötzlich laut, „die Bücher tun's nicht!"

„Die Bücher nicht?" — Die Gräfin stand in der Tür. Sie trug ein loses, weißes Wollkleid, das dicke, blonde Haar in einem griechischen Knoten. „Schauen Sie mich nicht so verwundert an. Ich bin die Gutsherrin von Schönhof. Also die Bücher tun's nicht?"

„Nein, Gräfin, das Leben tut's."

„Das Leben, lieber Freund, steckt nirgends so schön wie in den Büchern."

„Ja, wenn man achtzig ist — und hat selbst ein Lebensbuch geschrieben — und Punktum darunter gesetzt. Sonst — sonst ..."

„Nun? Sonst?

„Sich das Leben, das eigene Leben, aus fremden Büchern borgen — halten Sie es meinem Soldatenjargon zu gut, aber das käme mir wie Drückebergerei vor. Ein Leben, sein eigenes, das muß man selber leben und gestalten. Gräfin! Vorhin, als Sie durch den Stall gingen, wie Ihnen da die Augen glänzten. Und vorher schon, als wir über das Land ritten, das so warm unter der Schneedecke liegt! Sehen Sie, da waren Sie: Sie! Alles andere ist ja nur ein fremdes Kostüm, das Ihnen nicht sitzt, in das Sie trotzdem Ihre Jugend, Ihre Bestimmung hineinzwängen, weil Sie sich vor Jahren einmal in den Maskenscherz verliebt haben."

„Ja," sagte sie, „ich hatte mich verliebt ... Und ob es ein Maskenscherz war, sollen Sie mir später sagen." Sie sah ihn offen an. „Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, weshalb ich Sie bat, Ihre Werbung nicht vorzubringen. Vor zehn Jahren war alles noch zu frisch. Ich selbst war wohl wieder im lieben Deutschland, aber meine Gedanken — nein, meine Gedanken nicht. Die irrten verstört in Sizilien."

Sie saßen in den tiefen Juchtensesseln dicht vor dem Kamin, der Oberst mit gefurchter Stirn, die Herrin des Hauses mit weitem, rückschauendem Blick.

„Als der Graf, mein Gatte, seine Besitzungen in der Altmark erschöpft hatte, zogen wir uns hierher, auf Gut Schönhof zurück, das mir meine Eltern hinterlassen hatten. Nie in meiner Ehe war ich so froh, wie an jenem Tage. Ich war von Haus aus ein schwerer Schlag, ein echtes Gutskind, wie Sie sich vielleicht erinnern. Die Weltdame zu spielen, habe ich nie ge-

lernt. Das war der ewige Zorn meines Mannes. Und sonst hatte ich auch nicht allzuviel gelernt. Was mir die Gouvernante und der gute Pastor im Städtchen beibringen konnten, wenn der Stall und die Felder mich freiließen. Der enge, kleine Horizont des Städchens im Tal zog auch den geistigen Horizont aus den höher liegenden Gutshöfen in Mitleidenschaft. Wenigstens war das früher so. Kurz, ich war ein dummes, derbes Landkind und wollte nichts anderes sein.

„Damals begann das ‚allzu rasche' Leben des Grafen — wie Sie sich vorhin ausdrückten — sich in seinen Folgen mit erschreckender Deutlichkeit bemerkbar zu machen. Die Gicht zog ihn, der längst nicht mehr der jüngste war, zusammen, und mit der Zunahme der Anfälle steigerte sich sein Zorn auf alles, was um ihn her gesund war. Ich wurde seine Gefangene, ich durfte das Zimmer nicht mehr verlassen. Dumpf und stumpf hockte ich neben seinem Krankenstuhl — denn er hatte sich das Reden verbeten — dumpf und stumpf, monatelang, ein Jahr lang. Was in der Natur vor sich ging, mir blieb es verborgen. Blieb mir doch fast verborgen, was auf dem Gute getrieben wurde. Aber ich will Sie mit der Schilderung meines Martyriums nicht quälen. Wenn mir damals jemand das Sterben versprochen hätte, ich hätte genickt.

„Der Zustand meines Mannes verschlimmerte sich. Es war Vorfrühling, denn die Mägde trugen Büsche von Birkenkätzchen in die Zimmer. Da wurde mir ein gleichgültiger Besuch gemeldet, der Sohn des alten Pfarrers, mit dem ich zusammen unterrichtet worden war. Georg, der Spätgeborene. Sie werden sich seiner entsinnen."

Der Oberst sah auf und blickte wieder in die tanzenden Funken des Kamins.

„Er kam, um mich zu bitten, ihn bei seinem Vater zu entschuldigen. Irgendwo solle er in den nächsten Tagen als Hauslehrer eintreten. Aber er zöge es vor, den Geist der Enge mit dem der Weite zu vertauschen. — Ganz interesselos stellte ich eine Frage:

‚Wohin wollen Sie?'

‚Nach Italien!' —

„Nie vorher und nie nachher habe ich das Wort in solcher Betonung wiedergehört. Ich wurde aufmerksamer, ich sah ihn an. Und sah in ein unbekümmertes, strahlendes Jünglingsgesicht. So unbekümmert, so strahlend sein können! ... Da rief drinnen der Kranke nach mir.

‚Und Ihr Vater weiß nichts von dem Plan?'

‚Er würde mich ja gar nicht verstehen. Eine Brotstelle im Stich lassen um eines seelischen Triebes willen! Frau Gräfin, das versteht hier ja überhaupt kein Mensch.' Und er lachte ganz glückselig.

‚Was wollen Sie in Italien anfangen?'

‚Ein unsterbliches Werk schaffen. Oder besser: mein unsterbliches Werk.'

„Da rief der Kranke ungeduldig zum zweitenmal nach mir. Ich verabschiedete hastig den Besuch und versprach ihm, dem alten Pfarrherrn ein versöhnendes Wort zu sagen. Dann saß ich wieder in meiner Gefangenschaft. Aber seltsam: plötzlich roch ich den feinen Duft des Frühlings aus den Birkenkätzchen, sah ich durch die Gitterstäbe hindurch in sonnenbeschienenes Land, spürte ich eine mir fremde, uneingestandene Frühlingserwartung im Blut, und alles nur, weil ich den Klang im Ohr trug, aus Lachen und dem Jubelruf ‚Italien!' gemischt, und ich wußte nicht: war es das Lachen, war es das Wort ...

„Als die Frühlingsstürme über unsere Hochebene dahingebraust waren und die Burschen Maibäume schnitten, zog man bei uns die Flagge auf Halbmast. Wir kamen vom Grabe des Grafen, und mitten in die Tröstungen des alten Pfarrers hinein fragte ich ihn nach seinem Sohn. Ja, es wären Briefe da. Der Georg läge in Rom herum oder in der Campagna und stähle dem Herrgott den Tag. Er nenne das zwar in seinem unverbesserlichen Leichtsinn ‚dem Herrgott den Tag abgewinnen!' Trotz des sorgenden, zitternden Tones, es klang doch eine geheime Bewunderung für den Spätling durch. Dem Herrgott den Tag abgewinnen! Ach, wer das auch könnte ... Für sich selbst, für die eigene, mißhandelte, stumpf gewordene Seele einen Tag gewinnen ...

„Zum Herbst reiste ich nach Italien. Die Gutsgeschäfte übernahm unser langjähriger Verwalter, mein alter Onkel kam hin und wieder zum Inspizieren. In Florenz erkrankte meine Zofe an Heimweh. Ich mußte sie auf kürzestem Wege zurücksenden.

Ich selbst fuhr nach Rom, lief einen, zwei Tage ziellos durch die Straßen, stand freudlos und noch viel verständnisloser vor den Denkmälern des Altertums und fand mich am Abend einsam, meine Zofe beneidend, ja in Tränen in meinem Hotelzimmer. Am anderen Morgen verhandelte ich mit dem Fremdenführer des Hotels. Ich versprach ihm für die Herbeischaffung von Georgs Adresse fünfzig Lire, erklärte ihm, daß er sie wohl bei deutschen Künstlern in Erfahrung bringen könnte, und blieb in ängstlicher Erwartung daheim. War der Helfer nicht herbeizuschaffen, so gedachte ich mit dem Abendexpreßzug heimzureisen."

„Natürlich, der Halunke brachte die Adresse," murmelte der Oberst grimmig.

„Nein," lächelte sie, „er brachte sie nicht. Zwei Stunden darauf stand Georg selber vor mir."

Der Oberst stieß mit dem Fuß einen vorwitzigen Buchenspan in den Kamin zurück, erhob sich und tat ein paar Schritte ins Zimmer. „Verzeihen Sie, die Lampe flackert."

„Soll ich weiter erzählen?" fragte sie nach einer Weile.

Er wandte sich um. Männlich und straff stand er vor ihr.

„Darf ich mir eine Zwischenfrage erlauben, Gräfin?"

„Aber gewiß, lieber Freund."

„Wird das, was folgt, keine — verzeihen Sie — keine reguläre Liebesgeschichte?"

„Wollen Sie also weiter hören?"

Er nahm seinen Platz vor dem Kamin wieder ein. Aber in seinem Gesicht war ein unruhiger Zug, den sie bemerkte und der ein sonderbares, mädchenhaftes Gefühl in ihr wachrief. Eine feine Röte lief über ihre Schläfen, als sie weitersprach.

„Er sah sonnenverbrannt und hager aus, der gute Georg, auch war sein Anzug nicht ganz tadelsohne. Aber seine strahlenden Knabenaugen machten alles wett. ‚Frau Gräfin,' rief er, ‚wahrhaftig, es gibt bei uns noch mehr Leute, die sich aus der Stickluft von dannen machen? Und Sie! Gerade Sie! Nun können wir einmal an der Quelle revidieren, was mein alter Herr uns beim Unterricht alles zu sagen vergessen hat.'

‚Ich finde mich in Rom nicht zurecht. Wollen Sie mein Führer sein? Oder besser: mein Lehrer?'

‚Lehrer?' wiederholte er. ‚Lehren kann hier allein die Natur. Hier sprechen die Steine. Haben Sie das bei Ihren Wanderungen noch nicht vernommen?'

‚Ich bin schwerhörig geworden. Und ob ich überhaupt noch aufnahmefähig bin — ich zweifle fast daran.'

‚Frau Gräfin,' sagte er respektvoll, ‚ich weiß. Aber Sie sind doch immerhin erst fünfundzwanzig.'

‚Soll das ein Trost sein? Mit fünfundzwanzig schon so weit wie ich?'

‚Also Rom ist zunächst nichts für Sie,' fuhr er ruhig fort. ‚Erst heißt es: sich akklimatisieren, Land und Leute kennen lernen, die Sonne lieb gewinnen, das blaue, sagenhafte Meer. Und später, wenn das Glück uns wohl will, rücken wir in langsamen Tagemärschen gegen Rom vor.'

‚Wir? — Wollen Sie denn mit mir reisen?'

‚Aber natürlich! Soeben haben Sie mich doch als Führer engagiert. Das heißt — halt — Frau Gräfin, ich habe kein Geld.'

„Da war sie wieder, diese nie gekannte lachende Stimmung, der ich entgegenreisen wollte.

‚Das hat nicht Ihre Sorge zu sein,' erwiderte ich hastig, um nicht schon wieder den Mut zu verlieren, ‚ich nehme Sie ganz einfach zum Reisemarschall.'

‚Topp, dann können wir zum Bahnhof.'

‚Aber — brauchen Sie nicht erst nach Hause?' fragte ich erschreckt. ‚Ihre Reisevorbereitungen treffen?'

‚Menschen, die mit dem Glück segeln, sind immer reisefertig. Was ich brauche, erhalte ich überall.'

„Der Ton steckte an. Und der Mann, der ihn angeschlagen hatte, erschien meinen Augen, die so lange ins trübe Dunkel geblickt hatten, wie ein junger Sonnengott. Wir fuhren nach Neapel, wir fuhren im Wagen den Golf entlang nach Sorrent, nach Amalfi. Er lehrte mich sehen, Farben, Formen, Wunder über Wunder, und meine Seele erwachte zum Genießen. Das war das größte Wunder. Und alles dankte ich ihm, der sorglos und heiter an meiner Seite lachte und sprach, die Sagen des Altertums mit der Natur in Verbindung

brachte, geschichtliche Ereignisse einfließen ließ, mich die Kunst lehrte, sich der Künste zu freuen, sich des Lebens zu freuen, und der dennoch überall der sorgende, taktvolle Reisemarschall blieb. So kamen wir nach Sizilien.

‚Wenn es Ihnen recht ist, Frau Gräfin, schlagen wir in Taormina auf längere Zeit unsere Zelte auf. Dort können Sie sich auf Rom vorbereiten.‘

‚Weshalb gerade dort?‘

‚Entsinnen Sie sich, was ich Ihnen als das Herrlichste an Rom rühmte? Die Steine reden. Geben Sie acht, im alten Theater zu Taormina werden Sie es vernehmen.‘

‚Wollen wir nicht Messina bewundern?‘

‚Ach, Frau Gräfin, selbst das Meerungeheuer, die strudelköpfige Scylla, hat vor Langeweile diese Stadt verlassen.‘

„Ich sah ihn an, verwundert über sein Drängen. Aber als ich die freudige Unruhe in seinen Augen bemerkte, trieb es auch mich. ‚Kommen Sie, kommen Sie,‘ sagte er nur, ‚wer zum Throne gelangen will, darf sich im Vorsaal nicht aufhalten.‘

„Und am Abend standen wir hoch droben, an die Ringmauer des alten Theaters von Taormina gelehnt und blickten, staunten hinein in die erhabenste Schönheit Gottes. Phantastisch recken und strecken sich Felsen und Vorgebirge in die blaue See, die brandend an ihnen frißt. Blöcke schichten sich zu Bergen, und auf jeder Bergspitze ein Städtchen, ein Kastell, immer eins das andere an malerischer Form besiegend. Und immer weiter wanderte der Blick, die sagenhafte Küste des Odysseus, des Griechen verschlingenden Polyphem entlang. Die rote Abendsonne warf ihre Purpurgarben durch die geborstenen Mauern des Theaters, ließ die Säulen der Bühne wie roten Marmor flammen, ließ unter uns die Küste des alten Naxos zu neuem Reiz erschimmern wie vor Jahrtausenden, als die ersten Griechenfüße von Neuland suchenden Schiffen hier an Land sprangen. Die Sonne huldigte im Farbenrausch dem Herrscher Siziliens, dem grünumgürteten schneebedeckten Ätna und ließ in weiter, weiter Ferne, im letzten Sonnendunst, den Schatten der gestürzten Königin Syrakus uns ahnen ...

„Zu dieser Stunde der Offenbarung empfand ich, daß die Schönheit nie wieder aus meinem Leben verschwinden dürfe, und ich sah mich nach meinem Helfer um. —

„Auf die oberste Sitzreihe des Theaters gekauert, starrte der junge Freund auf die zertrümmerte, moosbewachsene Bühne, vor der wie ein der Auferstehung harrender Reichtum Marmorblöcke, Säulenschäfte und Kapitäle schlummerten. Seine Augen glühten. So mußten Künstleraugen glühen.

‚Was schaffen Sie, Georg?‘

‚Ja, ich schaffe ...‘

‚Was arbeiten Sie eigentlich, Georg? Ich habe Sie nie gefragt.‘

‚Weshalb einen Ausdruck dafür suchen? Ob man in Stein, Farben oder Worten dichtet — die Schöpferfreude tut's.‘

‚Lassen Sie mich teilnehmen,‘ bat ich leise, und er rückte zur Seite.

‚Sehen Sie,‘ sagte er und beschrieb mit der Hand einen Kreis über all die leuchtende Herrlichkeit, ‚hier ist Gottes Geschichtsbuch. Hier liegen die Kulturen von Jahrtausenden in Schichten aufeinander. Wen die Götter lieben, der darf ein Lied aus dem Buche singen, unzähligen Liedern das Leben wiedergeben. Vorwärts!‘ rief er und klatschte in die Hände. ‚Den Vorhang hoch!‘

„Er beugte sich vornüber, mit großen lachenden Augen und schlug befehlshaberisch mit der Hand auf die Mauer. Und ich beugte mich mit vor, erregt und lachend. ‚So lassen Sie doch beginnen, Dichter!‘

‚Schauen Sie hin! Der braune Kerl da ist ein Sikuler, ein Ureinwohner. Er fegt die Bühne sauber für die Gäste, die ihn aus dem Hause werfen. Hierher, armer, betrogener Bursche! Lagere dich zu den Füßen der Dame. Scheu bietet er Ihnen einen blühenden Orangenzweig aus seinen Wäldern, Frau Gräfin. Und jetzt! Hören Sie die feine Musik, die Flötenbläserinnen? Von der See herauf wallt ein Zug festlich gewandeter Griechen, über die Bühne schreitet der Chor, griechische Kultur in den feierlich erhobenen Händen, die Schar der lorbeergeschmückten Künstler inmitten. Götterbilder erheben sich, Tempel wölben sich über den Bildern, Städte wachsen um die Tempelhallen. Und die Menschen wachsen mit und ihre Gedanken wachsen über sie hinaus, schon greifen sie nach dem Sitz der Götter, die Griechenknaben, da — da — Vernehmen Sie den Schrei? Sehen Sie,

wie der Chor angstverzerrt über die Bühne stiebt? Die Götter haben den Arm gereckt. Karthager über Euch! Weinend schleppt sich ein Griechenflüchtling heran. Er nimmt den Lorbeerkranz vom Haupt und legt ihn Euch zu Füßen, Herrin. Und auf der Bühne frißt der erzene Moloch Karthagos das Griechentum, und in seinem feurigen Bauche verschwinden Helden und Künstler . . .'

‚Wer naht dort?'

‚Kennen Sie nicht den »Schritt der Legionen«? Rom ist's, das gestern hungrig war und heute. Es läßt die Völker sterben bis auf Nam' und Art, ob es sich kaiserlich, ob es sich päpstlich nannte. Ah, wie es sich auf Aktschlüsse versteht! Es macht ganze Arbeit. Bildsäulen, Gold und Edelgestein packt es in seinen Räubersack. Keine Blume zur Huldigung? Verzeiht, Rom gibt nichts umsonst. Laßt den blutenden Karthager zufrieden! Er will zu meiner Herrin! Da bringt er Ihnen eine Aloe, die er aus der afrikanischen Heimat hierher verpflanzte. Wie sein letzter Blutstropfen glüht ihre Blüte . . .'

„Der Freund sprang auf und wies auf die See. ‚Eine Zauberblume ist's. Sie zwingt von neuem afrikanisches Blut über das enge Meer, und die Flut, die heranwogt, ist die Sarazenenflut. Hei, wie sie die Felsen, wie sie die Bühne erklettern, die sehnigen, geschmeidigen Kerle. Da wirft Ihnen der Führer eine Rose zu. Fangen Sie auf, schöne Frau, diese moslemitische Bande versteht sich auf Frauenschönheit. Neue Dekorationen schleppen sie herbei. Wo weiße Griechentempel, wo semitische Götzen, wo römische Altäre standen, wölben sich die Kuppeln der Moscheen in bunter Mosaik und Muhammed wird gewaltiger als die Götter der Himmel. Noch einmal werden die Trümmer der Vergangenheit in Trümmer geschlagen, auf den Trümmern neu aufgebaut, Sarazenennamen verschlingen die Namen der Städte, das Halbmondbanner rauscht über Sizilien.'

‚Weiter, weiter!' drängte ich und griff nach seiner Hand. Er preßte sie, daß es schmerzte.

‚Hoho! Das Stück ist noch nicht zu Ende. Auf der Bühne drängen sie nach vorn, weichen taumelnd zurück. Blonde, blauäugige Männer erscheinen in der Kulisse. Sie stürmen vor, sie packen zu. Die Normannen sind da! Das Theater hallt wider vom Kampfgeschrei. Vom Jauchzen der blonden Sieger. Stille ringsum. Die Hohenstaufen reiten auf die Walstatt. Deutschlands Kaiser streckt das Schwert über das blutgedüngte Sizilien . . .'

‚Bringt er mir keine Blume mit? Sie haben mich verwöhnt.'

‚Er trägt eine vorn ins Panzerhemd genestelt. Die blaue Blume der Romantik! Ich hole sie Ihnen. —'

— „Wie es kam, lieber Freund?" sagte die Gräfin leise und berührte des Hörers Hand, der in sich versunken am Kamine saß. „Wir waren in Dichters Landen. Ein Prinz, so schien mir, hatte ein Gänsemädel hineingeführt. Und der Prinz kniete vor mir, mit lachendem Gesicht, mit Augen, in denen die Freude über meine Freude stand, und ich nahm dies Antlitz in beide Hände . . ."

„Still," sagte der Oberst, „ich fragte nicht danach."

Die Gräfin hatte sich zurückgelehnt. Sie hielt die Augen geschlossen.

„Eine Frau muß eine Erinnerung haben. Ich hatte bis dahin keine. Nimmt es Sie wunder, daß da mein Herz aufsprang, staunend, hingerissen von der Natur und dem ersten Menschen, der sie mir kündete? Daß ich selig wie ein junges Mädchen war? ‚Du . . .' stammelte es vor mir, unter meinen Händen hervor, auf denen ich seine Lippen spürte, und ich erwiderte ihm, wie einen Dank: ‚Morgen, morgen — sollst Du es wissen . . .'

„Arm in Arm gingen wir durch den Abend heim, das ‚morgen' erwartend. Die Sonne kam, aber nicht der Freund. Er lag in seinem Zimmer, fiebernd. Man holte einen italienischen Arzt herbei, ein Männchen aus der alten Schule, das sich nicht zu helfen wußte. Mit Mühe schafften wir den Erkrankten im Wagen zur Station. Wir saßen im reservierten Abteil, sein Kopf hing matt auf meiner Schulter, und ich hielt seine fieberheißen Hände. In einer Stunde waren wir in Messina, ein Wagen erwartete uns am Bahnhof und brachte uns zum Hospital. Die Sonne ging unter . . .

„Ich saß Tag und Nacht an seinem Lager und ließ mich nicht verscheuchen. ‚Er hat zu wenig an seinen Körper gedacht',

sagte der Arzt, ‚da hilft auch Chinin nicht mehr.‘ Der Kranke phantasierte. Er schuf ein Bühnenwerk und sprach Verse, die mich erschütterten. Dann fuhr er auf und legte mir den Arm um den Hals. ‚Soll ich es Dir kaufen, das Theater von Taormina?‘ — ‚Ich habe es ja schon in Besitz genommen‘, und ich bettete ihn in die Kissen zurück. — ‚Und mich, mich nahmst Du auch in Besitz.‘ — ‚Werde gesund,‘ bat ich, ‚es wird Großes aus Dir werden.‘ Und er antwortete sinnend: ‚Wenn die Götter mich lieben — und ich früh sterbe — ein Dichter —! Ich weiß nicht, ob ich noch wünschen soll, gesund zu werden ...‘ — ‚Mein Dichter,‘ sagte ich und drängte die Tränen zurück. — ‚Siehst Du es,‘ meinte er, und in seinen Augen stand ein Licht, ‚das bin ich geworden. Dein Dichter. Könnte ich noch mehr erreichen ...?‘

„In der Frühe, als die Morgensonne kam, starb er in meinen Armen. Er trug ein heimlich Diadem. Kein Mensch sah es als ich.“

Der Oberst erhob sich und trat ans Fenster. Er schob den Vorhang beiseite und blickte lange in die mondhelle Winternacht, in die klare, deutsche Landschaft.

„Frau Ella, nun möchte ich Ihnen auch ein Bild zeigen.“

Sie trat zu ihm, und ihr Blick flog über den stillen Gutshof, über die stillen Felder.

„Hier wurzeln Sie, Frau Ella. Haben Ihnen das die zehn Jahre pietätvoller Schwärmerei noch immer nicht gesagt?“

„Sie verstehen mich nicht, lieber Freund.“

„Ob ich Sie verstehe! Und Ihr Freund, der Dichter, hat Sie auch verstanden.“

„Ich glaube es.“

„Nicht so. Sondern wie ich Sie verstehe. Die Todesstunde schärft die Augen. Und als er sich mit seinen letzten Worten ‚Ihren Dichter‘ nannte, fügte er in klarer Erkenntnis hinzu: ‚Könnte ich noch mehr erreichen?‘ Gräfin, deshalb wollte er nicht gesund werden.“

„Weshalb ...?“

„Weil er Ihres Wesens Kern kannte. Weil er wußte, daß bei Ihnen nach der Stunde poesievollen Schwärmens, nach der sich einmal jede Frauenseele sehnt, der Drang nach Betätigung, nach werktätiger Arbeit wiederkehren würde; daß die fröhliche Bohèmewirtschaft, zu der allein seine Natur veranlagt war, Sie trostloser gemacht haben würde, als die Gefangenschaft zuvor. Sie haben einen zu sehr auf Ordnung und Reinlichkeit gerichteten Sinn, liebe Gräfin. Der Farbenrausch des Südens hatte ihn nur benommen. Das klingt nüchtern. Aber es paßt zu unserer Landschaft. Und wir lieben diese Scholle in ihrer herben Schönheit, und wir lieben den geradblickenden, gesunden Schlag ihrer Menschen.“

„Oberst, Sie schätzen mich zu gering ein.“

„Nein, bei Gott nicht, und ich verehre Sie um Ihrer Treue willen nur noch mehr. Aber es ist die Treue, wie man sie einem schönen Gedicht aus der Mädchenzeit hält. Alle diese Bücher“ — er wies mit ruhigem Lächeln auf die Bücherreihen — „sollten Ihnen das Gedicht und die Freude an dem Gedicht wiederbringen. Fanden Sie das Glück wirklich in der abgeschiedenen Stille Ihrer Bücherei? Oder spürten Sie es im Sausen und Brausen, wenn die deutsche Gutsherrin auf kräftigem Fuchs über ihre Äcker galoppierte? Gräfin, betrügen Sie sich nicht ein ganzes, köstliches Leben hindurch mit einer Episode des Lebens. Man schlüpft nicht in ein Kleid, das einem nicht gehört. Man sprengt doch eines Tages die Nähte. Hierher gehören Sie, zu Frauen und Männern unserer Art. Ein Tröpfchen romantischen Blutes haben wir alle, und mich treibt es jetzt dazu, Ihnen trotz des Schattens, den Sie gegen mich kämpfen lassen, gerade in dieser Stunde auszusprechen: Ich liebe Sie *mehr*! Und ich will Sie glücklicher machen, als die Erinnerungen. Ich biete Ihnen keine Gedicht, ich biete Ihnen ein Leben.“

„Das bot er mir auch ...“

„Nein, er bot Ihnen seinen Tod, ich Ihnen das Leben!“

„Kennen Sie das wehmütige Sprichwort, Oberst: ‚Wen die Götter lieben, der stirbt jung‘?“

„So sollen sie mich mit ihrer Liebe ungeschoren lassen.“

„Nein, Oberst, Sie sind kein Dichter.“

„Gehört das zu den Forderungen, die Sie an Ihre Freunde stellen?“

„Sie verspotten mich.“

„Nur mich selber. Weil ich nur lernte, erst den Säbel, dann die Pflugschar führen. Denken Sie, ich hielt das bis heute auch

für Poesie. Aber da ich Anwartschaft darauf habe, steinalt zu werden — meine Vorfahren waren eine zähe Sorte und haben sich gewaltig ihres Lebens gefreut — so werden die Götter Taorminas wohl anders über meine Poesie denken. Gute Nacht, Gräfin, ich hole mir meinen Gaul selber aus dem Stall."

Straff und aufrecht stand er vor ihr. Dann beugte er sich, küßte ihre Hand und ging hinaus.

„So warten Sie doch. Ich begleite Sie in den Stall."

„Es ist ein ganz gewöhnliches Pferd, Gräfin, ohne Flügel. Aber dafür um so zuverlässiger."

Von der Freitreppe aus sah sie, wie er sich in den Sattel schwang. Roß und Reiter verwuchsen in eins. Ganz feine Flocken tanzten. „Prachtvoll!" rief er zurück. „Das wird ein Ritt." —

Als sie ins Haus zurückkehrte, blickte sie sich um. War es hier immer so leer? Sie ging in die Bibliothek, nahm ein Buch und setzte sich vor den Kamin. Nein, nicht lesen. Es war eine lebendige Stimme im Zimmer.

Sie stand auf und stellte sich ans Fenster. In der heimischen Winternacht sollten die Erinnerungen südlicher Sonnenstunden um sie sein. „Georg," sagte sie vor sich hin, um seine Gestalt zu beschwören. Aber sie kam nicht. Sie sah nicht seine Augen, hörte nicht sein Lachen. Sie strengte sich an, das Dunkel zu durchdringen, zehn Jahre rastloser Gutsarbeit zu verscheuchen. Er kam nicht. Und vor wenigen Augenblicken noch hatte sie von ihm erzählt, erzählt, wie man ein Gedicht erzählt, wie Mädchen erzählen. Nicht wie Frauen.

„Georg . . ."

Und Stunden hindurch stand sie am Fenster und wartete auf ein Gesicht, das nicht kommen wollte, das nicht kommen konnte, da die schwärmerischen Mädchenaugen, die es einst erschaut, auch nicht mehr waren . . .

Fernhin ein Klang, wie ein Liedklang . . .

* * *

Glänzend weiß lagen die Felder in der Morgensonne. Der Gutsherrin, die vom Tore aus Umschau hielt, fielen ein paar Worte ein vom gestrigen Tage. „Unsere Heimat ist die schönste." — „Weil sie die stillste ist . . ." — „Im Winter. Damit wir Muße haben, abzuschließen und — neu zu erschließen."

Lohnte sich das wirklich noch? ‚Das Leben fängt dann an, wenn man es packt,' tönte es in ihrem Ohr. Ein Manneswort.

„Hallo, Friedrich, so früh? Ihrem Herrn geht es doch gut?"

Der Mann verhielt sein Pferd. „Der Herr Oberst haben die ganze Nacht geschrieben," sagte er bekümmert. „Kein Bett angerührt."

„Geben Sie her, was Sie für mich haben."

Sie nahm dem Alten den Brief aus der Hand, ließ ihn stehen und eilte ins Haus. Ein Abschied? Nun zitterten gar die Hände. Dann riß sie das Kuvert auf. Lesen mußte sie doch.

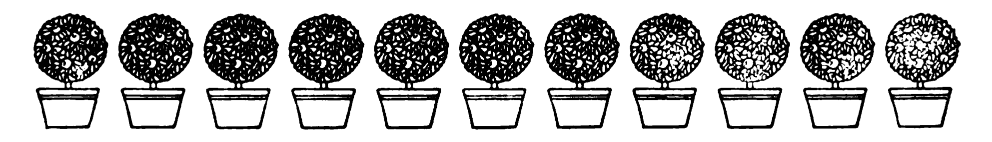
Als sie das Blatt sinken ließ, standen ihr die Augen voll Tränen. „Mein Gott," lachte sie, „mein Gott, wie fürchterlich! Ein — Liebesgedicht." Und unter dem Gedichte stand in markigen Zügen: „Teuerste Gräfin, ist das schön? Oder ist das scheußlich? Und doch habe ich es, bevor ich das alles in diese vertrackten Worte zwang, wunderbar schön empfunden. Muß man Strophen drechseln können, um ein Dichter zu sein? Kommen Sie hinaus, auf die verschneiten Äcker. Dort liegt Gedicht an Gedicht. Und wer Augen hat, sie zu sehen, dem gehören sie, der ist ihr Dichter! Kommen Sie, Gräfin. Es ist ein Preiswettsingen. Ich stelle mich."

Sie öffnete das Fenster, daß es klirrte.

„Johann, meinen Fuchs!"

Sie zog den Reitrock über und drückte den Hut auf die Flechten. Und noch einmal las sie die stolpernden Verse. „Nein," lachte sie, „dafür lieben Dich die Götter nicht. Aber die Menschen müssen Dich lieben."

Sie sprengte aus dem Tor und freute sich ihrer Kraft, mit der sie den Gaul in den Zügeln hielt. Der Schnee stiebte unter den eiligen Hufen. Fern an der Feldmark, die die Güter schied, gewahrte sie einen Reiter, der Ausschau hielt. Da setzte sich sein Pferd auch schon in langgestreckten Galopp. Und sie riß den Hut vom Kopf und winkte dem Reiter entgegen . . .



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Die letzte Weltausstellung unter dem zweiten Kaiserreich.

Persönliche Erinnerungen von Professor Ludwig Pietsch.

Mit der allgemeinen Industrieausstellung in dem, im Hydepark zu London errichteten, Glas- und Eisenpalast war im Sommer 1851 die Aera der Weltausstellungen eröffnet worden. Bis dahin hatte man nur nationale Industrieausstellungen, die in einzelnen Hauptstädten Europas nach langen vieljährigen Zwischenräumen veranstaltet wurden, und die in jedem Jahr, oder jedem zweiten, stattfindenden Kunstausstellungen gekannt. Der Erfolg jener ersten Londoner war enorm gewesen. Die Welt war voll ihres Ruhmes. Die Berichte über ihre Herrlichkeiten strömten über von Bewunderung.

Dies glänzende Vorbild, dies glorreiche Gelingen des ersten Versuches auf dem neuen Gebiet mußten zur Nacheiferung reizen. Vor allem wurden dadurch das Selbstgefühl und die Eitelkeit der Franzosen erregt. Was London gekonnt und erreicht hatte, mußte Paris erst recht können und erreichen. Napoleon III. erkannte ganz richtig, daß die Veranstaltung einer solchen Weltausstellung in der Hauptstadt seines jungen Kaiserreichs den Glanz seiner Regierung noch vermehren müsse. Zumal wenn das große Unternehmen in einer Zeit ausgeführt würde, in der Frankreich in einen großen Krieg verwickelt war, mußte es der staunenden Welt doppelt imponieren und ihr den höchsten Begriff von der Kraft, dem Selbstvertrauen, der Blüte und den unerschöpflichen Mitteln Frankreichs unter der Herrschaft des dritten Napoleon, als des sogenannten Retters der Gesellschaft, geben. So wurde, während das französische Heer noch immer, wie seit acht Monaten vergeblich im Verein mit den verbündeten türkischen, britischen und sardinischen Heeren die zäh verteidigte gewaltige Veste Sebastopol fern im Osten bestürmte, im Mai 1855 die erste Pariser Weltausstellung durch den Kaiser eröffnet, dem die Geburt eines Sohnes und Erben im März desselben Jahres die ersehnte und beglückende Bürgschaft des dauernden Bestandes seiner Dynastie gegeben zu haben schien.

Diese Ausstellung war noch in verhältnismäßig bescheidenen Dimensionen gehalten. Der schöne Industriepalast in den Champs Elisees, der in den folgenden Jahren bis zu seiner Niederlegung 1899 als Lokal der großen Kunstausstellung, des Pariser „Salon" verwendet wurde, genügte, um die ganze Weltausstellung von 1855 mit ihren Industrie- und Kunstschätzen aller Nationen aufzunehmen. Aber der Eindruck blieb hinter dem der ersten Londoner nicht zurück. Noch vor ihrem Schluß, um die Mitte des September trafen, um das Glück des Kaiserreichs vollständig zu machen, den Stolz der Franzosen aufs höchste zu steigern und Paris in einen wahren Freudentaumel zu versetzen, die Siegesbotschaften von der Erstürmung des Malakoff, des furchtbarsten Forts in der Befestigungslinie der Südhälfte Sebastopols, und bald auch von der vollständigen Eroberung der Festung ein.

Sieben Jahre später veranstaltete England seine zweite Weltausstellung in London. Sie war zwar bedeutend umfang- und inhaltreicher als die erste. Statt der an dieser beteiligten 14000 Aussteller zählte man deren 24671. Aber den die Phantasie der Menschen blendenden Glanz und Ruhm der ersten erreichte sie dennoch nicht.

Die Franzosen ließen elf Jahre nach ihrer ersten Pariser Weltausstellung vergehen, bis sie wieder die Zeit für gekommen hielten, eine zweite und in bedeutend größerem Maßstab angelegte ins Leben zu rufen. Im Jahre 1866 begann man mit den Vorbereitungen. Auf dem weiten Marsfelde, das sich am linken Seineufer im Pariser Westen zwischen dem riesigen Gebäude der Militärschule und dem Strom ausbreitet, wurde der ganz eigenartige Ausstellungspalast nach dem Projekt der Ingenieure Frégouls und Bousquel und wurde ein Heer von Kiosken und Pavillons für Sonderausstellungen aller Art errichtet. Die Jenabrücke, die auf das Marsfeld mündet, stieß am rechten Ufer auf einen wüsten grasigen Abhang des höheren Plateaus, auf dem die dortigen Stadtteile liegen, den sogenannten Trocadero. Er wurde terrassiert und mit anmutigen gärtnerischen Anlagen zu beiden Seiten der mittleren breiten Straße geschmückt, die von seiner Höhe zur Jenabrücke herabführt. Rings um das Marsfeld, das Ausstellungsterrain, wuchsen die neuen Hotels und Restaurants wie Pilze aus der Erde. Eine Ringeisenbahn wurde gebaut, die im Westen des Ausstellungsfeldes beim Point de Jour auf hohen Pfeilern über die Seine setzte. Und ganz Paris, einen ungeheuren Zustrom von Fremden aus allen Ländern der Erde erwartend, machte glänzende Toilette und schickte sich an, die Gäste zu empfangen und sie gründlich zu rupfen.

Das französische Kaiserreich befand sich dem äußeren Anschein nach noch im Vollbesitz seiner Macht. Durch den siegreichen Krieg gegen Österreich zur Befreiung Italiens, durch die Erwerbung von Nizza und Savoyen, und durch die ersten Erfolge des mexikanischen Abenteuers (1863) hatte es Frankreich zur ersten gefürchtetsten Macht

Europas erhoben. Aber dem feineren Ohr vernehmbar ging doch bereits ein leises Knistern durch den stolzen prächtigen Bau. Preußens, den Franzosen gänzlich unerwarteter Sieg über Österreich und die mit ihm verbündeten deutschen Kleinstaaten, dann die Gründung des Norddeutschen Bundes hatte die „points noirs“ am Horizont des Kaiserreichs aufsteigen lassen. Unter dem Druck der Drohung der Vereinigten Staaten von Nordamerika hatte die französische Regierung das mexikanische Expeditionskorps zurückziehen müssen. Die Schöpfung Napoleons, der mexikanische Kaiserthron, war von ersterem hilflos preisgegeben worden und immer drohendere Zeichen seines bevorstehenden Untergangs stellten sich ein. In den friedlichen Ausgang des anfangs so drohenden Konflikts mit Preußen-Norddeutschland wegen der Luxemburger Angelegenheit sah die französische Nationalpartei eine ungesühnte Beleidigung der Nation und beschuldigte die kaiserliche Regierung der Schwäche, der Feigheit, des Verrats an der Ehre Frankreichs. Aber noch bewahrte Napoleon III. seine siegesbewußte Haltung. Noch war das Prestige des Kaiserreichs im Auslande nicht zerstört, und seiner Einladung, das große Schauspiel des friedlichen Wettkampfes aller Kulturnationen durch ihre Gegenwart zu ehren und zu weihen, waren die Souveräne der alten „legitimen“ Throne Europas willig gefolgt. Kaiser Alexander II. von Rußland, König Wilhelm I. von Preußen mit seinem gefürchteten Ratgeber, dem Grafen Bismarck, der König der Belgier, der Graf von Flandern, der britische und der preußische Thronfolger mit seiner Gemahlin, der „Beherrscher der Gläubigen“, Sultan Abdul Aziz, der Herzog von Aosta, Ismael Pascha, der Vizekönig von Ägypten, sie alle erschienen teils gleichzeitig, teils nacheinander in der „Hauptstadt der Zivilisation“.

Die großen Zeitungen auch in den deutschen Hauptstädten konnten nicht umhin, Mitarbeiter nach Paris zu entsenden, die ihren erwartungsvollen Lesern die Wunder dieser Weltausstellung von nie dagewesener Großartigkeit und Schönheit schildern sollten. Trotzdem sie noch ganz unfertig war, hatte ihre Eröffnung bereits Anfang April stattgefunden. Zwei Monate später wurde ich von den Eigentümern der Vossischen Zeitung mit der Sendung dorthin zum Zweck der Berichterstattung betraut. Seit drei Jahren war ich dieser ältesten, damals verbreitetsten einflußreichsten und populärsten Zeitung Berlins fest attachiert. Vor vier Jahren verlebte ich mehrere Sommermonate in Paris, um das Studium der Malerei, die ich über dem Illustrationszeichnen vierzehn Jahre lang gänzlich zurückgestellt hatte, noch einmal wieder aufzunehmen. Meine Liebe für Paris war durch jene Erfüllung meines lange gehegten heißen Wunsches fort und fort gewachsen. Ich hatte dort teure Freunde und befreundete Familien wohnen, nach deren Wiedersehen mich dringend verlangte. Der Gedanke, wieder während einiger Monate in Paris hausen zu sollen, machte mich überglücklich. Mit Freuden nahm ich den Auftrag an, wenn ich mir auch beschämt gestehen mußte, daß mir zur Berichterstattung über den Hauptteil der Weltausstellung, den industriellen und kunstgewerblichen, damals noch so ziemlich alle notwendigen Vorkenntnisse, Erfahrungen und Einsichten fehlten. Von innigem Glücksgefühl erfüllt, traf ich am 8. Juni in Paris ein, betrat ich wieder die vertrauten, wohlbekannten Straßen und Plätze, die ich vor vier Jahren trauernd verlassen hatte. An jenem Abend wurde ein großer Ball im Hotel de Ville vom Präfekten und der Munizipalität gegeben. Ich sah die Glaskutschen der fürstlichen Gäste die Rue Rivoli hinabrollen, denen Ehreneskorten glänzender Kürassiere voraus- und nachsprengten, und erkannte hinter den Scheiben der einen König Wilhelms Kopf und seine in die rote Galauniform des Regiments Gardes du Corps gekleidete Gestalt. Er war, vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm und dessen junger Gemahlin Viktoria und vom Grafen Bismarck begleitet, vor acht bis zehn Tagen in Paris eingetroffen, vom Kaiser und der schönen Kaiserin mit allen Ehren empfangen worden und im Pavillon de Flore des neuen Louvrepalastes einquartiert. Die Anwesenheit dieser erlauchten Besucher war für mich persönlich noch von besonderer Wichtigkeit, da ich außer meinem literarischen Auftrag, auch (von der Redaktion des „Daheim“) den künstlerischen mit nach Paris gebracht hatte, unter anderen Szenen von der Weltausstellung auch einen Besuch bestimmter Abteilungen durch den König und Bismarck, anderer durch den Kronprinzen für das genannte Wochenblatt zu zeichnen, für das ich seit seiner Begründung bereits vielfach tätig gewesen war. In Paris zitterte an jenem Tage die Aufregung noch nach, in welche das Attentat Beresowskis auf Kaiser Alexander am 6. Juni bei seiner Rückkehr von der großen Parade zu Longchamps die Bevölkerung, die Regierung und die hohen Gäste versetzt hatte.

Manche befreundete hervorragende Berliner Künstler fand ich bereits seit einiger Zeit in Paris anwesend, die mir begeistert von den Herrlichkeiten der Ausstellung erzählten: den großen Berliner Bildhauer Prof. Drake, Horschelt, den berühmten Kriegsmaler der russischen Kaukasuskämpfe, Paul Meyerheim, der damals bereits seit einem Jahre dort studiert und gemalt hatte und in dem Salon jenes Jahres für sein köstliches Menageriebild „Der Schlangenbändiger“ durch die Verleihung der Goldenen Medaille zweiter Klasse ausgezeichnet worden war; Ludwig Knaus, der nach längerer Abwesenheit wieder einmal die schöne Wiege seines Weltruhms besuchte, Wilhelm Gentz, den Orientmaler, der in Paris seine künstlerische Bildung empfangen hatte; ferner den die größesten Hoffnungen schon durch seine ersten Schöpfungen erweckenden Anton v. Werner, den Hofmaler Prof. Dr. Otto Heyden u. a. m. Adolf Menzels und Georg Bleibtreus Kommen war uns in sichere Aussicht gestellt. Ebenso bestimmt durfte ich die Ankunft meines lieben jungen Freundes Dr. Julius Lessing von Berlin, der mit der Berichterstattung für die Nationalzeitung betraut zu werden hoffte, und die des mir teuersten Mannes unter den Lebenden, Iwan Turgenjews, erwarten, der von Baden-Baden herüberzukommen versprochen hatte. Die mir nächst befreundete Pariser Familie, die des geschätzten belgischen

Genremalers Baugniet, des Onkels meiner Freundin, der großen Sängerin Desirée Artôt, war vollzählig in ihrer reizenden ländlichen Besitzung zu Villa d'Avray bei Paris anwesend. Gleyre, in dessen Atelier ich 1863 gearbeitet hatte, der berühmte schweizerisch-französische Maler; Albert Wolff, der gefeierte Journalist, die Hauptkraft des „Figaro", Pommey, der Maler, und Roux, der vielbeschäftigte Illustrator, mit ihren liebenswürdigen Frauen; Schwertführer, der ausgezeichnete Holzschneider, Arthur Levysohn, der ständige Korrespondent der Kölnischen Zeitung — alle diese alten Freunde würde ich in Paris wiederfinden. So konnte ich dort in jeder Hinsicht angenehmen, nicht nur willkommener Arbeit gewidmeten, sondern auch durch freundschaftlichen, intimen, geistig angeregten und anregenden Verkehr mit verständnisvollen Menschen verschönten und bereicherten Tagen mit froher Gewißheit entgegensehen.

Eine meiner ersten Ausfahrten war die auf der Ringbahn um das Marsfeld, in dessen ganzer Umgebung weithin ein aus tausend Stimmen, Klängen und Geräuschen gemischter Lärm die Nähe des großen Weltjahrmarkts verkündete. Da lag, von Flaggenmasten umstanden, von deren Spitze Banner in den Farben aller Nationen wallten und wehten, inmitten von Gartenanlagen mit eingepflanzten alten und jungen Bäumen, Bosketts und Blumenbeeten und einer dazwischen verstreuten ganzen Stadt aus Türmen, Kiosken und Pavillons, die in mannigfaltigsten abenteuerlichsten Formen und Dekorierungen aufgeführt waren, von unter freiem Himmel ausgestellten kolossalen Monumenten und Gruppen von besondern Erzeugnissen der Metall- und der Steinindustrie — da lag zwischen all dem das ungeheure rötlich gestrichene Eisengebäude von nie zuvor gesehener Gestalt: ein annähernd elliptischer Bau, aus konzentrischen, ringförmigen Hallen zusammengesetzt. Durch das hier zur Ausführung gelangte Projekt der obengenannten Ingenieur-Architekten war hier die Aufgabe eines solchen Weltausstellungspalastes in der einfachsten, klarsten und vollkommensten Weise gelöst worden. Jede dieser acht Ringhallen war zur Aufnahme einer der großen Hauptgruppen menschlicher Kunst- und Industrie-Erzeugnisse bestimmt. Den innersten von diesen Ringen umschlossenen Kern bildete ein reizender Garten, der mit darin ausgestellten erlesenen plastischen Bildwerken französischer Meister geschmückt war. Zwei breite, sich rechtwinkelig kreuzende Avenuen durchschnitten den ganzen Bau. Die eine in der mittleren Längsachse von Nord nach Süd, von der Mündung der Jenabrücke bis zur Militärschule, die andere in der Querachse von Ost nach West. Zu jeder Seite der ersteren zog sich je eine schmälere Straße der großen Avenue parallel, alle Ringe durchschneidend, von dem inneren Garten aus bis zur nördlichen und südlichen Schmalseite der Ellipse. Je zwei Straßen auf jeder Seite der östlichen wie der westlichen Hälfte der mittleren Querachse aber durchschnitten die Ringe in radialer Richtung nach der Längsseite hin. Zwischen diesen je drei Straßen im Süd- und Nordteil des Gebäudes und den je fünf des Ost- und Westteils waren die eingesendeten Erzeugnisse der beteiligten Nationen bezw. Staaten ausgestellt. Durchwandelte man eine der Ringhallen, so sah man nur die Erzeugnisse **einer** Gruppe, wie sie in den Ländern aller dieser Nationen hergestellt waren. Ging man durch eine der die Hallen durchschneidenden Straßen, so boten sich unserer Betrachtung die Erzeugnisse aller Gruppen, die von der betreffenden Nation oder mehrerer in einer dieser Abteilungen vereinigten Staaten, hervorgebracht waren. Die äußerste Ringhalle nahmen die Restaurationen und Cafés der verschiedenen Völker ein. Darauf folgte die Halle mit den Nahrungsmitteln und Getränken; dann die riesige Halle mit den arbeitenden Maschinen und den Produkten der großen Metallindustrien; dann die Halle mit den Erzeugnissen der Künste des Nutzens: also Bekleidung, Wohnung, Möbel, Teppiche, Glas, Porzellan, Fayence, Hausschmuck- und Einrichtungsgegenstände; dann die Halle mit dem „Material der freien Künste"; dazu gehörten die Typographie, die Photographie, der Bilddruck, der Buchschmuck, die Musikinstrumente; endlich die mit den in den letzten zehn Jahren geschaffenen Werke der neueren Kunst. Der innerste Ring, zunächst dem reizenden innersten Gartenraum, war, wie es offiziell hieß, für die Ausstellung von Gegenständen „zur Geschichte der Arbeit" vorbehalten. Das aber erwies sich als ein sehr unbestimmter Begriff. Zu einem großen Teile war diese Galerie mit einer Fülle der köstlichsten Antiquitäten, Möbel, Edelmetall- und Juwelierarbeiten, Bronzen, Fayencen, Porzellanen, Emaillen, Elfenbein- und Holzschnitzereien, Gobelins und Miniaturen aus dem XVI., XVII. und XVIII. Jahrhundert aus den Sammlungen reicher Kunstliebhaber gefüllt, zum Teil aber auch von seiten der Regierungen einzelner Staaten mit willkürlich zusammengetragenen Erzeugnissen ganz anderer Art. Die preußischen Kommissare waren ersichtlich in arger Verlegenheit gewesen, was sie in den uns eingeräumten Abschnitt dieser innersten Ringhalle hineinbringen sollten. So zeigte sich dort schließlich ein wunderliches Sammelsurium. Innerhalb kahl gelassener weißer Wände sah man einen Karton von P. v. Cornelius' „Thomas vor Christus", einen Teil der damals vom Staat angekauften Minutolischen Sammlung keramischer Erzeugnisse; die Schinkel-Beuthschen Vorlagen für Fabrikanten und Handwerker, einige Aquarellen des Berliner Architekten Kolscher — dieses großen Talents für Raumdekoration, eines Vorläufers der Reformbewegung auf kunstgewerblichem Gebiet — ausgestattete Wohnungsräume darstellend, einige Gipsabgüsse und — Kinderbücher mit Holzschnitt-Illustrationen von Oskar Pletsch! —

Die ganze Hälfte des Gebäudes östlich von der es in seiner mittleren Längsachse durchschneidenden Grande Avenue, deren Länge ziemlich genau der unserer Leipziger Straße vom Tor bis zum Spittelmarkt entsprach, hatte sich das französische Kaiserreich für seine Erzeugnisse vorbehalten, ausschließlich eines kleinen Dreiecks — gleichsam eines Tortenausschnitts —, das dem Königreich Belgien zugewiesen war. In die Westhälfte hatten sich alle anderen Nationen oder Staaten teilen müssen.

Aber für die Ausstellung der Natur-, Industrie- und Kunstprodukte aller dieser Völker reichte der Innenraum des Hauptgebäudes nicht entfernt aus. Der für dies Friedensfest der Nationen geschaffene Park bot Raum genug für zahlreiche Nebenbauten, in den noch eine Menge von Erzeugnissen aller Art zur Schau gebracht werden konnte. Von den vier Quartieren dieses Parks waren die östlichen zum großen Teil von Treibhäusern, den Blumen- und Fruchtausstellungen, Aquarien, Grottenwerken, Brunnenanlagen eingenommen. Aber was alles beherbergte dieser aus ödem Sandfelde hervorgezauberte Park nicht außerdem noch! Da fand man die großen Gruppen: lebende Produkte der Landwirtschaft; Gegenstände, die ausgeführt sind, um zur Verbesserung der physischen und moralischen Lage der Bevölkerung beizutragen; Materialien und Methoden des Jugendunterrichts; Bibliotheken und Materialien für die Belehrung der reiferen Jugend, der Familien, sowie der Werkstätten und Kommunen; Möbel, Bekleidungen, Nahrungsgegenstände, welche praktische Nützlichkeit mit billigen Preisen verbinden; Gesundheit und Wohlbehagen befördernde und dabei wohlfeile Wohnungen — eine Gruppe, zu der auch das später mit einem ersten Preise gekrönte Ausstellungsobjekt Kaiser Napoleons selbst, das Muster-Wohnhaus für Arbeiterfamilien, gehörte —, Arbeits-Instrumente und Versorgungsweisen der Handarbeit der für eigne Rechnung arbeitenden Handwerker. Dazu kamen die Gebäude, in denen die Art des handwerklichen Produzierens selbst, besonders des orientalischen Handwerks durch prächtige braune beturbante Charakterfiguren vorgeführt wurde; Ausstellungen von Wohnungen und Nationalkostümen der Chinesen, der Araber, der russischen Volksstämme. Hier lud ein chinesisches Teehaus mit Bazar und Theater zum Eintritt ein; dort ein echt russisches Holzhaus mit Kaviarfässern, Schnäpsen und allen Ingredienzen der köstlichsten Sakuskas. Hier Beduinen- und Kirgisenzelte. Dort Drehers Wiener Bierhaus, in dem delikate Wiener Würstel mit Kren serviert wurden, die einen glänzenden Erfolg bei den Parisern davon trugen. Ebenso hatte Sacher, das Restaurant der vornehmen Lebewelt der österreichischen Kaiserstadt, in dem Park eine elegante, vielbesuchte Filiale eröffnet. Aus einem arabischen Kaffeehause klang die ohrenzerreißende Musik eines orientalischen Instrumental- und Vokalkonzertes in Permanenz. Aus ihren Ställen wurden die edelsten russischen Traber vorgeführt. In Wagenremisen waren die mit ihnen zu bespannenden Troikadroschken und Schlitten ausgestellt. Der Bei von Tunis hatte einen echt orientalischen, prachtvoll eingerichteten Kiosk, der Vizekönig von Ägypten ein ägyptisches Haus, in dem eingeborene Handwerker vor aller Augen Gold- und Silberschmuck, Messingplatten und -kannen, Teppiche und Matten, Waffen, Drechsler- und Schnitzarbeiten ausführten, und eine Moschee errichten lassen; außerdem noch eine verkleinerte Nachbildung des altägyptischen Tempels von Edfu am linken Nilufer und einen besonderen Pavillon für die darin ausgestellte kolossale Reliefkarte des ganzen Suezkanals. An der Vollendung dieses Riesenwerks wurde damals in Ägypten noch eifrig gearbeitet und von der Regierung des Khedive wie des französischen Kaisers dafür aus allen Kräften großartige Reklame gemacht. Keine Ahnung sagte mir damals bei der Betrachtung dieses anschaulichen Reliefs und aller Detailpläne der Kanalbauten, daß ich zwei und ein halbes Jahr später am Tage der Eröffnung des vollendeten Kanals ihn in seiner ganzen Länge auf einem der ersten in ihn einlaufenden vizeköniglichen Dampfer durchfahren werde. Ebensowenig wie mir beim Anblick der Kopie des altmexikanischen Tempels des Toaxikotl und beim Betreten seines Innern, in dem ein ganzes Museum mexikanischer Altertümer installiert war, eine Vorahnung kam, daß ich drei und ein halb Jahr später aus dem Fenster des nach dieser Weltausstellung vor Bas-Meudon angesichts des Forts Issy wieder aufgerichteten Museumstempels an der Seite eines preußischen Vorposten-Kommandeurs dieses Fort beobachten würde, das seine Granatengrüße zu unseren Batterien auf der Terrasse von Meudon und am „Schweizerhause" als Erwiderung der von diesen herüber geschleuderten „Zuckerhüte" sendete. —

Ein preußisches Musterschulhaus, wohleingerichtet, in den Klassenzimmern mit allen bei uns gebräuchlichen Lehrmitteln der Volksschule ausgestattet, brachte die in unserm Staat getroffenen Einrichtungen auf diesem Spezialgebiet zur Anschauung. In den Räumen von vier ausgedehnten Pavillons waren die ausgewählten, in den letzten zehn Jahren geschaffenen Werke der schweizer, holländischen und — bayerischen Künstler ausgestellt. Ein besonderes Gebäude war für eine viel umfassende Ausstellung von künstlerischen und kunstgewerblichen Erzeugnissen der „Art religieux", Meisterschöpfungen und Fabrikprodukten errichtet. In einem kirchenartigen Raum wurden Missionspredigten gehalten.

In der äußeren Gestaltung, inneren Einrichtung und Dekoration zweier Pavillons hatten das moderne französische Kunstgewerbe, der erfinderische Geschmack, die Phantasie, die Grazie seiner Meister die glänzendsten Triumphe gefeiert: in dem reizenden Pavillon des Kaisers und in dem der Kaiserin. Der erstere war in schwererem, prunkvollerem Stil durchgeführt, mit hanffarbigen Vorhängen, Tapeten und Teppichen und Barockmöbeln. In dem letzteren dagegen war alles in zart abgedämpften, fein und harmonisch gestimmten Tönen und im Geschmack der Zeit des ausklingenden Rokoko gehalten. Vorhänge und Möbelbezüge waren Wunderwerke der Kunststickerei und Spitzenfabrikation.

An der von der Mündung der Jenabrücke auf das nördliche Hauptportal des großen Ausstellungspalastes führenden Allee, auf deren Ostseite, lag der Pavillon des Kaisers. Nicht weit davon erhob sich ein kolossales plastisches Kunstwerk aus Bronze, das von den Franzosen mit ganz eigentümlichen, aus unwillkürlichem Respekt und feindlicher Abneigung seltsam gemischten Empfindungen betrachtet wurde, wenn sie ihm seiner künstlerischen Bedeutung wegen ihre bewundernde Anerkennung auch nicht ver-

sagen konnten: die nach Fr. Drakes, des Berliner Meisters, Modell gegossene kolossale Reiterstatue König Wilhelms I. für die Kölner Rheinbrücke. Den Sieg von Königgrätz, die Vergrößerung Preußens, den Schritt zum Ziel der Einigung Deutschlands, den er mit der Stiftung des Norddeutschen Bundes getan hatte, konnten sie dem Original dieser Statue nicht verzeihen. Aber sie vermochten doch nicht, sich einer gewissen scheuen Ehrfurcht vor seiner Person zu erwehren, wo sie dem König und Bismarck auf deren Ausstellungswanderungen begegneten. Unvergeßlich ist mir jene Szene, die ich für das „Daheim“ zeichnete: der König und sein Kanzler vor der Kruppschen Riesenkanone, die ebenso wie die Beiden von den sich in der Nähe zusammendrängenden Franzosen mit Erstaunen und mit Grauen angestarrt wurden.

Im höchsten Grade imponierte uns die französische Kunst und Kunstindustrie und ließ uns durch den Augenschein und die Vergleichung, welche in dem Ausstellungsgebäude ermöglicht wurde, mit einiger Beschämung die ganze Größe des Abstandes unserer vaterländischen Produktion, besonders der kunstgewerblichen, von der damaligen französischen erkennen. Für mich und die anderen Freunde und Kollegen, die schon längere Zeit in Paris gelebt hatten, datierte diese Erkenntnis nicht erst von der Ausstellung. Anderen aber, wie meinem gelehrten jungen Freund Julius Lessing, der bald nach mir eintraf, zum erstenmal Paris betrat und die Schöpfungen des französischen Genies auf diesen Gebieten sah, war der Eindruck wie der einer Offenbarung, die ihm eine neue Welt erschloß und seine ganze bisherige Anschauung und Meinung von der hohen Überlegenheit des deutschen Geistes auf **allen** Gebieten des menschlichen Schaffens als einen gründlichen Irrtum erkennen ließ. An Lessing sowohl als an mich gelangte damals von Berlin her die Aufforderung, in unseren Berichten möglichst kräftig die Notwendigkeit zu betonen, daß im Vaterlande alle Mittel in Bewegung gesetzt werden müßten, um uns aus dem tiefen Verfall des Kunstgewerbes emporzuarbeiten, und daß eins der wirksamsten die Begründung eines Kunstgewerbemuseums nach dem Muster des Londoner South Kensington-Museums wäre. Der Antrieb zu der damals bei uns in Berlin beginnenden Bewegung auf diesem Gebiet, die rasch zu so großartigen Dimensionen angewachsen ist und zu so bedeutenden Ergebnissen geführt hat, war unzweifelhaft von der Frau Kronprinzessin ausgegangen, die in ihrer Heimat als Kind Zeuge einer ganz gleichartigen Bewegung und der dadurch bewirkten glorreichen Neugeburt des englischen Kunstgewerbes und Geschmacks gewesen war.

Neben den künstlerischen und kunstgewerblichen Erzeugnissen der Edelmetalle und Edelsteine, der Glas-, Porzellan-, Fayence-, Email-, Kupfer-, Bronze-, Eisen-, Möbel-, Gobelin- und Seidenstoff-Industrie des kaiserlichen Frankreich waren die Teile der Ausstellung, die uns vielleicht am mächtigsten anzogen und am stärksten fesselten, die Produkte Indiens, die Teppiche Persiens und die gesamte **japanische** Abteilung. Das damals noch so geheimnisvolle, den Fremden verschlossene, europäische Einflüsse streng abweisende merkwürdige Inselvolk gab hier in seinen ausgestellten, noch gänzlich unverfälschten, von seinen heutigen Fabrikwaren himmelweit verschiedenen Erzeugnissen so erstaunliche, so unsäglich reizvolle Proben des Geschmacks, des Talents, der technischen Meisterschaft seiner Künstler und Kunsthandwerker auf den verschiedensten kunstgewerblichen Gebieten, daß unsere Augen und Geister völlig davon gefangen genommen waren, und wir es sehr wohl verstehen lernten, daß einige der hervorragendsten Pariser Künstler und Dichter leidenschaftlich dem „Japonismus“ huldigten. Zu den ersteren zählte der gefeierte belgische, aber völlig zum Franzosen gewordene Maler Alfred Stevens, der große Kolorist, glänzende Techniker und vielbewunderte Schilderer der eleganten Pariser Gesellschaft.

Er sowie seine Kollegen Ricard und Meissonier waren bereits, ehe sie Adolf Menzels persönliche Bekanntschaft machten, warme Bewunderer von dessen künstlerischen Schöpfungen geworden, soweit diese ihnen in Paris zu Gesicht gekommen waren: der in Holz geschnittenen Zeichnungen zur Geschichte Friedrichs des Großen, des zur Pariser Weltausstellung gesandten großen Bildes der Krönung König Wilhelms in der Schloßkapelle zu Königsberg und des Bildes der „Tafelrunde König Friedrichs, Sanssouci 1750“, dessen vorzüglich gelungene große Photographie die deutsche Abteilung schmückte. Als der Meister in Paris angekommen war, wo ich ihm eine Wohnung besorgt hatte und seinen Führer durch die ihm unbekannte Stadt machte, wurde durch Paul Meyerheim die Bekanntschaft mit Alfred Stevens vermittelt. Dessen sehr hübsche und pikante, wenn auch etwas aus der Form gegangene Gattin empfing an jedem Mittwoch einen interessanten Kreis von Künstlern und Schriftstellern, in dem Menzel und ich dann auch selten fehlten. Da holte Stevens seine japanischen Kunstschätze, seine mit Farbendruckholzschnitten der ersten älteren und neueren japanischen Meister gefüllten Bücher, seine Kakemonos und Makemonos hervor, predigte enthusiastisch die Herrlichkeit, speziell die erstaunliche Feinheit des Farbensinns, den wunderbaren Reiz der oft so kühnen und fremdartigen Farbenkombinationen, den Schmelz, die Tiefe, die Sättigung der dunkeln wie die Zartheit und Raffiniertheit der hellen Töne. Dies ganze Leben mit den deutschen dort anwesenden, den französischen, englischen und belgischen Künstlern während jener Monate des Ausstellungssommers, — welche Fülle köstlicher, unvergeßlicher Stunden danke ich ihm! — Die im Kabaret in der Künstlerkneipe Rue Lamartine für Menzel und Knaus veranstalteten Abendfeste, bei denen Paul Meyerheim und ein paar französische und englische Maler das prächtige Brillantfeuerwerk ihres genialen Humors sprühen und funkeln ließen: die Fahrt mit Menzel und Otto Weber nach Poissy zu Meissonier und der lange Besuch bei ihm in seinem Schloß, Garten und Atelier, in dem er gerade an seinem großen Bilde des Reiterangriffs der napoleonischen Gardekürassiere

unter den Augen des Kaisers in der Schlacht bei Friedland 1807 malte. Meine in jeder Woche einige Male wiederholten Besuche in Ville d'Avray, in der Villa des befreundeten Malers Baugniet mit den fröhlichen geist- und kunstgewürzten intimen Familiendiners im Kreise der liebenswürdigsten, geistreichen Männer und Frauen; die Heimfahrten von da durch die liebliche Landschaft in den letzten Stunden der lauen Sommerabende, deren Dunkel vom Marsfelde her die Feuer der dort aufgerichteten Leuchttürme durchstrahlten. Die Streifzüge durch Paris und zu den berühmtesten Ortschaften seiner Umgebungen mit Albert Wolff, Lessing, Bleibtreu — alle die täglichen Begegnungen mit hervorragenden, interessanten Menschen; — — um das Zehnfache müßte ich den mir hier zur Verfügung stehenden Raum überschreiten, wenn ich alles das schildern wollte, wie es — eine Folge glanzvoller Bilder von größester Mannigfaltigkeit der Gegenstände, der Stimmungen, des Charakters — heute noch klar und unverwischt vor meines Geistes Augen steht! Ich muß darauf verzichten. Aber nicht versagen kann ich mir, von dem großartigsten aller Feste, welche durch diese Weltausstellung veranlaßt wurden, zu erzählen, an dem Napoleon III. zum letzten Mal von ungetrübtem Glanz seiner Kaisermacht und -pracht erstrahlte, angesichts der bewundernd, ehrfurchts- und erwartungsvoll zu ihm aufblickenden Vertreter aller Völker des Erdkreises, umgeben von den Herrschern und den Thronerben so vieler mächtiger Reiche erschien: dem Fest der Preisverteilung am 1. Juli 1867. Seltsam genug: tags zuvor hatte der Vorbote des Unheils und Endes mahnend und drohend an die Pforte des Kaiserpalastes geklopft; tags zuvor war Napoleon die Nachricht von der Tragödie zu Queretaro, der kriegsgerichtlichen Erschießung Kaiser Maximilians von Mexiko zugegangen.

Der Schauplatz jenes Festes lag nicht in dem Weltausstellungspalast selbst, sondern in dem, der an den Champs-Elysées für die Ausstellung von 1855 errichtet worden war, in dessen riesenhafter überwölbter Halle im Erdgeschoß, die im alljährlichen Salon die Werke der plastischen Kunst aufzunehmen bestimmt war. Die grauen Eisensäulen und Bogen wurden mit rotem Samt umkleidet. In der Mitte der nördlichen Längswand errichtete man in der Höhe der Galerie des ersten Stockwerks die kaiserliche Thronloge unterhalb eines kolossalen Baldachins, von dem zu beiden Seiten Vorhänge aus rotem, mit goldenen Bienen bestickten Samt von riesiger Länge herabwallten. Eine hohe vielstufige Freitreppe führte vom Boden des Saales zu dieser Thronloge hinauf. Vor dessen südlicher Langseite waren amphitheatralisch gegen die Rückwand zu ansteigende Sitzreihen für die eingeladenen etwa 10000 Gäste angeordnet. Ein großer Raum vor der östlichen Schmalseite war für die 3000 Musiker und Sänger vorbehalten, welche bei der Feier mitwirkten. Von dem hohen gläsernen Tonnengewölbe der ungeheuren Halle, in welche das Licht des heißen, wolkenlosen Julitages durch die beiden gewaltigen, mit prächtigen Gemälden geschmückten Halbrundfenster am Ost- und Westende einströmte, wallten zahllose Banner, mit Sternen besäte Velarien und Wimpel aus weichem duftigem Stoffe in den feinsten, zartesten Lichtfarben herab. Der untere von den Sitzreihen eingefaßte weite Platz bildete eine Art Garten, und in diesem waren in gleichen Abständen voneinander zehn pomphafte, sinnreich komponierte Trophäen, jede aus den Produkten einer der zehn Hauptgruppen zusammengestellt, aufgerichtet. Um jede von ihnen sammelten sich in den Vormittagstunden die betreffende Kommission und die Gesellschaft der preisgekrönten Aussteller, die bereits von der ihnen zuerkannten Auszeichnung unterrichtet worden waren. Über jeder Gruppe wallte ein Banner in einer andern Farbe. Über der der schönen Künste ein weißes, über der der Materialien der freien Künste ein violettes, über der des Mobiliars ein blaues, über der der Bekleidung ein hellgrünes, über der der Rohstoffe ein hellgelbes, über der der gemeinnützigen Künste ein orangefarbiges, über der des Gartenbaues ein dunkelgrünes. Um 1½ Uhr wurden die Zugänge des Palastes geschlossen. Um 2 Uhr waren die Herren um ihre Gruppentrophäen versammelt. Zu denen bei der der schönen Künste war der schöne, prachtvoll gewachsene Liebling des Hofes, Baron v. Nieuwekerke, der Direktor der kaiserlichen Kunstinstitute getreten. Auf jedem der beiden Enden jeder Stufe der großen zur kaiserlichen Ehrenloge heranführenden Stiege standen vier Mann der kaiserlichen Leibwache der Cent Gardes, ausgewählt schöne Leute in lichtblauem goldverschnürtem Waffenrock, dem Helm mit wallendem Roßhaarbusch, weißen Lederhosen, hohen Napoleonstiefeln, das Schwert in der Faust — ein pompöser Anblick — um dort statuengleich unbeweglich während der ganzen Dauer der Zeremonie zu verharren. Das prächtigste Bild aber boten die Sitzreihen, die mit den interessantesten Erscheinungen in den Festtrachten aller Länder des Orients, mit Siamesen, Japanern, Chinesen, Hindus, Türken, Arabern in wundervollen Nationalkostümen und mit der elegantesten Gesellschaft Europas und Amerikas besetzt waren. Um 2 Uhr erschien das Kaiserpaar mit seinen fürstlichen Gästen und großem Gefolge in der Loge. Napoleon hatte die französische Generalsuniform angelegt, Kaiserin Eugenie eine weiße Schlepprobe. Mit beiden kam der Sultan im schwarzen Rock mit Goldstickerei, das Haupt, dessen blasses, edles, schwarzbärtiges Antlitz müde und schwermütig blickte, mit dem Fes bedeckt; Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der Prinz von Wales, der Herzog von Aosta, Graf und Gräfin von Flandern, der eben noch glücklich von seiner Krankheit genesene Kaisersohn, der 12jährige „Ehrenpräsident der Ausstellung" in schwarzem Samtanzuge, Prinz Napoleon mit seiner Gemahlin Clotilde, die in grüner Seidenrobe erschien, und endlich ein Schwarm schöner Frauen und glänzender Offiziere. Das Orchester hatte vor dem Erscheinen des Hofes das Konzert mit Glucks Ouvertüre aus Iphigenie in Aulis eröffnet. Als die Gesellschaft dort oben sich niedergelassen hatte, stimmte der mehrtausendköpfige Sängerchor die von Coppé gedichtete, von Rossini komponierte Festhymne à l'empereur et son vaillant peuple an, die



Der Sämann. Bronze von Prof. Hugo Kaufmann.

vom Dröhnen der draußen abgefeuerten Geschütze und dem Geläut der Glocken begleitet, prächtig den ungeheuren Raum durchhallte. Als sie verklungen war, trat des Ministers Rouher breitschultrige Gestalt vor, um den Bericht über die Ausstellung abzulesen. Dann erhob sich der Kaiser und hielt eine Rede, die in der Kunst, die wahre Sachlage zu verschleiern, ganz Außerordentliches leistete. Die ganze Welt war darin in den rosigsten Farben gemalt. Da hieß es ungefähr so: „Nach einem Zeitraum von zwölf Jahren komme ich zum zweitenmal Belohnungen auszuteilen an diejenigen, welche sich am meisten bei unsern Arbeiten ausgezeichnet haben, die die Nationen bereichern, das Leben verschönern, die Sitten mildern. Von allen Punkten der Erde sind die Vertreter der Künste und Wissenschaften herbeigeeilt, ja man kann sagen, daß Völker und Könige gekommen sind, um die Anstrengungen der Arbeit zu ehren und durch ihre Gegenwart den Gedanken der Versöhnung und des Friedens zu krönen. In der Tat, bei diesen großen Vereinigungen, welche nur die materiellen Interessen zum Gegenstande zu haben scheinen, ist es immer ein sittlicher Gedanke, der aus dem geistigen Wettkampf zu tage tritt, der Gedanke der Eintracht und Zivilisation. Indem die Nationen sich einander nähern, lernen sie sich kennen und schätzen. Der Haß erlischt und die Wahrheit gewinnt immer größere Beglaubigung, daß das Gedeihen jedes einzelnen Landes zum Gedeihen aller Länder beiträgt.

„Wohl ist der Pulsschlag des nationalen Lebens Frankreichs immer bereit, in lebhaftere Erregung zu geraten, sobald es sich um Ehre und Vaterland handelt. Doch diese edle Empfindlichkeit ist keineswegs danach angetan, ein Gegenstand der Furcht für die Ruhe der Welt zu sein. Mögen diejenigen, welche eine Zeitlang unter uns verweilt haben, in ihre Heimat eine richtigere Ansicht von unserm Vaterlande mit sich nehmen. Mögen sie sich überzeugen von den Gefühlen der Achtung und Sympathie, die wir für die fremden Nationen hegen, sowie von unserm lebhaften Wunsche, mit ihnen in Frieden zu leben.

„Die Ausstellung von 1867 wird, wie ich hoffe, eine neue Ära für die Harmonie und den Fortschritt der Menschheit bezeichnen. Überzeugt daß die Vorsehung die Anstrengungen aller derer segnet, welche wie wir das Gute wollen, glaube ich an den endgültigen Triumph der großen Prinzipien der Moral und Gerechtigkeit, die allein, indem sie allen legitimen Bestrebungen genügenden Raum lassen, imstande sind, die Throne zu befestigen, die Völker zu heben und die Menschen zu veredeln."

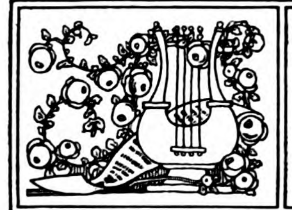
Diese Phrasen aus diesem Munde am Tage, nachdem Kaiser Maximilian drüben in Queretaro unter den Kugeln des Exekutionspelotons sein Leben ausgehaucht hatte, — es gehörte eine eherne Stirn dazu, sie auszusprechen, und den meisten Hörern mochte es schwer genug werden, das Lachen zu verbeißen.

Nach der Rede folgte die Preisverteilung. Die Namen der mit der großen Ehrenmedaille, einem Preise, einem Orden ausgezeichneten Aussteller wurden vom Minister aufgerufen, worauf der Betreffende die hohen Stufen hinanstieg, aus des Kaisers Händen die ihm zuerkannte Auszeichnung entgegen nahm, um dann nach zwei mehr oder weniger graziösen Verbeugungen gegen den Kaiser und die Kaiserin den schwierigen Abstieg die hohe Treppe herunter zu nehmen. In der Gruppe der schönen Künste war die große Ehrenmedaille auch zwei deutschen Meistern zuerkannt worden. Die eine Ludwig Knaus für sein bewundernswürdiges Bild des „Invaliden" und das der „Karten spielenden Schusterjungen". Die andere — sehr charakteristisch für die damals noch bei uns herrschende Kunstanschauung, — nicht, wie wir erwarteten, Menzel für sein unvergleichliches Krönungsbild, — sondern Wilhelm v. Kaulbach für den Karton zu einem seiner Wandbilder im Neuen Museum! Kaulbach war nicht in Paris anwesend, Knaus aber stapfte mit festen kurzen Schritten die Stufen hinauf, machte seine zwei kurzen Verbeugungen und konzentrierte sich dann nicht ohne Schwierigkeit rückwärts die Stiege herab. Ja er mußte das Manöver noch ein zweites Mal ausführen, da er aufgerufen wurde, auch noch das Offizierkreuz der Ehrenlegion zu empfangen. Den Schluß der Preisverteilung machte eine für jedes nicht bonapartistische Gemüt nur komisch wirkende Szene. Lulu, das „Kind Frankreichs", kam in seiner Eigenschaft als „Ehrenpräsident der Ausstellung" zum kaiserlichen Vater und überreichte ihm die große Ehrenmedaille für das von Napoleon ausgestellte Muster-Wohnhaus, für eine Arbeiterfamilie. Kein bonapartistisches Auge blieb trocken.

Die ganze Gesellschaft in der kaiserlichen Loge hatte sich erhoben, um den Rundgang durch den Saal längs der Sitzreihen anzutreten, wo verschiedene Deputationen, z. B. die des Alderman der Londoner City, mit wohl präparierten Anreden sie erwarteten. Der Sultan sollte der schönen Kaiserin den Arm bieten. Aber darauf oder dazu verstand er sich nicht, sondern ging wie verschüchtert und verlegen neben seiner Dame her. Das Orchester spielte während dieses Rundgangs nacheinander alle Nationalweisen der hier vertretenen Völker, die solche haben.

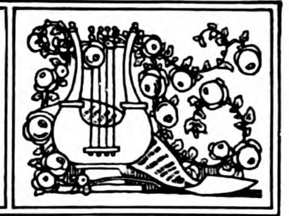
Mir war durch die Freundlichkeit unsers Kommissars, des Geh. Rat Herzog, ein Platz in der ersten vorderſten Reihe verschafft worden. Gerade als der Kaiser mir unmittelbar gegenüberstand, stockte der Zug ein paar Minuten, da eine Anrede, ich glaube an den Sultan, gehalten wurde. Napoleons graue Augen waren mit völlig leerem Blick auf die meinen gerichtet. Ich kann ihn nie wieder vergessen, so wenig wie den, welchen er drei Jahre zwei Monate und zwei Tage später, am 3. September 1870, auf mich richtete, da ich dicht an das offene Fenster seiner Kutsche getreten war, in welcher er vom Schlößchen Bellevue in strömendem Regen zur Chaussee von Torcy und in die Gefangenschaft fuhr.

Sic transit gloria mundi!



Ein Berliner Musikwinter.

Von Wilhelm Kleefeld.



Die deutsche Kleinstaaterei, die so viel verspottet und verlacht worden ist, hat der Kultur unseres Landes unberechenbare Vorteile gebracht. Fast jeder kleine Staat hielt sich seine Universität, seine Kunstakademie, seine Gemäldegalerie, fast jeder kleine Fürst hatte seine Hofkapelle, sein Hoftheater — so schloß sich ein reicher Kranz von Bildungs- und Kunstinstituten um die deutschen Gaue, die mittelbar dem zivilisatorischen Werk unserer Heimat zugute kamen.

Auch nach der Einigung der deutschen Stämme 1871 hat sich darin nichts Wesentliches geändert. An die Spitze der zahlreichen Residenzstädte ist allerdings eine dominierende und führende Reichshauptstadt, Berlin, getreten. Und wie sie als Sitz der Reichsbehörden das erste Wort spricht, so hat sich hier auch in den dreiundeinhalb Jahrzehnten ein künstlerischer Entwicklungsgang offenbart, der ein starkes Übergewicht nach der norddeutschen Seite zu treiben scheint. Wohl am deutlichsten tritt diese Auffassung auf dem Gebiete der Musik zutage. Das reichshauptstädtische Musikleben hat ganz gewaltige Dimensionen angenommen. Drei Operntheater, acht Konzertsäle bieten in der Hauptsaison täglich Veranstaltungen dar. Hierzu treten noch die Kirchen- und Wohltätigkeitskonzerte, eine fast unübersehbare Flut der Töne und Klänge. Wie auf ein unhörbares Kommando geben sich die Tonkünstler aller Länder in Berlin Stelldichein, stellen sich dem fachmännischen wie dem Laienpublikum zur kritischen Bewertung und finden um so schneller ihren Weg zu dem ersehnten Ziele, je günstiger diese Berliner Bewertung ausgefallen.

Es ist nicht zu leugnen, daß ein Berliner Erfolg schon beinahe ausschlaggebend geworden für die Laufbahn des angehenden Künstlers. Man mag noch so vieles dagegen einwenden, die Tatsache wird damit nicht aus der Welt geschafft. Wie oft aber fällt ein Berliner Debut zum Nachteil des betreffenden Kunstgastes aus! Da kommt es häufig vor, daß ein in seiner engeren Heimat wohlakkreditierter Musiker sich durch diesen mißglückten Versuch in der Reichshauptstadt auch die Sympathien seiner heimatlichen Kreise verscherzt. Es ist darum bedenklich, daß alle, die etwas bedeuten wollen, in Berlin zusammenströmen. Der Geschmack und die Ansprüche sind ungemein wechselnd in den verschiedenen Strichen unseres Reiches. Es kann in München eine Primadonna auf Rosen gebettet, auf den Fittichen der Volksgunst emporgehoben sein: wenn sie in Berlin aus irgendwelchen berechtigten oder unberechtigten Gründen nicht den Widerhall der Begeisterung findet, so wird sie infolgedessen bei ihrer Rückkehr nach Bayern plötzlich zweifelnde Mienen, nörgelnde Kritiker, kopfschüttelnde Hörer um sich sehen. Ist sie eine andere geworden? — Ganz und gar nicht: der Geschmack im verstandeskühlen Norden ist ein anderer als im temperamentfreudigen, frohlebigen Süden des Reiches. Wie viele Sänger und Pianisten, die in Stuttgart, in Darmstadt sich eines stattlichen Anhängerkreises rühmen konnten, gingen dieser Unterstützung verlustig, nachdem sie in Berlin mit ihrer Kunst eine kühle Aufnahme gefunden! Und sie haben die Aufnahme tatsächlich verdient. Ihre produzierende Kraft, die wohl imstande war, die engeren Grenzen der Heimat zu umspannen, sie zerschellte an dem weitgezogenen, künstlich ausgereckten, uferlosen Horizont des Weltgetriebes.



Hofopernsängerin Maria Ekeblad.

Berlin ist ein gefährlicher Boden. Unzählige Schiffbrüchige singen das Klagelied. Und doch stürzen immer neue taumelnde Scharen in diese Charybdis, gelockt von dem Sirenengesang sinnbetörter Erhebung, Überhebung. Das Berliner Musikleben, jetzt das ausgebreitetste der europäischen Kulturstaaten, ist der Grad-

messer der internationalen Kunst geworden. Es hat einen eigenen Reiz, einmal diesen Spuren zu folgen, durch die Wogen der Saison, durch die Monate des Winters. Wenn um die Mitte des August die Bevölkerung der Großstadt aus den Sommerfrischen der See und der Gebirge sich wieder zu den heimischen Penaten wendet, beginnt ganz leise der Zephir der Töne zu säuseln. Mit leichter Zaghaftigkeit öffnet die Hofoper ihre Pforten; ihre Lockmittel wirken schwach, die Natur draußen bietet noch zu starken Gegenreiz. Mit dem ersten September treten die anderen Opern- und Operettenbühnen die Gefolgschaft an. Es beginnt ein langsam anschwellender Wetteifer, der naturgemäß auch das Publikum anspornt. Doch noch den ganzen September erreicht der leichte Flugwind der musischen Kraft kaum die mittlere Stärke. Da öffnen sich mit Beginn des Oktober die Schleusen der Konzertsäle, aus vier, sechs, acht Richtungen blasen die Brisen und Böen zusammen, sie wachsen und schwellen, sie werden zum Orkan, zum Tongewitter, das sich unbarmherzig über die Hauptstadt ergießt und, mit ganz flüchtigem Nachlassen um die Weihnachtsfestwoche, bis zum Frühling anhält, unvermindert, ungebrochen, ungekürzt.

Ja, das Musikleben Berlins hat sich zu verschwenderischer Üppigkeit entfaltet, das Musikleben Berlins ist ein Machtfaktor von internationaler Bedeutung geworden, hat die Suprematie der Weltkunst errungen. In der Frage des Konzertwesens ist diese Auffassung bereits fest gegründet; in der Opernfrage hat sich gerade jetzt die Entscheidung angebahnt. Bisher besaß Berlin selbst nur ein Opernhaus, das Hoftheater. Wenn wir für Groß-Berlin auch die Vorstädte in Anspruch nehmen, so ist noch das von Herrn Direktor Prasch seit Jahren geleitete „Theater des Westens“ anzugliedern, das ja auch der musischen Kunst geweiht ist. Die Hofoper, die über einen Stab der erlesensten und erwähltesten Kräfte verfügt, hat naturgemäß in der Gunst der Parteien stets den unumstrittenen Vorrang behauptet. Freilich hatte der anspruchsvolle Beurteiler meist noch diesen oder jenen Wunsch auf dem Herzen. Die Generalintendantur hat es verabsäumt, eine führende Rolle in der jungen aufstrebenden Opernliteratur zu übernehmen. Sie trat diese Ehrenstellung kaltblütig an die Schwesterbühnen Dresden, München, Hamburg, Leipzig ab. Die Generalintendantur war allerdings bemüht, zu Ansehen gekommene Operngrößen für ihr Institut zu gewinnen; aber sie hat es nicht immer verstanden, diese neu erworbenen Kräfte auf den ihnen zukommenden Platz zu stellen, zum Heile des Ganzen, zum Nutzen der Gesamtkunst. So fehlte unseren Opernvorstellungen trotz all der vorzüglichen Einzelleistungen die letzte und höchste Vollendung des Ensemble. Dieses Ziel, das nur in unablässigem Ringen, in äußerster Selbstlosigkeit, in der Zurückstellung der eigenen Person gegenüber dem Kunstwerk erreicht werden kann, ist in diesem Winter ein wenig näher gerückt. Freilich ist für die neu eingetretene jugendliche Sängerin Frl. Maria Ekeblad, die als Elsa uns geradezu in Entzücken versetzte, die in ihrer Gesangs- und Gestaltungsart eine neue Note in das Opernhaus trug, offenbar noch nicht der richtige endgültige Platz gefunden. Auch für einen angesehenen Gast wie Frau Leffler-Burkhardt, die zwar zurzeit noch der Wiesbadener Hofbühne angehört, aber offenbar für Berlin vorgesehen ist, dürfte das Feld schwer abzugrenzen sein. Vorläufig scheint sie in den Rollen mit unserer stimmgewaltigen Frau Plaichinger alternieren zu sollen, deren dramatisch höchststehende Isolde allerdings ohne Rivalen ist. Die Novize der Bühne, Frl. Frida Hempel, die nach glücklich verlaufenem Gastspiel für Berlin verpflichtet wurde, bereitet sich zurzeit noch an mittleren Hofbühnen für ihr hiesiges Amt vor. Von anderen Gastspielversuchen, der Mme. Charles



Hofopernsängerin Geraldine Farrar.
Aufnahme von Krüger & Skowranek in Berlin.

Cahier, welche die Linien ihres Gesanges durch die Kunst ihrer plastischen Bewegungen wesentlich zu verdeutlichen verstand, des Tenoristen Brozel, dessen Talent noch reifen soll, und des Londoner Sängers Arens, der noch im Studienzwang steckte, soll hier nicht weiter die Rede sein. Dagegen sei mit Genugtuung des Neuengagements des Bassisten Griswold gedacht, der sich als Landgraf höchst vorteilhaft eingeführt hatte. Die Erweiterung unserer Dirigententrias durch Gewinnung des Wiener Kapellmeisters Hellmesberger dürfte hauptsächlich dem leichteren Genre, der Spieloper und dem Ballett, zugute kommen. Diese Erweiterung war bei den vielseitigen Ansprüchen, die an die Herren Dr. Strauß, Dr. Muck, von Strauß gestellt werden, unbedingt geboten.



Martha Leffler-Burkhardt in „Fidelio". Aufnahme von Hofphotograph J. Jakob in Wiesbaden.

Im Grunde fehlt diesem ausschlaggebenden Faktor der Opernkunst noch die Assistenz, die im Schauspiel dem Dramaturgen übertragen ist. Wir brauchen in dieser von schwerer großzügiger Kunst geführten Zeit Operndramaturgen, die als vollendete Sachkenner der Kompositions- und der Dirigententechnik die Aufgabe hätten, neue Opern zu beurteilen und auszuwählen. Auf diese Weise käme vielleicht auch frischeres Blut in den Spielplan der Hofoper, die sich freilich als würdige Hauptaufgabe den Kultus eines ganz Großen, Wagner, gestellt hat, die aber bei aller überragenden Bedeutung des Reformators doch nicht in Einseitigkeit verfallen soll, verfallen darf.

Was hat uns die Hofoper an Novitäten geboten? — „Das Fest auf Solhaug" von Stenhammar. Es ist ein Jugendwerk des nordischen Komponisten, der die Frühparbeit Ibsens zur Unterlage gewählt. Stenhammar ist selbst inzwischen über diese Oper hinausgewachsen, die in jugendlicher Unruhe über weltferne Ideale hinwegstürmt. Etwas zu gewichtig schätzt man bei der Generalintendantur die Neueinstudierungen. Allerdings ist es nötig, daß im langen Gebrauch abgetragene Kulissen aufgefrischt, daß Rollen umbesetzt und neubesetzt werden, doch sollen diese Neuinszenierungen nicht an die Stelle der wirklich neuen Opern treten. Einer Neuheit sehr nahe kam die Aufführung von Beethovens „Fidelio" in der Urfassung, in der des Meisters einziges Bühnenwerk bekanntlich durchfiel, bis es erst nach zweimaliger Umarbeitung zu der heutigen Fassung durchdrang. Als kulturhistorisches Dokument war diese Aufführung von ganz besonders tiefgehendem, anregendem Interesse. Zum Gedächtnis der ersten Darstellung vor 100 Jahren, 20. November 1805, wurde also die ursprüngliche Lesart wieder hergestellt, wie sie der Bonner Musikgelehrte Dr. Erich Prieger im eifrigen Studium nach den Quellen zusammengetragen. Hier beginnt die Oper mit der Arie der Marzelline, die sonst an zweiter Stelle steht. Neben den bekannten Nummern, die allerdings in unzähligen Wendungen der Stimmen und des Orchesters um ein geringes differieren, folgt dann ein Terzett zwischen Rocco, Leonore und Marzelline, das der Handlung nicht wesentlich dient. Ebensowenig trägt die Teilung des heutigen ersten Aktes in zwei Akte zur Erhöhung der Dramatik bei. Gewiß gibt sich die häusliche Szene ungezwungener, wenn sie im Zimmer spielt, anstatt im Hof des Gefängnisses, dafür spinnt sich in dem damaligen zweiten Akte alles breiter und undramatischer. Ein langes Duett zwischen Leonore und Marzelline wird eingelegt, das neben manch Konventionellem auch echt Beethovensche Schönheiten aufweist. Die obligate Solovioline findet aber nicht leicht die abgeklärte Harmonie mit der Stimme, wie auch jetzt die von Dr. Richard Strauß geleitete Aufführung lehrte. Kurz, die spätere Kürzung und Zusammenziehung dieser Akte in einen, die gesteigerte Tendenz der Leonorenarie, die szenisch wirksamere Fügung der Gefangenenszene, die ganze Konzentration der Musik und ihres Ausdruckes lassen uns den Wunsch nach der alten



Hofopernsängerin Marie Götze als Dalila in Saint Saëns Oper „Samson und Dalila".

Partitur gern vergessen. Im letzten Akt, der die heutige Verwandlung unterdrückt, der die Arie des Florestan auf eine kurze einheitliche Stimmung reduziert, dafür das große Duett zu weit machtvollerer Entfaltung bringt, macht sich eine strengere dramatische Logik fühlbar, die bis zum Schluß uns in Spannung hält über das Los der liebenden Gatten und die Apotheose der Frauenliebe auf das Wesentlichste beschränkt. Trotz dieser szenischen Vorzüge steht die spätere Fassung im ganzen rein musikalisch wesentlich höher. Da ist alles von jenem Unendlichkeitshauch durchweht, der uns nicht mehr nach Wie und Warum fragen läßt, sondern das Musengeschenk als höchste Gabe hinnehmen läßt, nur ein Gefühl im Herzen, das des unauslöschlichen heiligen Dankes gegen den Meister.

Von all den Veränderungen wäre als Verbesserung wohl nur die alte Lesart des Duetts zwischen Leonore und Florestan zu begrüßen — und auch das nur, wenn man die Künstler besitzt, die diesen stets in Eisregion taumelnden Dithyrambus meistern können. Bei uns war dies der Fall. Ernst Kraus war überraschend gut, er blendete durch Glanz und Charakterisierung der Stimme. Frau Plaichinger, die in den ersten Akten sehr zurückhielt, riß hier alle Dämme ein und stürmte mit sieghafter Leidenschaft auf das wolkenverschleierte Höhenziel los. Hoffmann als Pizarro und Frau Herzog als Marzelline, sowie unser herrlicher Bassist Knüpfer, dessen edles Organ den Rocco adelte, waren den führenden Sängern ebenbürtig. Auch die Regie des Herrn Dröscher waltete mit viel Glück ihres schweren Amtes.



Hofopernsängerin Thila Plaichinger als „Walküre". Aufnahme von Hofphotograph Ad. Baumann in München.

Freilich, um ganz historisch zu sein, hätte man noch manches andere durchsetzen müssen. Man mußte ein anderes Haus, ein anderes Orchester und — nicht zu vergessen — auch ein anderes Publikum an die Stelle setzen. Das Orchester, das sogar mehrfach verdoppelte Bläser aufwies, hatte den modernen Umfang und das Publikum die Auffassung des XX. Jahrhunderts. — Ob in diesem Falle die Premiere der „Leonore" mehr Aussicht auf Erfolg gehabt hätte?!

Bei der Neuinszenierung des „Tannhäuser" schlug man den umgekehrten Weg ein: man wählte die spätere, sogenannte Pariser Fassung. Diese ist im ganzen nicht glücklich, denn sie zieht einen Riß in die Stileinheit. Tannhäuser ist eine romantische Oper, kein Tristansches Drama. Und so konnte trotz des hinreißenden Gesanges von Frl. Destinn als Venus und trotz der überraschenden Leistung von Frl. Farrar als Elisabeth man sich nicht für den Pariser Tannhäuser entscheiden. Frl. Farrar ist in der letzten Zeit so außerordentlich gewachsen, daß sich ihr das schon ein wenig zurückgegangene Interesse wieder mit erneuter Gewalt zuwendet. Eine wahrhaft vollendete Darbietung gab sie in dem nach langer Pause wieder dem Spielplan zugeführten „Schwarzen Domino" von Auber. Diese graziöse, fein ziselierte Konversationsoper, in der das gesprochene Wort beinahe dem gesungenen Ton die Wage hält, bietet für unsere in Wagner aufgewachsenen Künstler die bedenklichsten Schwierigkeiten. Waren diese bei der Premiere noch nicht völlig gemeistert, so konnte der Besucher einer späteren Wiederholung sich an einer vorzüglich abgerundeten, in subtilster ausgeglichener Ausarbeitung strahlenden Vorstellung erlaben. Die Herren Naval und Berger als elegante Kavaliere, die Herren Nebe und Knüpfer in den komischen Rollen waren trefflich an ihrem Platze. Geradezu faszinierend aber wirkte Frl. Farrar in der Titelrolle. Als abenteuerlustige Jungfrau, als naive Unschuld vom Lande, die sich mit erheucheltem Ungeschick der Zudringlichkeiten der Edelleute erwehrt, als angehende Äbtissin und schließlich noch glücklich befreite Frau — überall traf sie den rechten Ton, die treffende Charakteristik in Haltung und Geste. Ihr bei aller gewollten Derbheit so graziöser Kastagnettentanz, ihre entzückende Komödie im Kloster belehrten uns, daß wir eine bedeutsame Kraft in dieser Künstlerin besitzen, wenn sie nur auf den rechten Platz gestellt wird. Freilich eines trat störend bei dem „Schwarzen Domino" zutage, die Ungeeignetheit des Raumes für diese leichte konversierende Operngattung. Das Mozartjubiläum im Januar, das uns einen mustergültigen Zyklus seiner Hauptwerke zugedacht, konnte die Erfahrung noch stärker und nachdrücklicher bestätigen. Und so muß es denn endlich rückhaltlos ausgesprochen werden: unser Opernhaus, das für dramatische Opern, für die Wagnerwerke eine vortreffliche Akustik zeigt, ist für die komischen Opern mit ihrem flüssigen Dialog, für die Spielopern mit ihren duftigen Scherzen und dem flotten Austausch der Gedanken völlig ungeeignet. Ein kräftig Teil der Wirkung, des rechten Genusses geht auf diesem weiten Wege von Bühne zu Ohr verloren.

So schien es einem dringenden Bedürfnis zu entsprechen, ein spezielles Haus für die komische Oper zu schaffen. Endlich ist dieser lang ersehnte Wunsch der Sachkenner und Feinschmecker



Hans Gregor, Direktor der Berliner Komischen Oper.

in Erfüllung gegangen. Mitte November wurde das unter Anwendung der ausgeklügeltsten technischen Mittel am Schiffbauerdamm geschaffene Haus der „Komischen Oper" eröffnet. Mit äußerster Spannung sah man dem Ereignis entgegen, alles was sich in Berlin bei solchen Anlässen zu versammeln pflegt, war erschienen, sich „Hoffmanns Erzählungen" von Offenbach anzusehen. Zögernd hob sich der Vorhang, zögernd setzte das ganz unter der Bühne versteckte Orchester ein. Aber die auf solche Weise noch gesteigerten Erwartungen wurden nicht enttäuscht. Die ganze Fülle des Gebotenen erzählte von der selbständigen Auffassung und der zielbewußten Kunst des Direktors Gregor und seines Oberregisseurs Moris. Alles war auf ein geheimnisvolles „clair-obscure" abgetönt, so recht dazu angetan, den phantastischen Bildern, die da oben vorüberzogen, mystischen Reiz zu verleihen. Das Haus der Coppelia und die venezianische Szene waren Meisterstücke der Regie. Und alles, was sich hier abspielte, ging so leicht, gefällig und selbstverständlich vor sich, daß man ganz vergaß, in einem Theater zu sein, dessen Soffiten zum erstenmal ihr Licht aussandten. Der Konversationston war getroffen, der Ton der echten Milieukunst, die das Wesentlichste birgt, was der der französischen Opéra comique nacheifernde Musentempel bieten kann. Frau Kaufmann-Franzillo entfaltete in der schwierigen Verwandlungsrolle der dreifachen Geliebten schöne Charakterisierungskunst. Herr Bertram, der seitherige Heldenbariton der Hofoper, bewährte sich als teuflischer Gegner vortrefflich und Herr Nadolowich, der den Hoffmann gab, entfaltete ein Darstellungstalent, wie man es bei Tenoristen selten findet. Kurz, der ganze Abend verlief in prächtiger Stimmung. Freilich folgte eine Enttäuschung mit Massenets „Gaukler unsrer lieben Frau", der in textlicher und musikalischer Ausführung dem Berliner Publikum zu fern liegt und auch in der Wiedergabe manchen Wunsch unbefriedigt ließ. Die Scharte wurde bald wieder ausgewetzt durch Leoncavallos „Bohème". Freilich ist die Musik des Bajazzosängers etwas engherzig und von starker Stilverwirrung zerrissen. In schwülstige Instrumentation sind die vielfach bereits längst bekannten Melodien gekleidet, die nicht immer dem prickelnden Milieu der Murgerschen Szenen entsprechen. Dabei ist auch im Libretto das Sentimentale allzu schwer unterstrichen. Der Zauber der reizvollen Typen aber bricht auch durch diese Hindernisse durch, er bleibt und schimmert und zwingt die Zuschauer in ihren Bann, zumal wenn die ganze Inszenierung von dieser meisterhaften Kunst getragen ist, wie es hier der Fall war. Die Darstellung kam den Schwächen des Werks in sehr glücklicher Weise zu Hilfe. Direktor Gregor bewährte sich als glänzender Regisseur. Von den Dekorationen und Kostümen, die der Maler Karl Walser entworfen, bis zu den kleinsten Details war alles von dem einen starken Willen beherrscht, dem Willen der künstlerischen Eindrucksfähigkeit. Als neue Kraft von besonderem Interesse stellte sich die jugendliche Fräulein Artôt de Padilla vor, die über eine wohlgebildete Stimme verfügt. Neben den schon bewährten Sängern, die sich zu einem trefflichen Ensemble zusammenschlossen, trat hier Kapellmeister Tango hervor, wie sich zuvor Kapellmeister Rumpel ausgezeichnet hatte. Die Komische Oper hat mit diesen Musterinszenierungen sich unverzüglich einen ersten Platz in ihrem Fache erkämpft, mit der Einstudierung von Hugo Wolfs „Corregidor" sich auch die Sympathien aller hochstrebenden Fachkreise gesichert.

Damit hätten wir die musikalischen Bühnen Berlins erschöpft. Das Zentral-Theater, das



Mantler, Mitglied der Komischen Oper, als Baculus im „Wildschütz".

Operetten in einer derb-unleidlichen Possenmanier aufführt, dürfte kaum auf den Namen eines Musikinstituts Anspruch erheben. Doch soll als Vertreter Groß-Berlins das „Theater des Westens“ in Charlottenburg nicht vergessen werden. An die Stelle der Oper ist dort allerdings vorwiegend Operette getreten. Die eigentlichen Erfolge errang die Charlottenburger Bühne mit Heubergers „Opernball“, der die spielende Beherrschung der Mittel erweist, und mit einer dumm-schwerfälligen Burleske „Schützenliesel“ von Edmund Eysler, die eigentlich nur durch den liebenswürdigen Gast Fritz Werner aus München und unsere drollig-graziöse einheimische Soubrette Lina Doninger sich durchsetzte. In dem Felde der Oper suchte die Direktion die Anziehung ihres Ensembles dieser Meisterschaft der Darstellungsplastik vergißt man leicht die kleinen Mängel, die dem Gesang der Bellincioni anhaften. Das umgekehrte Resultat zeitigte das Gastspiel ihres Landsmannes Alessandro Bonci. Hier ordnet sich alles dem vollendeten Kunstgesang unter. Bonci klammert sich darum an die alten Meister des bel canto — die Komponisten von „Don Pasquale“, „Rigoletto“ und „Favoritin“ — und hält sich fern von moderner Realistik. Der süße Wohllaut seiner Tenoristenkehle aber schmeichelt sich in unser Ohr und da die äußeren Attribute auch bei ihm keineswegs unbeachtet bleiben, so bereitet er uns Stunden reinen, echten Genießens. Eine prächtige Idee war es, mit einer kleinen italienischen Truppe zu erscheinen, so daß Don Pasquale, mit



Kaufmann, Egenieff, Nadolowich, Artôt de Padilla.
Komische Oper zu Berlin: Szene aus „Die Bohème“.

durch Gewinnung illustrer Gäste zu erhöhen. Von besonderem Interesse war eine Reihe italienischer Sänger. Zunächst Gemma Bellincioni, die in „Traviata“, „A Santa Lucia“ und „Fedora“ auftrat. Sie ist eine Hauptrepräsentantin des italienischen Verismus; aber sie begnügt sich nicht damit, seine alltägliche Losung zu wiederholen, sie prägt neue individuelle Kunstwerte. Die Sterbeszene der Traviata, die doch so oft und so vielfältig sich vor uns abgespielt, gestaltete sich hier zu einer völlig überraschenden Neuoffenbarung. Es ist gewissermaßen der Reflex des Lebens, der hier in künstlerische Form gegossen wird, nicht das Leben selbst. Die krassen Bilder erhalten dadurch eine versöhnliche Note, die zwar erschüttert, aber nicht abstößt. Über der einzigen Ausnahme des kurzen Chors im dritten Akt, durchaus in der Ursprache dargestellt werden konnte. Unter diesen Landsleuten Boncis befand sich ein Bassist Pini-Corsi, der, von übersprudelndem Humor getragen, den Don Pasquale zu einer Glanzleistung erhob, die alles berauschte. Leider trat die Primadonna, übrigens russischer Abstammung, gegen diese führenden Geister zurück. Wesentlich mindern mußte sich der Eindruck, als in „Rigoletto“ und „Favoritin“ deutsche Hilfskräfte herbeigerufen wurden, die wieder das leidige Gemisch der Sprachen und der Stile nach sich zogen. Noch störender trat dieser Umstand bei dem anschließenden Gastspiel des Tenoristen Constantino zutage. Er wählte neben den üblichen Paraderollen auch den Raoul in den Huge-

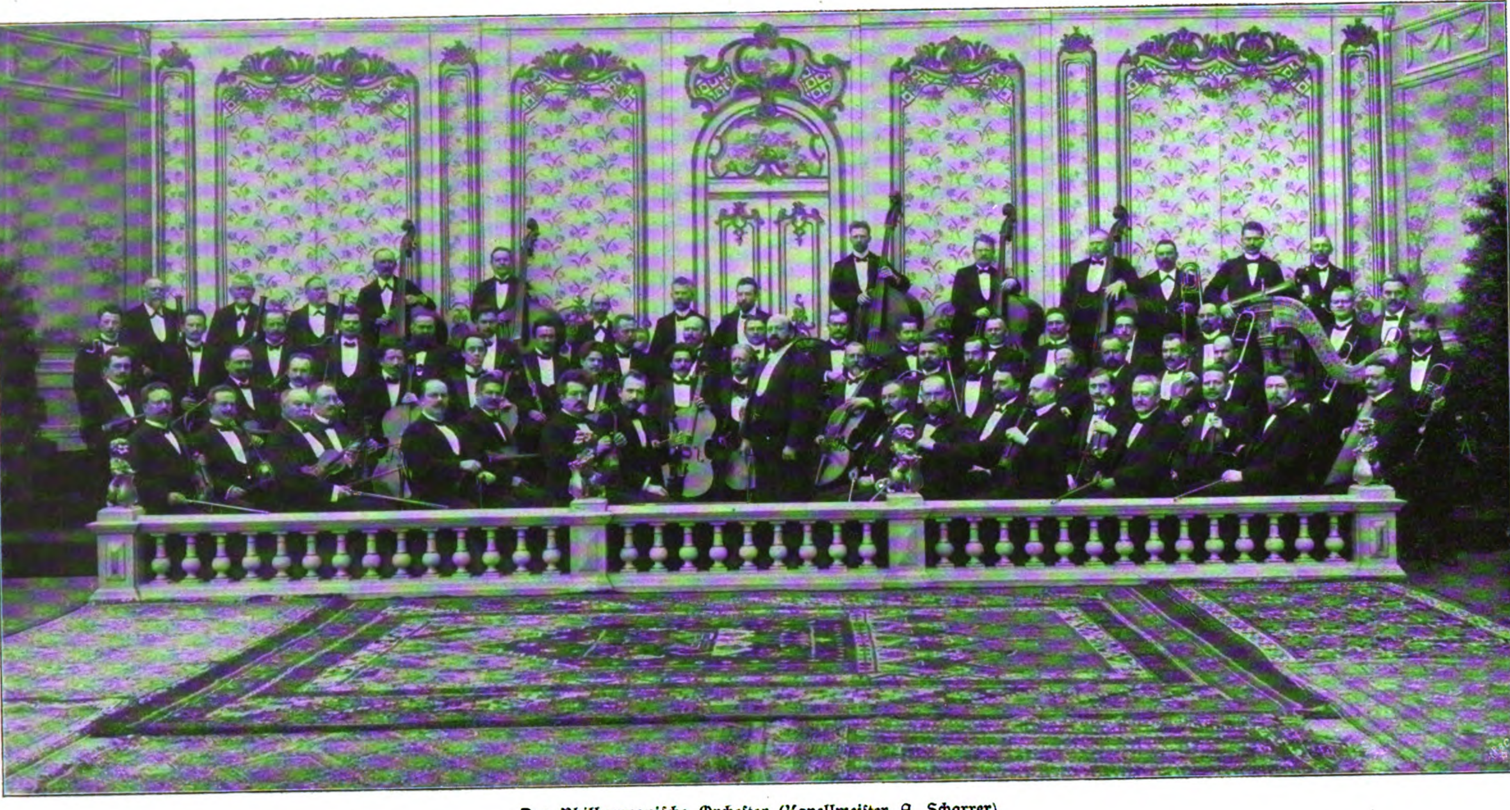
notten. Eine Indisposition ließ seine Mittel nicht zu voller Geltung kommen und konnte nur andeuten, daß wir bei günstigerer Verfassung etwas Gutes zu erwarten hätten.

Was an Tiefe der Stilbildung dem Theater des Westens abgeht, sucht es nach dem Angeführten durch Abwechslung und Vielseitigkeit zu ersetzen. Das Charlottenburger Opernhaus tritt also ergänzend an die Seite der Berliner Schwesterinstitute. Und wie in der Oper, so hat in jüngster Zeit auch im Konzert die Nachbarstadt den Pfad selbständiger Tätigkeit gesucht. Es hat sich eine Charlottenburger Musikgesellschaft gebildet, die im Weichbilde der Stadt große Orchesterkonzerte in dem gewohnten glänzenden Rahmen zu veranstalten strebt. Die ersten Versuche sind allerdings nichts weniger als glänzend ausgefallen. Das Ende des Unternehmens ist bereits besiegelt. Es fehlt an zwei wesentlichen Faktoren, einem Orchester, das diesen hohen Anforderungen genügt, und einem dazu geeigneten Saal. Der Tiergartenhof, der Repräsentationsraum des bekannten Restaurants, scheint sich wenig dazu zu eignen. Wenn einmal der passende Saal geschaffen ist, so wäre das Orchester wohl in gewisser Frist für die Aufgabe zu erziehen. Freilich bleibt es fraglich, ob eine solche geistige Trennung der Nachbarstädte anzustreben ist, nachdem die räumliche Beziehung bereits vollkommen geschlossen und gefestigt wurde. Berlin steht nicht an, größere Kunstinstitute auf Charlottenburger Gebiet zu verpflanzen; so reckt die Königliche Hochschule für Musik draußen hinter dem Zoologischen Garten ihre Türme und Giebel in Charlottenburger Luft empor und keinem Berliner wird es politische Bedenken erregen, einer Einladung zu einer musikalischen Darbietung in dem Konzertsaal der Hochschule Folge zu leisten. Auch die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche mit ihren interessanten geistlichen Musikaufführungen, die auf Charlottenburger Boden sich erhebt, sieht hauptsächlich Berliner Besucher in ihrer Halle.

Wozu also dieser plötzliche Partikularismus, der von einigen allzu eifrigen Strebegeistern Charlottenburgs geschürt wird? Er zersplittert die Kräfte und schafft Uneinigkeit, die der Kunst nie zum Segen gereichen kann. Mögen getrost die Vorstädte Berlins ihr Scherflein zu den Lasten der Kultur beitragen, mögen sie sich Theater, Konzertsäle bauen, aber mögen sie nicht ihren Ruhm darin suchen, durch partikularistische Bestrebungen die Gesamtkräfte zu schwächen, vielmehr sich mit freundlichem Entgegenkommen eingliedern in das reiche, umfassende Gesamtbild von Groß-Berlin.

Das Konzertleben Groß-Berlins bietet ein Schauspiel von imponierender Machtfülle. Wer sind die treibenden Kräfte dieses Schauspiels? — Die hinter den Kulissen ihrer Bureaus arbeitenden Konzertdirektionen. Zu der weltbekannten Vertretung Hermann Wolff, deren Begründer das Berliner Konzertwesen unendlich viel zu danken hat, sind einige weitere Firmen getreten; ein Beweis, daß das Arbeitsfeld noch immer wächst und fortschreitet. Und wer am Beginn der Woche einen Blick in die Tageszeitungen wirft, sieht sich bei den Konzertnachrichten einer solch erdrückenden Fülle der Ankündigungen gegenüber, daß er mit einem unwillkürlichen Kopfschütteln sich die Frage vorlegt: wo kommt das Publikum für alle diese Veranstaltungen her? Verfolgt er aber weiter den Gang der Ereignisse, so steigert sich seine Verwunderung, wenn er erkennt, daß tatsächlich alle Veranstaltungen von Bedeutung nicht nur besucht, sondern überfüllt sind. Die Konzerte der Königlichen Kapelle, von Felix Weingartner geleitet, die Philharmonischen Konzerte unter Arthur Nikisch, die Aufführungen des Joachim-Quartett, des Philharmonischen Chores, der Singakademie, des Berliner Lehrergesangvereins sind Abend für Abend ausverkauft. Um die Billetts zu Weingartner und Joachim ist ein wetteiferndes Drängen und Werben, daß für einen freiwerdenden Platz gleich ein Dutzend Reflektanten erscheinen und mit allen erlaubten oder auch unerlaubten Mitteln der Diplomatie ihre Sehnsucht nach dem gewünschten Ziel zu erfüllen streben. Dazu kommen die Konzerte der großen Solisten. Zu Eugen D'Albert-, Lilli Lehmann- und Teresa Carreno-Abenden ist drei Tage nach der Ankündigung kein Platz mehr zu haben. Die Liedsänger und Sängerinnen Messchaert, Dr. Wüllner, Mysz-Gmeiner, Therese Schnabel, der Geiger Ysaye, der kleine Wundermann Elman, das Böhmische, das Waldemar Meyer-Quartett, das Meininger Trio, die Zajic-Grünfeld-Konzerte blicken fast stets auf ein völlig lückenloses Auditorium. Eine Reihe von weiteren Veranstaltungen hat ihr festes, zahlreiches Stammpublikum. Es spricht sich in dieser Anteilnahme ja nicht immer die Höhe der künstlerischen Bewertung aus, die gesellschaftliche Stellung der Veranstalter, die Weite ihres Bekanntenkreises treten stark mitbestimmend hinzu.

Wenn wir hier also eine genügende Erklärung für den regen Besuch finden, so sind wir schon mehr erstaunt, auch bei all den zahllosen Solisten- und Virtuosenkonzerten schwächerer Art, selbst bei den Darbietungen so vieler unbekannter Debutanten fast immer einen stark besetzten Saal zu treffen. Allerdings ist es ein offenes Geheimnis, daß im letzteren Falle das Publikum eigentlich „geladen“ ist, daß nur ganz ausnahmsweise diese Billetts, deren Inhaber die Säle füllen, gekauft sind. Nein, sie werden verschenkt, durchgängig kostenlos abgegeben, und zwar teils von den Konzertgebern an persönlich Bekannte übersandt, teils von der Konzertdirektion an bestimmte dafür vorgesehene Kreise verteilt. Es gehört zu dem Amt der Konzertdirektion, eben auch für ein entsprechendes Auditorium, für einen ansehnlich bevölkerten Saal zu sorgen. Immerhin aber wäre das Ziel nicht zu erreichen, wenn nicht ein weitgehendes eminentes Interesse für musikalische Veranstaltungen in Berlin existierte. Es ist ein wahrer Heißhunger nach Musik, ein kaum zu stillendes Verlangen nach Tongenuß im Berliner Volke. Wie wäre es sonst zu erklären, daß Abend für Abend die Bechstein-, Beethoven-, Oberlicht-, Singakademie-Säle mit ihren 500, 1100, 800, 1200 Personen fassenden Räumen ziemlich stattlich angefüllt sind? Hierzu kommen für eine Reihe von Tagen allwöchentlich der große Philharmoniesaal mit 2500 Personen, der Konzert-



Das Philharmonische Orchester (Kapellmeister A. Scharrer).



Joachim, Halir, Wirth, Hausmann.
Das Joachim-Quartett.

saal der Hochschule für Musik, das Hotel de Rome und das Architektenhaus, die allerdings aus ihrer früheren Beliebtheit stark verdrängt sind. Wie sehr aber die neueren Konzerträume begehrt werden, erweist die Tatsache, daß alle geeigneten Tage der Saison schon lange Zeit vorher bestellt werden. Bereits ein halbes Jahr vor Beginn des Winters sind die besten Tage vergeben; wer bis zum Herbst wartet, muß von Glück sagen, wenn er überhaupt noch unterkommt. Und wenn eine Sängerin bis zu diesem fernliegenden Termin unpäßlich, wenn ein Pianist krank wird?! — So ist er natürlich an seine Verpflichtung nichtsdestoweniger gebunden, kommt aber selten in Verlegenheit, da ein Dutzend Konzerteifrige schon auf diese Schicksalsfügung wartet und zugreift, was immer man ihnen bietet.



Hoffmann, Suk, Nedbal, Wichan.
Das Böhmische Quartett.

Zu den acht Konzertsälen tritt nun noch die Kirche als Musikraum. In drei Kirchen finden regelmäßige, in drei weiteren periodisch unterbrochene geistliche Musikaufführungen statt. Die bedeutsamsten sind die Konzerte des Königlichen Hof- und Domchors in dem neuen akustisch überraschend wirkenden Dom, sowie die Darbietungen von Professor Dr. Reimann in der stimmungsvollen Kaiser Wilhelms-Gedächtniskirche. Hier wechseln größere Veranstaltungen, auf der Basis des neugegründeten Bach-Chores errichtet, mit intimeren Vesper-

konzerten ab, die sich durchweg durch ein interessant zusammengestelltes Programm, gute Vorträge angesehener Solisten und die meisterliche Orgelkunst des Leiters auszeichnen.

Die Seele des großzügigen weltlichen Konzertwesens ist das Philharmonische Orchester. Da die Königliche Kapelle ausschließlich bei den zehn Konzerten Felix Weingartners mitwirkt, dessen Domäne die Werke der Klassiker und Frühromantiker bilden, wenn er auch jüngere Komponisten wie Hugo Wolf, Klose, Pfitzner, Georg Schumann und sich selbst nicht vergißt, so treten an das Philharmonische Orchester all die weitgehenden Anforderungen heran, die unser reichbewegtes Musikleben stellt. Alle orchestralen Veranstaltungen ruhen in seinem Schutze. Mag es sich um symphonische Arbeiten alten, neuen oder neuesten Stiles handeln oder um die großen Gesangswerke unserer Chorvereine, mögen die Solisten für ihre großen Konzerte die unterstützende Begleitung suchen, immer sind sie auf die Augen unserer Philharmoniker gestellt. Die ursprüngliche Institution der populären Konzerte, die dreimal wöchentlich unter Kapellmeister Scharrer stattfinden, hat ihr ganz besonderes Publikum, das in künstlerischer Askese treu zu den anerkannten Meisterwerken der Weltliteratur hält. Verschwindet hier die Repräsentation vor der inneren Hingabe, so atmen die großen Konzerte unter Professor Nikisch eine festliche Haltung. Die Nikisch-Gemeinde, die von ihrem Herrn und Meister so erfolgreich in die Welt Tschaikowskys und Bruckners eingeführt wurde, läßt sich auch willig zu den ganz „Modernen", Schillings, Mahler und Reger leiten. Bei des letzteren Symphonietta erschöpfte sich allerdings die Geduld der Hörer, die mit unverkennbarer Deutlichkeit dieses Produkt kunsttechnischer Eigenwilligkeit ablehnten. Natürlich trifft dieses Mißtrauensvotum nur den Tonschöpfer, nicht den Interpreten Nikisch. Die Anteilnahme für Nikischs Darbietungen scheint sich im Gegenteil noch immer zu erweitern. Man hat wie bei den Weingartner-Konzerten öffentliche Generalproben eingerichtet, die ganz dasselbe bieten, wie die Hauptkonzerte; und auch diese Generalproben finden stets einen dichtgefüllten Saal.

Vor einigen Jahren ward bei dem Konzertpublikum ähnlich wie bei den anspruchsvolleren Opernbesuchern der dringende Wunsch nach größerer Abwechslung laut. Die Dirigenten mußten aus dem klassischen Repertoire heraus einen Vorstoß in das junge und jüngste Neuland der Töne unternehmen. Einige eifrige Mitkämpfer griffen die Losung auf und begründeten „Neue Konzertveranstaltungen". So vor allem der gefeierte Pianist Ferruccio Busoni. Dieser kann sich nicht mehr mit den Klavierlorbeeren begnügen, er geizt nach Komponistenruhm. Er hat sich der jüngstromantischen Richtung angeschlossen und glaubt die Arbeiten dieser Dichterschar, die er kennen und lieben lernte, der Mitwelt nicht vorenthalten zu sollen. So dankenswert dieses Vorgehen an sich scheint, so ist es Busoni doch noch nicht gelungen, uns auch nur eine wirklich bedeutsame neue Schöpferkraft vorzuführen. Man fabelt soviel von verkannten Genies, die im Kampfe der geschäftstüchtigeren Rivalen sich verlieren. Busoni sucht sie mit der Laterne. Aber was bei diesem dürftig bescheidenen Lichtschein unheimlich gereckter Schatten war, entpuppte sich im Glanze der Podiumsonne als zwerghafte Erscheinung, ohne zwingende Daseinsberechtigung. Busoni führte uns einen bereits altersgereiften norwegischen Tonsetzer Borgström vor, den man kaum dem Namen nach kannte; er widmete ihm einen ganzen Abend. Der Abend war ein verlorener; denn diese Hamlet-Dichtung, diese Christus-Sym-



Bos, van Deen, van Lier.
Das Holländische Trio.



Kapellmeister E. N. von Reznicek.

phonie, diese „Nacht der Toten" enthielten zwar viele klingende Episoden, aber keine individuelle saftgefüllte Eigenkunst. An einem andern Abend mußte Berlioz die „Neuen" ersetzen. Und er konnte es, zumal seine vergessenen reizvollen Gesänge mit Orchester: „Nuits d'été", wie eine Novität wirkten. Hier schloß sich der Veranstalter mit einer Folge kapriziöser, subtil gezeichneter Tonstücke zu Gozzis „Turandot" an, die in ihrer fremdartigen Koloristik, in ihrer pikanten Rhythmisierung höchst ergötzlich wirkten.

Ein schöner Zug Busonis ist es, daß er seine Kräfte auch willig anderen aufstrebenden Unternehmungen leiht. Er hat sich den neuen Charlottenburger Konzertversuchen zur Verfügung gestellt, er hat auch bei den Konzerten mitgewirkt, die der frühere Mannheimer Hofkapellmeister E. N. von Reznicek unter dem Titel „Orchester-Kammerkonzerte" bei uns einzubürgern strebt. Mit diesem seltsamen und sprachlich anfechtbaren Namen soll auf die Werke hingewiesen werden, die zwar den Apparat eines mehr oder minder ausgedehnten Orchesters bedingen, aber doch nicht in den Rahmen der üblichen repräsentativen Orchester- und Symphoniekonzerte sich einfügen lassen. Neben manchem schönen Sebastian Bach und Haydn gab es hauptsächlich Tonbilder von Reznicek zu hören: eine Suite, in Erinnerungen der Zopfzeit schwelgend, recht ansprechend und klangvoll und mehrere Orchesterlieder, die, soweit sie dem Volkston sich näherten, recht wohltuend berührten.



Komponist und Kapellmeister Oscar Fried.

Man hatte geglaubt, daß der Wagner-Verein, nachdem seine Mission der Wagner-Propaganda erfüllt ist, sich der Einführung neuer Komponistengrößen zuwenden werde. Man harrte vergeblich dieser Tat. Erst jetzt, nachdem andere den Weg beschritten, lenkt auch der Wagner-Verein nach dieser Seite ein. Er brachte neben Bruckners fünfter Symphonie, unter feinfühliger Leitung des Stuttgarter Hofkapellmeisters Carl Pohlig, einige orchestrale Arbeiten von Ludwig Heß zur Darstellung, des Tenoristen, dem vorläufig noch die Konzentration der tonlichen Gestaltung abgeht. Es muß auffallen, daß nicht eigentlich größere Korporationen, sondern einzelne Dirigenten die Verfechtung moderner Tonideale übernehmen. Wie Busoni und Reznicek so hat auch der frühere Münchener Hofkapellmeister Bernhard Stavenhagen in „Modernen Abenden" unbekannten Werken zur Anerkennung verholfen. Böhe, Ritter, Klose hießen die Geisteskämpen, Ernst von Possart war sein Helfer, der namentlich der von kühner Phantasie getragenen Symphonie „Das Leben ein Traum" von Friedrich Klose zu eindringlicher Wirkung verhalf. Etwas ähnliches versuchte der Dirigent Zdzislaw Birnbaum, der neben den deutschen zeitgenössischen Tonsetzern, wie Weingartner und Gustav Mahler, auch den Franzosen Cesar Franck und den Finländer Jan Sibelius in sein Programm aufnahm. Gustav Mahler, der Wiener Hofoperndirektor, der in diesem Winter bei uns so häufig auf den Programmen erschien, hat sich allmählich zu einem imponierenden Pfadsucher im Reich der Klänge entwickelt. Seine Orchesterlieder, meist auf volkstümliche Texte aus des Knaben Wunderhorn gesetzt, zeigen sprühenden Geist, der besonders die zarten Nuancen der Orchesteruntermalung in beispielloser Feinheit beherrscht. Den größten Erfolg aber errang Mahler mit seiner zweiten Symphonie, die der jugend-



Therese Behr-Schnabel.

liche Dirigent Oskar Fried temperamentvoll und zielbewußt anführte. Das nahezu zweistündige Werk stellt den Hörer auf eine harte Probe. Aber wenn er auch einmal für einen Moment dem Banne des Tontyrannen zu entwischen scheint, im nächsten Augenblick ist er von ihm um so fester gepackt und nicht eher freigegeben, bis er in die Losung des geisterhaft blitzenden Schlußchores mit einstimmt. So weiß Mahler, dieser E. T. A. Hoffmann der Töne, sein phantastisches Dogma zur Geltung zu bringen, zum Siege zu führen. Und Oskar Fried hatte Anteil an diesem Siege. Seine „Neuen Konzerte“ galten neben Mahler noch Max Reger, dem mit der Kompositionstechnik Spielenden, Richard Strauß und Oskar Fried selbst, dessen „Verklärte Nacht“ durch den edlen Schwung der melodischen Linie und, selbst ohne große thematische Erfindung, durch den großen Zug der Darstellung mit fortriß.

Lula Mysz-Gmeiner.

Diese „Neuen Konzerte“ sind aus den Veranstaltungen des Sternschen Gesangvereins hervorgegangen. Die Interpretation der großen Chorwerke überließ der neue Leiter vorerst den Schwestervereinen, dem Philharmonischen Chor und der Singakademie. Der Philharmonische Chor wurde durch Professor Siegfried Ochs zu geradezu faszinierenden Leistungen erzogen, die ebenso im modernen wie im klassischen Stil sich bewähren. Eine Meistertat war Beethovens „Missa solemnis“, deren schwindelerregende Klippen ohne das leiseste Erbeben in einmütiger Sieghaftigkeit überbrückt wurden. Es war ein Abend inneren Erschauerns. Auch die Singakademie unter Professor Georg Schumann, die früher allzu konservativ an den alten Traditionen festhing, hat sich jetzt diesen Aufgaben neuzeitlicher Stimmcharakterisierung zugewandt und steigert stetig ihre künstlerischen Leistungen. Diese Chorvereine haben ebenso wie die angesehenen Männerchöre, der Berliner Lehrergesangverein unter dem tatkräftigen Professor Felix Schmidt, die Berliner Liedertafel u. a. ihr festes Stammpublikum. Für die seit zwei Jahren eingerichteten „Elitekonzerte“, die allzeit eine Auslese allbewährtester Namen vereinen, war es naturgemäß nicht schwer, rege Beteiligung zu gewinnen.



Pianist Artur Schnabel.

Auch für das ernsteste Gebiet der musischen Kunst, für die Kammermusik, hat sich in den letzten Jahren ein immer wachsender Stamm von Zuhörern gebildet. Das Joachimquartett, diese Idealgenossenschaft, welche die Reckengestalt des Altmeisters der Geige, die von heiliger Weihe übergossene Künstlererscheinung anführt, kann der Nachfrage nach Billetts nicht genügen. Ihr Programm, das auf der Klassik fußt, ist traditionelles Vorbild geworden. Das Halirquartett strebt ihnen nach. Es hat diesen Winter die schöne Aufgabe gelöst, sämtliche Quartette Beethovens zu interpretieren. Das Dessauquartett und das Waldemar Meyerquartett, welches das 50. seiner Abonnementskonzerte kürzlich ankündigen durfte, stellen den Klassikern auch moderne Tonsetzer an die Seite. Einen eigenen Zug bringt das Böhmische Quartett in das einheimische Musikleben, das besonders slawische und tschechische Kunst mit unvergleichlichem Temperament ausführt. Das Pariser Quartett mit seiner fein abgeglichenen



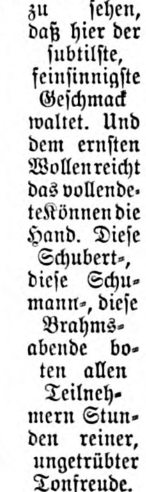
Organist Prof. Dr. Reimann.


Pianist Konrad Ansorge.

Ziselierung, das Brüsseler Quartett mit seinem reichen, satten Klang, das Petersburger, das Prager Quartett — alle finden ihre begeisterten Anhänger. Auch ein Damenquartett unter Führung der bewährten Geigerin Gabriele Wietrowetz hat sich glücklich eingeführt. Dem Quartett gliedert sich das Trio an. Das Philharmonische Trio mit Konzertmeister Witek leistet Vortreffliches. Das Holländische Trio der Herren Bos, van Veen, van Lier weiß seinen Konzerten durch die interessante Zusammenstellung des Programms und durch die musikfreudige hingebungsvolle Art der Ausführung stets eine besondere Anziehung zu verleihen. Das Meininger Trio mit Professor Wilhelm Berger an der Spitze fand gleichfalls freundliche Aufnahme. Artur Schnabel hat für sein Trio einen würdigen Nachfolger in Frederic Lamond erhalten, der mit großstiliger Auffassung die vornehme Reife der Technik verbindet.

Artur Schnabel zieht es vor, jetzt seine pianistische Meisterkunst allein zu zeigen. Von jener wohltuenden Wärme verklärter Hingabe waren die Abende getragen, die er in Verbindung mit seiner jungen Frau, der Kammersängerin Therese Behr, veranstaltete. Man braucht nur einen Blick auf das Programm zu werfen, um zu sehen, daß hier der subtilste, feinsinnigste Geschmack waltet. Und dem ernsten Wollen reicht das vollendete Können die Hand. Diese Schubert-, diese Schumann-, diese Brahmsabende boten allen Teilnehmern Stunden reiner, ungetrübter Tonfreude.


Pianist L. Godowski.



Zu einer ständigen begehrten Institution haben sich die Liederabende der unvergleichlichen Gesangskünstlerin Lilli Lehmann, die Gesangskonzerte der temperamentglühenden Lula Myß-Gmeiner entwickelt, die ihre lebensvolle, genußfrohe Kunst verschwenderisch über ihre Hörer ausgießt. Sie ist das Urbild einer Liedsängerin, die den satten Wohllaut als oberstes Gesetz proklamiert. Dr. Wüllner ist ihr Gegenpol; hier ist alles grüblerischer Geist, der über die Materie triumphiert.

Wie die Sänger, so geben auch die Instrumentalisten ganze Serien von Konzerten; sie haben meist eine freigewählte Maxime darin zu verfechten. Konrad Ansorge hat Liszt und seine Schule auf die Fahne geschrieben, doch ergänzt er diese starkwilligen Kundgebungen durch die zarte Lyrik Schuberts und Chopins. Leopold Godowsky, der Tastenstürmer, glänzt besonders in virtuosen, technisch gepfefferten Arrangements; er baut ganze Gebiete der Literatur für diese seine verblüffenden, meist geistreich kombinierten Zwecke um. Edouard Risler liebt gemischte Programme, Busoni hat sich den Unbekannten und Neuen verschrieben. Dr. Otto Neitzel weiß immer überraschenden Ausblick in fremdes Land zu eröffnen; sehr dankenswert waren seine Klavierabende mit mündlichen Erläuterungen, die auch dem Humor in der Musik zu seinem Recht verhalfen. Auch Professor Halir gab mehrere Konzerte, die neue Arbeiten, darunter ein starkgewürztes Violinkonzert von Sibelius, brachten. Sein jüngerer Kollege Karl Flesch wiederum wollte historisch belehren und gab an fünf Abenden einen Überblick über die gesamte Geigenliteratur.


Dr. Otto Neitzel.
Nach einer Photographie von Elliot & Fry in London.

Zu all diesen zyklischen Veranstaltungen tritt nun im Berliner Musikwinter noch eine erdrückende Fülle von Einzelkonzerten. Bald sind es bewährte Namen wie Marzella Sembrich, Jo-

hannes Messchaert, Willy Burmester, der Pianist Mark Hambourg, die Pianistin Clotilde Kleeberg, der Bassist Alexander Heinemann u. a. m., bald sind es Künstler von gewisser Durchschnittsfähigkeit oder Debutanten, die für ihre Musik zu interessieren streben.

Und tatsächlich findet sich immer ein Kreis von Hörern, der je nach den Leistungen eine Aufmunterung, eine enthusiastische Zustimmung oder eine Ablehnung kundgibt. Das letztere freilich nur in den seltensten Fällen. Das Berliner Publikum ist nachsichtig und höflich. Es bringt es nur in verzweifelten Fällen über sich, dem Künstler offen seine Mißbilligung auszudrücken. Auch hat es sich durch die reiche Erfahrung ein gewisses Verständnis erworben für den Ernst und die Größe der Schwierigkeiten, die auf den zu hehren Zielen Emporschauenden lauern. Die Überfülle des Gebotenen hat allmählich auch die Fernstehenden an den Herd der Kunst gelockt, sie in ihrem Interesse, in ihrem Verständnis gehoben.

Der Berliner Musikwinter mit seiner rauschenden Tonflut wird so der künstlerische Erzieher der heranwachsenden Generation, des deutschen Volkes.

Jugend . . .

In Efeukränzen tranken wir die Nacht,
Jugend und Alter mischte sich im Kreise,
Und aus Pokalen stürmte süße Macht.

Auch neigten Rosen, frisch geschnittne, sich
Auf unsern Tisch aus Gläsern und aus Schalen
Mit zarter Röte, die dem sanften Strahlen
Der matt durchglänzten Muschel glich.
Und durch die Luft, die schwer von Wein und Rauch,
Verströmten zag sie ihrer Kronen Hauch.
Hier schwamm gewölbt ein Blütenblatt im Wein,
Von Rand zu Rand blies lächelnd es der Zecher.
Laut ward die Lust, denn Feuer barg der Becher,
Und nur ein Alter schwieg und trank allein.

In sich versponnen, von uns fremder Art,
Blieb er für sich, als ob er Schmerzen trüge.
Nur hin und wieder tat er durst'ge Züge
Und strich die Tropfen langsam aus dem Bart.
So hielt er's lange. — Immer tiefer spann
Sein Traum ihn ein und zog das Haupt ihm nieder,
Und seine Jugend hob die schweren Lider
Und sah ihn lieb, doch wie durch Schleier, an.

Da stand er auf. Und wie sein Blick uns maß,
Griff stammelnd er des Rheines goldnen Segen,
Und einem Milchbart trug er ihn entgegen,
Der blank und blond in unsrer Mitte saß:

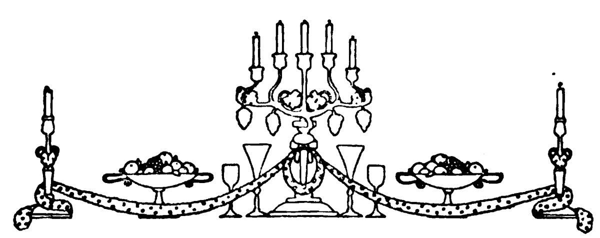
„Ich kenn' Dich kaum — doch Du bist jung . . . bist jung!
Es wird kein Wein Dich je auf Erden wärmen
Wie Jugend wärmt, die gläubig wir durchschwärmen —
Ihr blasses Bild stieg mir aus diesem Trunk!
Sie sah mich an — zum letztenmal vielleicht,
Und wild und weh ergriff es mich in Tiefen,
Daß sie so vielen ungenützt verstreicht!
„O nütze sie! Häng' Dir im Frührotschein
Der Erde Kränze selig in die Haare!
Stürm' sonnentrunken durch die wunderbare
Welt Gottes hin — denn diese Welt ist Dein!
Es schauern Knospen, für Dich aufzublühn;
Ströme der Liebe, bald in Dir zu münden,
Und Sterne warten, um an Deinem Glühn
Die eigne Glut noch höher zu entzünden.
Lass' sie nicht warten! Wirf Dein Herz nur blind
In Sturm und Jubel vorwärts in die Weiten
Und spring' ihm nach, so lang' die Wunderzeiten
Heiliger Jugend Dir beschieden sind!
Doch später, später, wenn Dein Abend sinkt,
Sollst Du wie ich den Gruß einst weitergeben.
Dann sag': er stammt aus meinem Burschenleben,
Er stammt von einem, der kein Glas mehr trinkt!"

Er stockte . . . schwieg. In leiser Scham umging
Sein Blick den Kreis, der bunt sich um ihn scharte,
Und jeder sah, daß an dem weißen Barte
— Vielleicht vom Wein — ein klarer Tropfen hing.

Uns aber glänzte zart der Blütenbluft,
Und inbrunstvoller lebten wir der Stunde:
Ein feines Weh im tiefsten Herzensgrunde
Ward uns der Stachel zu erhöhter Lust.

So ging die Nacht . . . des Hauses Tor sprang auf,
Die Efeukränze hingen schief im Haare,
Und fern im Osten stieg das wunderbare
Gestirn des Herrn in ew'ger Jugend auf!

Carl Busse.



Die Kinder des Herrn von Harthausen.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Fortsetzung.)



Egbert ließ es sich ernstlich durch den Kopf gehen, welchen unter den ihm näherstehenden Kameraden er zu seinem ‚Familienkaffee' einladen sollte. Die Wahl dünkte ihm nicht ganz leicht, denn er durfte ja nicht allein nach Gerties Geschmack gehen — oder was er für Gerties Geschmack hielt —, er wollte auch Rücksicht auf die Geschwister nehmen.

Endlich entschied er sich für Kurt Rollin. Oberleutnant, zur Akademie kommandiert, ganz das, was sich diese liebe kleine Gertie unter einem ‚flotten, ritterlichen Kerlchen' vorstellen mochte; Prinzessinnentänzer, Gesellschaftshuber, aber voll ernsterer Interessen. Schlagfertig, redegewandt und immer guter Laune. Was ihn noch besonders geeignet erscheinen ließ: Rollins Vater lebte, seit er den blauen Brief erhalten hatte, in Ziegelhausen bei Heidelberg, er selber brachte dort meist seinen Urlaub zu, schwärmte gern vom Neckar und Burgberg; an Anknüpfungspunkten konnte es also nicht fehlen.

„Familienkaffee — famos!" sagte er sofort. „Ganz mein Fall für diese Saison morte! Ich komme sehr gern und werde den besseren Menschen in mir mitgehen heißen. Wie alt ist die gnädigste Schwägerin? Zwanzig? Großer Zeus, mit zwanzig Jahren Heidelberger Professorsgattin — die Aermste! Womit ich wahrhaftig nichts gegen Ihren Herrn Bruder gesagt haben will."

„... Ja so! Noch einen Rat eines erfahrenen Mannes, mein lieber Harthausen. Räumen Sie vor dem Einmarsch sorgfältig auf. Bei solcher Gelegenheit schnüffeln Mamas, Schwestern, Schwägerinnen immer bedenklich herum. Mir ist ein Fall bekannt, in dem allzu akkurat, mit schönen rosa Bändchen umbundene Taschentücher im Wäscheschränkchen die schlimmsten Verdachte wachriefen. Aber freilich ... Ihre Bude war ja immer ein Tempel der Sitte und Ordnung."

Das war Egberts Wohnung in der Tat. Es gehörte zu den Grundlagen seines Behagens, daß seine beiden Zimmer wie Schmuckkästchen aussahen; etwas von der peinlichen Ordnungsliebe der Mutter und vom Schönheitsbedürfnis des Vaters war auch in dieser Beziehung auf ihn übergegangen. Schreiende Farbenzusammenstellungen waren ihm ein Greuel: der Grundton des persischen Teppichs in der Zimmermitte stimmte genau zu den dunkelblauen Vorhängen und den Möbelbezügen; an den Wänden hingen einige gute Reproduktionen nach klassischen Werken, im kleinen Bücherschrank standen die Klassiker und ein paar neuere Erscheinungen wohlgeordnet in schönen Halbfranzbänden. Und der Kaffeetisch war so zierlich gedeckt, als ob eine weibliche Hand über ihm gewaltet hätte. Das hatte früher schon, wenn er gelegentlich ein paar Kameraden bei sich sah, zu kleinen Neckereien Veranlassung gegeben, vielleicht sogar zu seinem Spitznamen, den er noch aus der Fähnrichszeit her trug. ‚Bertchen' wurde er genannt.

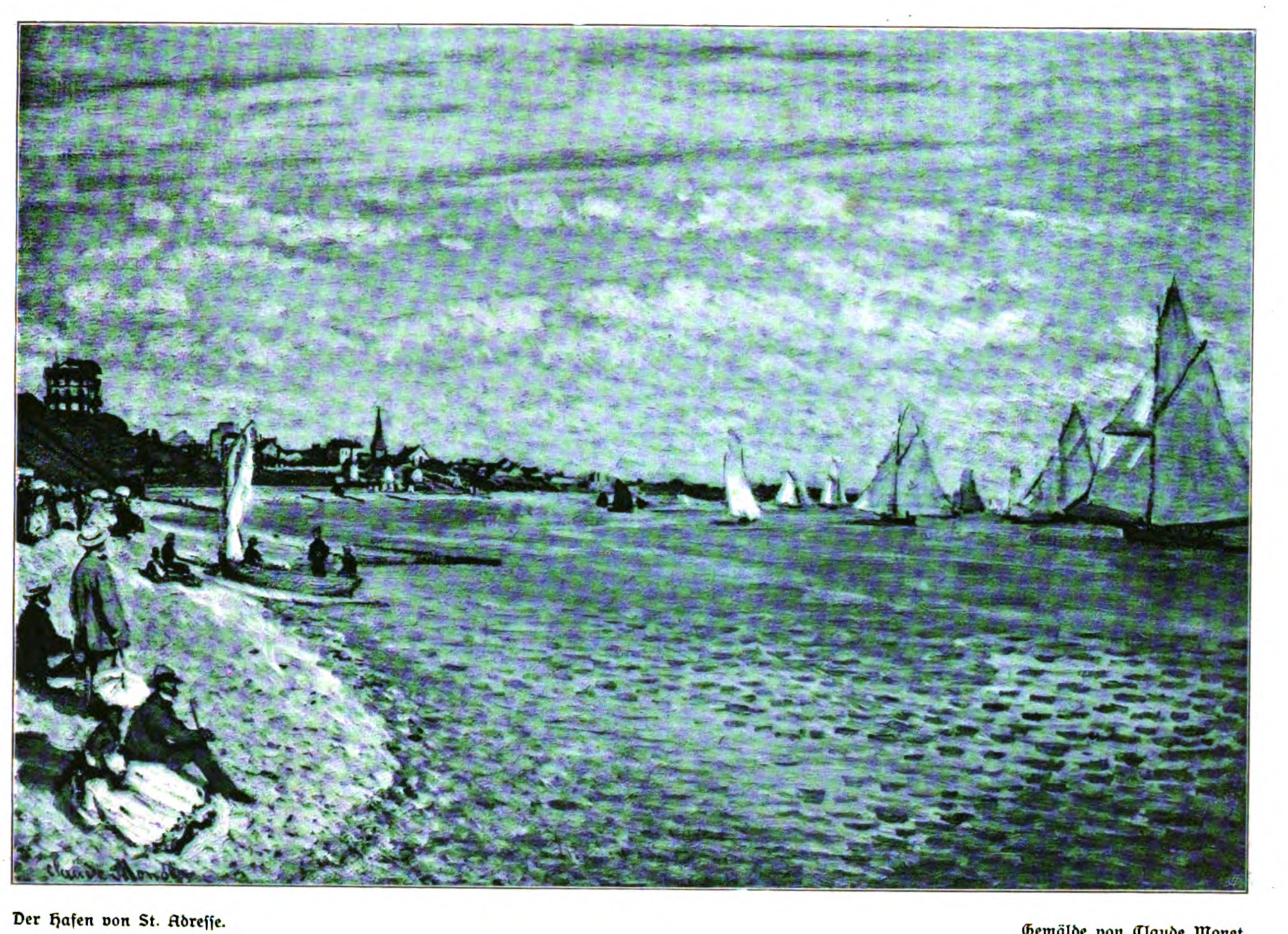
„Also da wären wir ja!" rief Hilde, als sie kaum abgelegt hatten. „So sieht eine Leutnantsbude aus? Laß doch mal zusehen. Alle Wetter — fein! Da solltest Du mal meine Bude sehen bei der trefflichen Madame Telmann, verwitwete Zöllner, geborene Schulzé — bitte, auf den Akzent zu achten. Die reine Studentenbude — wenigstens denk' ich mir, kann die nicht schlimmer ausschauen." Sie huschte im Zimmer umher und schlug dann, vor dem Tisch, die Hände zusammen. „Fünf Tassen und jede hat ihren richtigen Henkel. Unglaublich."

Wolde schob an den Wänden entlang, betrachtete die Bilder und dann die Bücher hinter den Glasscheiben. „Ich werde Dir den Burckhardt schicken, lieber Egbert —"

„Beraube Dich nicht ..."

„Ich habe ihn doppelt. Denke doch dran, Gertie, daß er eingepackt wird."

Die junge Frau war auffallend still. Sie sah sich wohl auch mit ihren großen, schönen Augen aufmerksam um, nickte auch Egbert zu: „Es ist hübsch bei Dir —," aber Ihr froher Übermut schien heut wie-



Der Hafen von St. Adresse. Gemälde von Claude Monet.

der einmal wie ausgelöscht. Egbert mußte unwillkürlich denken: „Zwischen Wolde und Gertie hat es gewittert; vielleicht noch als ein Nachklang von neulich'. Dem Bruder war freilich nichts anzumerken. Er sah nicht aus wie der blitzeschleudernde Zeus, aber er schien auch gar nicht zerschmettert zu sein. In behaglicher Friedsamkeit wanderte er umher, erklärte hier, daß die Reproduktion von Giorgiones Concerto die feinen Töne des Originals doch gar nicht herausbrächte, und dort, daß er persönlich sich keine Radierung von Klinger in seinem Zimmer aufhängen würde. Wobei ihm niemand widersprach.

Dann kam, wenige Minuten später, Rollin, und Egbert freute sich seiner Wahl. Denn Rollin machte, ganz unauffällig aber mit unwiderstehlicher Sicherheit, dem Herumstehen ein Ende. Kaum daß die Vorstellung erledigt war, so hatte er die kleine Gesellschaft — eigentlich um sich — schon am Kaffeetisch vereinigt und saß selber, wie der Hahn im Korbe, zwischen beiden Damen. Harmlos, lustig, über die Weltstadt Berlin im Hochsommer spöttelnd und alle die, die sie just im Blütenprangen und der Asphaltglut sehen wollten; links Gertie zur Vertretung der „leider fehlenden Hausfrau" animierend, rechts sich mit Hilde schlagfertig herumneckend und dazwischen Wolde mit ernstester Miene nach seinem Urteil über die letzten Neuerwerbungen der Königlichen Galerie befragend. Dabei fand er noch Gelegenheit, Gertie ein geschicktes, kleines Kompliment über ihr champagnerfarbenes Leinenkleid zu sagen, Hilde eine höhere Frisur ans Herz zu legen, mit Wolde einen Meinungsaustausch über die Restauration des Heidelberger Schlosses zu beginnen; den Kaffee scherzend zu loben, zu erörtern, daß er wie alle wirklich guten Menschen sich die kindliche Freude am Kuchen bewahrt hätte, sich einen Kognak auszubitten. Egbert mußte heimlich lächeln. Aber es war doch ein wenig Neid dabei. Denn so oberflächlich war schließlich jede einzelne Wendung an sich nicht, manche trafen geradezu den Nagel auf den Kopf, und jedenfalls gab sich das Ganze bezaubernd liebenswürdig. Rollin war kein Schwätzer. Man hatte das Gefühl: er spricht ja nicht für sich, sondern er tut's nur für die Allgemeinheit, er weiß stets die Zuhörer in die Unterhaltung zu verwickeln.

Ohne ihn wäre es ganz gewiß nicht so heiter gewesen. Sogar zu einer kleinen Rede verstieg er sich „über den Einfluß guten und schlechten Kaffees auf das Zusammenleben von Mann und Weib", drehte das Thema witzig und geschickt bis zu der These, daß nur Junggesellen wirklich guten Kaffee zu brauen verständen, daß sie damit schon ihre eigentliche Bestimmung am häuslichen Herde verrieten, die ihnen nur widerrechtlich von den Frauen vorenthalten worden sei, und gelangte schließlich zu einem Hoch auf die Damen als die unbedingten Herrinnen und Herrscherinnen. Wozu mit den Kaffeetassen angestoßen werden mußte. Selbst Wolde lächelte gnädig, so drollig kam das alles heraus und doch mit so mancher kleinen, feinen, ironischen Spitze.

Wahrhaftig: beneidenswert war diese köstliche Sicherheit!

Niemand hatte es gehört, daß die Klingel ging, auch Egbert hatte es nicht beachtet. Mit einem Male aber öffnete sich die Tür, und der rote Kopf von Franz Bahrenburg tauchte auf. Als der Musiker die Gesellschaft sah, wollte er sich schnell zurückziehen. Er stammelte ein unendlich verlegenes „Pardon — pardon!" und Harthausen selber war kaum minder verlegen: dieser Zigeuner paßte so gar nicht in den Kreis. Einen Moment schwankte er: hinausgehen und ihn mit einem Wort der Entschuldigung draußen abfertigen? Aber da war Rollin schon aufgesprungen: „Sie hier, Herr Bahrenburg? Nur herein! Harthausens Kaffee ist unerschöpflich. Bertchen, fix ... stellen Sie den Maestro vor. Hierher, bitte, Herr Bahrenburg ..."

Egbert ahnte gar nicht, daß sich beide kannten. Erst im Lauf der Unterhaltung erfuhr er, daß Bahrenburg, den er selber seit langen Monaten nicht gesehen hatte, da die Vettern ausgezogen waren, in einem geselligen Kreise ein kleines Singspiel einstudiert hatte; als Rollin die Rede darauf brachte, schnitt er ein Gesicht, als ob er Essig hätte trinken müssen, und jener erklärte lachend: „Wir hatten nämlich eine Primadonna, die alten Adels halber des Gehörs gänzlich entbehrte, und einen Buffo, der lispelte. Holzhackerarbeit, Herr Bahrenburg — was? Ich habe Ihre Geduld aufrichtig bewundert."

„Einmal und nie wieder, Herr von Rollin. Sie waren noch der einzige, der

erträglich war ... mit ihrem kleinen, niedlichen Tenor."

„Kleinen, niedlichen Tenor nennt der Mann meine Wunderstimme! Und ich meinte, Hülsen würde mir nächstens einen Kontrakt mit 100 000 Mark im Jahr anbieten —"

Es ging besser, als Egbert geglaubt hatte. Vahrenburg fand sich sogar überraschend gut in die Gesellschaft. Wenn er nur nicht so verteufelt ausgesehen hätte! Gegenüber dem korrekten Wolde mit der schlohweißen Hemdbrust, dem Gehrock und der kunstvoll geknüpften Krawatte zum Verzweifeln. Ein braunes Jackett trug er, dessen Ärmel am Ellbogen bedenklich fadenglatt war, ungeheuerlich weite Leinenbeinkleider, einen roten Westengurt, ein buntgestreiftes Hemd und einen weißen Schlips mit ausgefransten, flatternden Enden. Dazu dies verkniffene Mephistogesicht mit dem brandroten Bart. Aber das war noch nicht das Schlimmste: er sah verwahrlost aus, — nein — krank. Oder wie jemand, der soeben eine schwere Krankheit überstanden hat. Oder — dachte Egbert weiter —, wie jemand, der sich seit längerer Zeit schlecht genährt hat ...

Rollin schien ähnliche Gedanken zu haben. Er schob den Kuchenteller immer wieder zu Vahrenburg hinüber. Aber der nahm nur einmal ein kleines Stück. Dabei bemerkte Egbert zum ersten Male, welch wunderschöne Hand er hatte; eine Frauenhand fast, lang und zart und weiß und merkwürdig wohlgepflegt. Vielleicht das einzige Wohlgepflegte an dem ganzen Manne.

Aber wahrhaftig, er benahm sich eigentlich ohne Tadel. Ganz anders, als einst oben in der lustigen Bohèmewirtschaft.

„Wie geht es denn Ihrem Herrn Vetter? Dem schönen Carlos —"

Über das Gesicht des Musikers flog ein Schatten. „Ausgezeichnet, ... soviel ich weiß. Er hat sich entdeckt und ist bei einer Dresdner Öldruckfabrik in ... in eine feste Stellung gegangen, die ihren Mann nährt. Ob er sich glücklich dabei fühlt, steht auf einem andern Blatt."

Von dem einstigen sprudelnden Übermut war so gar nichts mehr in dem Manne. Dafür sprach er ernst und gesetzt mit Hildegard, gab ihr den einen und den andern guten Rat. Aber als sich ihm im Lauf der Unterhaltung die Gewißheit ergab, daß sie sich die Musik als Lebensberuf erkoren hatte, schwieg er.

Wolde hatte sich erhoben — die Geschwister sagten von ihm nie: ‚er steht auf‘, sondern stets: ‚er erhebt sich‘ — und war wieder auf einer Inspektionsreise, die sich sogar bis in das anstoßende Schlafzimmer erstreckte. Als sich Egbert hier zu ihm gesellte, fragte er: „Was habt Ihr denn für kuriosen Umgang? Paßt denn so etwas zu einem preußischen Leutnant?"

„Wen und was meinst Du?"

„Nun — diesen Herrn! Er trägt sogar Röllchen."

„Aber Wolde!"

„Ich bin ja nicht äußerlich. Unwillkürlich muß man aber von dem äußeren Menschen auf den inneren schließen. Der Mann ist ein Bohemien."

„Unzweifelhaft. Dein Scharfblick trügt Dich nicht. Wenn Du diesen Bohemien aber Violine spielen hörtest, würdest Du sogar vergessen, daß er keine Manschetthemden trägt."

Woldemar zog die Achseln hoch: „Mein lieber Egbert, daß er ein großer Künstler ist, glaube ich Dir nimmermehr. Heutzutage bricht sich jedes Genie Bahn und findet Anerkennung ... reichen Lohn ... danach sieht der Herr nicht aus."

„Ob Deine Voraussetzungen wohl stimmen? Daß sich das fleißige Talent heut leichter wie früher den Weg ebnen kann, geb' ich Dir zu. Das wirkliche Genie hat es gewiß ebenso schwer wie ehedem, vielleicht noch schwerer, grade weil ihm die betriebsamen Talente überall den Weg versperren."

„So sagen die sogenannten Genies, um ihre Faulheit zu entschuldigen." Der Professor drückte den Kneifer energisch fest, sah kopfschüttelnd zu der Reproduktion des Hofmannschen Idylls empor, erklärte „Total verzeichnet" und wandte sich.

Als Egbert neben ihm durch die Tür trat, überkam ihn ein Gefühl der Verwunderung, in dem fast etwas wie Abwehr lag. Und dabei sagte er sich im gleichen Augenblick: ‚Es ist doch gar nichts zu verwundern! Was hast Du denn nur? Freue Dich doch —‘

Hilde und Vahrenburg saßen nicht mehr am Kaffeetisch, sondern standen drüben am Fenster, sichtlich wieder im lebhaften Ge-

spräch. Rollin jedoch saß noch neben Gertie, und sie plauderten. Richtiger, er plauderte. Sie hatte sich weit zurückgelehnt, die Hände im Schoß, den süßen Kopf ein wenig zur Seite gekehrt — lauschend. Als ob jedes Wort sie auf das lebhafteste interessiere. Ihre Augen hatten wieder das seltsame Aufleuchten, in dem die Pupille fast schwarz erschien, und durch den dunklen Hautton der Wangen schimmerte das feine Rot. Der volle Mund war ganz leicht geöffnet.

Die letzten Sätze Rollins konnte Egbert noch auffangen. Sie waren unendlich harmlos. Er hatte augenscheinlich von einem Hofball im Weißen Saale erzählt. Lebhaft und frisch, wie er zu plaudern verstand, mit der ihm eigenen persönlichen Note. Aber eigentlich doch nicht so, daß es Gertie derart fesseln konnte, wie auf ihrem Gesicht zu lesen stand . . .

„Liebe Gertrud, es wird für uns Zeit!" hörte er den Bruder neben sich sagen. Er sprach deutlich genug, aber er mußte wiederholen, ehe Gertie verstand. Dann nickte sie freilich ihrem Manne gleich zu und stand auf. Aber sie machte auch kein Hehl daraus, daß sie den Aufbruch bedauerte. „Schade —" sagte sie in ihrer offenherzigen Art. „Ich hätt' mir gern noch mehr von Ihnen erzählen lassen, Herr von Rollin. Überhaupt Berlin . . .," sie stöhnte drollig, „ . . . und morgen geht's heim. Ich freu' mich ja auf daheim . . . natürlich, aber unser Heidelberg ist doch nur e Städtele . . . gell!"

„Aber der schönsten eine im Reich, gnädige Frau."

„Ischt's schon! Und wenn Sie die Herren Eltern besuche, net vergesse, Herr von Rollin, daß wir auch am Neckar wohne . . ."

‚Immer wenn sie innerlich erregt ist, bricht der Dialekt durch,' dachte Egbert. ‚Also ist sie's jetzt. Warum nur?'

„Wir werden uns sehr freuen, Sie bei uns zu sehen, Herr von Rollin —" fügte Woldemar mit Würde hinzu. „Es war sehr nett und gemütlich bei Dir, lieber Egbert."

Nun waren sie gegangen. Nur Vahrenburg blieb noch zurück.

Er hatte sich wieder an den Tisch gesetzt, aß hastig ein Stück Kuchen, trank einen Kognak und starrte vor sich hin.

„Wollen Sie eine Zigarette, lieber Maestro? Es plaudert sich besser dabei."

Wie aus einem Traum fuhr der Musiker auf. „Danke — nein. Ich darf nicht mehr rauchen. So geht eine kleine Lebensfreude nach der andern flöten . . . von den großen ganz zu schweigen."

„Hallo! Das klingt ja gefährlich. Und nicht mehr rauchen? Waren Sie krank?"

Vahrenburg nickte. „Ich lag drei Monat in der Klinik — bis gestern. Lungenentzündung . . ." Dann sah er wieder vor sich hin und zerkrümelte mit seinen weißen hageren Fingern ein winziges Stück Kuchen. Ganz langsam zerrieb er es.

„Ärmster! Aber warum haben Sie mir nicht geschrieben? Ich hätte Sie sofort aufgesucht."

„Ich falle nicht gern jemand zur Last."

„Davon wäre doch nicht die Rede gewesen, Vahrenburg —" sagte Egbert herzlich und vorwurfsvoll. „Aber nun geht es aufwärts — nicht wahr?"

„Ich weiß nicht. Wen der Wurm einmal angenagt hat . . ." Er brach wieder ab, stand auf. Erst jetzt fiel Egbert auf, wie eingefallen seine Brust war.

„Man kommt zu spät zur Erkenntnis," meinte er. „Da wüstet man auf das bißchen Gesundheit los, mit Tollheiten und, ja, auch mit übernächtiger Arbeit, als ob die Kraft gar nicht zu erschöpfen wäre. Und ist doch solch jammervolles Ding . . . diese Maschine, Mensch genannt. Bis dann der Knacks da ist. Mit einem Male. Hol's der Geier. Ich traure ja nicht so drum . . an sich . . . nur daß man eigentlich noch nichts geleistet hat und doch das Zeug dazu in sich spürt. Grad jetzt manchmal . . ., wie ich so lag und lag . . . kam's wie eine Flut von Ideen über mich. Aber das halt einer fest, wenn die graue Frau Sorge vor der Tür steht. Meine Stellung hab' ich natürlich verloren . . ."

Egbert war aufgesprungen. Es schnitt ihm ins Herz: dieser Unterschied zwischen dem fröhlichen, ewig spöttelnden Franz von ehedem und dem kranken Manne hier. „Vahrenburg, warum haben Sie sich nicht an mich gewandt?" rief er. „Ich bin ja kein Krösus, aber etwas hätte ich doch für Sie tun können . . . mit tausend Freuden."

Der Musiker kämpfte noch einen kurzen Kampf. Leicht wurde es ihm nicht. Dann lachte er plötzlich auf, ein weh klingendes,

verlegenes Lachen: „Ich kam ja deshalb her. Können Sie mir fünfzig Emmchen pumpen?“

„Aber natürlich —“

Es war verwunderlich. Als Vahrenburg die fünf kleinen Goldfüchse eingesteckt und sich bedankt hatte, straffte sich mit einem Male seine Haltung. Er griff noch einmal in die Hosentasche und ließ die Goldstücke aneinander klingen. Er lachte sogar: „Auch Musik! Wenigstens Sphärenklang für jemand, der so etwas lange nicht gehört hat. Sie Guter, Vertrauensseliger! Aber ich bring's bald wieder. Fünfzig Märkel sind ein Kapital. Ich fühle ordentlich das Fluidum des Goldes durch meine Adern rinnen. Passen Sie Achtung: ich mach's unserm Carlos gleich und werfe mich aufs Brotverdienen . . .“

„Wegen des Wiederbringens keine Sorge, Vahrenburg!“ erklärte Egbert beim Abschiednehmen. Aber der Musiker schüttelte nur den Kopf. Und in der Tür wandte er sich noch einmal um: „Was ich noch sagen wollte . . . ein verdeubelt gescheites Mädchen, Ihr Fräulein Schwester . . . könnte manchem Manne etwas zu raten aufgeben. Nur . . darf ich ganz offen sein? . . . nur ob's langt, Harthausen, ob's langt?“

„Sie haben Hildegard ja noch gar nicht gehört.“

„So meine ich's nicht. Die Kraft, mein Lieber! Die Kraft! 's ist ein Dornenweg, mein Lieber, den sie gehen will. Und sie hat noch so gar keine Ahnung davon, wie die Dornen stechen —“

V.

Merkwürdig oft mußte Egbert an seine kleine Schwägerin Gertie denken. Es wäre gar nicht nötig gewesen, daß Rollin so oft kam: „Wenn Sie nach Heidelberg schreiben, legen Sie mich zu Füßen.“ — Und ein andermal, über den Tisch hin: „Prosit, Gertchen. Wir wollen auf Ihre verehrte Frau Schwägerin trinken.“ Und wieder: „Hören Sie, Harthausen — gestern schrieb mein alter Herr. Die haben Ihre Frau Schwägerin kennen gelernt, zufällig bei einem Gartenfest. Ganz weg ist der alte Herr —“

Fast immer, wenn er an Gertie dachte, sah Egbert sie vor sich mit den leuchtenden Augen, Wolde gegenüber und hörte sie: ‚Zum Leben gehört Kampf. Ohne Kampf kein Überwinden, ohne Kampf kein Sieg!‘

Es kam dann wohl vor, daß er über sie und sich lächelte. Fast wie Wolde. Was bedeuteten denn diese Worte aus dem Munde der jungen Frau, der viel mehr zum Plaudern und zum Küssen da zu sein schien, als zu so stolzen Worten! Wenn man's recht überlegt: vielleicht gar zu stolze Worte. Vielleicht gar nur Worte. Was wußte dieser liebe, kleine Sonnenstrahl von Kampf und Überwinden?!

Aber dann kam immer wieder die Überzeugung: Grade Gertie nicht unterschätzen! Augen, die so sprühen und leuchten konnten, verrieten Nerv, Energie, Kampfeslust. Das mochte noch auf dem Untergrund der Seele ruhen — und vielleicht war's gut, wenn es nie aufgestört wurde. Wenn die schlummernden Kräfte aber erwachten, wenn Gertie sie je im Leben gebrauchte, dann setzten sie sich sicher ganz ein — bis zum Siege.

Merkwürdig war's schon —

Das scheinbar Entfernteste erinnerte ihn oft an Gertie.

Trottete er da hinter seinem Zuge her, in glühendem Sonnenbrand, auf schattenloser Chaussee. Das Regiment kam von einer Felddienstübung zurück, die sich weiter und länger ausgedehnt hatte, als der Oberst wohl selbst geplant hatte. Endlos zog die lange Kolonne durch Hitze und Staub. Die lustigen Lieder waren längst verstummt. Mühsam, den Rest der Kräfte anspannend, marschierten Offiziere und Mannschaft. Selbst die kleinen Erleichterungen, die angeordnet wurden, öftere Rasten, Wassertrinken, Öffnen des Waffenrockes halfen nur wenig. Dann und wann blieb der eine, der andere zurück; kein Aufmuntern, kein Zureden half; willenlos fielen die Leute in den Seitengraben. Ein Glück noch, wenn gleich der Lazarettgehilfe zur Hand war.

Solch ein Tag war's, von dem man nachher nicht gern spricht. An dem auch die vorwärtstreibende Strenge der Offiziere nachzulassen droht. Um fünf Uhr war das Regiment ausgerückt, um elf Uhr hatte es zurück sein sollen. Daß die Hitze so stark werden würde, hatte niemand vorhergesehen. Und nun war es zwei Uhr geworden, und die ersten Häuser des Vororts waren kaum erreicht. Es galt noch eine Stunde Marsch

auf dem glühend heißen Pflaster — die schlimmste von allen.

Auch Harthausen litt. Mit den Leuten seines Zuges und in Sorge um sie. Bei der Weichheit seiner Art mehr vielleicht noch als andere.

In der letzten Sektion marschierte ein kleines Kerlchen, das er besonders in sein Herz geschlossen hatte. Kulter hieß der Mann, ein Tischler von Beruf; schon als Rekrut war er etwas schwächlich gewesen, hatte aber immer brav ausgehalten. Heut wurde es ihm furchtbar sauer. Man sah förmlich, wie seine Kräfte zu schwinden drohten. 'mal faßte er hinten in den Rücken, um den Affen zurecht zu schieben; alle Augenblick wechselte er die Gewehrlage. Der Kopf sank tiefer und tiefer, und als Harthausen ihm seitlich ins Gesicht blickte, sah er, daß das dunkelrot vor Anstrengung war. Er griff nach seiner eigenen Feldflasche, um dem Manne einen Tropfen kalten Tee zu geben — aber die war auch längst leer. „Geht's noch, Kulter!" — „Zu Befehl, Herr Leutnant. Es muß!" Ganz heiser kam es heraus.

Wieder ein Stück Wegs mit schmerzenden Gliedern und brennendem Kopf. Automatisch setzt sich Fuß vor Fuß. Kein Luftzug. Die Kehle wie verdorrt. Und die Sonne senkrecht über der langen Straßenzeile.

„Geht's noch, Kulter?" Der Mann schwankt sichtlich. „Zu Befehl, Herr Leutnant. Es muß."

Dabei hebt der Füsilier den Kopf ein wenig und sieht seinen Offizier an. Und mit einem Male durchzuckt es Egbert: Gerties Augen! Dasselbe Glänzen selbst jetzt, trotz aller Abspannung. Dasselbe Leuchten der dunklen Pupille, derselbe starke Wille: ‚. . . . es muß! . . . es muß!' Und auch hier Kampf und Überwinden und Sieg. Der Sieg des Willens über den Körper —

Der kleine schwächliche Mann da war gewiß ein ganz Tapferer, wenn es galt. Der sah nicht rechts und nicht links, der sah nur das Ziel.

Von den ‚ganz Tapferen' hatte ja Gertie auch gesprochen. Wenn Egbert daran dachte, trieb's ihm immer das Blut empor. Ein Peitschenhieb war's . . . vielleicht auch ein Sporenstich . . .

Das verfluchte Grübeln —

„Bertchen, grübeln Sie nicht!" hieß es nicht selten. „Bertchen, Sie Träumer!" „Bertchen, Sie Schwärmer!"

Sitzt er da bei Tisch zwischen zwei frischen, munteren Herren, trinkt seinen Schoppen sauren Mosel und hört und plaudert. Mit einem Male verstummt er. Eine Weile merken's die andern nicht. Dann lacht der eine: „Bertchen, was grübeln Sie sich wieder zusammen!" Und der zweite: „Jetzt wird gebeichtet. Heraus mit der Sprache! Woran hast Du eben gedacht, Harthausen?"

„Ach — Unsinn —"

„Wenn's Unsinn ist, wollen wir's erst recht wissen."

So sagt er's denn. „Seht mal . . . ich guckte vorhin die Tafel entlang, und da kam mir die Frage: wer von uns allen, die wir hier sitzen, würde, wenn's morgen losgeht, so zu den ganz Tapferen gehören?"

„Na, erlaube mal, Egbert —"

„Ihr meint natürlich: wir alle! So einfach ist die Sache aber nicht. Unsere Pflicht würden wir selbstverständlich alle tun. Aber wer kann die Hand aufheben und von sich sagen: ich brauche den moralischen Schweinehund in mir überhaupt nicht zu überwinden? Wir — mit Ausnahme da von den beiden Majoren und von Wernhagen, der in China war — wir haben weder im Infanteriefeuer noch im Granatfeuer gestanden. Wer garantiert uns, jedem einzelnen von uns, daß unsere Nerven Stich halten? Über die bloße Pflichterfüllung hinaus bis zu dem freudigen Drauflosgehen, das man doch eigentlich erst Tapferkeit nennen kann?!"

„Egberte, Du faselst. Wenn nichts andres, so garantiert uns die Tradition dafür. Unsere Väter haben's geschafft, ergo schaffen wir's auch. Der Moment gibt's, der Rausch. Grübeln darf man freilich nicht. Prost, mein Alterchen! Wenn's uns nur mal beschieden wäre: mit Gott, für König und Vaterland! Hurra!"

. . . unsere Väter haben's geschafft —

Egbert dachte daran, daß ja Vater auch das Eiserne Kreuz erhalten hatte. Aber er legte es selten an. Und wenn er einmal, auch sehr selten, vom Kriege erzählte, dann war's eigentlich nicht, als ob ein alter Soldat sprach. Dann galt's nicht so dem

Kampf und dem Sieg, als den erduldeten Strapazen, Sonnenbrand an der Mosel und Winterkälte an der Loire, den Leiden und Schrecken. Es hatte einen kaum verschleierten Anklang an die Friedensbertha — und ‚Die Waffen nieder‘ hatte ja auch lange auf Vaterns Tisch gelegen. Ja, das Eiserne Kreuz war ihm geworden. Er hatte seine Pflicht getan. Mehr wohl kaum. Im Grunde: es kann eben niemand aus seiner Haut heraus ...

... und das mag das Schlimmste sein —

Denn das Leben ist doch wohl nur des Lebens wert, wenn man's fest und freudig anpackt. Fest und freudig bis zum letzten!

Draußen, in Charlottenburg, wo sich die modernen Mietspaläste so protzig unmittelbar neben die uralten niedrigen Bürgerhäuser hinpflanzen, da wohnte eine, die packte das Leben und ihre Aufgaben fest an. Ob die volle Freudigkeit aber immer dabei war, darüber konnte der Bruder sich nicht recht klar werden.

Er hatte sich vorgenommen, recht viel mit Hilde zusammen zu sein, und hatte sich darauf gefreut. Nun ging das doch nicht so, wie er es geplant hatte. Der Dienst war anstrengend, zumal grade jetzt viele Kameraden auf Urlaub waren, in diesen schönen sonnenreichen Frühherbsttagen vor dem Manöver. Aber auch Hilde selber, die die Ferienwochen nur zu verdoppelter Arbeit benutzen zu wollen schien, war knapp mit der Zeit. So ging das wenigste von dem, was er sich ausgemalt hatte an gemeinsamen Ausflügen nach den Havelseen und der Oberspree, nach der vielverkannten Märkischen Schweiz und den Buchenhallen um Rheinsberg wirklich in Erfüllung.

Indessen — das war es doch nicht allein. Egbert fühlte bald heraus, daß die Schwester eigentlich für alles, was neben ihrer Kunst stand, nur geringes Interesse hatte. Oder richtiger, daß sie jedes andere Interesse niederzwang, um sich ganz auf ihre Kunst konzentrieren zu können.

Wenn er sie aufsuchte und daheim traf, überschlich ihn manchmal das Mitleid mit ihrer Lebensweise. Er hatte sich ja selber um diese Pension bemüht und sie unter vielen ausgewählt, jetzt kam sie ihm fast unwürdig vor. Wie Studenten, aber ohne deren frische Fröhlichkeit, hauste das halbe Dutzend Damen, Musikschülerinnen, eine russische Naturwissenschaftlerin, eine junge Bildhauerin, zusammen. Alle anscheinend Mädchen aus besseren Familien; wenigstens fand Hilde, nachdem sie Vergleiche ziehen gelernt hatte, den Pensionspreis ziemlich hoch — Hilde, die plötzlich einen merkwürdigen Hang zur Sparsamkeit entwickelte.

Sie hatte eines der besten Zimmer inne; Egbert fröstelte jedesmal, wenn er es betrat. In einer Ecke der zerschlissene Wandschirm, hinter dem das Bett stand; Kleiderschrank, Waschtisch, Kommode, ein großer Tisch in der Mitte, eine Chaiselongue mit fleckiger Decke darüber, ein schadhafter dünner Teppich und grauweiße Gardinen. Kein Stück, das nicht offene Wunden aufwies — der Schranktür war eine Leiste abgesprungen, die Kommode stand schief auf drei Klötzchen, der Goldrahmen des Öldruckbildes über dem Sofa war unten links zerbröckelt. Und Hilde tat so gar nichts, um der mangelnden Wohnlichkeit aufzuhelfen.

„Es sieht fürchterlich bei Dir aus, Mädel,“ sagte Egbert einmal, nachdem er sich vorsichtig auf einen der drei Wackelstühle gesetzt hatte. „Räume doch wenigstens auf.“

„Wozu?“ lachte sie ihn aus. „Morgen wär's doch wieder ebenso. Es ist ja auch nicht viel mehr als Schlafstelle für mich.“

Das mochte wohl sein. Denn der Hauptvorzug der Pension Telmann waren die beiden Musikzimmer, Salons zugleich, mit den zwei leidlichen Instrumenten, um die täglich der Kampf raste.

„Was treibst Du am Abend, Hilde? Das muß ja schrecklich sein da drüben in Euren Salons unter den Fittichen der fetten Madame und mit diesen reizlosen Mazibillen.“

„Abends? Eg, ich bin meist so müde, daß ich die Stunde kaum erwarten kann, mich lang auszustrecken. Mach mir übrigens unsere Damen nicht schlecht. Da ist keine drunter, die nicht stramm arbeitet. Und die äußere Schönheit? Na, wie heißt's im Märchen: ‚Vergoldung vergeht, Schweinsleder besteht.‘

Er sah sie an. Wirklich, sie sah aus, wie ein Mensch, der am Abend todmüde auf sein Bett fällt. Vielleicht schlimmer noch: wie jemand, dem dann doch der Schlaf flieht. Das Gesicht wurde immer schmaler,

und die Farbe spielte immer mehr in den Elfenbeinton hinüber.

Für größere Ausflüge war sie nach den ersten Versuchen nicht mehr zu haben. Aber er fuhr am Abend bisweilen hinaus, um sie abzuholen. Dann gingen sie — er in Zivil — in irgendeines der Gartenrestaurants. Meist kaum auf eine halbe Stunde. Sie aß hastig und drängte gleich wieder zum Aufbruch. „Es ist ja nur, daß man seinen Gesundheitsmarsch absolviert. Vorwärts — marsch!“ Auch das war eine Aufgabe, die in möglichst knapper Zeit erledigt werden mußte.

Wenn sie so, Arm in Arm, die Charlottenburger Chaussee hinaufgingen oder durch ein paar Tiergartenwege, fiel ihm doch auf, daß Hilde viel angesehen wurde. Sie war ja nicht schön — gewiß nicht. Aber ihre überschlanke, biegsame Figur, der merkwürdige Schnitt ihres Gesichts mit der steil vorspringenden Stirn, mit den tiefdunklen, starken, wie Kreisbogen stehenden Brauen, die roten Lippen zu der fast gelben Gesichtsfarbe mußten auffallen. Rassig sah sie aus. Und bisweilen überschlich ihn die Unruhe: ‚Da lebt nun solch junges Ding allein in der Großstadt, sich selber überlassen. Und wenn sie noch so viel guten Fond in sich hat, sie ist doch auch von Fleisch und Blut . . .‘

Einmal fragte er sie: „Du, Hilde, unsereiner hört ja so allerlei. Unter Deinen Kolleginnen soll's aber verdammt viel leichte Fliegen geben.“

Sie zuckte ganz gelassen die Achseln. „Kann sein. Die Hübschen und vor allem die Faulen. Was geht's mich an!“

Die Faulen —

‚Hilde trifft wohl den Nagel auf den Kopf,‘ dachte er. ‚Die Mehrzahl dieser Mädchen arbeitet so intensiv, daß sie nur noch für ihre Arbeit Sinn haben. Sie arbeiten ganz anders, scheint es, wie wir Männer, die mit seltenen Ausnahmen nie restlos in ihrer Tätigkeit aufgehen. Bei ihnen mag darüber oft genug die Weiblichkeit zum Deubel fahren und der Sinnentrieb verkümmern. Wenn ihnen dann nur die Arbeit wirklich Ersatz bringt —‘

Und da blieb ihm die Frage offen: hat Hilde schließlich die rechte, innere Freude an ihrer Arbeit?

Sie sprach sich nie darüber aus. Sie ging jeder Erörterung über ihre Kunst, über ihre Fortschritte nicht nur aus dem Wege, sie schnitt jede Frage danach rundweg ab. Dann kam bisweilen ihre kurz angebundene, burschikose Art scharf zum Durchbruch. Ja, sie konnte unliebenswürdig werden. „Davon verstehst Du ja doch nichts.“ — „Jeder muß vor seiner Tür kehren.“ — Höchstens daß sie einmal in gnädigerer Stimmung sagte: „Ich geh' schon meinen Weg. Zum urteilen ist's noch zu früh. Ich arbeite —“ Schließlich war das immer der Refrain.

Ende August ging das Regiment ins Manöver. Am Spätnachmittag vor dem Ausmarsch fuhr Egbert noch einmal zu der Schwester. Mutter hatte einen flehentlichen Brief geschrieben, er solle sie doch beeinflussen, wenigstens auf vier Wochen nach Hause zu kommen.

Diesmal traf er Hilde nicht allein. Auf der Chaiselongue saß in weißem schlichtem Leinenkleid eine sehr schlanke junge Dame, die er im ersten Moment nicht erkannte. Er machte seine Verbeugung — erwartete, daß die Schwester ihn vorstellen sollte — und erst als die Dame ihm die Hand reichte, wußte er plötzlich: das ist ja Gräfin Heli Weddin. Es war fast ein wenig beschämend.

Aber die Gräfin half ihm schnell über dies Empfinden hinweg. „Wir sind nur auf zwei Tage hier,“ plauderte sie. „Auf der Durchreise nach Wiesbaden — Papa und ich. Und da wollte ich Hilde wenigstens sehen, womöglich sie auf einige Stunden zu uns ins Hotel entführen. Glauben Sie wohl, Herr von Harthausen, daß sie einfach streikt? Das nennt sich nun Freundschaft!“ Sie lachte, und ihr Lachen klang so weich wie ihre Sprache.

„So ist Hilde immer, Gräfin. Zu mir auch —“

Hilde stand am Fensterkreuz, den Kopf angelehnt. Scharf hob sich das schmale Gesicht gegen die Scheiben ab. „Sie dürfen mir nicht böse sein, Heli,“ sagte sie und zog die Achseln hoch. „Der Egbert hat ganz recht: ich bin nun einmal so . . . Ich freue mich herzlich, Sie zu sehen, Heli —“ fügte sie etwas wärmer hinzu, „es ist so lieb von Ihnen, daß Sie zu mir gekommen sind, in diese gräßliche Bude, aber mich nun herausreißen . . . nein . . . nein! Ich bin auch solch ein schlechter Gesellschafter . . .

jetzt ..." Der letzte Satz klang schon wieder herb und bitter.

„Hohe Zeit ist's, daß Du Dich herausreißt, Hilde —"

„Pah —"

Gräfin Heli war aufgestanden und neben Hildegard getreten. Wie sie so nebeneinander standen, fiel Egbert die Verschiedenheit ihrer Erscheinungen überraschend in die Augen. Sie waren ziemlich gleich groß und beide waren sehr schlank. Aber Hilde sah wie eine kleine Zigeunerin neben der Gräfin aus. Unstreitig war ihr Gesicht eigenartiger, interessanter, vielleicht hübscher, und trotzdem verschwand sein Reiz neben diesem feinen, ruhigen, vornehmen Mädchenkopf mit dem klaren Teint und den klaren blauen Augen. ‚Wie ein Zigeunerbub sieht sie aus' — mußte Egbert noch einmal denken — ‚und die Komteß wie eine echte Aristokratin. Die eine hat pikanten Charme, die andere Weiblichkeit.'

Es kam noch etwas anderes hinzu. Er empfand eigentlich zum ersten Male, daß die Schwester sich auch äußerlich wieder vernachlässigte. Ihr schwarzes Haar war wirr, die Halskrause nicht geschlossen, der lose Hänger, den sie fast immer im Zimmer trug, zeigte starke Spuren der Abnutzung. Komteß Heli war zwar fast auffallend einfach gekleidet, aber mit äußerster Akkuratesse. Das helle Kleid saß wie angegossen, das blonde Haar lag unter dem schlichten Strohhut ganz glatt, die schmalen Hände staken in tadellosen weißen Handschuhen.

„Sie sind ein Fräulein Unvernunft, Hilde, daß ich's nur grad heraussage," hörte er jetzt wieder die weiche Stimme. „Und Sie, Herr von Harthausen, sollten mit ihrem Schwesterchen nur einmal ordentlich ins Gericht gehen als älterer Bruder. Sehen Sie doch nur einmal ihre Hand an — hier — bitte — brennend heiß und zitternd —"

„Unsinn, Heli ... und außerdem: das ist nun mal nicht anders."

„Unvernünftig ist es, trauteste Hilde, und ich freue mich jetzt doppelt, daß ich zu Ihnen gekommen bin. Man kann alles übertreiben, auch die Arbeit. Das tun Sie bestimmt. Man sieht's Ihnen an ... leugnen Sie nicht erst. Ich verstehe ja von Ihrer schönen Kunst nicht viel, aber wissen möcht' ich doch, wieviel Stunden Sie täglich im Durchschnitt üben?"

Kaum zwei Jahre älter war die Gräfin als Hilde, aber als sie mit ihr sprach und dabei langsam und zart ihre Rechte streichelte, hatte sie fast etwas Mütterliches. Und etwas eigen Eindringliches dazu. Wie sich Hilde auch sträubte, allmählich brachte sie es heraus: es war wirklich ein unsinniges Tagespensum, das sie sich auferlegt hatte. Sechs — sieben Stunden am Flügel, mit kurzen Ruhepausen dazwischen; daneben Theorieunterricht, Musikgeschichte, Italienisch ... selbst eine kräftigere Natur mochte dem kaum gewachsen sein.

„Aber, Hilde ..."

Sie schien zwischen Trotz und Weichheit zu schwanken. Bisweilen zitterte durch ihr Wesen die übergroße Nervenabspannung hindurch, dann raffte sie sich wieder zusammen und rief hart: „Laßt mich. Was versteht Ihr davon? Man muß arbeiten, wenn man etwas erreichen will. Es ist ja grade wie eine Verschwörung! Heut morgen der Brief von Mama ... Du hast gewiß auch einen, Egbert ... ich seh's Dir an der Nasenspitze an ... und nun Sie, Heli! Sie lieber guter Quälgeist! Aber mich kriegt man nicht so leicht. Biegen oder brechen .."

„Ja, Hilde, glauben Sie denn, daß irgend jemand in einer Kunst nur durch Fleiß das Höchste erreichen kann?" fragte plötzlich die Gräfin.

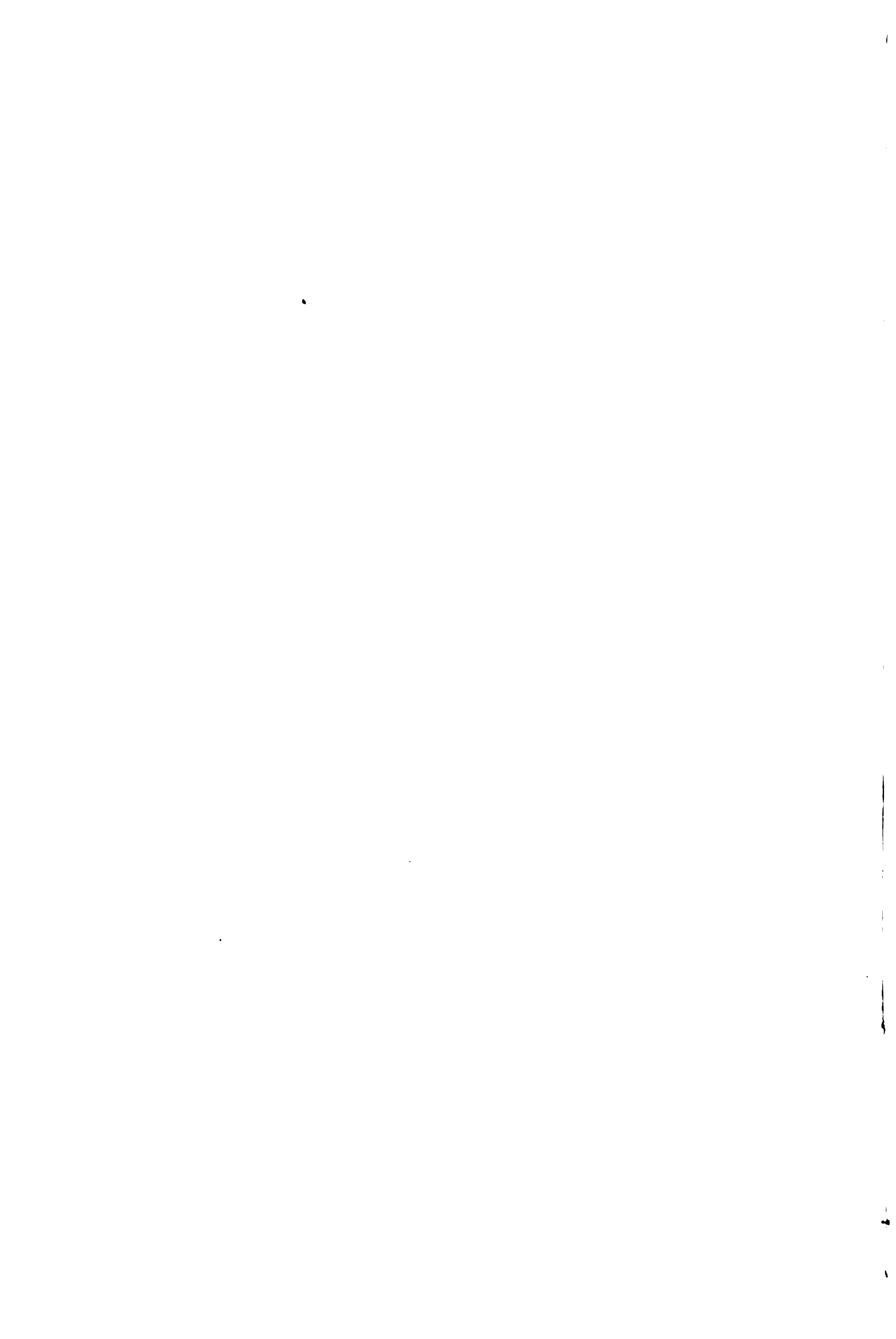
Es kam nicht gleich eine Antwort. Auf ein paar Sekunden beugte sich der dunkle Jungenkopf ganz tief; fast war es, als wolle Hilde sich nicht in die Augen sehen lassen. Dann richtete er sich trotzig auf. „N u r durch Fleiß freilich nicht. Das war zum ersten Male, Heli, daß ich von Ihnen ein unfreundliches Wort hörte ... aber ich weiß ja, Sie meinen es gut. Nein, nur durch Fleiß freilich nicht. Aber wenn eine Gabe da ist und der rechte Fleiß dazu kommt ... dann ... dann ..." Mit einem Male brach sie ab, stand eine Weile reglos und fiel dann der Freundin um den Hals. Sie weinte. Und auch das leidenschaftlich, wie sie alles tat.

Heli winkte dem Bruder mit den Augen, er solle hinausgehen. Zögernd gehorchte er.

Draußen schritt er auf dem zerfetzten Läufer des langen Korridors wartend auf und ab. Seine Gedanken waren bei der Schwester und seiner Sorge. Aber er mußte doch auch an die junge Komteß denken.



Bildnis. Gemälde von Constantin Somoff.



An die flüchtige Begegnung mit ihr auf dem Bahnhof, wo sie ihm so unbedeutend erschienen war, mit wenig Eigenart, im besten Fall passabel hübsch. Und nun an vorhin, an ihre Ruhe, an ihre Klarheit. Was hatte doch Hilde, die sonst wenig zu Liebenswürdigkeiten neigte, von ihr gesagt: ‚Ein Prachtmensch.‘ Ein natürlicher, gütiger Mensch jedenfalls — mit dem Herzen auf dem rechten Fleck.

Etwas peinlich war das Warten auf dem Flur doch. Da kam erst Madame, grinste über das ganze fette, sommersprossige Gesicht und bat, in einen der Salons einzutreten. Als ob nicht aus dem einen eine gequälte Etüde, aus dem andern eine perlende Reihe von Tonleitern von der Strebsamkeit, die hier herrschte und die man nicht stören durfte, gekündet hätte. Dann tauchte die russische Naturwissenschaftlerin mit dem Totenkopfgesicht und den geschorenen Haaren auf und strich wie ein Komet vorüber. Aus der Küche drang ein intensiver Geruch von gezwiebelten Bratkartoffeln, Teller klapperten, die Köchin zankte mit dem Stubenmädchen ...

Sie brauchten lange, die beiden. Vielleicht überredete die Gräfin Hilde doch, auszuspannen. Ein Segen wär's. So ging es nicht weiter. Und wenn jemand Einfluß auf Hilde hatte, dann war's Komteß Heli. Heli ... Helene. Eigentlich paßte eine Abkürzung gar nicht für sie. Sie hatte etwas so Fertiges, Ausgeglichenes in ihrem Wesen; vorhin war sie fast mütterlich gegen Hilde gewesen, und war dabei doch ganz mädchenhaft. Aber auch schon durch die Schule des Lebens gegangen. Hatte Hilde nicht einmal davon erzählt? Der Papa Majoratsherr ... Train großen Stils ... der älteste Sohn war ja Gardehusar, die zwei jüngeren standen auch in teuren Kavallerieregimentern ... der alte Herr selber dachte nicht an Einschränken ... da blieb für die Tochter nichts übrig, nicht einmal das Kommißvermögen. Traurig. Oder auch nicht. Diese Heli wußte dann wenigstens, daß man sie nicht um des Geldes wegen heiratete ... und heiraten würde sie natürlich ... die Männer müßten ja sonst blinde Toren sein.

Ganz objektiv überdachte er das. Er dachte sogar: ‚Mein Genre wäre sie nicht.‘ Und nur etwas Subjektives war dabei: ‚eigentlich ist sie wie ein Gegenstück zu uns dreien; zu Woldes Gespreiztheit, zu Hildes forciertem Wesen ... und auch zu mir. Sie weiß ganz gewiß immer, was sie will. Ihr Wollen geht sicher nie über die Grenzen ihrer Kraft hinaus, aber bis zu denen wird sie sich stets durchkämpfen. Brav und wacker, ohne viel Worte zu machen ...‘

Wieder war er bis an das Ende des langen Ganzes gelangt, stand einen Augenblick und sah, halb belustigt, halb ärgerlich, auf ein riesiges Spinnwebe, das sich da oben in der Ecke breit machte. Als er sich umwandte, tat sich gerade die Korridortür am andern Ende auf, eine hagere Gestalt schob sich hinein. —

Sie erkannten sich beide gleichzeitig und beide waren ein wenig verlegen.

„Herr Vahrenburg! Was führt Sie denn hierher?“ rief Egbert dann und ging dem andern ein paar Schritte entgegen. „Guten Abend! Lang nicht gesehen.“ Er hatte zunächst nur das Gefühl, dem Musiker nicht als lästiger „Gläubiger“ gegenübertreten zu wollen.

Aber Franz Vahrenburg schien das Schuldbewußtsein doch zu drücken. Er begann gleich damit: „Sie sind doch nicht böse, daß ich Ihnen den Pump noch nicht zurückerstattete —“

„Bewahre, mein Bester. Sprechen wir nicht darüber. Nur überrascht bin ich, Sie gerade hier zu treffen.“

„Wieso? Man rangiert sich eben, wird verständig, lebt seiner Gesundheit. Die Zigeunerwirtschaft bekam meines Vaters Sohn gar nicht mehr. So bin ich eben seit vierzehn Tagen Pensionsgast geworden.“

„Bei Frau Telmann? Ich meinte, hier wohnten nur Damen.“

Franz Vahrenburg machte eine seiner großartigen Handbewegungen und versuchte zu lachen. Es kam aber etwas gequält heraus. „Was denken Sie, Sohn des Mars und Günstling der Minerva! Mutter Telmann nimmt es von Weiblein und Männlein — fast hätt' ich gesagt von den Lebendigen und den Toten. Das heißt: sie zieht das sanftere Geschlecht wohl vor. Aber wenn sie eines ihrer Boudoirs nicht gleich weiblich besetzen kann, ist ihr auch ein Mann willkommen ... notabene so er, gleich mir, die erforderlichen Qualitäten an Solidität nachweisen kann.“

Er sprach sehr hastig, mit belegter

Stimme und unter nervösem Gestikulieren. Etwas krankhaft, überreizt schien er auch heut. Aber er sah besser aus als sonst. Sorgfältig angezogen, das Haar verschnitten und den roten Spitzbart zugestutzt.

Auf einen Moment hatte Harthausen eine unangenehme Empfindung gehabt: ‚Warum hat Hilde Dir nichts davon erzählt? Und überhaupt ... daß sich diese Frau Telmann nicht auf Damen beschränkt ... und daß gerade dieser Vahrenburg ...‘ Doch das huschte nur so durch seinen Sinn. Schließlich war's ja kein Ereignis, über das ihm Hilde berichten mußte, und eine Gefahr für sie bedeutete dieser gute Franz gewiß nicht.

Der hatte übrigens schon wieder eine Türklinke in der Hand. „Sie warten wohl auf das gnädige Fräulein, Herr von Harthausen? Unsere Fleißigste! Wollen Sie solange in meine Kemenate eintreten? Hier.“ Und er drückte die Tür auf.

Aber Egbert dankte. Er sagte noch einmal: „Lassen Sie sich, bitte, wegen der lumpigen fünfzig Mark keine grauen Haare wachsen“ und schüttelte ihm die Hand. „Ein andermal! Meine Schwester hat Besuch, und die Damen müssen sofort kommen.“

Es dauerte dann noch eine ganze Weile, und Harthausen nahm seine Wanderung wieder auf. Aber nicht auf lange; denn drinnen hatte Vahrenburg seine Geige vorgenommen und zwang ihn an seine Tür. Zwang ihn geradezu. Ein Straußsches Lied zuerst ... dann wohl eine eigene Komposition, die Egbert nicht kannte ... himmelaufjauchzend — zu Tode betrübt, voll Feuer und Schmelz. Was dieser Franz doch konnte! Und was er hätte leisten können, wenn er sich selber fester in Zügeln hielt! Etwas Hinreißendes lag in dem Spiel. —

Ganz dicht an der Tür hatte er Posto gefaßt und gar nicht bemerkt, daß Hilde und die Komteß nun doch bereits aus dem Zimmer getreten waren. Auch sie standen regungslos und lauschten — der Flügel nebenan war verstummt, noch zwei, drei Zimmertüren hatten sich geöffnet.

Endlich brach Vahrenburg jäh ab. Es war, als hätte er den Bogen ganz plötzlich zur Seite geschleudert.

Da sah sich Harthausen um.

Hilde lehnte an der Wand, den Kopf leicht vornüber geneigt, jeder Zug des Gesichts voll Spannung. Aber es war nichts Frohes, freudig Erregtes in dem Antlitz. Für sie mußte dies Spiel nichts Befreiendes, Beglückendes gehabt haben. Das junge Gesicht sah um Jahre gealtert aus. Die Lider mit den langen Wimpern hatten sich fast ganz über den Augen geschlossen.

„Das war ja ein wunderbarer Genuß —,“ sagte Gräfin Heli ganz unbefangen. „Ein Mann, nicht wahr? Ein großes Talent —“

Plötzlich fuhr Hilde auf. „Ein Talent? Ein Genie! Aber es ist zum Rasendwerden! Alles kann er — alles! Und bleibt doch Zigeunermusikant!“ Sie sprach es gedämpft, aber mit ihrer vollen Leidenschaftlichkeit. Sie wäre imstande, dachte Egbert, jetzt drüben anzuklopfen, die Tür aufzureißen und ins Zimmer zu rufen: ‚Schämen Sie sich nicht, mit Ihren Gaben so miserabel umzugehen!‘

Vorhin, als er Hilde lauschen sah, war auf einen Moment wieder ein Gefühl der Beunruhigung in ihm aufgetaucht. Jetzt sah er wohl, daß dazu kein Grund vorlag. Jetzt, wo Hilde plötzlich wieder ihr trotziges Jungengesicht hatte und so scharf urteilte — und so richtig. Genau so, wie er selber im stillen.

Komteß Heli schüttelte den Kopf. „Aber, Hilde! Zigeunermusikant?! Wer ist denn dieser Meister?“

Eine Sekunde starrte Hildegard noch auf die Tür, dann sah sie erst zu dem Bruder hinüber, dann auf die Gräfin, fast als ob sie aus einem Traume erwachte. „Ja so! Ein Herr Vahrenburg — übrigens ein alter Bekannter von Egbert. Sagt' ich Dir schon, daß er jetzt hier wohnt? Nun wollen wir aber gehn — was? Ich erzähle Ihnen nachher, Heli ... Sie hat mich nämlich doch überredet, Eg, daß ich mitkomme, mit ihrer sanften, unwiderstehlichen Persuadierungsgabe ...“

„Papa würde sich gewiß sehr freuen, Herr von Harthausen, wenn Sie uns begleiten wollten ...“

„Wenn Sie erlauben, Gräfin — allerdings nur bis zum Hotel.“ Er wies auf sein Zivil. Sie waren schon auf der Treppe.

„Aber das tut doch nichts. Wir sind ganz unter uns. Mein Bruder Egon sollte noch kommen — der Husar — hat aber abtelegraphiert.“

„Auf Ihre Verantwortung denn, Gräfin —“

Es wäre ihm schwer geworden, abzulehnen. Nicht nur, weil er hoffte, die Schwester mit der Komteß gemeinsam leichter zur Reise nach der Heimat überreden zu können. Es war auch ein leises, heimliches, halb unbewußtes Wohlgefallen an dieser Gemeinsamkeit selbst in ihm.

Weddins wohnten im Hotel de Rome, und der Graf wartete schon im Speisesaal. Noch ganz der ungebeugte Riese von ehedem, so groß und so breitschultrig, daß der feine Kopf mit den langen, weißen Bartkoteletten gar nicht recht auf den massigen Körper zu passen schien. Voll Ritterlichkeit gegen die Tochter, aber mit einer steten Beimischung von Egoismus, die selbst bis auf die Wahl des Platzes am Tisch herunterging. Voll Liebenswürdigkeit gegen die beiden Gäste, aber doch ein klein wenig Grandseigneur. Es lag keineswegs Herablassung in seinem Wesen, aber doch eine Art von Wohlwollen, die beiden Geschwistern nicht recht behagte. Wenn er sagte: „Na, mein gnädiges Kleinchen ...“ und dann ein Scherzwort anhängte, das nicht immer überzart gewählt war, flammte es jedesmal in Hildes grauen Augen auf.

Aber Komteß Heli schien eine eigene Gabe des Ausgleichens zu besitzen. Ohne selbst viel zu sprechen, gelang es ihr jedesmal, oder fast jedesmal, die kleinen Spitzen, die in des alten Herrn Worten lagen, abzubrechen. Sie neckte sich sogar mit ihm herum; er zog dann wohl die buschigen, weißen Brauen hoch, meinte: „Nun seh' doch mal einer an, was ich mir für einen frechen Dachs von Reisekurier aufgebunden habe,“ lachte aber selber am herzlichsten.

Unwillkürlich mußte Egbert sie immer wieder ansehen, denn der Graf hatte ihn an seine Seite genommen und die beiden jungen Damen „gegenüber“ beordert — „damit ich sie scharf unter Augen habe“. Und jedesmal, wenn er Heli wieder ansah, sagte er sich aufs neue: ‚Wirklich grad nur passabel hübsch. Woher kommt nur der merkwürdige Charme, der von ihr ausgeht?‘ Sie besaß solch eigene Art, Behagen um sich zu verbreiten, selbst hier am Gasthofstisch. Mit einigen flüchtigen, unauffälligen Griffen ordnete sie ihn gänzlich um. Sie hatte ein so unendlich liebenswürdiges Lächeln. Sie wußte wirklich ‚zu persuadieren‘, wie sich Hilde vorhin ausgedrückt hatte — Hilde, die jetzt zugestand, in den nächsten Tagen, wenigstens auf eine Woche, ausspannen zu wollen; ‚zu persuadieren‘ ... ‚meine Tyrannin‘ nannte sie der Vater lachend, als sie ihm die zweite Tasse Mokka entzog. Sie wußte das Gespräch so sicher und gewandt zu leiten. Aber das alles machte doch den Reiz nicht aus, der von ihr ausging, trotzdem sie wirklich ‚kaum passabel hübsch war‘. Einmal schoß es Egbert durch den Sinn: ‚Verlieben — nein!‘ und er mußte leise vor sich hinlächeln. ‚Aber viel mit ihr zusammen sein möchte ich. Und ich wünschte, Hilde könnte das. Es ist fast, als ob man besser würde in ihrer Nähe.‘

Zwei, drei Stunden waren wie im Fluge vergangen. Hildegard hatte schon einmal zum Aufbruch gemahnt, aber der Graf bestellte noch eine Flasche Bordeaux — „in Wiesbaden muß ich dann doch karenzen und dem Doktor und meiner Tyrannin Order parieren. Heiraten Sie nie, junger Freund, damit Sie nie Töchter kriegen können. Eine furchtbare Gesellschaft!“

Der Saal füllte sich. Eine Zigeunerkapelle begann zu fideln, zu Hildes Entsetzen und des alten Herrn Gaudium. Die Theater mochten aus sein.

Mit einem Male fühlte Egbert etwas wie einen Schlag. Es kam so plötzlich, daß er zusammenzuckte.

Drüben war Martha eingetreten ... Martha ... Exzellenz Grumberg.

Sie war so strahlend schön, daß sich alle Augen auf sie richteten. Der Graf sagte halblaut: „Donnerwetterchen ...“ und setzte sich den Kneifer auf die schmale, lange Nase.

Mit raffinierter Eleganz war sie angezogen. Gerade noch auf der Grenze zwischen dem guten Geschmack und der Effekthascherei einer Demimondaine, allenfalls dadurch zu erklären, daß sie wohl aus der Oper kam. Ganz in weißer Seide mit Silberpailletten, tief ausgeschnitten, die Arme von Spitzen umrieselt; das üppige, schwarze Haar in einem breit auftoupierten Kranz um den feinen Kopf.

Wie schön sie war! Schlank und groß, die Taille zart, breit in den Schultern; wunderbar der Hals, das Profil herrlich,

... diese lockenden Lippen, der köstliche Kinnansatz, die Augen! Diese dunkeln tiefen Augen! Schön ... berückend schön ... alles ...

Egbert sah zuerst nur sie. Dann tauchte hinter ihr auch Grumberg auf. Klein und dick — eine Karikatur neben ihr — im Smoking, ein seidenes Taschentuch wie ein Fähnchen in der Hand. Stark echauffiert, eilig, wie jemand, der sich über Gebühr verspätet zu haben fürchtet.

„Donnerwetterchen —,“ sagte Graf Weddin noch einmal. „Das ist ja, hol' mich dieser und jener, das alte Kamel, der Grumberg ... Sieh Dich nicht um, Heli ... und das ist also seine Frau. Guck mal einer an ...“

„Onkel Grumberg —“ Hilde hatte den Namen doch aufgefangen.

„Na ja, gnädiges Kleinchen. Aber die Tante woll'n wir lieber beiseite lassen. Ist nischt für so junges Gemüse — taxier' ich.“

Egbert hörte kaum. Wie eine heiße Flut war es über ihn hereingebrochen. Alles: Erinnerung, Scham, Wut ... und dann doch die lebendige Gegenwart: Martha dort drüben in ihrer üppigen Schönheit. Da meinte er, vergessen und überwunden zu haben! Als ob sich so etwas vergessen und überwinden ließ.

Gewaltsam nahm er sich zusammen, seine Erregung nicht zu verraten. Er suchte nach artigen, gleichgültigen Worten. Aber es war, als sei der Faden abgeschnitten. Komteß Heli antwortete zerstreut, verstummte dann ganz.

„Es ist hohe Zeit, Hilde!“ sagte er endlich. „Wir rücken morgen sehr früh aus. Unseren Dank, Herr Graf ...“ Er fühlte wohl, es kam heiser heraus, wie unter einem Zwange.

Und dann mußte er noch ganz dicht an dem Grumbergschen Tisch vorüber, um zum Ausgang zu gelangen.

Bisher hatte ihn Martha nicht bemerkt. Jetzt sah sie ihn. Ihre Hand zuckte flüchtig nach dem Glase, aber sie blieb beherrscht. Nur ihre Lider sanken auf einen Moment herab, um sich gleich wieder zu heben zu jenem melancholischen Blick, den er so gut kannte. Melancholisch und verheißungsvoll — und dazu lächelte sie ganz leise.

Es ging wohl nicht anders. Egbert verbeugte sich kurz. Sie neigte ein wenig den Kopf. Onkel Grumberg mochte das sehen, er wandte sich um. Sein Gesicht wurde noch eine Schattierung dunkler. Fast war es, als wollte er aufspringen, aber er kam nicht über ein Winken mit der Hand hinweg und über ein: „J gut'n Abend auch, Jungchen! 'n Abend ... 'n Abend!“ Dann war Egbert schon zur Tür hinaus.

Draußen, in der herbstlichen Abendluft, atmete er auf. Hilde schob die Hand in seinen Arm. Schweigend gingen sie die Linden hinunter. Nur einmal fragte er: „Willst Du fahren?“ Aber sie schüttelte den Kopf.

Erst am Brandenburger Tor sprach er wieder. Es kam noch immer schwer von seinen Lippen. „Soll ich Dich hier in eine Droschke setzen, Hilde?“

„Wär' Dir's zu viel, wenn wir quer durch den Tiergarten gingen?“

„Gern, Hilde.“ Ganz wahr mochte das „gern“ nicht sein.

So schritten sie weiter durch den stillen Querweg, der am Denkmal der Königin Luise vorüberführt. Zuerst noch wortlos. In jenem drückenden Schweigen, in dem jeder wartet, daß der andere anfängt, und jeder sich vor dem ersten Wort, der ersten Frage scheut.

‚Ob Hilde weiß ...?‘ dachte der Bruder. ‚Wie sollte sie? Aber es ist oft, als ahne sie, was sie nicht wissen kann und nicht wissen soll.‘ So ganz erfüllt war er von der Begegnung, daß er meinte, die Schwester könne sich auch nur mit ihr beschäftigen.

Aber Hildes Gedanken wandelten ganz andere Wege. Was ging der alte Grumberg, was ging dies schöne Weib sie an? Diese gleichgültigen, äußerlichen Menschen. Während des ganzen Abends war sie nur gezwungene Zuhörerin gewesen. Nun gärte es in ihr auf.

Und plötzlich drückte sie Egberts Arm stärker und fragte: „Wie fandest Du Vahrenburgs Spiel?“ Und dann, gleich: „Hast Du ihn gesehn? Gesprochen? Mir war's, als hörte ich Euch auf dem Flur.“

Wenn er nicht ganz nur mit sich selber beschäftigt gewesen wäre, hätte ihm der leidenschaftliche Klang ihrer Stimme auffallen müssen. So wachte er wie aus einem Traum auf und kam über ein leichtes Befremden nicht hinaus: „Flüchtig, Hilde. Über sein Spiel sprachen wir ja schon mit der Gräfin.“

Sie schwieg wieder. Aber dann mußte das Mitteilungsbedürfnis doch zu stark sein. „Ist's nicht jammerschade um ihn. Um dies gottbegnadete Genie! Weinen könnt' ich um ihn. Hassen könnt' ich ihn! All die Gaben, ein zweiter Joachim zu werden. Und wird's nie weiter bringen — nie — nie!“

Jetzt wurde er doch aufmerksam. „Hör mal, Hilde — wie kommst Du denn zu der Anteilnahme an dem Bohemien?“

„Das ist's ja eben. Er wüstet auf seine Kunst, wie auf seine Gesundheit. Und ist dabei ein so großer Künstler und ein so guter lieber Mensch —“

„... lieber Mensch ..“

Sie lachte nervös, fast mißachtend. „Geh doch, Eg! Du willst doch nicht Wolde spielen! Sei nicht kleinlich! Wenn Du wüßtest, wie ich ihn gefunden habe. Vor vierzehn Tagen. Am Abend, als ich mit der kleinen Russin durch den Tiergarten lief. Auf einer Bank saß er, ganz in sich zusammengekauert, elend, krank, hilflos. Nicht einen ganzen Rock an. Er erkannte mich, aber kaum, daß er sich zu grüßen traute. Da haben wir Menschenpflicht erfüllt — Nächstenpflicht —“

„Du hättest mich benachrichtigen sollen.“

„Ah — wer überlegt in solchen Augenblicken! Und nachher ... weißt Du, Eg, mir wurde es schon nicht leicht, mit der Sophie zu teilen ... nun gar noch mit Dir. Denn Du hättest doch gewiß auch beispringen wollen. Dann wär' nur noch ein armseliger Bruchteil für mich geblieben.“

„Und da habt ihr beide ihm Unterkunft verschafft? Und er hat das angenommen? Hilde —!“

„Egbert, sei nicht so klein. Unter Kollegen! Wir wußten ja, das Zimmerchen war frei ... ein ganz billiges, winziges Loch. Er sträubte sich auch sehr ... aber er war ja so elend. Jetzt geht's besser. Wir haben ihm auch einige Stunden verschafft. Ich selber —“

„Hilde —!“ Es wurde ihm heiß und kalt um die Schwester. Was war das? So merkwürdig kam alles heraus, was sie sagte: war's wirklich nur Nächstenliebe, Barmherzigkeit, Kollegialität, war's die Bewunderung einer großen, ursprünglichen Begabung? Das mochte alles sein — sonst hätte Hilde vielleicht nicht so offen gesprochen —, aber es klang doch noch ein Unterton heraus. Etwas Inniges, Wärmeres, das ihn ängstigte. Und dabei hatte er das unsichere Empfinden: rühre nicht daran! Sonst weckst Du in diesem leidenschaftlichen Kinde erst recht das, was ihm selber wohl noch unbewußt ist. Was ihm vielleicht immer unbewußt bleibt. Denn dieser Franz Vahrenburg ... es war ja doch Unsinn! Unschön, krank, liederlich ... bodenlos leichtsinnig zum mindesten ... Unsinn! Unsinn!

Aber sie sprach schon weiter: „Siehst Du, Eg, mir selber kommt's ja auch zugute. Ich will Dir das heut ganz offen gestehen: ich hab' hier, in diesen Monaten schwerer Arbeit, recht deutlich erkennen lernen — allmählich —, wo es bei mir fehlt. Ich habe keine persönliche Note in meinem Spiel. Und nun merk' ich das täglich: bei ihm ist's gerade umgekehrt! Bei ihm ist alles Ich, persönlich, alles Seele, Empfindung. Darin liegt das Hinreißende. Dafür fehlt ihm das, was ich habe: Fleiß, Ausdauer. Er lacht darüber. Allenfalls meint er: zu spät. Aber ich denke: wie ich von ihm lerne ... immer, täglich ... so kann ich auch ihm etwas geben, mehr und mehr. Es ist nicht leicht, aber mit starkem, gutem Willen geht's doch wohl. Das ist meine Hoffnung, lieber Eg.“

Er atmete auf. Das künstlerische Interesse schien also obenan zu stehen. Wie hätte es auch anders sein sollen! Und eigentlich war's rührend, wie naiv es sich gab. Diesen Zigeuner bessern, erziehen, zum Fleiß erziehen wollen! Lächerlich, aber rührend. Unwillkürlich erinnerte er sich, daß auch der gute Carlos, der fleißige Kitschmaler, den Vetter oft hatte antreiben wollen — und welchen Spott und Hohn der geerntet hatte.

Freilich: irgendwie mußte eingeschritten werden. Unauffällig, ohne daß Hilde die Absicht merkte. Leicht war das nicht, denn sie war klug, und mißtrauisch war sie auch. Aber man konnte vielleicht Vahrenburg beeinflussen.

Nur jetzt nicht Öl in das leise Flämmchen gießen, daß es nicht lichterloh emporloderte ...

So sprach er ganz ruhig mit Hilde. Über ihre Kunst und die Vahrenburgs, und auch sie wurde ruhiger. Es ging ganz gut —

Ein paarmal fiel ihm auf, wie warm

und weich sie heut sprechen konnte; auch, daß sie sich inniger an ihn schmiegte als sonst wohl. Aber das mochte Augenblicksstimmung sein, vielleicht auch ein Dankempfinden, daß er auf ihre Gedanken, ihre künstlerischen Hoffnungen und Wünsche anteilsvoll einging. „Gott sei's gedankt, daß Du nicht bist wie unser Großer,“ sagte sie einmal. „Mit Dir kann man doch ein vernünftiges Wort reden, Eg!“

Sie waren schon dicht an der Pension, da schoß ihm der Gedanke durch den Kopf: ‚Schmiede das Eisen, solange es heiß ist. Sie ist in so lieber Stimmung, daß sie am Ende nachgibt und nach Hause fährt. Die beste Lösung für den Augenblick — nach dem Manöver will ich mich mit dem Franz schon auseinandersetzen.‘

Und auch das glückte wirklich. „Manchmal hab' ich selber Sehnsucht nach Muttchen,“ sagte sie nachdenklich. „Lange werd' ich's nicht aushalten. Aber vierzehn Tage — ich denke, das wird gehen ... Vahrenburg meint auch, ich müsse einmal ausspannen.“ Sie fügte sogar heiter hinzu, wieder ganz naiv: „Vielleicht will er mich nur lossein ... der Faulpelz ...“

„Grüß die Eltern! Und grüß mir Gertie, wenn Du durch Heidelberg kommst, und Woldes aus Italien zurück sind —“

Sie nahmen so zärtlich Abschied, wie seit lange nicht.

Aber als dann Egbert in der Droschke dem Norden zu rollte, stöhnte er auf. Wieder und wieder — mit geschlossenen Augen.

Im Grunde war er während des langen Gesprächs mit der Schwester doch nur halb bei der Sache gewesen. Seine Seele hatte eine weite Wanderung unternommen ... in vergangene Tage ...

... und nun ging es ins Manöver. Auf drei Wochen. Es war ganz gut so ...

VI.

„... Gottlob, daß wir daheim sind. Die Früchte sind in der Scheuer. Jetzt gilt es, sie sichten und ordnen. Diese Reise ... man soll staunen. Ich bin zufrieden.“

Er war eigentlich immer zufrieden, wenn es ihn selbst betraf.

Fast sechs Wochen waren Woldemar und seine Frau in Italien gewesen. Eine Studienfahrt während der Universitätsferien. Mit hoffnungsvollem Herzen war Gertie abgereist. Sie kannte das gelobte Land noch nicht, sie erwartete Wunder über Wunder. Aber sie erhoffte mehr, als starke Eindrücke für sich selber. Sie hoffte, in dem engen Zusammensein solch einer Reise, im gemeinsamen Genießen von Natur und Kunst sich ihren Mann zurückzuerobern. Zurückzugewinnen — denn sie fühlte schmerzlich, wie Wolde ihr entglitt. Er liebte sie noch immer — gewiß; doch seine Liebe war von der Art derer, die nur nehmen, aber nicht geben, die des sicheren Besitzes sich freuen, aber nie ein Opfer auf gemeinsamem Altare bringen können. Wie ein offenes Buch lag jetzt sein innerstes Wesen vor ihr. Er machte ja kein Hehl aus sich; er posierte wohl vor der Welt, aber die Pose, die er im eigenen Hause einnahm, war ihm so zweite Natur, daß er ihrer selber gar nicht mehr bewußt war. Ganz deutlich empfand das Gertie: wenn ihm irgend jemand ... oder wenn sie selbst ihm gesagt hätte: ‚Du vernachlässigst Deine Frau!‘ — er hätte nur das überlegene Lächeln gehabt, das er immer hatte, wenn eine fremde Meinung sich neben die seine stellte. Und wenn zufällig Mama dabei gewesen wäre, dann hätte er, mit dem gleichen Lächeln, sich an sie gewandt: ‚Was sagen Sie dazu, Mamachen? Ich ... meine kleine liebe Gertie vernachlässigen! Ist das nicht ein komischer Einfall!‘ Und Mama hätte nicht nur gelächelt, sondern laut gelacht: „Ja, lieber Woldemar ... furchtbar komisch. Ein Glück nur, daß Gertie viel zu verständig ist, um auf solchen Unsinn zu hören.‘ Denn Mama und Wolde waren immer einer Meinung. Mama vergötterte Wolde, und Wolde ließ sich das, wie jede andere Art der Vergötterung, gern gefallen. Es war so bequem; nicht zuletzt deshalb, weil an unsichtbaren Fäden aus Mamas Villa der ganze Haushalt in der Villa ‚Neckarblick‘ geleitet wurde. Mama war so gut, so geschickt, so energisch.

Und auch gegen diese unsichtbaren Fäden, die von der gütigen, geschickten, energischen, unermüdlichen Mutterhand dirigiert wurden, um Wolde und ihr jede Sorge und Mühe abzunehmen, sträubte sich Gertie. Auch um dieses Einflusses willen hatte sie sich so sehr auf die Italienfahrt gefreut.

Aber nun dachte sie, was Wolde laut aussprach: ‚Gottlob, daß wir daheim sind.‘

Es war alles anders gekommen, als sie erwartet hatte. Wohl nahm ihr empfänglicher Sinn die wunderbarsten Eindrücke in sich auf. Wohl hatte auch sie in stummer Bewunderung gestaunt und frohen Herzens gejubelt. Wohl war auch ihr bisweilen zumute gewesen, als wandere sie durch eine Traumwelt oder als sei der Himmel auf die Erde herabgesunken. Aber das, was sie erhofft, erwartet, erstrebt hatte, — das war zunichte geworden.

Eine trübe Erkenntnis schon nach den ersten Tagen: sie war für Wolde keine Reisekameradin, mit der er teilen wollte: Lasten und Genuß; sie war ihm eine Last. Vielleicht nicht einmal das. Eine Last muß getragen werden; Wolde schob sie überall, wo er fürchtete, daß sie ihm unbequem werden könnte, mit artiger Überlegenheit zur Seite. Aber auch, wenn sie gemeinsame Wege gingen, waren sie innerlich voneinander entfernt. Das war wohl das traurigste: ihre Art des Aufnehmens, des Verarbeitens, des Genießens war ganz verschieden. Für die intimeren Reize der Landschaft besaß Woldemar wenig Sinn; höchstens, daß er das koloristisch Wirksame in ihr erkannte und anerkannte. Das bunte Volksleben interessierte ihn, der zum elften Male in Italien war, wenig. Blieb die Kunst. Auch ihr aber standen beide verschieden gegenüber. Gertie ließ sie unmittelbar auf sich einwirken, ohne den Filter der Doktrin; er sah jedes Kunstwerk eigentlich nur noch unter dem Gesichtswinkel: ‚Was nutzt es Dir für Dein Fach.‘ Sie, die zum ersten Male die Brera sah, die Uffizien, den Vatikan und die römischen Villen, stand naturgemäß gern vor den großen Meistern; er lächelte darüber — ihn zog es zu den Primitiven und am liebsten stöberte er in den kleinen Bergstädten herum.

Es gab ja mancherlei, was seine Interessen erklärte, sein Verhalten entschuldigte; das verhehlte Gertie sich nicht. Sie wußte auch, er war kein bösartiger Egoist. Dazu fehlte ihm die Härte des Charakters. Aber das alles änderte daran nichts, daß sie sich, je länger die Reise dauerte, desto mehr vereinsamt an seiner Seite fühlte. Ein paarmal hatte sie „revoltiert“, wie er's lachend nannte. Jedesmal tat er sehr erstaunt, überhäufte sie mit Zärtlichkeiten. Einen Tag oder zwei suchten sie eine Gemeinsamkeit der Interessen, bis Gertie erkannte, daß ihm solche Stunden und Tage als gänzlich verloren erschienen. Da gab sie's auf. Nur nicht lästig fallen, lieber geduldig warten oder eigene Wege gehen. Darauf war es denn schließlich herausgekommen. Als sie auf der Rückreise zum zweiten Male in Florenz Station machten, war sie halbe Tage allein in den Galerien gewesen, während er seinen Sonderstudien nachging. Erst am Abend, zum Diner, hatten sie sich wiedergesehen, beide ermüdet und abgespannt. Ihm schien's ganz recht so . . .

Und in Florenz, im Palazzo Pitti, war es dann gewesen, daß sie Rollin wiedertraf. Sie sah ihn schon von weitem, durch zwei der breiten Türen hindurch. Er stand vor Raffaels Leo X. Und zuerst war nichts in ihr als eine lächelnde Erwartung: ‚Allzulange wird er sich dabei nicht aufhalten. Solch Leutnant rast ja doch nur durch die Säle. Woll'n doch mal abwarten.‘ Aber er blieb merkwürdig lange vor dem Bilde, und er ging dann zu den beiden andern Porträts Raffaels, die auch im Apollosaale hängen, ohne rechts und links zu sehen, zu Angiolo und der Maddalena Doni. Sie bemerkte es wohl: ganz als Laie betrachtete er nicht. Und wie sie selber so stand und ihm verstohlen nachsah, mit dem frauenhaft neckischen Gefühl heimlicher Spionage, dachte sie an den Nachmittag in Egberts Junggesellenwohnung und dann, wie sie sich dazu ‚ein recht schneidiges, ritterliches Kerlchen‘ gewünscht hatte. Das war der dort. Ganz so schneidig, wie in Uniform, sah er ja nicht aus, fand sie. Aber gut auch in seinem hellen Touristenanzug. Komisch übrigens, wie klein die Welt doch ist: in Berlin hat man sich zum ersten Male gesehen und nun ausgerechnet im Pittipalast . . . ich hätte geglaubt, er müsse jetzt im Manöver sein, und er meint mich ganz gewiß am Neckar . . .

Und es war wieder ein kleines neckisches Gefühl in ihr: ‚Was er wohl für Augen machen wird, wenn er mich erkennt?‘ Sogar ihr Interesse an der Kunst war mit einem Male ganz in den Hintergrund gerückt.

Da wandte er sich, sah sie, stutzte — nur auf einen flüchtigen Moment —, kam sofort auf sie zu. Mit frischem, lachendem, angeregtem Gesicht: „Sie, gnädigste Frau?! Also ist es mir doch gelungen —“

„Gelungen —?"

„Ja ... ja! Gelungen! Ist das wunderlich? Ich war auf einen Tag in Heidelberg bei den Eltern, wollte Ihnen, selbstverständlich, meinen gehorsamsten Knicks machen ... Sie hatten's mir ja erlaubt ... und hörte in Ihrer Villa, daß Sie in Italien seien, wahrscheinlich auf der Rückreise, wahrscheinlich demnächst in Firenze. Das ist alles. Nun: wenn man jemand in Florenz sucht, findet man ihn schon. Entweder in den Uffizien oder hier im Pitti." Er lachte wieder, harmlos fröhlich. „Und wären es nicht die Uffizien gewesen und nicht Pitti — meinem guten Stern hätt' ich doch vertraut ... War die Reise schön? Wie geht es dem Herrn Gemahl?"

Eine ganz leichte Verlegenheit überflutete sie nun doch. ‚Er hätte seinem guten Stern vertraut ... Er hat Dich ... uns ... schon in Heidelberg aufsuchen wollen ...' Aber gleich sagte sie sich: ‚Leutnantsart! Ist nicht tragisch zu nehmen —' und sie gab Antwort. Langsam schritten sie weiter, hier und dort stehen bleibend. Rollin bald in der Führerrolle, obwohl er heiter meinte: „Daß ich in meiner Laienunschuld der wohlbestallten Gattin eines wohlbestallten Kunsthistorikers einmal Ciceronendienste leisten dürfte, hab' ich in meinen kühnsten Träumen nicht zu hoffen gewagt.'

‚Und er ist doch ein guter Führer. Für mich wenigstens ...' sagte sie sich. ‚Ein besserer als Wolde sogar.'

Das mochte schon sein. Rollin war bereits zum vierten Male in Florenz, hatte sich aber dieselbe naive Art des Anschauens bewahrt, die sie selbst am meisten erfreute. Er sprach nicht ‚Kunstgeschichte', er sprach von den Kunstwerken, von dem Eindruck, den sie auf ihn machten. Aber er war doch mehr als Laie. Er hatte einen starken Sinn für die Kunst, viel gelesen, wußte zu sichten und zu vergleichen. Als sie noch einmal vor den Bildnissen Raffaels standen und er ihr erzählte, daß er gestern den ganzen Vormittag der Galerie der Selbstbildnisse in den Uffizien gewidmet habe, sagte sie ihm das offen.

„Ja, gnädige Frau — eigentlich ist's gar nicht mein Verdienst," erwiderte er einfach. „Ich hab' viel Interesse für Land und Leute, ich reise so gern ... und ich hab' einen guten alten Herrn, der immer die Börse zieht, wenn ich Urlaub bekomme. Mit dem ist man bei uns aber liberal. Gottlob, in den ewigen Friedenszeiten. Und so bin ich auch in die Galerien geraten, zuerst wie ein Blinder, bis dann der Appetit beim Essen kam. Da hab' ich denn von der Kriegsakademie aus, wo man für so etwas Zeit hat, Vorlesungen gehört und mir mein bescheidenes Teil daraus entnommen. Für den Hausgebrauch, gnädige Frau ... und im vorigen Zwischenkursus war ich in Spanien, hab' mir Velasquez und Ribera und den köstlichen Goya angesehn ... es ist also kein Wunder, daß ich mich gerade für die Porträts besonders interessiere —"

Wie im Fluge waren zwei, drei Stunden vergangen.

Als sie dann vor der gewaltigen Rustikafassade standen, um Abschied zu nehmen, fragte er, wo die Herrschaften abgestiegen seien. „Im Grand Hotel —" „Das erlauben mir meine Mittel nicht. Ich will auch ‚italienisch schinden' und wohne daher in einem kleinen, echt italienischen Gasthaus — es nennt sich stolz ‚Stella d'Italia', aber es glänzt nicht. Ich darf mir doch erlauben, meine Aufwartung zu machen?"

Eine Sekunde zögerte sie. ‚Was wird Wolde dazu sagen?' Aber dann dachte sie: ‚Er ist Egberts Regimentskamerad, er hat uns in Heidelberg einen Besuch gemacht ...' und mit einem leisen Trotz: ‚Nun, wenn schon! Wolde brummt dann eben ein bißchen —'

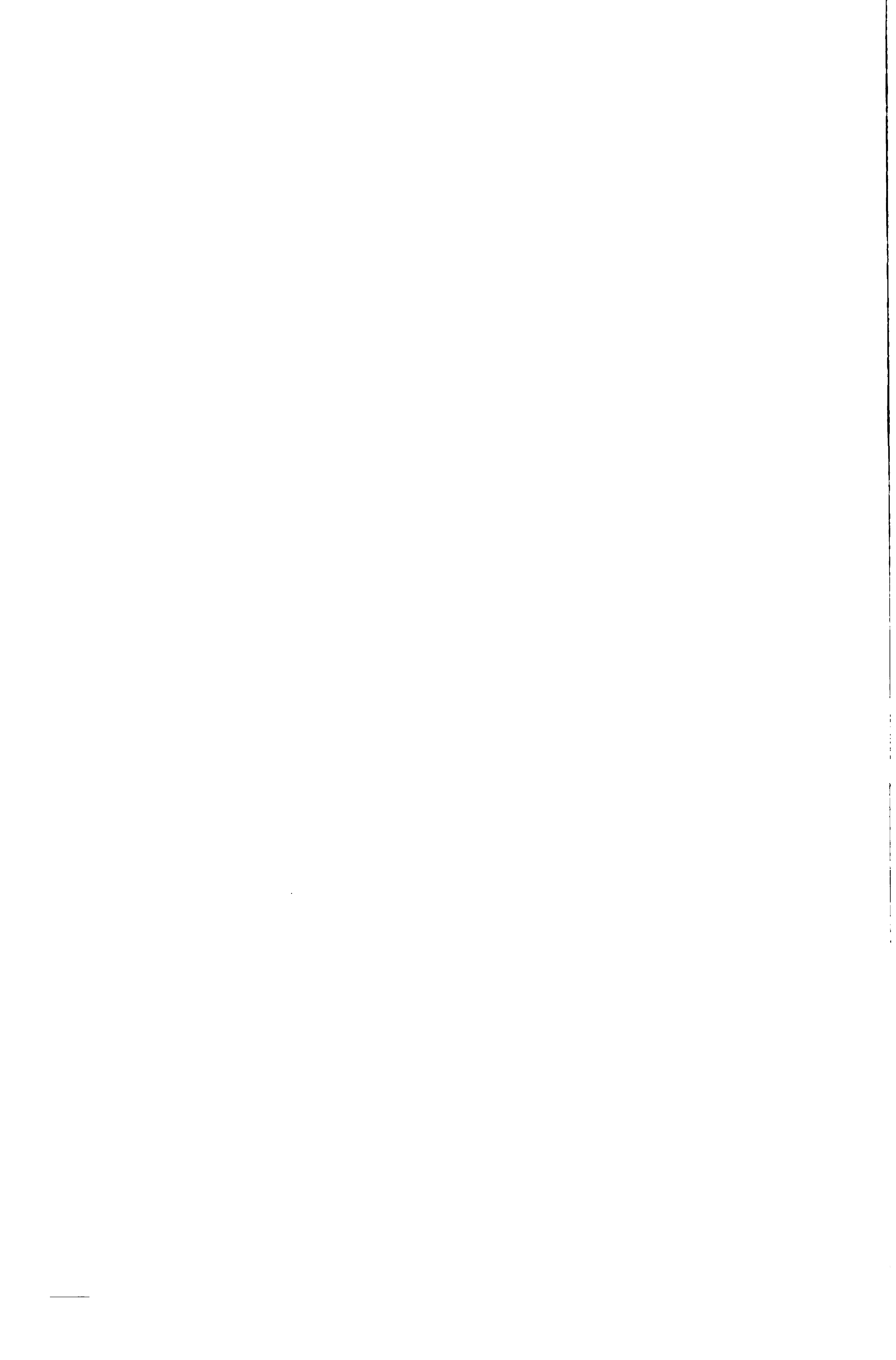
„Mein Mann wird sich gewiß sehr freuen, Herr von Rollin."

Während sie nach dem Hotel fuhr, hatte sie ein wenig Gewissensbisse. Es lag so gar nicht in ihrer Art, Wolde vorzugreifen; zum erstenmal tat sie's. Aber wieder war etwas wie eine leichte Schadenfreude in ihr: ‚Eigentlich geschieht's ihm ganz recht —'

Ihre Sorge war übrigens gänzlich unbegründet. Als sie ihrem Manne die erste Mitteilung machte, daß sie Rollin getroffen, achtete er kaum darauf; als Rollin selber kam, lud er ihn zu Tisch ein und war merkwürdig liebenswürdig; und als Rollin fragte, was die Herrschaften für morgen geplant hätten, meinte er: „Ich muß in der Laurenziana arbeiten — das wäre wohl doch nichts für Sie beide. Warst Du diesmal schon im Bargello, Gertie? Der Besuch



Beim Anspringen. — Gemälde von Prof. Georg Koch.



würde meine Frau gewiß interessieren, Herr von Rollin. Sie müssen wissen, meine kleine Frau ist immer für das Faßbare, leicht Greifbare — ich will nicht gerade sagen, daß sie den Bädekersternen nachpilgert, aber ähnlich ist es doch. Es kann ja auch kaum anders sein bei dieser mangelhaften Vorbildung der jungen Damen in kunstgeschichtlichen Dingen." Und wie begütigend setzte er hinzu: „Laß nur gut sein, Gertie ... wenn Du zum zweiten und zum dritten Male in Italien bist, wirst Du auch für die größeren Feinheiten Verständnis gewinnen."

Dann waren sie täglich beisammen gewesen, eine Woche und länger; bisweilen mit Wolde, häufiger allein. Durch die Galerien waren sie gewandert, in den kleinen Zellen des Klosters San Marco hatten sie gestanden, im flinken Wägelchen waren sie nach Monte Oliveto gefahren, in den Cascinen hatten sie das bunte Leben des eleganten Florenz an sich vorüberfluten lassen. Wie zwei gute, gleichgestimmte Kameraden — gewiß! Jeder ihrer Schritte, jedes ihrer Worte hätte beobachtet werden können. Rollin blieb sich immer gleich, war stets anregend, heiter, frisch, liebenswürdig und ritterlich. Gertie genoß froh Stunden und Tage. Und Wolde war aufgeräumter, als während der ganzen Reise.

Kurz, ehe der Florentiner Aufenthalt ein Ende nehmen sollte, wollten sie zu dritt nach Fiesole. In letzter Stunde versagte sich Wolde, aber er versprach nachzukommen. So fuhren sie allein. Beide waren in fast übermütiger Laune. Die Sonne leuchtete, über die hohen Gartenmauern hingen die Spätrosen in großen Büscheln. Immer wieder, wenn die flinken Burschen und Mädchen mit ihren Blumen den Wettlauf mit dem Wagen aufnahmen, ließ Rollin halten und kaufte: „Heut will ich einmal verschwenden! Es ist zu schön heut!" In Gerties Schoß häuften sich die Blüten. Und sie nickte jedesmal, sie hatte die Blumen so lieb. Und es war noch etwas anderes dabei: Wolde zankte immer auf dieses zudringliche Bettlerpack, das doch so schön bitten konnte im wohlklingenden Toskanisch —

Dann hatten sie den Blumenberg dem Cameriere anvertraut, hatten in der kühlen Kathedrale die Madonna von Fra Angelico bewundert und waren zu San Alessandro hinaufgestiegen. Hier hatten sie sich auf die breite Steinmauer gesetzt und in das sonnige Arnotal hinabgeschaut. Wortlos beide lange Zeit. Es war zu schön: die grüne Weite, das Häusermeer tief unten mit den ragenden Türmen, der villenbesäumte Hang, ganz hinten die Berge des Casentino —

Allmählich waren sie doch ins Plaudern gekommen. Von den Eindrücken der letzten Tage, dann von Heidelberg, dann von Berlin — auch von ihrer ersten Begegnung, von dem glorreichen Kaffee in Egberts Junggesellenheim. Und da hatte Gertie, eigentlich ohne ihrer Frage besonderes Gewicht beizulegen, gefragt: „Sie sind doch immer noch gut Freund mit meinem Schwager, Herr von Rollin?"

„O ja, gnädige Frau —"

Es lag etwas im Tonfall seiner kurzen Antwort, das sie aufschauen ließ. Aber sie lachte dabei: „Wollt' ich Ihnen auch raten! Denn ich hab' den Egbert sehr lieb."

Er nickte: „Das glaub' ich!" sagte er ernst. „Er ist auch ein liebenswürdiger und liebenswerter Mensch. Nur —"

„Nur —"

„Ganz leicht ist es nicht, dies ‚nur' zu umschreiben oder zu erläutern, gnädige Frau."

„So versuchen Sie's wenigstens."

Er zögerte ein wenig. „Vielleicht könnte ich ausweichend sagen: ‚nur' sind wir im Grunde doch sehr verschiedenartige Naturen. Aber das würde den Kern auch deshalb nicht treffen, weil ich sonst mit den verschiedensten Menschen gut Freund sein kann. So ist's wohl richtiger, ich bin ganz offen. Egbert selber hat nie den vollen Anschluß an uns gesucht, oder wenn er ihn gesucht haben sollte, so hat er ihn nicht gefunden. Er ist kein schlechter Kamerad — bewahre ... er ist auch kein schlechter Offizier. Aber er ist, so will es mir wenigstens scheinen, nie mit ganzem Herzen bei uns, und das gehört nun einmal zu unserem Beruf. Er ist — wie soll ich's ausdrücken? — er ist lau ... verstehen Sie, wie ich das meine, gnädige Frau? Es soll gar nichts Böses besagen, denn am Ende kann niemand aus seiner Haut heraus. Vielleicht wäre es besser für ihn gewesen, er wäre nicht Soldat geworden."

„Vorher war er Jurist ...“

„Ich weiß. Und da hat's im Korps auch nicht recht geklappt. Unmöglich ist es nicht, daß er bei allen seinen guten Eigenschaften überhaupt schwer an eine Stelle zu bringen wäre, die er ganz ausfüllen und in der er sich wohlfühlen könnte. Ich meine, er ist zu weich; ihm fehlt, was heut das Leben noch mehr fordert als früher, das fest Zugreifende, im Notfall Rücksichtslose. Er wird überall und immer seine Pflicht tun, aber auch kaum mehr — und das genügt heut selten. Das Schlimmste aber ist das, glaub' ich, noch nicht einmal ...“

„... und das Schlimmste wäre?“ Gertie sah sehr traurig aus.

„... daß er selber diesen Mangel in seiner Veranlagung schwer empfindet und ihn doch nicht überbrücken kann. Das muß ihn ja unglücklich machen, mißtrauisch gegen sich und andere, unzufrieden und unsicher. Ich hab' ihn oft bedauert, helfen konnte ich ihm nicht. Manchmal hab' ich aber gedacht: ‚Dich müßte das Leben mal recht tüchtig anpacken, rütteln und schütteln müßte es Dich — kämpfen müßtest Du —‘“

Gertie ließ sich langsam von der Balustrade herabgleiten. Schweigend stand sie eine Weile, beide Hände auf die Brüstung gestützt. Sie dachte daran, was sie einst selbst dem Schwager gesagt, an die Worte, die sie dann gleich bereut hatte — damals, im Berliner Hotelzimmer. Und dann dachte sie daran, wie er ihr gerade Rollin, der jetzt neben ihr stand, geschildert hatte.

Es mochte schon so sein. Der war, bei aller chevaleresken Feinheit seines Wesens, solch einer, der darauf los ging, wenn es hieß: ‚da drüben die Batterie ...‘ Wie hatte sie's doch damals ausgedrückt: ‚ein recht flottes ritterliches Kerlchen, das alle möglichen Dummheiten macht, das aber dann, wenn der Kaiser ihn ruft —, wenn es gilt ...‘

Mit einem Male wurde ihr so beklommen zumute, wie noch nie in Rollins Gegenwart. Sie fühlte seinen Blick auf sich ruhen, und sie fühlte ganz plötzlich eine Gefahr, an die sie bisher nie gedacht hatte. Etwas Fremdes, Unbegreifliches, Unfaßbares tauchte vor ihr auf. Als ob die Sonne drüben verlöschen wolle. Es fröstelte sie.

„Wir wollen nun gehen,“ sagte sie endlich.

Langsam schritten sie die glatten Steinquadern des Weges hinab.

Schweigend auch er.

Denn auch er empfand die Veränderung, die mit Gertie vor sich gegangen war, ohne sie deuten zu können. Immer war sie so sonnig heiter gewesen, und nun lagen plötzlich die Schatten auf dem jungen, lieben Gesicht.

Er hatte doch nichts gesagt, was sie verletzen, kränken — was sie auch nur tief schmerzen konnte?

Während sie so schweigend bergab gingen, kam auch ihm die Überlegung, ein ernsteres Sinnen. Ein Flirt war ihm anfangs das Ganze gewesen; dies kleine, rosige, lustige, unterhaltsame Frauchen hatte ihm gefallen von der ersten Begegnung an; er hatte sich gefreut auf das Wiedersehn, hatte es ja auch gesucht; wenn er Gertie aber in Florenz verfehlt hätte, würde er sich nicht sonderlich darüber erregt haben. Ein andermal dann — hätte er gedacht.

Und nun war das doch anders gekommen. Ganz anders. Vor sich selber leugnen, wäre ja reine Torheit: er hatte Feuer gefangen! Freilich — das war ja nicht zum ersten Male. Ach nein — nein! Aber wiederum war das anders: es griff tiefer!

(Fortsetzung folgt.)

Sturmlied.

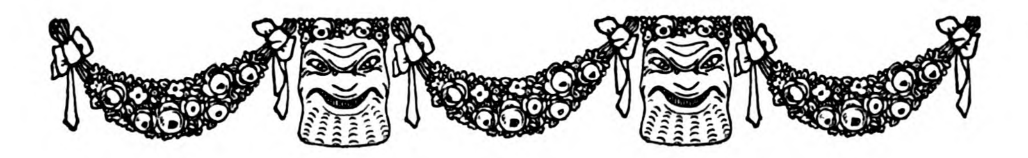
Ich liebe den Sturm, der mich wild umbraust
Und die Rosen mir aus den Locken zaust,
Ich eil' ihm entgegen und juble laut:
Ich wünschte, ich wäre des Sturmes Braut!

Ach, könnt' ich doch fliegen mit ihm zum Meer,
Erbrausen lassen der Wogen Heer,
Daß die Wellen sich heben, das Schifflein schwankt
Und die Mole in ihren Festen wankt.

Und rasen möcht' ich mit ihm durchs Tal,
An den Dächern rütteln, am Wegemal,
Daß die Felsen erdröhnten von meinem Gesang
Und die Wälder ächzten am Bergeshang.

Der Sturm ist ein Sieger, so stolz, so frei,
Er haßt die Knechte der Tyrannei.
Drum lieb' ich ihn so und juble laut:
Ich wünschte, ich wäre des Sturmes Braut.

Hans Caspar v. Starken.



Hermann Sudermann.

Von Prof. Dr. Richard M. Meyer in Berlin.

Hermann Sudermann ist unzweifelhaft gegenwärtig der bekannteste unter allen lebenden Schriftstellern Deutschlands. Seine Dramen haben seinen Namen in Gegenden getragen, in die der unserer gefeiertsten Romanschriftsteller niemals gedrungen ist; und selbst seine Romane haben eine Verbreitung gefunden, wie die keines zweiten. Im Ausland gilt Sudermann als der Vertreter der modernen deutschen Literatur schlechtweg, aber auch in seiner Heimat fehlen nicht Stimmen, die ihm diese Bedeutung zusprechen; obgleich sowohl die Kritiker als auch die Dichter selbst fast einmütig nicht ihm, sondern Gerhart Hauptmann den ersten Platz einräumen. In Deutschland sind aber auch solche Richter nicht selten, die Sudermann alle Bedeutung absprechen oder ihn doch lediglich als einen „Effekthascher" und „Diener der niederen Instinkte des Publikums" ansehen, und es sind nicht nur die, die seine Streitschrift über die „Verrohung der Theaterkritik" mit ihren Schiefheiten und Ungerechtigkeiten gereizt hat! Eine eingehende Betrachtung wird es vielleicht klar machen, wie sich diese Verschiedenheit der Urteile über den meistgelesenen und meistgehörten neueren Autor Deutschlands erklären läßt.

Sudermanns Leben ist leicht erzählt. Als Sohn wenig vermögender Landwirte ist er am 30. September 1857 in Ostpreußen geboren, auf einem Gut weitab von aller großstädtischen Kultur und Überkultur. In jener Gegend herrscht nicht einmal die deutsche Sprache unbedingt: die Taglöhner und Knechte sprechen vielfach noch litauisch, eine weiche, melodische slawische Sprache, die Sudermann in seinem Drama „Johannisfeuer" zur Färbung des Dialogs benutzt hat. Seine Eltern hatten angestrengt um ihre Existenz zu kämpfen, und manche Züge aus dieser Zeit der Not sind besonders in den Roman „Frau Sorge" übergegangen. Doch konnte Hermann nach der Provinzialstadt Elbing geschickt werden — zu der „guten Tante", die im „Katzensteg" uns Erinnerungsbilder hinterlassen hat. Damals bereits ergriff ihn die Theaterleidenschaft; G. Freytags heut vergessenes Drama „Die Valentine" reizte ihn zu seinem ersten unreifen Schauspiel, in dem aber doch bereits Keime seiner Eigenart sich zeigen. — Dann ward er, wie Henrik Ibsen und Theodor Fontane, Apotheker, kehrte zu den Studien zurück und zog, wie er es selbst schildert, am 28. April 1877 in Berlin ein, „mit demselben Hochgefühl, das die Zolaschen Helden beseelt, wenn sie aus den Gefilden von Plassans daherkommen, sich Paris zu erobern". Aber die Großstadt war nicht so schnell zu erobern. Es folgten noch zehn Jahre schweren Ringens, in denen Sudermann als Hauslehrer die elegante Bourgeoisie Berlins studierte und als Schriftsteller die Not des vergeblichen Kämpfens um den Erfolg auskostete. Seine beiden ersten und besten Romane machten ihn endlich einigermaßen bekannt: „Frau Sorge", voll autobiographischer Einzelheiten, wie so viele Erstlingswerke (1887), und „Der Katzensteg", reich an heimatlichen Erinnerungen (1889). Daneben liefen Novellensammlungen: „Die Geschwister" (1888), „Im Zwielicht" (1890). Zwischen diesen beiden letzten Bänden liegt eine außerordentliche Entwicklung von trivialer Sentimentalität zu ironischem Realismus, von zerfließender Breite zu knapper Zuspitzung; Maupassant hat unverkennbaren Einfluß geübt.



Hermann Sudermann.

Dann kam plötzlich, aller Welt außer vielleicht dem von ehrgeizigen Hoffnungen getragenen Dichter unerwartet, jener Abend (November 1889), der mit dem Drama „Die Ehre" (erschienen 1890) Sudermann den größten Theatererfolg brachte, den die neuere Zeit zu verzeichnen hat; selbst der von Rostands „Cyrano" ist damit nicht zu vergleichen und Meyer-Försters „Alt-Heidelberg" hat ihn nur äußerlich übertroffen. Mit einem Schlag war der kaum bekannte Romanschriftsteller der gefeiertste Dramatiker geworden, über Nacht fand er sich berühmt, wie Byron. Ein leidenschaftlicher Kampf gegen dies Werk steigerte nur dessen Bedeutung. Freilich hat kein späteres wieder solche

Wirkung erzielt. Neben entschiedenen Niederlagen („Sodoms Ende" 1891, „Die drei Reiherfedern" 1893, „Sturmgeselle Sokrates" 1903) und halben Erfolgen („Schmetterlingsschlacht" 1895, „Das Glück im Winkel", 1896, „Morituri" 1896, „Johannes" 1897, „Johannisfeuer" 1901, „Es lebe das Leben" 1902, „Stein unter Steinen" 1905) steht nur noch ein großer Sieg: „Die Heimat" (1893), ein Stück, das freilich der Paraderolle der Magda und ihrer Verkörperung durch Künstlerinnen wie die Duse und die Rejane reichlich soviel von seinem Glück verdankt wie seiner Form und seinem Inhalt. Aber auch mit den erfolglosen Stücken behauptete sich doch Sudermann immer im Vordergrund der modernen Produktion, wenigstens auf dem Gebiet des Dramas: sein dritter Roman: „Es war" (1898) hat nicht die gleiche Beachtung und Beliebheit gefunden, wie die älteren.

In neuerer Zeit ist zu den schriftstellerischen Ruhmestiteln Sudermanns noch ein anderer gekommen. Sudermann, der in glücklichen Verhältnissen zumeist in Berlin lebt, schien durch seinen Ruf wie durch seine Persönlichkeit besonders geeignet, die Führung zu übernehmen, als die nicht bloß von wohlmeinenden Kritikern, sondern auch von einer bösartigen Reaktion gefährdete neuere deutsche Literatur sich zur Verteidigung ihrer höchsten Interessen organisierte. In dem Kampf gegen die berüchtigte „Lex Heinze", die scheinbar die Unsittlichkeit, in Wahrheit jede Bekundung eines freieren Geistes unterdrücken wollte, hat Sudermann als Präsident des neugestifteten „Goethebundes" durch Reden und Agitation einflußreich für die gute Sache wirken können. Und dies trug dann noch dazu bei, daß der berühmte Verfasser der „Drei Reden" (1901) gleichsam der offizielle Repräsentant der modernen deutschen Literatur wurde.

Ist er das auch seinem Wesen nach?

Man kann, glaube ich, die Frage nicht voll bejahen. Für die mächtigen und hoffnungsvollen Tendenzen, die sich in der jüngeren Dichtung unseres Vaterlandes geltend machen, scheinen andere Persönlichkeiten in höherem Grade charakteristisch: Nietzsche mit der wundervollen Kunst seiner Prosa, Gerhart Hauptmann mit dem entschlossenen Realismus seines Dramas, ja selbst der alte Fontane mit der lebensfreudigen Wahrheitslust seiner Romane. Das Lebensalter entscheidet ja nicht allein: Fontane, der heut über achtzig wäre, wenn er noch lebte, ist als Dichter in vielen Punkten jünger als der in der Vollkraft seines Mannesalters stehende Sudermann. Denn dem jüngerem Autor haftet merkwürdig viel Älteres, Veraltetes an, was andere längst überwunden haben. Aber auch das half mit zu seinen Erfolgen, und auch das gehört mit zu seiner Bedeutung. Der klassische Vertreter der modernen deutschen Literatur darf Hermann Sudermann schwerlich heißen; aber er ist der typische Repräsentant des Kampfes um eine moderne Dichtung, des Ringens zwischen alter und neuer Art.

Übersieht man seine gesamte literarische Produktion, so springen ein paar Punkte deutlich, ja überdeutlich hervor: auf der einen Seite eine Neigung, ohne Rücksicht auf die herkömmliche Moral, ja aus Trotz gegen diese Charaktere von überströmender Selbstherrlichkeit zu zeichnen; auf der anderen ein Bedürfnis zu moralisieren. In dieser Antithese steckt die geheime Zwiespältigkeit Sudermanns. Er ist von Haus aus eine „gespaltene Seele". Er ist ein starker Mensch von leidenschaftlichem Verlangen und energischem, zielbewußtem Wollen. Der arme Landwirtssohn und Hauslehrer hat wirklich Berlin „erobert", nicht zum wenigsten deshalb, weil in ihm etwas war von jener Stärke, die er rückhaltslos bewundert: „Noch sah ich kein anderes Wunder als die Kraft und keinen, dem es geschah, als die Schwäche" („Johannes").

> Denn bei jedem großen Werke,
> Das auf Erden wird vollbracht,
> Herrschen soll allein die Stärke,
> Herrschen soll allein wer lacht.
> („Reiherfedern".)

Es ist richtig, daß die Periode etwa von 1896—1898, der diese Bekenntnisse angehören, Sudermann stärker als sonst unter dem Einflusse Nietzsches zeigt, dessen Worte im „Johannes" manchmal geradezu wiederklingen, und daß Sudermann später in den „Drei Reden" sich bewußt von diesen Pfaden abgewandt hat: da hat er den „Kultus des Ich" bekämpft und den Dienst der Gesamtheit verherrlicht. Das ist aber eben die andere Seite: Ohne von Nietzsches Preislied auf die „Herrennatur" bestimmt zu sein, hat schon der Verfasser des „Katzenstegs" die heldenhafte Dirne Regine gefeiert als „eine jener Vollkreaturen, wie sie geschaffen wurden, als jedes junge Geschöpf sich ungehemmt zu blühender Kraft entwickeln konnte und eins blieb mit dem Naturleben im Bösen wie im Guten". Und zuletzt hat er in „Es lebe das Leben" doch wieder das ganze stolze, an der Todesbereitschaft gehärtete Lebensfeuer der „Herrennaturen" mit lebhaftem Anteil dargestellt und die Heldin rufen lassen: „Sünde? Ich weiß von keiner Sünde, denn ich tat das Beste, was ich aus meiner Natur herauszutun vermochte. Ich habe mich nicht von Eurem Sittengesetze zerbrechen lassen wollen."

Das also ist das eine: eine starke Natur berauscht sich am Anblick der siegesgewohnten Stärke. Nicht umsonst fehlt kaum in einem seiner Werke diese Figur: der gewaltig herrschlustige, aber auch zum Herrschen fähige Mann, dessen rücksichtsloser Wille alle andern „zerbricht" und vor allem auf Weib und Kind wie ein Verhängnis lastet. Sudermann berauscht sich am Anblick der Stärke, wie die Verehrer Bismarcks, Wagners, Nietzsches. Aber — er geht nicht auf in dieser Bewunderung. Die andere Seele meldet sich. Neben dem Sohn einer individualistischen Epoche mit dem unbedingten „Kultus des Ich" steht der Abkömmling des im Kampf mit jenen Junkern geschulten ostpreußischen Liberalismus. Der Jünger Nietzsches im „Johannes" ist zugleich in der „Ehre" der getreue Schüler G. Freytags gewesen und hat im Roman von Friedrich Spielhagen gelernt, eine entschlossene politische Subjektivität in die Zeichnung der Charaktere zu legen. Und so fühlt er sich fortwährend genötigt,

die naive Freude an der rohen Kraft durch altruistische Moral zu bändigen.

Und wie zu den Charakteren so verhält er sich zu den „Gesamtpersönlichkeiten". Für Freytag und Spielhagen ist das deutsche Bürgertum der Träger der nationalen Entwicklung und die Großstadt der Hort des gesunden Denkens und der siegreichen Arbeit. In Sudermann mischt sich etwas von dieser angelernten Empfindung mit dem angeborenen Haß des Sohnes einer weltfremden, stillen Landheimat gegen die lärmende, qualmende, zermalmende Stadt. „Sodoms Ende" ist ganz und gar aus dieser zwiespältigen Empfindung geschrieben: der enttäuschte Liebhaber der Großstadt schreibt eine bittere, giftige Satire auf diese Geliebte, die ihm den Sieg zu leicht gemacht hat — und die doch immer weiter ihn (wie Ibsen sagt) „lockt und zieht"; und noch im „Sturmgesellen Sokrates" spricht eine ähnliche Antipathie gegen die „Zahnärzte und Schröpfkrämer" mit.

In der unbefangenen Freude an dem, was groß und stark ist, liegt Sudermanns Stärke, liegt seine Modernität. In der anerzogenen Furcht vor den Folgen rücksichtsloser Individualitätslust liegt seine Schwäche, seine Unmodernität. In der Mischung beider liegt seine Eigenart, die ihn zum typischen Vertreter des Kampfes um die neue Kunst macht.

Er gehört doch nicht zu den „Vollkreaturen". Von denen heißt es:

Zwischen Schuld und Rache, zwischen Unrecht und Recht,
Zwischen Haß und Liebe und gut und schlecht,
Zwischen Lust und Gesetz, zwischen Acker und Furch'
Da geht ein ganzer Mann — quer durch.
(„Reiherfedern".)

Er aber ist doch einer „von den andern, die ihr Leben lang zwischen Gut und Böse umhergeworfen werden ... Was die Natur von uns fordert, wird uns zu Schmutz und Sünde, und was die Menschensatzung will, erscheint uns schal und abgeschmackt. Zwischen Trotz und Angst pendeln wir hin und her" („Katzensteg") und so ward er unsicher — im Empfinden wie im Zeichnen; und so bewegen ihn immer wieder diese inneren Kämpfe und so spricht er immer wieder „von Entsagen und von Würde und von Müdigkeit und von Trotz" („Es lebe das Leben").

Er weiß sie zu würdigen — die ganzen ungebrochenen Naturen. Nicht bloß die, die unbefangen ihrem inneren Drang nachleben, wie Leo (in „Es war") und Regine (im „Katzensteg"), sondern auch die, die entschlossen ihn ganz abtun und „alles opfern, was sie lieb haben" („Frau Sorge"); dazu gehört Paul (in „Frau Sorge") oder Pfarrer Heffterdingk (in „Heimat"), dazu vor allem die vielen, weichen, ganz in Liebe und Hingebung aufgehenden Mütter und Frauen, die er liebevoll gezeichnet — von der poetisch verklärten in seinem ersten Roman bis zu der realistisch ins volle Licht gestellten in der „Schmetterlingsschlacht". Aber nur eben in seinem ersten Werk wagte er es, eine solche Vollnatur in den Mittelpunkt zu stellen und zum Sieg zu führen. Überall sonst sind sie Nebenfiguren, und die Hauptfiguren sind „problematische Naturen", im Kern gebrochen durch jene charakteristische Zwiespältigkeit zwischen Egoismus und Altruismus, zwischen Naivität und Nervosität, zwischen Stolz und Demut. Und, was das Schlimmste ist: sie sind gezeichnet mit einer Hand, die selbst schwankt, mit einem Auge, vor dem es flimmert und zittert ...

Sudermann ist beständig über seine eigenen Gestalten im unklaren. Nur die Nebenfiguren kommen voll und rund heraus, oft mit erstaunlicher Lebenswahrheit wie Alma in der „Ehre", Keßler in der „Schmetterlingsschlacht", Prediger Haffke im „Johannisfeuer". Aber alle Hauptfiguren haben einen psychologischen Bruch: sie halten nicht zusammen. Sie sind in jedem einzelnen Augenblick von täuschender Wahrheit; aber übersieht man alle ihre Äußerungen, so stimmen sie nicht zusammen, so ist der ganze Charakter unmöglich, unwahr, weil er aus solchen Widersprüchen mosaikartig zusammengesetzt ist, wie sie sich so in keiner Menschenseele nebeneinander finden.

Gewiß, wir wissen es alle, daß es nichts ist mit den allzu einfachen Charakteren der alten Bühne; wir wissen es, daß niemand nur Geizhals ist, wie Harpagon; niemand immer ein untadliger Held, wie Schillers Max Piccolomini. Gegensätze birgt eine jede Menschenbrust. Aber es gibt eben doch auch Eigenschaften, die sich schlechterdings nicht vertragen; und es gibt Eigenschaften, die den Eindruck anderer unfehlbar aufheben. Vor dem alten Vogelreuter (im „Johannisfeuer") soll das ganze Haus zittern, und wir sehen einen gemütlichen alten Herren im zärtlichen Geplauder, dessen Heftigkeit höchstens wie ein unschädlicher Donner wirken kann. Oder Johannes der Täufer wird uns als furchtbarer Zornprediger geschildert — und vor uns steht ein unklarer Grübler. Das geht nicht zusammen. Was der Dichter geben wollte, ist nicht entstanden, und doch soll die Figur ihre ihr bestimmte Rolle spielen!

In den ältesten Novellen zeigt sich auch nichts von dieser Eigenart, gerade weil Sudermann hier noch ganz unselbständig fremde Technik nachahmt. Dagegen sind schon hier einige seiner Lieblingstypen zu treffen: so der tapfere Sohn, der rastlos ringt und kämpft, die Verschuldung der Eltern zu sühnen, und dem diese Eltern selbst zum Verhängnis werden. Auch das Elternpaar bildet häufige Typen Sudermanns vor: die gute, tändelnde, herzenskalte Frau und ihr schwacher Mann. Ebenso sind Motive schon da, die sich wiederholen. Der leidenschaftlichen Natur des Dichters ist ein Wunsch mehr als er anderen Menschen bedeutet; eine dämonische Kraft wohnt ihm inne: der Wunsch, auch der unerfüllte, ist ein Fluch, und nur wer seine Wünsche tötet, wird frei. In dem symbolischen Märchenspiel „Die drei Reiherfedern" hat Sudermann diesen Gedanken breit ausgeführt, den schon Hebbel in einem Lustspiel „Der Diamant" verkörpert hat.

Viel persönlicher ist der große Roman „Frau Sorge" gefärbt. Hier ist die Hauptfigur selbst gleichsam nur ein Mensch gewordener Wunsch: die Sehnsucht einer armen, gedrückten Seele nach

Glück und Licht ist in ihr verkörpert. Deshalb ist der Held aber auch zu abstrakt geraten, ganz unscheinbare Tugend, Selbstverleugnung über alle Grenzen hinaus und vor lauter idealistischer Bedenklichkeit schließlich recht dicht an die Dummheit und die Feigheit streifend. Und dennoch kann man an ihn glauben, weil der Dichter mit heißem Anteil neben ihm steht und ihn mit dem glühenden Atem seines eigenen Begehrens erfüllt hat. Nur hat diese persönliche Sympathie hier — wie noch oft bei Sudermann — den Dichter allzusehr zur Partei gemacht: wie Paul zu schneeweiß, sind seine Geschwister zu schwarz gezeichnet und ein paar Idealfiguren auf seiner, ein paar Bösewichter auf ihrer Seite verstärken das Mißverhältnis. Steht es aber mit der Psychologie — bis auf die meisterhafte Figur des Vaters, eines Projektenmachers und Schönredners von gänzlicher Unfähigkeit — nicht zum besten, so ist dagegen die Handlung mit solcher Energie vorgeschoben, daß das Buch fortwährend fesselt und packt. Nur am Schluß stört leider ein krasser Effekt: der Tugendheld muß, um seine Wohltäter zu retten, ein Brandstifter werden und sich dessen rühmen — die erste Tat, deren er sich rühmt, ist ein schweres Verbrechen!

Feine Züge finden sich, wie der symbolische, daß Pauls Sorgenkind, die Lokomobile, die er wieder in Stand setzt, in ihrem ersten Gang das Geschenk seiner Geliebten zermalmt: eine Flöte, auf der er nie spielen durfte. Ein Symbol, das wohl über die momentane Bedeutung herausgeht und andeuten mag, wie die Großstadt die Poesie der Idylle zermalmt, oder der Beifallsjubel des großen Publikums die stillen Träume der Dichterseele ...

Noch mächtiger schreitet die Fabel im „Katzensteg" vor. Während der Freiheitskriege gegen Napoleon hat ein Edelmann von halb polnischer Abstammung verräterisch einer französischen Truppe einen Weg gezeigt, auf dem sie preußische Soldaten überfallen konnte. Diese unselige Tat will sein Sohn sühnen. Aber der Fluch ist stärker als seine Tapferkeit. Der Haß seiner Landsleute wäre vielleicht zu überwinden, das zerstörte Gut herzustellen — aber wie eine Erbschaft des bösen Vaters ist dessen letzte Geliebte da, eine fast animalische Natur von ungebundener Kraft und Treue, deren Kraft und Treue — und deren sinnlicher Reiz die gebrochene Seele des armen Sohnes ganz umstrickt und ihn, wie Fontanes Stine, seine eigene Unkraft allzu schmerzlich auffinden läßt. Es ist ein Buch von großer Wirkung, voll packender Szenen, voll lebensvoller Gestalten (nur die Bösewichter sind auch diesmal zu böse). Wäre der Schluß nicht wieder von dem zweiten Sudermann, es wäre wohl ein Meisterwerk. Aber die starke, leidenschaftliche Seele in Sudermann wird doch zuletzt zurückgedrängt zu derjenigen, die zwischen Trotz und Angst weiterpendelt. Nun kommt ein wilder Effekt; der eigene Vater muß Reginen erschießen und darüber wahnsinnig werden: und am Schluß stehen dann Moralbetrachtungen von störender Deutlichkeit.

Denn inzwischen war Sudermann das Problem aufgegangen, das ihn nun lange beschäftigt: von der „Kluft der Empfindungen". In der Sammlung „Im Zwielicht" begegnet das Wort zuerst. Dann beherrscht es Sudermanns berühmtestes Werk „Die Ehre". Der Räsonneur des Dramas spricht von den Kasten Indiens und aller Welt. „Was die Kasten unüberbrückbar trennt, das sind die Klüfte des Empfindens. Jede Kaste hat ihre eigene Ehre, ihr eigenes Feingefühl, ihre eigenen Ideale, ja selbst ihre eigene Sprache."

„Die Ehre" ist ein seltsames Stück. Rein äußerlich genommen, ist es so schwach, daß sein Erfolg jetzt unbegreiflich erscheint. Sudermann, der heut einen sehr kräftigen und lebenswahren Dialog schreibt (am lebendigsten im „Johannisfeuer", am geistreichsten im „Sturmgesellen"), bewegt sich hier noch ganz in den unerträglichen, steifen Tiraden des schlechten alten Bühnendeutsch, wenigstens bei den „edlen" Figuren. Die einfachste Art, von sich selbst zu erzählen, macht die Helden dem Publikum bekannt, und die Gedanken des Autors muß ein unerträglicher Weisheitsverkünder und Menschenfreund vortragen: Graf Trast, Abkömmling eines vornehmen, alten Geschlechts, Kaffeekönig, Weltweiser und ohne Grund Herzensfreund des recht trivialen Robert Heinecke, Vorfahr des im Leben heruntergekommenen, in der Weltweisheit aber um so höher gestiegenen Räsonneurs Vollmann im „Blumenboot." In ihm verkörpert sich nicht nur, was Sudermann aus G. Freytags schwachen Jugenddramen gelernt hat, sondern alles, was in dem Dichter seinem Werk gefährlich ist: die Neigung zum aufdringlichen Moralisieren, zur Spitzfindigkeit, zum groben Effekt, zur Gefälligkeit gegen das Publikum.

Denn hierin lag unzweifelhaft ein Teil der Wirksamkeit des Stückes: Meinungen wurden ausgesprochen, die das Publikum immer gern hört. Daß es auch die Sudermanns waren, darf man aber nicht bezweifeln: hier sprach der politische und soziale Liberalismus seiner Heimat. „Jung-Litauen" hieß in der Konfliktzeit die führende Gruppe jener preußischen Fortschrittspartei, die zur Bewunderung Europas ihren langen, tapfern Kampf gegen Bismarck durchführte.

Das Stück spielt sich auf einem eigentümlich konstruierten Boden ab. Wie die mittelalterliche Mysterienbühne in drei getrennten Bezirken Hölle, Erde, Himmel zeigte, so haben wir hier gleichsam eine zweiseitige soziale Mysterienbühne. Auf einem großen Fabrikgrundstück steht zur Straße das „Vorderhaus", in dem der reiche Geschäftsinhaber mit seiner Familie wohnt, zum Hof „das Hinterhaus", bewohnt von armen Leuten, die in seinem Geschäft arbeiten. Der reiche Mann hat den Sohn einer solchen Familie unter seinen besonderen Schutz genommen und ausbilden lassen. Der hat sich in großen Geschäftsreisen vortrefflich entwickelt und kommt nun nach Haus, begleitet von jenem unermeßlich reichen und unendlich klugen Freund, dem Grafen und Kaffeekönig. Der Weltreisende ist draußen ein neuer Mensch geworden; zu Hause findet er die alten Menschen wieder — ein ewiger Konflikt! So heißt es schon in Goethes „Faust":

> Ich find' Euch noch, wie ich Euch sah;
> Ein anderer bin ich wieder da.

Und bei der raschen Entwicklung, die gerade im jungen Deutschland die Generationen trennt, liegt gerade uns dies Thema besonders nahe; in vielen Romanen z. B. von W. Raabe, in Dramen Gerhart Hauptmanns spielt es eine große Rolle. Sudermann aber faßt den Gegensatz nicht als einen Gegensatz der Generationen, sondern als den des moralischen Übermenschen gegen den „Herdenmenschen“. Im Vorderhaus wie im Hinterhaus herrschen abgestandene, veraltete Ehrbegriffe. Gleich sehr zu bekämpfen scheint der Dichter die „Kavaliersehre“ der jungen Reserveoffiziere, die sich nur auf Äußerlichkeiten stützt, und die „Respektabilität“, die die übrigen vertreten: der reiche Kaufmann, der jedes Unrecht mit Geld gut machen will, die armen Handwerker, die die von seinem Sohne verführte Tochter beglückwünschen, wenn sie ein großes Abstandsgeld erhält. Jeder Ehrbegriff, meint Sudermann, ist konventionell, und über allen steht der freie Mann mit seinem Pflichtgefühl. Freilich merkt man nicht, daß Robert und sein Freund diesen Begriff der Pflicht besonders streng fassen; freilich kann man sicherlich fragen, ob denn die „Pflicht“ nicht so gut wie die „Ehre“ relativ sei? Aber das Publikum war entzückt. Das soziale Nebeneinander mit einigermaßen gleichmäßiger Verteilung von Licht und — besonders! — von Schatten über Vorder- und Hinterhaus war längst ein wirksames Mittel des deutschen „Volksstückes“ gewesen; Nestroy, der Wiener Lustspieldichter, G. Freytag, neuerdings der Berliner Theaterdichter L'Arronge hatten es erfolgreich verwandt. Bei Sudermann ward es vertieft, weil seine eigenen Erfahrungen ihm die Antithese von arm und reich, gebildet und ungebildet besonders lebhaft nachfühlen ließen. Und in dem Gegensatze gegen den anspruchsvollen Ehrbegriff der „höheren Klassen“ fanden sich der Redakteur des liberalen „Deutschen Reichsblatts“ und das Großstadtpublikum zusammen. So wurde ein technisch schwaches, poetisch armes Stück zu einem Schlager ersten Ranges.

Verdienste hatte es freilich. Die Atmosphäre des „Hinterhauses“ war mit seltener Kunst gezeichnet, die Sprache dort so realistisch, die Typen so echt, wie man es längst ersehnte und nirgends gefunden hatte. In allem übrigen aber kann das Drama heut nur dazu dienen, die großen technischen und inhaltlichen Fortschritte des Dichters anschaulich zu machen.

„Erfolg haben,“ sagt Sudermann in einem seiner letzten Werke, „heißt festgenagelt werden und manchmal sogar an einem Kreuz“ („Es lebe das Leben“). Das gilt in doppelter Hinsicht. Es gilt für das Publikum, das strenger wird und immer wieder verlangt, was es einmal erhielt; und es gilt für den Dichter, den die Versuchung immer wieder lockt, solche Erfolge zu erzielen, selbst auf Kosten seines besseren, dichterischen Selbst ...

„Sodoms Ende“ versuchte, wie die „Ehre“, ein moralisierendes Zeitbild zu geben, und die ernste, strenge Arbeit gegen die Genialitätsspielerei und das stille Glück im Winkel gegen den lärmenden Lebensgenuß auszuspielen. Leider fehlte dem Dichter hier alle Sicherheit. Wie schon in der „Ehre“ das Vorderhaus allzu konventionell geraten war mit dem Parvenu von Vater, dem Gecken von Sohn und der himmlisch edlen Tochter, so gab er auch hier statt Beobachtung ein krasses Bild unmöglicher Zustände, auf dem allerdings wieder einige Nebenfiguren höchst glücklich gelangen. Aber die guten Berliner waren ganz grob in die „Römer der Décadance“ umstilisiert. Vor allem hatten die Hauptfiguren alle einen Bruch. Der Maler, dessen Kraft der Erfolg und der Genuß vernichtet haben sollen, muß schon ein Dekadent gewesen sein, als er das Bild „Sodoms Ende“ malte, das ihm den Erfolg und den Genuß doch erst brachte. Die charakteristische Intrigantin — „mit den Allüren der Leidenschaft, aber kalt, kalt wie ein Hundeschnäuzchen“ — ist ein unklarer Entwurf desselben Typus, den gleichzeitig Ibsen in Hedda Gabler mit so meisterlicher Sicherheit zeichnete. Ein Wort wird einmal ausgesprochen, das das Leitmotiv für kein großes, sondern realistisches Drama hätte geben können. „Es gibt keine Liebe — es gibt kein Schicksal — es gibt keine Pflichten — es gibt bloß Nerven.“ Sudermann wollte diese neurasthenische Gesellschaft als Marionetten zeichnen, die jeder Nervenchoc regiert. Dann aber durfte er nicht gleichzeitig durch ein „Hinterhaus“ mit tugendhaften Philistern die bemitleidenswerten Opfer ihrer Nerven als moralisch angefault darstellen. Er hatte wieder nicht den Mut der Konsequenz. Dafür zeigte seine Technik große Fortschritte; besonders freilich auch in groben Effekten, die an die „himbeerfarbene Abendbeleuchtung“ seines gymnasialen Erstlingsdramas erinnern. Aber selbst der edle Schullehrer, der eine Rede auf den großen Maler memoriert, während dieser nebenan seine Geliebte „furchtbar schnell“ verführt — selbst er konnte das Publikum nicht von einer energischen Ablehnung des krassen Tendenzstückes abhalten. Dazu trug freilich auch die dramatische Schwäche bei. „Mit dem straffen Konflikt der ‚Ehre‘, sagt Bulthaupt, „fehlt hier auch der straffe Fortgang der Handlung. Sie latscht in türkischen Pantoffeln dahin oder flegelt sich auf Polstern und Bärenfällen herum. Der Gegensatz zu Vorder- und Hinterhaus, der hier in etwas andrer Fassung wiederkehrt, scheint nur zur Erzeugung von Effekten da, während er in der ‚Ehre‘ die Handlung selbst erzeugte.“ Rasch ging dies gemalte Sodom in seinem eigenen Aschenregen unter.

Um so größer war der Erfolg der „Heimat“. Wieder verdankte ihn Sudermann vor allem der Tendenz. Gerade begann Nietzsche mit seinen Schriften die Wirkung zu vergrößern und zu vertiefen, die Ibsen mit seinen Dramen begonnen hatte. Es handelt sich wieder um „die Kluft der Empfindungen“; diesmal aber war nicht die Ehre oder die Nervosität, sondern der Begriff der Individualität, der freien Selbstbestimmung der Probierstein für die Empfindungen. Und das war ein Problem, das der Dichter in der eigenen Brust durchlebt hatte. Man hat außerhalb kaum eine Vorstellung davon, wie in Deutschland „das Gesetz und Sitte und noch schlimmer — das „gesunde Gefühl“ („Sodoms

Ende") auf die Entwicklung der Persönlichkeit drücken. Leider trieb Sudermann das zeitgemäße Problem, das **Hauptmann** in seinen „Einsamen Menschen" mit psychologischer Objektivität ergriff, gleich wieder ins Grelle. Die alte Sitte mußte durch einen beschränkten, gelähmten Greis vertreten werden, die moderne Sehnsucht nach freier Entwicklung in einer angeblich großen Künstlerin von brutaler Lautheit der Ausdrucksformen und von aufdringlich edlen Gefühlsregungen. Auch die Nebenfiguren sind mehr als sonst bei Sudermann psychologisch vernachlässigt und zum Teil aus dem alten eisernen Bestand der deutschen Bühne geholt; der rücksichtslose „Streber", der tapfer entsagende Pfarrer. Gesucht ist auch die Form des Konflikts, der sich zwischen dem alten Oberst in der Provinzialstadt und seiner berühmten weitgereisten Tochter so leicht ohne alle Intrigen einstellen konnte.

Es folgten mehrere Dramen von geringer Bedeutung. In Sudermanns Entwicklung war ein Stillstand eingetreten, mehr durch seine Erfolge als durch seinen Mißerfolg bewirkt. „Die Schmetterlingsschlacht" erinnert an die „Ehre", nur daß der Dialog unvergleichlich lebendiger und überhaupt die Rede viel wahrer geworden ist; aber auch hier muß die „Kluft der Empfindungen" am Schluß in einer — übrigens vortrefflichen — Rede der geplagten Mutter die moralischen Kosten bestreiten, auch hier werden Reichtum und Armut in etwas zu wirkungsvollen Kontrast gebracht. Übrigens enthält das Stück in der Nebenfigur des glücklichen Commis voyageur eine der glänzendsten Figuren Sudermanns, die an **Balzacs** „illustre Gardissar" erinnert. — „**Das Glück im Winkel**" biegt eine jener rohen junkerlichen Kraftnaturen, die in seinen Romanen herrschen, plötzlich in einen zärtlich verliebten Seladon um, der von einem wackern Schulmeister — vergleiche „Sodoms Ende"! — spielend überwunden wird. Übrigens geschieht diese Wandlung in einer der packendsten Szenen, die dem Dichter gelungen sind; daneben fällt dann der stumpfe Schluß, ein Ausweichen vor jeder bestimmten Entscheidung zwischen der Kraft des Begehrens und der des Entsagens, um so peinlicher ab.

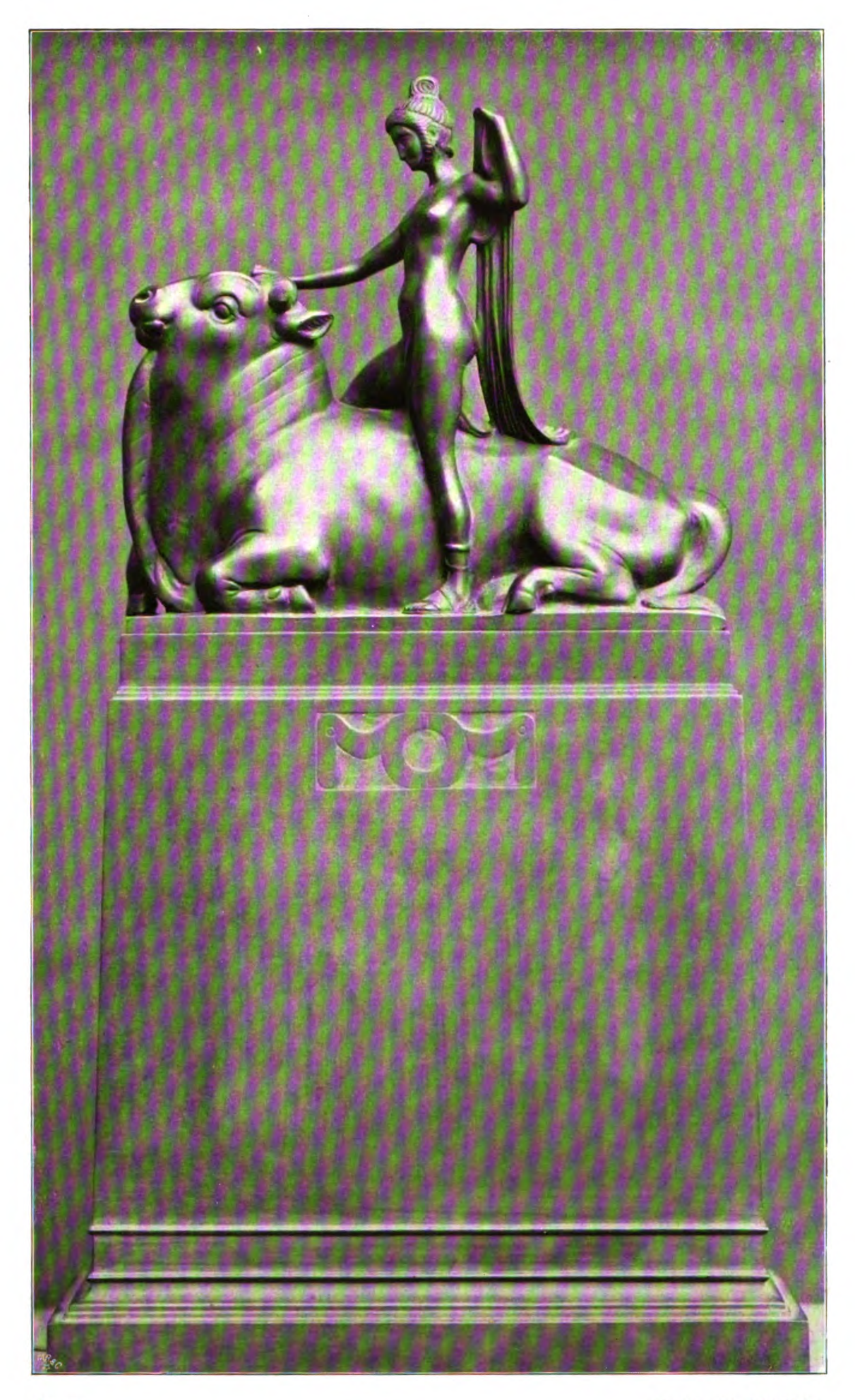
Tiefere Probleme werfen die drei kleinen Einakter auf, die Sudermann unter dem Gesamtnamen „**Morituri**" zusammenfaßt. „Unser ungebändigter Daseinsdrang," heißt es in „Es lebe das Leben", „unser ganzes stolzes Lebensfeuer ist nichts weiter wie Todesbereitschaft." Das Verhältnis zu dem großen Problem des Todes wird diesmal (wie wieder in Sudermanns vorletztem Drama) zum Prüfstein der Empfindungen gemacht — ein ernster großer Gedanke, der in Sudermann die Sehnsucht zeigt, sich selbst zu prüfen, sich selbst und seine Freude an Leben und Wirken! Erst in dem Augenblick, wo wir dem Tod frei ins Auge sehen, empfinden wir den ganzen Reichtum des Lebens, besitzen wir in einen Moment zusammengedrängt alle Möglichkeiten unserer Existenz. So wird die Nähe des Todes zum Prüfstein für das versäumte Liebes- und Lebensglück des ostgotischen Heldenkönigs, des preußischen Offiziers, des französischen Marschalls. — Die drei kleinen Dramen sind von verschiedenem Wert. In dem historischen Drama „**Teja**" stören Stillosigkeiten des allzu modernen Dichters, in dem gereimten Intrigantenlustspielchen „**Das ewig Weibliche**" ist der Ton zu gut getroffen. Aber „**Fritzchen**" ist das geschlossenste Kunstwerk, das Sudermann gelang. Der arme junge Offizier geht daran zugrunde, daß der Vater seine Persönlichkeit nicht respektiert; dieser Konflikt hat aber hier die originelle Wendung, daß der Sohn, eine gutmütige, auf Tradition und Sitte angelegte Natur — heiter und sieggewohnt würde ich Fritzchen nicht mit **Bulthaupt** nennen: der Ernst und die Schüchternheit, Erbteile von der Mutter, scheiden ihn von der Art des Vaters — gerade dadurch vernichtet wird, daß der Vertreter der älteren Generation ihn als Vollnatur behandelt. Der Konflikt ist mit zwingender Kraft durchgeführt und nirgends hat Sudermann so vornehm wie hier grobe Effekte verschmäht zugunsten einer starken einheitlichen Wirkung.

Er war ernster geworden, schon vor den lärmenden Erfolgen. **Nietzsche** und **Ibsen** gewannen auf ihn verstärkten Einfluß. Er arbeitete an sich. Bisher hatte er fertige Charaktere gegeben; jetzt gab er Charaktere, die sich in psychologischer Entwicklung befinden. Und mit Recht hat **Bulthaupt** in seinen nächsten Stücken sogar eine gefährliche Scheu vor erlaubter Theaterwirkung bemerkt, die freilich doch zuweilen von der Freude am Effekt bezwungen wird.

Von zwei Seiten griff Sudermann ein Hauptthema jener beiden großen Lehrer an, das Schicksal des einsamen Idealisten: im „Johannes" und den „Reiherfedern", und gewissermaßen ist der „Sturmgeselle" ein Nachspiel dazu.

„Johannes" wollte in einem historischen Drama den Täufer als gebrochenen Vorläufer Christi zeichnen: den Mann, der eine zu schwere Aufgabe auf sich genommen habe. Johannes besitzt nur die Hälfte der Eigenschaften, die seine Mission fordert: er besitzt die Kraft des Zorns, aber die Kraft der Liebe hat die schlimme Zeit in ihm vernichtet. Und so wird er für seine Gläubigen statt zum Segen zum Fluch: statt sie zu wecken, hat er sie stumpf gemacht. In dieser tief und ernst erfaßten Tragödie wird eine glänzende Zeichnung des Milieus durch Anklänge an Worte Nietzsches eher gehoben als beeinträchtigt; Momente von ergreifendem Eindruck sind alle die, in denen das Nahen Christi sich verkündet. Nur leidet „Johannes", wie so viele „Problemdramen", unter einer Überfüllung mit Problemen und Motiven; und die historische Wahrheit hat die philosophische geschädigt, indem der Vorläufer Christi eigentlich doch nicht an seiner Unkraft zugrunde geht, sondern an der zufälligen Begegnung mit Herodes und seinem sittenlosen Hof — „Sodoms Ende" in alttestamentarischer Beleuchtung.

Wenn „Johannes" den idealistischen Volkserzieher schildert, haben „**Die drei Reiherfedern**" es mit dem idealistischen Selbsterzieher zu tun. Es ist ein dunkles allegorisches Märchenspiel voll musikalischer und malerischer Wirkungen. Die problematische Natur, der Held, und sein Sancho Pansa, der urkräftige Mann aus dem



Europa. Bronze von Fritz Behn.

Volke, sind ein wohlbekanntes Paar, an dem Sudermann nun auch die gefährlichen Grenzwerte seiner Haupttypen illustriert. Der Idealist zu nah am Schwächling (wie Paul in „Frau Sorge"), der Realist zu dicht am „outlaw":

Kinder, was wär't Ihr für prächtige Kerle,
Wär't Ihr nicht so greuliche Lumpen!

Wie in den „Morituri" entdeckt der Held erst in dem Augenblick, da er sein Glück für immer verliert, daß er es besessen hat. Persönliche Erfahrungen haben wohl dies melancholische Motiv bei Sudermann gezeitigt wie bei Goethe im „Tasso":

Es reißt sich los, was wir begierig faßten,
Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht;
Wir kennen's wohl und wissen's nicht zu schätzen.

In Sudermanns Produktion trat nach diesen großen, ernsten Anstrengungen eine Pause ein. Er versuchte noch einmal nach den Aufregungen der Premièren in das ruhigere Fahrwasser der Epik zu gelangen; aber das Theater hatte ihn ganz erfaßt: „Es war" wurde nur eine romanhafte Ausmünzung seiner dramatischen Charaktere, Konflikte, Effekte. Nur die fast homerische Schilderung von Hab und Gut — die Erzähler wie Ludwig Anzengruber, Gottfried Keller, Emile Zola mit Sudermann teilen — verriet noch den starken Zug von „Frau Sorge" und dem „Katzensteg". Alle Schwächen Sudermanns hat man hier (wie in der „Heimat") beisammen, von seinen Vorzügen wenig. Er mußte ausruhen.

Dann kommen wieder ernstere Dramen. Sie teilen den Versuch, philosophische Grübeleien über das Leben dramatisch zu verkörpern. So hat sich die Sache verschoben: im Anfang putzte der Dichter einen dramatischen Konflikt durch moralisierende Betrachtungen auf, jetzt sucht er fast wie Ibsen für seine Gedanken eine Fabel. Er ist älter und nachdenklicher geworden.

Die erste von diesen beiden Tragödien ist die bedeutendere: „Johannisfeuer" ist rein technisch nächst „Fritzchen" Sudermanns größte Leistung. Gleich die Exposition ist gelungen und die Beleuchtungseffekte, die auch hier nicht fehlen, sind ins Symbolische erhoben. Prachtvoll sind fast alle Nebenfiguren, vor allem der Pastor und die litauische Bettlerin. Aber die Hauptfiguren zeigen wieder unvereinbare Seiten. Die Heldin ist halb die Tochter ihrer Mutter, mit gierigen Gelüsten, unwahr, ja meineidig; halb die deutsche Musterjungfrau, tüchtig, aufopfernd, bezaubernd. Nur Liebe umgibt sie; sie aber behauptet, man habe sie immer nur mißbraucht, und der Dichter glaubt es ihr. Ihr Geliebter ist halb der starke, stolz auf sich selbst gestellte Eroberer, und halb die gebrochene, problematische Natur, der jeder starke Wille imponiert. Obendrein muß er sich, wie leider so viele Helden Sudermanns, in eine geradezu einfältig erscheinende Durchschnittsjungfrau verlieben. Auch der Ausgang erscheint erzwungen und mißglückt, und mit Bedauern sieht man ein so vortrefflich einsetzendes Drama so hilflos schließen.

„Es lebe das Leben" begibt sich auf eigentlich politisches Gebiet: der Gegensatz zwischen Lehre und Leben in unseren konservativen Kreisen bildet den Hintergrund. Eine ziemlich verzwickte Intrige zwingt den siegreichen lachenden Eroberer, nachdem ihm Herz und Existenz gebrochen sind, weiter zu leben, während er sterben möchte. Lebenswahre Gestalten, ein geistreicher Dialog voll treffender Bemerkungen, ein aufregend durch die Nähe des Todes erhitztes Festmahl — das ist der starke Dichter von „Fritzchen" und „Johannisfeuer"; eine künstliche Handlung, gesuchte Auseinandersetzungen über Schuld und Sühne, Leben und Tod, Recht und Sitte — das ist der schwache Verfasser von „Sodoms Ende" und „Heimat". Das Problematische seiner Charaktere wird durch die Unsicherheit des Dichters überboten; und kopfschüttelnd sehen wir einen Mann, der oft würdig wäre, mit Gerhart Hauptmann, ja vielleicht mit Ibsen um die Palme zu ringen, dann wieder mit den Künsten der Sardou und der Dumas sich begnügen.

Aber müssen wir befürchten, daß schließlich sein Ausgang so nah an seinen Eingang rückt? So viel ernstes Streben, so viel leidenschaftliche Vertiefung, so viel glücklichen Fortschritt zeigt diese Laufbahn, daß eine noch höhere Stufe wohl denkbar erscheint: eine ausgeführte Tragödie von der Kraft des Einakters „Fritzchen", ein Drama, das solche Hauptgestalten wie der „Katzensteg", solche Nebenfiguren wie „Schmetterlingsschlacht" und „Johannisfeuer", solche Milieuzeichnung wie „Johannes" nebeneinander aufweist. Vielleicht wird ihm noch einmal ein Werk geschenkt, das mit lebenswahrer Zeichnung der Charaktere und zielbewußter Technik einen klaren Grundgedanken vereint, wie ein Drama Ibsens. Wir dürfen noch hoffen. Denn neben einem moralisierenden Journalisten mit seinem falschen Pathos ruht in Sudermann ein wirklicher Dichter, neben dem groben Effekten willig nachgebenden Praktiker ein Idealist von ernstem Wollen. Das alles ist in Hermann Südermann. Und eine Gabe besitzt er noch, die köstlich ist und die vielen seiner Mitbewerber um den Kranz der modernen realistischen Kunst abgeht: echten, kräftigen Humor. Und vielleicht gelingt es diesem Zauberring des Humors, die inneren Gegensätze aufzulösen und aus ihnen eine starke, einheitliche Dichterpersönlichkeit zu schmieden, wie Sudermann es sein möchte und wie wir es ihm — und uns wünschen.

Merkwürdig spät scheint er sich gerade auf diese Begabung besonnen zu haben. Den Humor ließ er wohl gern in Nebenfiguren zu Worte kommen, am liebsten (wie Fontane!) in den geistlichen: hier schuf er ihm in „Johannisfeuer" eine der prächtigsten Gestalten. Er schrieb auch wohl eine Humoreske „Jolanthes Hochzeit" (1892); doch versagte ihm der Mut zu dem übermütig-frivolen Schluß, nach dem diese glatte Nachahmung Maupassants schreit. Aber das Pathos hielt ihn gefangen, und gleichsam nur hinter dem Rücken seiner dramatischen Gestalten ließ er dem Humor sein Recht, in „Johannisfeuer" und der „Schmetterlingsschlacht" am ungezwungensten.

Es sind wohl persönliche Erlebnisse, die endlich den Satiriker freimachten. Jener Kampf um die moderne Theaterkritik, der (1902) von beiden

Seiten nicht eben rühmlich geführt worden war, brachte dem Rufer im Streit vielleicht die alte Erfahrung besonders nahe, wie leicht das Pathos entartet. Wie oft hat Goethe darüber geklagt: „Verflogen ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben“; „Begeisterung ist keine Heringsware, die man einpökeln kann für viele Jahre.“ Und sein großer Zeitgenosse Napoleon formulierte den Satz: „Du sublime au ridicule, il n'y a qu'un pas.“ Besonders aber der modernen Dichtung war diese Tragik der langsamen Verwesung ein Lieblingsthema. J. P. Jacobsens „Niels Lyhne“ und Ibsens Brendel (in „Rosmersholm“) sind unvergängliche Typen, weil ihr Schicksal ewig ist: die Aufzehrung des Idealismus durch das Alltagsleben.

Je eifriger nun der Vorsitzende des „Goethebundes“ in den politischen Kampf eingetaucht war, desto lebhafter mußte dieses „Gesetz der Umwandlung“, wie Ibsen es nennt, ihm näher treten. Und so, denken wir, entstand das interessante und in gewissem Sinne bedeutendste seiner Dramen: „Der Sturmgeselle Sokrates“ (1903). Das lebhafte Mißvergnügen, das Sudermanns erste Komödie bei den politisch ihm nahestehenden Parteien hervorrief, war nicht nur begreiflich, sondern trotz seiner Abwehrschrift „Die Sturmgesellen“ auch gerechtfertigt. Der geringe Erfolg, den sie beim Publikum fand, ist begreiflich. Aber beides ist in den Vorzügen des Stückes kaum weniger als in seinen Mängeln begründet.

Als sein Thema bezeichnet die Flugschrift den „Niedergang zum Banalen“; ihn erleben als typische Vertreter einer überwundenen politischen Richtung die alten Achtundvierziger. Gegen dies Motiv an sich darf auch der Demokrat, der jene Männer verehrt, nichts einwenden, am wenigsten, wenn er sich die politische Satire auf die Konservativen in „Es lebe das Leben“ vergnügt gefallen ließ. Wir sind überhaupt in solchen Dingen noch viel zu empfindlich und zimperlich: jede politische Satire wird als persönliche Verunglimpfung empfunden. Dazu ist eine Berechtigung nur vorhanden, wenn sie wirklich statt des politischen den moralischen Charakter verdächtigt. Das ist nun aber allerdings im „Sturmgesellen“ der Fall. Die vorgeführten Figuren erscheinen ausnahmslos als verächtliche Narren; Sudermanns Verteidigung des Zahnarztes und des Rabbis hilft nichts. Daß der erstere die gemeine Beschimpfung durch den Landrat ruhig einsteckt, daß der Rabbiner heimlich Schinken ißt und so seine Gemeinde betrügt, die von ihm orthodoxen Lebenswandel erwartet — das ist in dem eigentlichen Thema in keiner Weise begründet, ja, es widerspricht ihm. Wenn unter den Repräsentanten der überwundenen Weltanschauung auch die besten sich als Feiglinge und Betrüger entpuppen, so enthält ihre Tendenz nicht soviel Größe, daß der Verfall eine dramatische Bedeutung haben könnte.

Die kann er an sich in zwiefachem Sinn haben. Es ist ein Gegenstück zu dem Motiv des „Johannes“: wie dort die Tragödie des „Vorläufers“, soll hier die Tragikomödie des Übriggebliebenen vorgeführt werden. Tragisch ist es, daß soviel ernster Idealismus, soviel tapferer Opfermut, soviel entschiedene Begabung umsonst sich ausgelebt haben, wer würde das Schicksal eines Seronius, eines Johann Jakoby nicht tragisch finden, wenn die Erfüllung ihrer Lebensträume sie nur noch verbittert über ein verfehltes Leben antrifft? Komisch aber ist es, daß diese Männer die Welt nur durch ihre verstaubten Brillen betrachten und den Don Quixote an überflüssigem Rittertum überbieten. Und tragikomisch ist eben dies, daß die Sieger nicht besser sind als die Besiegten. Statt Vorder- und Hinterhaus stehen hier Vorder- und Hinterstube: hier die Honoratioren, der Landrat, ein abgetakelter Streber von grimmiger Gutmütigkeit, und seine Genossen, dort in der Hinterstube die philiströsen Catilinarier. Wenn es nun dem Publikum mißfiel, daß in beiden Stuben mehr Schatten sich findet als Licht, so hatten die Zuhörer unrecht: die dramatische Objektivität Sudermanns verdient nur Lob. Aber wenn ihnen das Durcheinanderschwimmen billiger Possenmotive und ernster Charaktertragik unbehaglich war, hatten sie recht, denn Stillosigkeit ist auch der Tragikomödie nicht gestattet. Die bedenklichen Wege, die den Sturmgesellen Bruno mit der blonden Ida verbinden, oder die Schankmädchenerinnerungen der guten Frau Hartmeyer beweisen wieder einmal, daß Sudermann keine Widerstandskraft kleinen Effekten gegenüber besitzt.

Und ebensowenig hat er seine herrschende Schwäche überwunden: die unsichere Charakterzeichnung. Alle Figuren sind wahr nur im Moment — die Momente fallen auseinander. Und wiederholt kommt ganz etwas anderes, als er wollte. Der „Alte vom Berge“ soll ein „brutal-schlauer Kompromißler“ („Sturmgeselle“ S. 15) sein; er wirkt aber als ein anderer Graf Trast, als der über die Vorurteile hinweggereifte Weise. Fritz, der Musterknabe, kann uns mit dem späten Bekenntnis, er habe den gräflichen Leibhund nur aus Mitleid geheilt, nicht überzeugen. Und sein in schönster Kontrastbeleuchtung gezeichneter Bruder Reinhold wird, wenn er alle Lächerlichkeiten des Renommierburschen an sich hat, wohl auch wenigstens dessen Courage besitzen!

So ist wieder, wie im „Johannes“, ein großes Thema verdorben, und die großen wirksamen Reden über Judenfrage und Sedan helfen so wenig darüber weg wie Fritzchens gesperrt gedruckte Erklärung an die Revolutionäre: „Es wird nichts verloren gehen — an Eurer Arbeit“ (S. 168). Aber wie bei jener Tragödie ist bei der Komödie die Wahl des Motivs selbst ein Verdienst. Sudermann hatte den Mut, ein großes politisches Thema anzuschlagen: an diesen im Hinterstübchen eingestaubten „Sturmgesellen“ sollte der mattgewordene Liberalismus des deutschen Bürgertums sich spiegeln. Er fühlte in sich die Kraft, eine große psychologische Erfahrung dramatisch auszumünzen: die von der Gefährdung nach des stärksten Idealismus durch die alltägliche Enttäuschung. Er traute es sich zu, seinen Humor auch in tragischen Situationen walten zu lassen. Er fürchtete weder den Berliner „Bezirksvereinsliberalismus“ noch den Vorwurf des Renegatentums, der ihm in der Tat unberechtigterweise gemacht wurde: nur seine dramatische

Nachgiebigkeit, nicht Charakterschwäche hat die Sturmgesellen alle zu Narren werden lassen, während selbst unter den konservativen Strebern der letzten Tragödie unser Demokrat mehr als einen Gerechten hatte leben lassen. Und so hat er ein merkwürdiges Stück geschaffen, witzig, voller Leben im Dialog, mit prächtigen Nebenfiguren (der Landrat, die blonde Ida) und doch als Ganzes arm, unwahr, in den Hauptgestalten verfehlt.

Aber so oft wir die Ausführung seiner Dramen zu tadeln haben, so oft dürfen wir uns seines energischen Wollens freuen. Wiederum setzt er unerschrocken ein, fest gewillt, sich selbst zu verjüngen. In einem entscheidenden Moment seiner Laufbahn hatte sein größerer Nebenbuhler Gerhart **Hauptmann** seine Kunst dadurch aufgehöht, daß er, der bis dahin nur gleichbleibende Charaktere geschildert hatte, seit „Fuhrmann Henschel" die psychologische Entwickelung zu zeichnen begann. Diese Aufgabe scheint auch Sudermann bei seinen jüngsten Dramen vorzuschweben; das ist es, was sich zur Verteidigung von „Stein unter Steinen" und dem „Blumenboot" sagen läßt, die sonst leider zu seinen mißlungensten Leistungen zählen.

Zwar „**Stein unter Steinen**" verdiente wohl nicht ganz die Härte, mit der (wie in der „Schmetterlingsschlacht") in Berlin Publikum und Kritik die „Hauskomödie" ablehnten, aber sie enthält immerhin genug, um Widerspruch zu erwecken. Sudermanns fast krankhafte Unfähigkeit, eine Gestalt fest ins Auge zu fassen, zeigt sich hier greller als je. Vor allem der brave Steinmetzmeister Zarncke fällt völlig auseinander: ein Schwächling und Tor, der seine Werkstatt durch einen zornwütigen Säufer jahrzehntelang bewachen läßt und die Diamantsägen einem Einbrecher anvertraut, der sich nach dem Zuchthaus zurücksehnt, soll zugleich in klugen Gesprächen und tiefen Gefühlen die Weisheit des edlen Herzens verkörpern! Und böse ist es auch, wie hier wieder seine Effekthascherei schreit: man vergleiche nur in **Otto Ludwigs** Meisterroman „Zwischen Himmel und Erde" die ähnliche Intrige, durch die der arbeitende Schieferdecker getötet werden soll, mit dem plumpen Einfall des über Tag und Nacht unsicher hängenden Steins! Überhaupt zeigt auch in der Technik Sudermann hier eine merkwürdige Unsicherheit; was er klug vorbereitet, zeigt er von vornherein zu deutlich (so den Stein, mit dem der Totschläger den Maulhelden zu erschlagen droht), und anderes vergißt er ganz vorzubereiten.

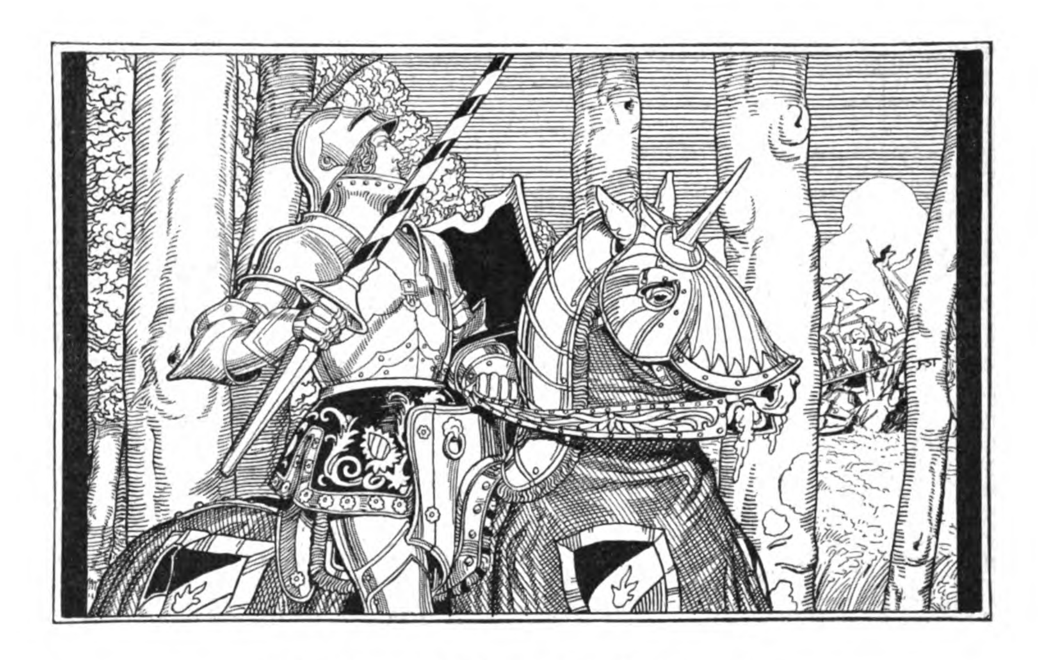
Aber auch sein Talent zeigt sich hier in heller Beleuchtung. Die tragikomischen Gestalten sind am besten gelungen: jener Struve, dem es nur in der feinen Ordnung des Zuchthauses wohl ist, die alle Mannsleute anliebelnde Wirtschafterin (in der etwas Fontanesche Kunst steckt), der Nachtwächter in seiner ersten Gestalt, die nur eben freilich wieder mit der zweiten gar nicht zusammenhängt.

Kann man schon hier kaum zweifeln, daß Sudermann sich von einem Zeitdramatiker ernsteren Stils zu einem Lustspieldichter entwickelt, so macht das „**Blumenboot**" dies völlig klar. Über die ernsten Partien dieses tragisch endenden Schauspiels möchte man kaum sprechen; denn sie machen dem Verfasser von „Fritzchen" und „Johannes" doch gar zu wenig Ehre. Typen von ältester Mache in gewaltsamster Weise aneinandergestoßen — der Baron und sein Schwiegersohn boxen sich in der höchst unmotivierten Szene des „Familienrats" wirklich wie Kasperle und der Nachtwächter im Polichinelltheater — unwahre Konflikte, unmögliche Charaktere, wie diese Thea, die sich plötzlich aus der kältesten Seelenlosigkeit zu einer heißen Sehnsucht nach dem Ernst des Lebens aufschwingt. Das Schlimmste freilich ist die furchtbare Roheit, mit der der junge Gatte seine kaum gewonnene Frau in die wüsteste Gesellschaft führt — weil sie den albernen Einfall hatte, sich das auszubedingen, und er die Torheit, es ihr zu versprechen! Zu dieser Gesellschaft, in der ein frommer Ehrenmann von Offizier auf den ersten Wink wieder in dem Hause verkehrt, wo er einen Korb erhalten hat, und wo ein kluger Ehrenmann von Fabrikant nach zehn Jahren ein unwürdiges Geheimnis lüftet — zu ihr führen keine Brücken aus der Wirklichkeit; bemalte Pappe ist alles und mit den schreiendsten Farben bemalte brüchige Pappe.

Aber das Zwischenspiel selbst, in das der merkwürdige Fred seine Gattin führt und in dem Sudermann noch einmal seine alterprobte Leidenschaft befriedigt, Vorder- und Hinterhaus zu kontrastieren, das ist allerdings ein kleines Meisterstück realistischer — freilich recht sehr realistischer! — Lebenswahrheit und packender Charakteristik. Verdürbe nicht jener unerträgliche Räsonneur Bollmann mit seiner Weisheit wieder den einheitlichen Eindruck — soviel kann man in seinem Zustand überhaupt nicht reden! — so wäre hier eine kleine ausgezeichnete Komödie, der durch das Erscheinen des vornehmen Paars (das nur eben nicht frisch von der Hochzeit kommen dürfte!) auch ein wirksamer Ernst beigemischt wäre.

Wieder fragen wir: Wird Sudermann die Kraft haben, seinem Talent zu folgen? Wird er stark genug sein, den Effekten auszuweichen, die ihm die besten Szenen in den „Sturmgesellen" und die — verzeihlichen im „Blumenboot" verderben? Wird er das oberflächliche Operieren mit Symbolen wie dem Gemälde von „Sodoms Ende" oder dem Blumenboot und die breiten Selbstkommentare des Grafen Trast und des Schriftstellers Bollmann je entbehren lernen, weil die Handlung klar und eindringlich genug sich entwickelt, um solcher Krücken entbehren zu können? Wird er dem Ruhm eines guten Lustspieldichters den Reiz der „Aktualitäten" und Tendenzen zu opfern wagen? Vor allem: wird er von **Ibsen** jemals die Kunst lernen, Gestalten nicht eher auf die Bühne zu stellen, ehe er sie deutlich sieht und in jeder Geste kennt?

Es hängt von der Beantwortung dieser Fragen ab, ob wir wieder, wie so oft, ein bedeutendes Talent in halbem Dilettantismus und flacher Wirkung auf den Tag erlöschen sehen, oder ob der Dichter von „Frau Sorge" und „Fritzchen" sich selbst zu dem tapferen Ernst seiner beiden stärksten Gestalten erziehen wird.



Die Sporenschlacht bei Guinegate.

Ballade von Börries, Freiherrn von Münchhausen.

Mit Zeichnungen von Franz Stassen-Berlin.

Aller Dinge mächtigstes: Krieg!
Aller Güter herrlichstes: Sieg!

Dreißig Jahre mit pfeifendem Degen
Fröhlich verwegen
Dreißig Jahre in Kriegen gelegen,
Wer weiß ein Leben, das besser gelohnt!
Dreißig Jahre voll Sang der Soldaten,
Voll tapferer Taten,
Dreißig Jahre siegesvermessen
Fest im burgundischen Sattel gesessen,
Wie ein König im Hochsitz thront, —

Bayard, du Held, und doch war dir eine,
Eine der Schlachten so lieb wie keine,
Keine vorher!

Da über Gingats sonnige Felder
Jauchzte der Jubel der Sporenschlacht,
Und das Echo der Buchenwälder
Wiehern der Pferde wiedergebracht,
Als wie im Meer
Rings in dem Wogen der Weizenwellen
Wühlten die Pferde, die windesschnellen,
Flappten die Fähnlein der Reitgesellen,
Und das helle Trompetengellen
Schmetterte über die Hügel her!
O du Tag der Ritter und Reiterpracht,
Du Tag von Gingat, Tag der Sporenschlacht!

Ein weißer Gerfalk ist Bayard,
Wenn er im Horst der Beute harrt.

Stahlblanke Augen schießen übers Feld:
Wer ist der Stärkste, daß er mir gefällt?
Stahlscharfe Fänge klammern um den Ast,
Als ob ihr Haken schon die Beute faßt,
Zitternd vor Ungeduld die Schwingen beide,
Den edlen Kopf im Spähen vorgestreckt, —

So hält Bayard im Buchenwald versteckt,
Kürzt seine Zügel, lockert Schwert und Scheide,
Hebt sich in Bügeln hoch und sieht voll Neide,
Wie schon die Reiterscharen losgelassen
Mit Reiterscharen kämpfend sich umfassen. —
Und immer noch die schöne Lippe schwieg.

Aller Dinge mächtigstes: Krieg!

„Da! Dort! Wer ist der Ritter? Wo kam er her?
Es schimmert ein weißes Rosenblatt auf der Wehr,
Einen weißen Hengst er tummelt, der Schnee verschäumt,
Weiß wogt im gelben Felde ein Mantel, wenn er sich bäumt!"

Da stieß der Islandfalke vom Horst, aus dem er gestarrt,

Da flog aus Waldesdunkel im Sturm Bayard, –
So fliegt ein Schwert aus der Scheide, das lange geharrt.

Der Edele findet den Edlen als Freund
In Weiten der Welt,
Der Edele findet den edelen Feind
Im Schlachtenfeld,
Zusammen stießen die beiden, wie Hammer zu Amboß fährt,
Und Funken stoben prasselnd aus Helm und Schwert.

„Was soll das weiße Rosenblatt im Schild?
Sag deinen Namen, ob er hierlands gilt!" –

„„Ich kam aus England herüber,
Mir schien die Sonne dort trüber,
Trüber an jedem Tag,
Seitdem auf Bosworths Gefilden
Auf blutigen Schilden
Die Ritterschaft der weißen Rose lag.
Ich bin der letzte Ritter, den England hat,
Ich bin der weißen Rose letztes verwehtes Blatt,
Ich suche den Tod und das letzte Paternoster, –
Ich bin Lord Gloucester!""

Da rangen die beiden letzten Edeln der Welt.
Nieder fielen die Schilde zerspellt,
Nieder krachte im Panzer Pferd und Pferd,
Im Fußkampf umsang die Helden Schwert und Schwert,
Bis daß des einen Schwertes Schlachtlied schwieg ...

Aller Güter herrlichstes: Sieg!

Lord Gloucester reichte dem Gegner das Schwertkreuz zu:
„Nun bin ich todwund geschlagen und Sieger bist du!"
Doch Bayard gab dem Sterbenden hin s e i n Schwert:
„Ihr gabt mir das eure und seid des meinen wert!
Ich schlug euch die Todeswunde, doch wer blieb Sieger im Streit? –
So bin ich euer Gefangner, wie ihr der meinige seid!"

Den Helmsturz hob Lord Gloucester, ihm kam die letzte Ruh,
Peter Bayard schloß ihm leise die Augen zu.

Ein frisches Pferd unterm Sattel, zurück zum Kampf.
In die Weizenfelder pflügte der Stute Gestampf
Tiefe klaffende Furchen mit Schweiß und Blut gedüngt,
Tiefe Furchen des Krieges, draus keine Saat entspringt.

Da fand Bayard die Seinen nicht mehr,
Geschlagen war das französische Heer,
Die Felder leer,
Darüber die Sonne glühte,
Im Winde wehte hin und her
Der Rauch der Weizenblüte.

Und Bayard ritt von dann und sang:

„Und sind wir heut geschlagen,
Wir schlagen morgen wieder wohl,
Was solln wir da verzagen,
Was sollen Klagelieder wohl!

Den Sieg gönn ich dem Feinde,
Denn Ritter gegen Ritter stand, –
Wir sind uns jetzt nicht Freunde
Und wissen uns doch gut verwandt!

Und der mir stand entgegen
Wohl wahrlich wars ein edler Held!
Ich freu mich allerwegen,
Daß ich ihn überwand im Feld!

Der Dinge größtes: Kriegen,
Wenn auch der Feind in Ehren war,
Der Güter höchstes: Siegen,
Wenn Siegen kein Begehren war!"





Der Klosterhof von St. Makarios. (In der Mitte die Kirche Esch-Schijâch.)

Das Kloster des heiligen Makarios.

Von Prof. Dr. Georg Steindorff in Leipzig.

Etwa vierzig Kilometer von dem Schienenwege entfernt, der am Westrande des ägyptischen Fruchtlandes das linke Ufer des Nilarmes von Rosette begleitet, dehnt sich in der Libyschen Wüste eine Niederung aus. Wâdi Natrûn — das Natrontal — wird sie von den Arabern genannt, und ähnlich wurde sie auch schon im Altertum von Ägyptern, Griechen und Römern bezeichnet. Diesen Namen führt die Landschaft von dem Salz und Natron, das dort vielfach aus dem Boden emporblüht, das aber namentlich aus mehreren Wüstenseen, die sich in langer Kette am Ostrande des Tals aneinanderreihen, bis auf den heutigen Tag in großen Mengen gewonnen wird. Nur selten verirrt sich in diese weltabgeschiedene Einsamkeit der Fuß eines der zahlreichen Wanderer, die alljährlich, um Orient, Pyramiden und Tempel zu sehen, in das Land der Pharaonen pilgern. Und doch besitzt auch diese Landschaft genug natürliche Reize, ist auch sie an historischen Erinnerungen überreich. Nicht viel über zweihundert Menschen wohnen heute im Wâdi Natrûn, die meist mit der Gewinnung der Salze beschäftigt sind. Wie anders war dies im IV. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Damals war das Natrontal durch Tausende von Mönchen und Einsiedlern belebt, die, des weltlichen Treibens müde, sich in diese Einöde zurückgezogen hatten, um unter Gebeten und Entbehrungen aller Art, den Versuchungen der sündigen Welt entzogen, ein gottgefälliges Leben zu führen. In Felsenhöhlen und Schilfhütten hausten allenthalben die Asketen, später erstanden auch größere Klöster, in denen sich die Frommen zu gemeinsamer Arbeit zusammenfanden und der strengen Regel des Oberen sich fügten. Einen großen Einfluß haben zeitweilig diese Einsiedler des Natrontales auf die Lehrentwicklung des älteren Christentums ausgeübt, und wer die Geschichte der Kirche verfolgt, wird, namentlich in den Streitigkeiten um die Lehre des Origenes, allenthalben ihren geistigen Spuren begegnen. Aber auch in ihrer Heimat, im Natrontale selbst, ist ihr

Andenken nicht ganz erloschen. Wenn auch von den hundert Klöstern, die einst nach dem Berichte des arabischen Geschichtsschreibers Makrizi hier bestanden haben sollen, die Mehrzahl in Trümmer gesunken ist, sind doch noch vier erhalten geblieben und spielen noch heute, wenn auch nur in dem kleinen Kreise der ägyptisch-christlichen Welt, eine nicht unbedeutende Rolle. Vor allem steht noch das berühmteste der Natronklöster, das schon vor alters den Ruf der anderen heiligen Stätten überstrahlt hat, das Kloster des Abba Makarios, das von Makarios dem Großen, einem der bedeutendsten Vertreter asketischen Lebens, der als einer der ersten in diese Wüstenei geflüchtet war, seinen Namen herleitet, ja vielleicht sogar von ihm gegründet worden ist. Es liegt am Südende des Tals, in dem Teile, der die Sketische Wüste genannt wurde und später auch die „Wüste des Makarios“ hieß. Im Winter 1899—1900, als ich zusammen mit dem Oberleutnant Freiherrn v. Grünau eine Wanderung durch die Libysche Wüste zu einem anderen Wallfahrtsorte, dem Orakel des Jupiter Amon in der Oase von Siwe, unternahm, habe ich auch dem ehrwürdigen Makarioskloster einen Sonntagsbesuch abgestattet und eine kurze Rast bei den Nachfolgern der alten Eremiten gemacht. Was ich damals von den Bauten des Klosters und von dem Einsiedlerleben in seinen Mauern gesehen, auch manches, was ich sonst von der Geschichte dieser heiligen Stätte erfahren habe, davon möchte ich hier einiges berichten.

Das Kloster des Makarios läßt sich von einer der Stationen der Nebenbahn, die von Kairo nach Teh-el-Barûd und weiter auf der Hauptlinie nach Alexandria führt, ohne besondere Anstrengung in einem Tage erreichen. Wir hatten aber aus verschiedenen Gründen einen weiteren Weg gewählt. An einem Donnerstag Mittag — es war am 30. November — brachen wir mit unserer Kamelkarawane von den großen Pyramiden, die sich Kairo gegenüber bei dem Dorfe Gise erheben, auf. Wir marschierten zunächst in nördlicher Richtung; zu unserer Rechten hatten wir die noch teilweise vom Nil überschwemmten Felder des ägyptischen Fruchtlandes, aus denen schon hier und dort einige Inseln wieder hervorsahen, in der Ferne blickten vom Mokattamgebirge die Zitadelle und die schlanken Minaretts der Mehemed-Ali-Moschee zu uns herüber; links lagen die steilen, zerklüfteten Felsen des libyschen Hochplateaus, die ziemlich schroff zum Niltal abfallen. Nach etwa zweieinhalbstündigem Marsche erreichten wir das kleine Dorf Kerdâse und weiterhin den Flecken Abu Roâsch, der durch die Gräber aus der Pharaonenzeit und durch seine heute fast vom Erdboden verschwundenen Pyramiden eine gewisse archäologische Berühmtheit erlangt hat. Hier änderten wir unsere Marschrichtung und bogen nach Westen ab, um bald hinter den letzten Hütten des Ortes Halt zu machen und unser Zeltlager aufzuschlagen. Am nächsten Morgen wurde bald nach sechs Uhr geweckt, damit wir möglichst noch vor Sonnenaufgang den Marsch fortsetzen könnten. Die ganze Landschaft war in einen dichten Nebel gehüllt, der nicht nur die Wüstenberge zu unserer Rechten und Linken, sondern auch das Niltal mit seinen Feldern und Dörfern, auf die man sonst von hier aus eine prächtige Aussicht genießt, unseren Blicken entzog. Langsam ging es jetzt bergauf, und nach wenigen Stunden hatten wir, zwischen Felswänden emporsteigend, die Höhe des Wüstenplateaus erreicht. In nordwestlicher Richtung zogen wir weiter durch eine Ebene, die bald aus gelbem Sand, bald aus Kieseln bestand. Nur vereinzelte Pflanzen fristeten hier ihr kärgliches Dasein und boten den Kamelen eine willkommene Nahrung, die denn auch von unseren Leuten im Wettlauf herbeigeholt wurden. Unser zweites Nachtlager wurde auf dem Wüstenboden aufgeschlagen. Auch am nächsten Morgen hatten wir wieder einen starken Nebel und kräftigen Taufall, ein Zeichen, daß wir uns noch immer im Wetterbereich des Niltals befanden. Denn im Innern der Wüste erfährt man von solchen feuchten Niederschlägen nichts. Unser Marsch führte uns nun in eine Gegend, die auf den Karten als das „Wâdi Faregh“, das „Faregh-Tal“ bezeichnet wird und sich westwärts mehrere Tagereisen weit in die Libysche Wüste erstreckt. Es ist dies freilich kein Tal in unserem gewöhnlichen Sinne, kein tiefer Gebirgseinschnitt, der auf zwei Seiten von hohen Bergzügen begleitet wird. Nur ganz unmerklich scheint sich hier der Wüstenboden einzusenken und von

Randhöhen ist, soweit der Blick reicht, nirgends eine Spur zu entdecken. Wäre hier die Karte nicht unser Lehrmeister gewesen, und hätte uns nicht der Karawanenführer den Namen des Wâdi Faregh genannt, wir wären uns nie bewußt geworden, daß wir durch eine andersartige Landschaft als am vorigen Tage marschierten. Auch der Wüstenboden hatte seine Form nicht geändert, Kiesel und Sand überall, denen nur ein paar grüne Pflänzchen Abwechslung gaben. Es war in der Mittagsstunde, als am fernen Horizonte, einem dünnen Streichholz gleich, ein qualmender Fabrikschornstein sichtbar wurde und uns die Nähe des Wâdi Natrûn verkündete, das sich in nordwestlicher Richtung vom Wâdi Faregh abzweigt. Er bildete von nun an gleichsam die Wegmarke, der wir mit unseren Kamelen zusteuerten. Aber es dauerte noch mehr als zwei Stunden, bevor die hohen Mauern von Sankt Makarios vor uns auftauchten. Unweit des Klosters erhob sich an unserem Wege frei in der Ebene ein etwa 30 Meter hoher Hügel, und ihn erklomm ich, um von oben einen wundervollen Blick rückwärts in die Wüste, die wir durchzogen hatten, und vorwärts hinein in das Natrontal zu genießen. Vor mir lagen die hohen Klostermauern und links von ihnen die Trümmer verfallener Kirchen, in weiterer Entfernung blitzte der helle Wasserspiegel des südlichen Natronsees, des Mellâhet Umm-Rische, auf. Der Schornstein gehörte zu einer Fabrik, die an dem Seeufer errichtet ist und in der das Natron gewonnen wird. Im ganzen zählt man in dem Tale zehn größere Wüstenseen, die alle durch unterirdische Zuflüsse mit dem Nil in Verbindung stehen sollen. Ihr Wasserspiegel ändert sich je nach der Jahreszeit. Von Ende Dezember bis Anfang März steigt das Wasser, um dann später im Sommer sich allmählich zu verlieren; einzelne Seen trocknen sogar ganz aus. Dabei bleibt eine Kruste zurück, die teils aus Salz, teils aus Natronkristallen besteht und den wertvollen Ertrag der Seen bildet. Die feinste und geschätzteste Natronsorte wird freilich nicht in den Seebecken, sondern vielmehr auf dem nicht vom Wasser bedeckten Boden in der Umgegend gewonnen. Das Natron, das jetzt zum großen Teil in Ägypten selbst zur Bleicherei und Glasfabrikation verwendet wird, bildet eine der großen Einnahmequellen des ägyptischen Staates.

Als wir um vier Uhr nachmittags vor den Mauern des Klosters anlangten und uns daran machten, unser Zeltlager aufzuschlagen, erschien der Prior in Begleitung mehrerer Mönche, um uns den Willkommengruß zu bieten, in Wahrheit wohl eher, um die Neugierde zu befriedigen und zu sehen, wer eigentlich die fremden Ankömmlinge wären. Einen besonders günstigen Eindruck machte die heilige Gesellschaft nicht: es waren schmutzige, stumpfsinnig ausschauende Leute, die wohl auch weniger der eigene Drang des Herzens und der Wunsch, ein gottgefälliges Leben zu führen, als vielmehr der Machtspruch ihres geistlichen Oberhauptes, des koptischen Patriarchen zu Kairo, in diese weltentrückte Einöde geführt hatte.

Es war schon zu spät, um dem Kloster und seinen Bauten einen eingehenden Besuch abzustatten; anderseits lockte es uns aber doch auch, einen Blick in das Innere der berühmten Stätte zu werfen. So machten wir denn noch in der Dämmerung dem Abt einen kurzen Gegenbesuch und ließen uns von ihm die Hauptsehenswürdigkeiten flüchtig zeigen. Er geleitete uns auch in sein Empfangszimmer, einen großen, schmucklosen Raum, und bewirtete uns mit arabischem Kaffee. Das Gespräch kam über ein oberflächliches Ausfragen nicht hinaus, woher wir kämen, wohin wir wollten, und die einzige Freude, die unserem Wirte die Unterhaltung bereitete, schien darin zu bestehen, daß er feststellte, daß ich ebenso wie er, Girgis, d. h. Georgios heiße.

Das Kloster bildet ein großes Rechteck, das von einer etwa 30 Fuß hohen, schmucklosen, weißgetünchten Umfassungsmauer eingeschlossen wird. Über das Ganze ragt ein viereckiger, festungsartiger Turm, der in älteren Zeiten, wo die Mönche viel unter den Einfällen der räuberischen Beduinen zu leiden hatten, als Bollwerk und letzte Zufluchtsstätte benutzt worden ist. Die schmale, eisenbeschlagene Eingangspforte liegt an der östlichen Längsseite in einer spitzbogenförmigen Nische, die mit dem koptischen Kreuz geschmückt ist; vor ihr ruht ein großer Mühlstein, von dem ältere Reisende erzählen, daß er oft in Zeiten großer Gefahr benutzt worden sei, die Tür zu ver-



Birken im Moor. Gemälde von Rudolf Riemerschmid.

rammeln. Der Prior wußte davon nichts mehr, sondern meinte, daß er wirklich nur seinem eigentlichen Zwecke als Mühlstein diene.

Vor dem Kloster erhebt sich eine Menge niedriger Hügelchen, die mit weißen Salzausschwitzungen bedeckt sind und nicht wenige Pflanzen tragen. In einer Entfernung von etwa einer Viertelstunde liegt in einer kleinen Niederung ein Brunnen, der ein gutes, trinkbares Wasser enthält. Hier wurden unsere Kamele, die zwei Tage lang gedürstet hatten, reichlich getränkt, und auch für unseren eigenen Mund- und Küchenbedarf wurde neuer Vorrat geschöpft.

Die Gründung des Klosters wird dem Heiligen zugeschrieben, dessen Namen es noch heute trägt, Makarios, der zum Unterschiede von zwei anderen angesehenen Kirchenvätern desselben Namens den Ehrentitel „der Große“ oder „der Ägypter“ führt. Über das Leben dieses wunderbaren Mannes sind wir durch eine in koptischer Sprache erhaltene Biographie unterrichtet, wenn wir auch aus ihr mehr von seinen beständigen Kämpfen mit bösen Geistern, von Krankenheilungen und Dämonenvertreibungen, als von seiner geistigen Entwicklung und seinen religiösen Zielen erfahren.

* * *

Makarios war um das Jahr 300 in Oberägypten geboren, während die Legende seine Heimat nach einem kleinen Orte Unterägyptens am Westrande des Delta verlegt. Schon als Kind zeichnete er sich durch Gottesfurcht und Frömmigkeit aus und wurde zum Vorleser in der Kirche, später zum Diakonus ernannt. Oft schloß er sich den Kamelkarawanen an, die von seinem Orte aus zum „Natronberge“ marschierten, um das kostbare Natron zu holen, und erhielt daher von seinen Landsleuten den Spitznamen „der Kameltreiber“. Als er eines Tages wieder dorthin gekommen und in der Nähe des Salzsees am Fuße eines Berges eingeschlafen war, erblickte er im Traume einen von Lichtglanz umstrahlten Engel des Herrn, der ihn auf die Höhe des Felsens geleitete, ihm das zu seinen Füßen liegende Tal zeigte und folgendermaßen redete: „Also spricht Gott: Ich will Dir dieses Land geben und Du sollst in ihm wohnen und Du sollst aufblühen, Deine Früchte sollen zahlreich werden und Dein Same sich mehren. Du sollst geistige Söhne erzeugen, Fürsten sollen an Deinen Brüsten genährt und als Führer über Völker gesetzt werden; Deine Wurzel soll fest auf dem Felsen gepflanzt werden, und die Zweige des Volks, das Du aus Deinen Lehren erzeugen wirst, will ich segnen, so daß sie Gott den Herrn für Dein gutes Gedächtnis bis ans Ende der ganzen Erde rühmen werden. Doch nun erhebe Dich vom Schlummer, ziehe Deines Wegs in Frieden und achte wohl auf das, was Du hören und sehen wirst.“

Nach einigen Tagen kehrte Makarios in sein Dorf zurück, ohne irgendeinem Menschen ein Wort von der Erscheinung, die er gesehen hatte, zu erzählen. Als bald darauf seine Eltern das Zeitliche segneten, verschenkte er sein Vermögen an die Armen und Kranken und verließ seine Heimat. Bei einer andern Stadt, deren Namen uns nicht genannt wird, ließ er sich als Klausner nieder; denn „damals wohnten die Mönche noch in der Nähe der Städte, und außer dem heiligen Antonius hatte sich noch kein Frommer in die Wüste zurückgezogen“. Auch an dem neuen Wohnorte verbreitete sich bald der Ruf von Makarios' Frömmigkeit, und so wurde er trotz seines Widerstrebens von den Leuten der Stadt mit Erlaubnis des Bischofs zum Presbyter gemacht. Nachdem er hier eine Weile gelebt und eine Menge Heimsuchungen glücklich bestanden hatte, erschien ihm eines Tages wieder jener Engel und mahnte ihn an die göttliche Verheißung. Jetzt erst entschloß sich Makarios, dem göttlichen Gebote zu folgen und in die Wüste zu wandern. Lange irrte er im Natrontale umher, bis er schließlich in der Nähe eines Brunnens eine geeignete Wohnstätte fand. Im Felsen wurden zwei Höhlen angelegt; in der einen wollte er selbst wohnen; die andere wurde als Kapelle eingerichtet. Mit seiner Hände Arbeit gewann er das zum Leben Nötige; er verfertigte Binsenkörbe, die er den Wächtern beim Natronsee zum Verkauf übergab. In frommen Übungen, beständig mit feindlichen Dämonen und teuflischen Geistern ringend, verbrachte Makarios hier lange Jahre. Nur zweimal verließ er seine Wüstenei, um den heiligen Antonius aufzusuchen, und sich von ihm Trost und Belehrung spenden zu lassen. Allmählich sammelten sich um ihn zahlreiche Eremiten, welche gleich ihm ihr Leben in Askese verbringen wollten. Aus aller

Herren Ländern kamen sie zusammen: „aus dem Römerlande und aus Spanien, aus Libyen und der Pentapolis, aus Kappadokien und Byzanz, aus Italien und Makedonien, aus Asien und Syrien, aus Palästina und Galatien", kurz, „seine Augen sahen das, was ihm vordem verkündet worden war". Jeder Eremit mußte sich eine Felsenhöhle anlegen und mit Palmblättern, Zweigen und Binsen belegen; auch eine kleine Kirche wurde errichtet. Später schlug Makarios seine Wohnstätte weiter südlich auf und erbaute hier eine neue Kirche.

An diesem Platze — es ist gewiß derselbe, auf dem sich heute das Makarioskloster erhebt — blieb er bis zu seinem Lebensende. „Und nach seinem Tode nannte man jene Stätte Abba-Makarios, weil er hier sein Leben vollendet hatte." 97 Jahre war Makarios alt, als er das Zeitliche segnete. Sein Leichnam wurde von seinen Landsleuten in die Heimat gebracht und beigesetzt, und zu seinem Gedächtnisse eine Kapelle daselbst erbaut.

Außer diesen seiner Lebensbeschreibung entnommenen, mehr oder weniger sagenhaften Nachrichten wissen wir von Makarios nur wenig. Das Wichtigste, was uns sonstige Quellen noch melden, ist, daß er nebst anderen Bekennern des zu Nicäa aufgestellten Glaubensbekenntnisses auf einige Zeit aus der Einöde von Schjet nach einer Nilinsel verbannt und dadurch sein Wüstenaufenthalt abermals unterbrochen wurde. Auch Schriften, die seinen Namen tragen, sind erhalten geblieben, doch ist es recht zweifelhaft, ob sie wirklich von ihm herrühren und ob er überhaupt eine schriftstellerische Tätigkeit entfaltet hat.

Schon zu Lebzeiten des Makarios war die Zahl seiner Schüler in der Skiathischen oder Skethischen Wüste, wie die Griechen Schjet nannten, so angeschwollen, daß nicht alle bei ihm bleiben konnten; es bildeten sich an verschiedenen Stellen neue Gemeinschaften, in denen die Eremiten unter der Führung eines hervorragenden Meisters sich zusammen schlossen und die auch ihre besonderen Namen erhielten, wie z. B. die Gemeinschaft Johannes des Zwergs, die Gemeinschaft des Abba Pschoi u. a. m. Weiter nördlich in der „Nitrischen Wüste", die gleichfalls einen Teil des Natrontals ausmachte und ungefähr zwei Tagereisen von Schjet entfernt lag, hatte fast zu gleicher Zeit wie Makarios ein anderer Asket, namens Ammun, eine große Zahl von Klausnern um sich versammelt, die sich in seiner Umgebung ansiedelten und seiner geistlichen Führung folgten. So war das Natrontal in seiner meilenweiten Ausdehnung eine große Einsiedlerkolonie geworden, in der die Frommen in der Ausübung eines christlichen Lebenswandels, in Bruderliebe, Selbstkasteiung, Fasten, Beten und Bekämpfung böser Dämonen miteinander wetteiferten. Die Brüder wohnten in Höhlen oder Hütten, die sie sich aus Palmenstämmen und Binsen selbst errichteten; ihren Lebensunterhalt bestritten sie mit ihrer Hände Arbeit, vornehmlich durch den Verkauf der Körbe und Matten, die sie aus Palmbast oder den am Ufer der Seen wachsenden Binsen verfertigt hatten. Es ist übrigens interessant, daß noch heute die Binsen aus dem Natrontale sehr geschätzt sind und die aus ihnen hergestellten Matten in Ägypten als die besten gelten.

Als gegen Ende des IV. Jahrhunderts, kurze Zeit nach dem Tode des Makarios, der Bischof Palladios dem Natrontale einen Besuch abstattete, fand er die Wüste von rund fünftausend Mönchen bewohnt, die teils ganz allein für sich, teils in Gruppen von zwei, drei oder mehr Genossen hausten. Auf dem nitrischen Berge sorgten sieben Bäckereien für das Brot der Brüder; dort stand auch eine Kirche, in der drei Palmen wuchsen, an deren jeder eine Geißel hing: eine für die Mönche, eine für die Diebe, die dritte für die Pilger. Sogar für die fremden Besucher war ein Gasthaus erbaut, in dem sie zwei bis drei Jahre bleiben konnten, freilich unter der Bedingung, daß sie von der zweiten Woche an Arbeit verrichteten. Gelegentlich nahm der Staat Veranlassung, die frommen Brüder in der fernen Wüste an ihre Bürgerpflichten zu erinnern. So ließ Kaiser Valens im Jahre 375 allein 5000 zu Soldaten ausheben; die sich dem Kriegsdienste entzogen, wurden mit Knütteln totgeschlagen!

Was dem Einsiedlerleben in dem Natrontale während des IV. Jahrhunderts sein eigentliches Gepräge verleiht und es von den Mönchsgenossenschaften, die um dieselbe Zeit in Oberägypten durch einen gewissen Pachomios gebildet waren, aufs

schärfste unterscheidet, ist, daß die Klausner dort noch ein wirkliches Eremitendasein führten und zwanglos in ihren Höhlen allein oder mit wenigen Gefährten hausten, während sich die Brüder am Nil in größerer Zahl in einer gemeinsamen Wohnung, dem Kloster, zusammenschlossen, gemeinsam arbeiteten und sich durch ein Gelübde auch einer gemeinsamen, strengen Regel unterwarfen. In Schjet und in den anderen Einsiedeleien der Natronwüste konnte ein jeder nach seiner Fasson selig werden, in den ägyptischen Klöstern war er dem Zwange des Mönchsgelübdes untertan. Allmählich hat aber das Beispiel der ägyptischen Klöster auch auf die Brüderschaften in der Wüste eingewirkt, und bald sind auch hier an die Stelle der Einzelwohnungen größere Klöster getreten, die wohl um die verschiedenen, alten Kirchen errichtet wurden. Daneben hat freilich das Klausnerleben nicht ganz aufgehört, vor allem da man sich gewöhnt hatte, es als eine höhere Form der Askese zu betrachten. Von hundert Klöstern, die einst hier geblüht, hat uns Makrizi berichtet; allerdings waren davon schon zu seiner Zeit, um die Mitte des XV. Jahrhunderts, die meisten verlassen und verfallen und nur sieben noch von Mönchen bewohnt. Heute ist ihre Zahl noch mehr zusammengeschrumpft: außer dem Makarioskloster besteht nur noch das „Kloster der Syrer“ und das nur zehn Minuten davon entfernte Kloster des Abba Pschoi, sowie das am meisten nördlich gelegene Kloster Baramus, das an der Stätte, wo einst zwei vornehme römische Jünglinge, Schüler des heiligen Makarios, ihr Leben beschlossen hatten, errichtet worden ist.

* * *

Der Tag nach unserer Ankunft vor St. Makarios war ein Sonntag. Schon in aller Frühe wurden wir durch das Geläut der Klosterglocke aus unserem Schlummer geweckt; lange waren diese Töne nicht an unser Ohr geklungen und berührten uns hier in der Wüste, fern von der Heimat, doppelt feierlich. Leider wurde unsere ernste Stimmung etwas herabgedrückt, als mein Diener ins Zelt kam und auf meine Frage, ob er das Glockengeläut gehört habe, antwortete: „Gewiß, gerade wie in einem Hotel.“ Um acht zogen wir selbst den Glockenstrang an der Klosterpforte. Ein Mönch öffnete und teilte uns mit, daß der Prior und die übrigen Brüder zum Gottesdienste versammelt seien. Wir nahmen diese Botschaft mit großer Freude auf; hatten wir doch so die Aussicht, ohne das übliche lästige Gefolge zunächst in aller Ruhe die uns wichtig scheinenden Stätten besuchen zu können. Wir schritten durch eine schmale Gasse unter der Zugbrücke hindurch, die den Festungsturm mit den anderen Gebäuden verbindet, auf den Hauptplatz des Klosters, an dem wir schon am vorigen Nachmittage in der Dämmerung gewesen waren. Hier liegen um einen mit wenigen Palmen bewachsenen Garten zwei kuppelgekrönte Kirchen, die des Makarios und die der „Ältesten“, Wirtschaftsgebäude und die Wohnhäuser der Mönche, die außer einem niedrigen aufgemauerten Kochherde nur noch die Schlafstätte des Klosterbruders enthalten. Unser Hauptinteresse nahm natürlich die Kirche des heiligen Makarios in Anspruch, die leider so verbaut und teilweise verfallen ist, daß sie nur noch einen schwachen Begriff von ihrem ursprünglichen Zustande gewährt. Sie besteht aus drei Hauptteilen, den nach Osten liegenden Sanktuarien oder Kapellen, einem davorliegenden Chorraum und dem Langhause mit dem sogenannten Narthex. Vom Hofe her betritt man jetzt zunächst den schmalen Chorraum. In ihm steht außer einem einfachen Lesepulte nur noch ein hölzerner, nicht besonders kunstvoller Reliquienschrein, der die Gebeine des heiligen Makarios enthalten soll. Da nun aber nach der oben wiedergegebenen Lebensbeschreibung der Leichnam Makarios' des Großen nach Ägypten überführt worden ist, so muß hier ein anderer aus der Zahl der heiligen Makarios', vielleicht auch nur ein beliebiger Kirchenältester dieses Namens seine Ruhestätte gefunden haben. Das Langhaus ist unregelmäßig angelegt und durch mancherlei Einbauten verunstaltet: interessant ist nur ein von einer Kuppel überdachter Raum, der Narthex, in dem die Taufen vorgenommen wurden und in dem sich noch ein in den Boden eingelassenes viereckiges Taufbecken befindet. Die Sanktuarien sind von dem Chore durch hohe hölzerne Wände getrennt, die mit Schnitzereien verziert sind. Besonders kunstvoll ist die Wand vor der nördlichen Kapelle; sie

ist mit einer Anzahl köstlich geschnitzter Paneele bedeckt, die ein feines Arabeskenmuster zeigen und aus der besten Zeit der arabischen Kunst, etwa aus dem XI.—XII. Jahrhundert, stammen dürften. Die Kapellen sind mit schönen, gefälligen Ziegelkuppeln überwölbt, die mit Fresken, verschiedene Heilige darstellend, geschmückt waren; leider ist der Putz an vielen Stellen abgefallen und daher von den Malereien nicht allzuviel übrig geblieben. Die mittlere Kapelle ist das Allerheiligste oder Hêkal und enthält den viereckigen Steinaltar, der sich auf einem niedrigen Unterbau erhebt. Die Kapelle nördlich davon ist dem St. Johannes geweiht und befindet sich noch in leidlich gutem Zustande; dagegen dient die südliche jetzt als Kornspeicher und war bis zur Hälfte mit Getreide vollgeschüttet.

Nur wenige Schritte von der Makarioskirche entfernt erhebt sich ein Glockenturm und neben ihm eine zweite Kirche, die nach den in ihr beigesetzten Märtyrern den Namen „esch-Schijûch“, d. i. die Schêchs oder Ältesten, führt. Sie wird jetzt noch vielfach zum Gottesdienst benutzt, und als wir sie betraten, war die Sonntagsfeier in ihr gerade beendet. In einem Winkel hinter der Kirche liegt der Brunnen des Klosters, der ein recht gutes Trinkwasser enthält und an dem sich eine Sakije befindet. Es ist dies ein großes hölzernes Rad, das von einem im Kreise herumgetriebenen Rind in Bewegung gesetzt wird; an ihm ist, ähnlich wie bei einer Baggermaschine, ein Stricknetz mit tönernen Gefäßen befestigt, in denen das Wasser aus der Tiefe emporgehoben wird. Vielleicht ist dies derselbe Brunnen, den einst Makarios selbst angelegt hat und von dem in der Geschichte des Heiligen eine hübsche Anekdote erzählt wird: „Einst grub Makarios mit mehreren Brüdern in Schijêt einen Brunnen für Trinkwasser; zur Mittagszeit hörten sie auf und gingen weg; Makarios allein blieb zurück, um sich noch zu waschen. Da überfielen ihn die Dämonen, warfen ihn in die Tiefe und fingen an, den Brunnen wieder zuzuschütten. Schon saß er bis zur Brust drinnen, als die Brüder zurückkamen und ihn suchten. Schließlich sahen sie ihn und fragten erschrocken, was ihm geschehen sei. Er aber lachte nur und erwiderte: ‚Reicht mir Eure Hand und zieht mich heraus!‘ So zogen sie ihn heraus und als sie den Brunnen fertig gegraben hatten, gaben sie ihm den Namen: ‚Brunnen des Abba Makarios‘. So heißt er bis auf den heutigen Tag. Denn obwohl Makarios noch viele andere Brunnen gegraben hat, so wird doch außer diesem einen kein anderer ‚der des Makarios‘ geheißen. Und — so schließt der Erzähler — nach seinem Tode geschahen viele Heilungen an jenem Brunnen.“ —

Im südlichen Teile der Klosterumwallung liegt noch eine dritte Kirche, die dem heiligen Ischyrion, einem alexandrinischen Märtyrer, ihren Namen verdankt. Sie zeigt eine von den beiden anderen etwas abweichende Form, insofern sie vor den drei Kapellen einen von schönen Ziegeltonnen überwölbten zweischiffigen Raum bietet. Auch hier weist die Ziegelarchitektur sehr gefällige Formen auf und stellt dem Können der alten Kirchenbaumeister ein gutes Zeugnis aus. Der Kern des Bauwerkes besteht wie auch bei den anderen Kirchen aus Bruchsteinen, die aus den naheliegenden Hügeln der Wüste geholt wurden. Dagegen mußten die zu den Kuppeln verwendeten gebrannten Ziegel aus Ägypten bezogen und auf Kamelen eine Tagereise durch die Wüste herbeigeschafft werden.

Nachdem wir alle Gäßchen und Winkel des Klosters besucht hatten, betraten wir zum Schluß noch den großen Turm, von den Arabern el-Kasr, „die Feste“, genannt, in den man von einer Treppe aus über die Zugbrücke gelangt. Er ist in zwei Stockwerke geteilt, die durch eine bis auf die Plattform führende Wendeltreppe verbunden und durch kleine, der heiligen Jungfrau und verschiedenen Heiligen geweihte Kapellen eingenommen sind. In einer derselben befindet sich auch die Klosterbibliothek, wenn man den wüsten Haufen zerrissener Folianten und Druckschriften überhaupt mit diesem Namen bezeichnen darf. Ich kramte unter den Handschriftenresten herum, konnte aber nichts von irgendwelchem Wert an Inhalt oder Alter entdecken. Das einzige Kuriosum, das ich fand, war eine zerfetzte französisch-arabische Grammatik, von der ich leider nicht ermitteln konnte, wie sie sich hierher verirrt hat. Wie groß die Bibliothek einst gewesen ist, wissen wir nicht mehr; der berühmte Maronit Joseph Assemani, der im Jahre 1715 das Makarios-

kloster besuchte, erhielt von den Mönchen einige koptische Handschriften, die er in die Vatikanische Bibliothek nach Rom brachte. Immerhin wird sich die Bibliothek nicht an Reichhaltigkeit und Alter mit der des „Syrer-Klosters" gemessen haben, die im XVIII. und in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts wieder entdeckt und gehoben worden ist und dem die Bibliotheken des Vatikans und besonders des Britischen Museums viel von ihrem kostbaren Reichtum an arabischen, koptischen und syrischen Manuskripten verdanken.

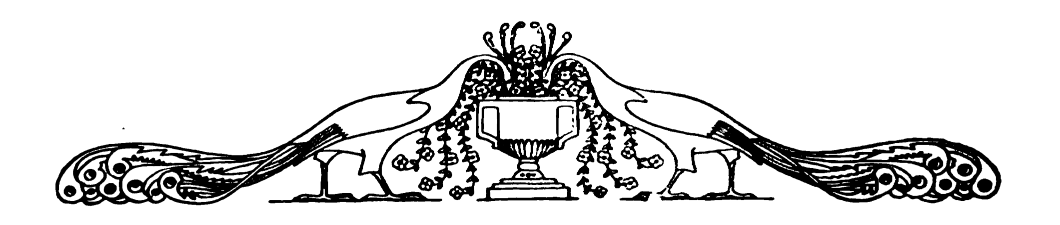
Während wir durch das Kloster spazierten, hatte sich uns nach Beendigung des Gottesdienstes fast die ganze Bevölkerung angeschlossen und wunderte sich nicht wenig über das Interesse, das wir ihrer Wohnstätte widmeten. Die Zahl der Mönche beträgt jetzt nur zwanzig, die in verhältnismäßig jugendlichem Alter stehen. Sie sind vom koptischen Patriarchen in Kairo aus ägyptischen Klöstern hierher versetzt und müssen bis zu ihrem Lebensende hier ausharren; nur dann und wann dürfen sie mit besonderer Erlaubnis die Wüste verlassen und zum Besuch des Patriarchen oder ihrer Familien auf kurzen Urlaub nach Ägypten gehen. Irgendwelche geistige Beschäftigung haben sie nicht; die meisten können nicht einmal lesen oder schreiben. Die Lebensweise der Mönche ist äußerst einfach. Wie bei den Fellachen im Niltal, bilden Datteln, Zwiebeln, Linsen, Brot und Kaffee die Hauptgerichte, dazu kommen als Delikatessen bisweilen Orangen und Oliven; Fleisch kommt nur selten auf den Tisch.

Irgendwelches Vermögen besitzt das Kloster nicht; auch die Einnahmen deren es sich einstmals erfreute — so war ihm noch von dem arabischen Eroberer Ägyptens Amr das Recht bestätigt worden, im Delta Steuern zu erheben — haben längst aufgehört. Die wenigen Piaster, die die Mönche zur Bestreitung ihres Lebensunterhalts gebrauchen, bekommen sie durch freiwillige Gaben ihrer ägyptischen Glaubensbrüder.

Die Mittagsstunde war herangekommen, als wir unseren Besuch im Kloster beendet hatten. Die Mönche gaben uns das Geleit vor die Pforte, an der die Karawane marschbereit unser harrte. Zum Abschied bekamen wir noch jeder ein rundes Weißbrot, das in dem Kloster, für das heilige Abendmahl gebacken, mit dem koptischen Kreuze gestempelt war. Dann gingen wir noch schnell zu den umliegenden Klosterruinen, deren wir nicht weniger als sieben zählten, um auch aus ihnen zu lernen, ein wie reiches kirchliches Leben einst in dieser Einöde geblüht hat. Ein letzter Gruß hinüber zu den weißen Makariosmauern, auf deren Zinnen die Mönche uns nachblickten, und bald war das Kloster hinter der gelben Sanddüne der Wüste verschwunden.



Einige Mönche des Makariosklosters. (Rechts ein Mann der Expedition.)



Aus den Anfängen der modernen Diplomatie.

Von Ch. Freiherrn von Fabrice.

Seit der Erschließung des Orients durch die große Völkerbewegung der Kreuzzüge war die durchlauchtigste Republik Venedig zu immer größerem Ansehen und Reichtum emporgestiegen, sodaß sie etwa um die Mitte des XV. Jahrhunderts bereits auf der Höhe ihrer Macht stand. Während damals, nach Conrads Handwörterbuch der Staatswissenschaften, z. B. das reiche Nürnberg (1449) 25972 und Augsburg (1475) nur 18300 Einwohner zählten, Straßburg 20000, die Kaiserstadt Frankfurt a. Main (1440) 9000 und Mainz 5000, hatte Venedig über 190000 Einwohner. Auf dreitausend Handelsschiffen von 100 bis 200 Tonnen und dreihundert größeren Schiffen waren außerdem 25000 Matrosen beschäftigt und fünfundvierzig Kriegsgaleeren, welche die Republik zum Schutze ihrer Handelsflotte ständig unterhielt, waren mit 11000 Mann besetzt. Souveräne Gebieterin des Adriatischen Meeres, in dem sie alle Küsten vom Po bis Korfu besaß, wie von Kandia, Negroponte, der Küstenlande Moreas, einiger Inseln des Archipels und vieler Kolonien, Häfen und Festungen des Orients, galt die Sankt Markusrepublik als die reisige Vorkämpferin der Christenheit gegen die immer drohender aufstrebende Macht des türkischen Halbmondes, und jahrhundertelang war ihr alter Schlachtruf: Piantaleone! (pflanzt den Löwen auf!) der Schrecken ihrer Feinde. Gegen Ende des folgenden Säkulums, als der Atlantische Ozean mehr und mehr das Zentrum des neuen Weltverkehrs geworden war, hatte die alte Handelsmetropole an der Adria schon viel von der politischen Bedeutung verloren, mit der sie vordem oft genug den Ausschlag in europäischen Dingen gegeben hatte. Je mehr es aber abwärts ging, desto hartnäckiger und sorgfältiger bewahrte die an der Spitze des Staates stehende Adelsklasse den äußerlichen Anschein der Macht und Herrlichkeit der Republik. Jede Gewalttat verabscheuend und doch zum Wohl des Staates vor keiner zurückschreckend, entfalteten jene kühnen Aristokraten zur Erreichung dieses Zweckes so viel Umsicht und Feinheit, Rücksichtslosigkeit und Folgerichtigkeit, daß es ihnen bis zu dem völligen Zusammenbruch unter den siegreichen französischen Waffen im Jahre 1797 gelang, eigentlich ganz Europa wie die eigenen Untertanen bis zu einem gewissen Grade zu täuschen und über den inneren Verfall ihres Staatswesens einen dichten Schleier zu ziehen. Zwar erkannten scharfblickende Augen wohl, daß Venedig schon lange nicht mehr war, was es einst gewesen. Aber man glaubte doch an das Vorhandensein einer wirklichen Macht, so daß bis zum letzten Tage die Republik gewaltig und gefürchtet blieb. Möglich wurde dies nur in einer so alten, enggegliederten Oligarchie, die gefestigt in ihren Traditionen, an geschäftlicher Gewandtheit und staatsmännischem Wissen allen Gegnern weit überlegen war. Unerreichbare Meister in allen Künsten der Verschlagenheit und der List, hat niemand genialer das Schachspiel diplomatischer Feinheiten auszuführen verstanden als diese venezianischen Patrizier, die auf solche Weise ihr seit lange schwaches Vaterland gegen habgierige Feinde mit Erfolg verteidigten. Die Venetianer konnten hierbei auf einer vielhundertjährigen Schulung und Überlieferung wurzeln, denn die Italiener überhaupt waren die ersten Diplomaten bereits in einer Zeit gewesen, wo Männer dieser Art im ganzen übrigen Europa noch eigentlich seltene Ausnahmen bildeten. In Deutschland wurden die diplomatischen Formen und Künste vor allem durch die päpstlichen Legaten eingebürgert, oft genug auch von den wenig gebildeten Gegnern — die besser mit dem Schwert dreinzuschlagen als mit Wort und Feder zu kämpfen verstanden — als „welsche Tücke" bitter empfunden. Mit der schönen Tochter des kleinen Herzogs Lorenzo von Urbino, Katharina von Medecis, die durch ihres Vaters in Bank- und Handelsgeschäften erworbenen reichen Schatz als 15jährige die Braut Heinrichs II. von Frankreich wurde, kamen die diplomatischen Künste, mit denen sie sich ihre schwierige Stellung am Hofe zu sichern wußte, dort zu Ansehen und dauernder Bedeutung. Die mittelalterlichen Herrscher dagegen nahmen lange Zeit nur außerordentliche, mit einer Spezialaufgabe betraute Gesandte an, die nach Erledigung der Angelegenheit wieder abzogen. Gegen fremde ständige Residenten, beauftragt über ihre Handlungen und Pläne, überhaupt die Lage ihrer Staaten zu berichten, hegten sie lebhafte Abneigung. Noch um die Wende des XV/XVI. Jahrhunderts bezeichnete der hervorragende französische Historiker und Staatsmann Philippe de Commines (der selbst durch die Schule des ebenso schlauen als gewissenlosen und grausamen Ludwig XI. gegangen war und hier alle die diplomatischen Listen und Schliche beobachtet hatte, mit denen jener trotz alledem um Frankreich so hoch verdiente Herrscher die nationale Einheit des Landes begründete) die Gesandten als „sichere und ehren-

hafte Spione": deshalb sei es immer besser, solche zu entsenden als zu empfangen; die seltensten und kürzesten Gesandtschaften seien stets die wünschenswertesten für den, der sie aufnehmen muß. Etwas von diesem Mißtrauen scheint sich noch in der Gepflogenheit moderner Höfe erhalten zu haben, sich das Recht vorzubehalten, ohne jede weitere Erklärung ihnen nicht genehme Persönlichkeiten als Gesandte zurückzuweisen. Es erfolgen daher bekanntlich die diplomatischen Ernennungen erst nach gegenseitiger Verständigung. Nur sehr langsam brach sich im Laufe der Jahrhunderte die Erkenntnis der großen Vorteile Bahn, die es bot, wenn die Staatsoberhäupter die durch den gesteigerten Weltverkehr ohnedies immer häufigeren internationalen Verhandlungen nicht direkt führten, sondern in festgeordneten Formen mittels offizieller Vertreter dauernd untereinander verkehrten, denen die Pflege guter Beziehungen zwischen den Souveränen zur Hauptaufgabe gemacht wurde.

Die Sankt Markus-Republik war die erste, die solche Vorteile richtig zu würdigen und voll auszunutzen wußte. An Stelle der mit jedem Jahrhundert zahlreicher gewordenen außerordentlichen Gesandtschaften unterhielt sie frühzeitig schon ständige diplomatische Vertreter — die man wohl als „das Auge und das Ohr der Republik" bezeichnete — und machte deren regelmäßige Berichte zur Grundlage ihrer auswärtigen Politik. Durch ihre überlegene Weltkenntnis, geschäftliche diskrete Zuverlässigkeit und feine Formen wurden bald gerade die venezianischen Gesandten vielfach die Vertrauten der fremden Fürsten oder ihrer Minister, die sich in schwachen Stunden, wie die erhaltenen Berichte erweisen, den gewandten Diplomaten gegenüber oft zu den gefährlichsten Offenherzigkeiten hinreißen ließen. So lange alle Entscheidungen im Kabinett des Herrschers, im engsten Kreise seiner Vertrauten getroffen wurden, andere politische Einflußzentren kaum existierten, beschränkte sich der diplomatische und soziale Horizont der Diplomatie gänzlich auf die höfische Welt, wie auch die fremden Vertreter die bis zum XVI. Jahrhundert noch häufig herumziehenden Fürsten allerorten hinbegleiteten. Erst im XVII. und mehr noch im XVIII. Jahrhundert machte sich in den großen Residenzen der Einfluß zahlreicher vornehmer Salons geltend, die den Erfolg der Politiker wie den Gang der Ereignisse hervorragend bestimmten. Vorher schien nur die Umgebung des Herrschers selbst von Bedeutung und standen die fremden Diplomaten kaum mit anderen sozialen Kreisen der Bevölkerung als mit der höfischen Gesellschaft in Verkehr. Diese bildete ausschließlich den glänzenden, oft sehr personenreichen Mittelpunkt des politischen Lebens. Die französische Hofhaltung zählte z. B. unter Ludwig XIV. gegen 10000 Personen, mit Einschluß der Maison militaire (d. h. der adligen Hausgarden) des Königs und der Prinzen. Vor allem galt es da, die Gunst der offiziellen Geliebten des Königs und der sonstigen Günstlinge zu gewinnen, sich überhaupt mit allen Machthabern auf besten Fuß zu stellen, ohne sich doch ihnen zur Förderung ihrer Sonderzwecke auszuliefern. Auch die dem Rang nach untergeordneten Figuren, die aber bei Hofe oft einflußreicher sind als die das Schauspiel führenden Helden und Hauptgestalten, mußten in den Kreis der Berechnung gezogen werden. Der weltkluge Philosoph Chamfort hielt es für weniger gefährlich, den ersten Minister als dessen Kammerdiener zu beleidigen, wie ähnlich hinsichtlich der Neuzeit Cavour spöttisch konstatierte: „Mehr noch als durch die parlamentarischen Kammern werden die Geschicke der Völker durch die Vorzimmer und die Schlafzimmer bestimmt." Gut vorbereitet durch das bunte, internationale Getriebe in ihrer Heimatstadt, in der sich Staats- und politische Intrigen mit dunkeln Liebeshändeln und verschwiegenen Verbrechen so vielfach kreuzten, ausgestattet mit einem starken Wirklichkeitssinn und feinem Verständnis für fremde Eigenart, verstanden vor allem die venezianischen Gesandten es vortrefflich, die vielgestaltige Welt der fremden Höfe mit bewunderungswertem durchdringenden Scharfblick zu studieren und die innersten Motive, Bestrebungen, Eigenschaften und Kräfte aller auf der politischen Bühne eine Rolle spielenden Persönlichkeiten in leidenschaftsloser Unparteilichkeit kühl und sicher abzuschätzen.

Bereits seit dem Ende des XII. Jahrhunderts hatte die Signoria angeordnet, daß ihre Abgesandten neben den gewöhnlichen diplomatischen Depeschen 14 Tage nach ihrer Rückkehr in die Heimat einen ausführlichen Bericht — Relazione — über den Verlauf ihrer Sendung und alle von ihnen gemachten Beobachtungen dem Senat einzureichen hätten. Diese in feierlicher Sitzung verlesenen Dokumente wurden als streng geheim behandelt und dem Staatsarchive einverleibt. Da die Anordnung bis 1797 in Kraft blieb, entstand so eine Sammlung kostbarster diplomatischer Informationen, die nicht wenig beitrugen zu der viele Jahrhunderte hindurch so offenkundigen Überlegenheit der venezianischen Staatskunst. Durch diese Einrichtung wurde die Lagunenstadt auch zu einer Hochschule der theoretischen staatspolitischen Wissenschaften bereits in einer Zeit, wo diese anderwärts überall noch in den ersten Anfängen standen. Freilich war es ein Florentiner, Niccolo Machiavelli, der zuerst versuchte, die natürlichen Gesetze, die das Leben, das Wachsen, den Verfall und das Ende eines jeden Staates bedingen, mit solcher Genauigkeit festzustellen, wie die Mathematiker die Gesetze der Zahlen, die Naturforscher die Gesetze der Physik und Mechanik. Plato in seiner „Republik", Aristoteles in der „Politik", der heilige Augustinus in seinem „Gottesstaate" — „De civitate Dei" — schienen ihm das Wichtigste übersehen zu haben: die außerhalb des menschlichen Willens, außerhalb des Guten und des Bösen stehenden Naturgesetze, denen das Dasein eines jeden Volkes unterworfen sein muß. Wohl erörterten sie, was gut und böse, edel und gemein wäre, entwarfen dann aber auf dieser Grundlage nur solche Einrichtungen, wie sie wohl theoretisch berechtigt sein mögen, in Wirklichkeit aber niemals bestehen können. Machiavelli suchte dagegen „die eigentlichen, natürlichen

Existenzbedingungen der größeren Körperschaften, die Republiken oder Monarchien genannt werden", ohne Liebe oder Haß, ohne Lob oder Tadel zu studieren und wissenschaftlich zu bestimmen, nicht nach dem äußeren Schein und nicht wie sie sein könnten oder nach moralischen Grundsätzen sein müßten, sondern nur, wie sie sich tatsächlich entwickeln und bestehen. Wenn so der geniale Florentiner die Politik zu einer exakten Wissenschaft zu machen suchte, blieben die Venezianer, trotzdem sie recht eigentlich erst die wissenschaftlichen Voraussetzungen hierfür geschaffen hatten, sich doch stets bewußt, daß die Diplomatie vor allem eine freie Kunst sei und als solche jeder schulgemäßen Systematik widerstrebe. Als ihre Hauptaufgabe galt, das Wesen der Menschen aus den Sitten und Gebräuchen kennen zu lernen, um auf Grund des Erforschten das praktisch Mögliche zu erkennen. Keine Schulweisheit vermochte in dieser „Kunst des Möglichen", wie man sie oft nannte, natürliche Begabung, Scharfblick und praktische Erfahrung zu ersetzen. Wie aber die Dogenrepublik von jedem einzelnen ihrer Bürger forderte, alle Kräfte in den Dienst des Staates zu stellen, ohne jedes gesetzlich begründete Anrecht auf Entlohnung, Ansehen oder Dank, so erscheint auch die neue Kunst der europäischen Diplomatie, die so lange das Gepräge der künstlichen, in die Schleier undurchdringlicher düsterer Geheimnisse gehüllten venezianischen Staatskunst beibehalten sollte, gleich einem Zeugnis ihrer Entstehung in der schwülen, strengen Atmosphäre, die auf dem politischen Leben der Republik lastete, von allem Anfange an auch als die „undankbarste Kunst" — wie einer ihrer modernen Großmeister, Talleyrand, sie nannte, weil man öffentlich eigentlich allein ihre Niederlagen, selten nur ihre Erfolge konstatieren könne. Müssen doch selbst in parlamentarischen Staaten, um weder das Vertrauen der fremden Höfe zu verlieren, noch den Erfolg schwebender Verhandlungen in Frage zu stellen, die meisten Einzelheiten ihrer oft so schwierigen Bemühungen der Öffentlichkeit dauernd verborgen bleiben. Selbst der Wortlaut der scheinbaren Indiskretionen muß wie der der offiziellen Erklärungen genau berechnet werden, In- und Ausland zu befriedigen unter Wahrung des vaterländischen Interesses.

Natürlich war auch den venezianischen Diplomaten strengstes Stillschweigen zum obersten Gesetz gemacht, selbst wenn eine einzige kurze Andeutung genügt hätte, sie gegen ungerechte Beschuldigungen zu verteidigen und ihnen Lob und Ruhm vor dem „Großen Rat", der Versammlung ihrer patrizischen Standesgenossen zu erwerben. Das Auge auf die Zukunft gerichtet, mußte ihnen das Bewußtsein genügen, daß ihre Nachfolger vielleicht einige Jahrzehnte später die Früchte ihrer Mühen zum Heil des Staates einheimsen würden. Denn schnelle Erfolge, wie auf dem Schlachtfelde dem siegreichen Feldherrn, waren wohl in großen Entscheidungszeiten einzelnen gottbegnadeten Staatsmännern hin und wieder vorbehalten, können aber solche im gewöhnlichen Entwicklungsgang des Völkerverkehres für den Diplomaten stets nur seltene Ausnahmen bilden. Meist liegt der Erfolg staatsmännischer Bemühungen in ferner Zukunft verhüllt, zwischen Aussaat und Ernte vergehen lange Jahre oder selbst ganze Menschenalter. So ähnelt die Stellung des Diplomaten vor seinen Zeit- und Volksgenossen oftmals der des Schiffskapitäns, der in finsterer Sturmnacht von hoher Kommandobrücke allein und im Vollbewußtsein seiner schweren Verantwortung, mit kaltblütigem Mut und Geschick sein Schiff sicher durch die brausende Flut lenkt. Wenn am folgenden Morgen die Sonne freundlich scheint und die Reisenden auf Deck kommen, erfahren sie nur wenig oder nichts von den überwundenen Fährlichkeiten und sind so nicht selten geneigt, den freundlich mit ihnen plaudernden Mann um seine bequeme, angenehme Stellung zu beneiden, während sie es nur seiner Wachsamkeit und sorgenvollen Arbeit verdanken, daß das stolze Fahrzeug wohlbehalten die Gefahren der Sturmnacht überdauerte.

Wie Sparta, Karthago und Rom im Altertum oder in späterer Zeit England, das deutsche Ordensland und Holland, so wurde auch die Sankt Markus-Republik jahrhundertelang von ihren eine geschlossene herrschende Kaste bildenden Patriziern mit glänzendem Ruhm hohen Erfolgen zugeführt. In manchen Gemälden Tizians sind uns noch die Charakterköpfe dieser weltkundigen Nobili erhalten geblieben, auf deren kalten, hochmütigen Gesichtern, mit dem kühn durchdringenden Blick der Augen, das Bewußtsein sich ausprägt, der regierenden Kaste der stolzen Weltstadt anzugehören und auf der höchsten Spitze des Lebens ihres Zeitalters zu stehen. Lebenskräftig, den Freuden dieser Erde genußfroh zugetan, zähe und ausdauernd bei der Arbeit, von hochgeborener, glatter, kavaliermäßiger Gewandtheit und voll opferfreudigen, patriotischen Stolzes, wurden diese Herren der Republik von frühester Jugend in strenger Schulung darauf hingewiesen, die Größe und Wohlfahrt des Vaterlandes als ihre Standesaufgabe zu betrachten und ihren Stolz darein zu setzen, mit allen Mitteln und Kräften, ohne persönlichen Nutzen, der Erfüllung dieser sozialen Aufgabe nachzustreben. Eine Wiederherstellung des etwa durch den Staatsdienst gefährdeten Familienbesitzes durften die Patrizier nicht beanspruchen, doch sorgte in der großen Zeit der Blüte der Republik die Signoria meist für entsprechende Entschädigung zur Erhaltung der sozialen Stellung ihrer Mitglieder, indem sie solchen gelegentlich reich dotierte Verwaltungsstellungen und Privilegien in den überseeischen Besitzungen zuwies. Der ganze Erziehungsplan war darauf gerichtet, sie für ihre Lebensaufgabe vorzubereiten. Von Kindheit an prägte man ihnen ein, daß, falls sie nicht die geistlichen Weihen nähmen, sie unvermeidlich und unter Ausschluß jeder freien Wahl, zum Dienst des Staates berufen seien und sich als dessen bevorrechtigte, aber jedes eigenen Willens entbehrende Diener zu betrachten hätten. Schon in der Schulzeit wurden sie angewiesen, stets darauf bedacht zu sein, ihr Äußeres standesgemäß zu halten und in ihrem Auftreten und Benehmen alles zu üben, was den niederen Ständen Ehrfurcht einflößen konnte. Meist schon mit 21 Jahren wurden die Fähigsten zu Savii alli ordini, zu Auditoren des Staatsrats, ernannt.



Bildnis der Gemahlin des ehemaligen Präsidenten Loubet. Gemälde von Jean Patricot.

Als solche trugen sie ein dunkelrotes Amtskleid von elegantem Schnitte mit geraden Falten, wie es auch in den anderen italienischen Republiken für die höheren Beamten gebräuchlich war. Da die jungen Nobili zeitig die Behandlung wichtiger Geschäfte sahen, nicht aber zu früh anfangen sollten selbst Hand anzulegen, mußten diese Auditoren allen Beratungen des Staatsrats, bei denen die Vorlagen für den Senat und den Großen Rat vorbereitet wurden, als Zuhörer beiwohnen. Mit 25 Jahren wurden auf Grund ihres Geburtsrechtes alle Patrizier Mitglieder des Großen Rats, der allgemeinen Patrizierversammlung, und nahmen alsdann an allen Wahlen zu den höheren staatlichen Würden und Ämtern teil. Der „Rat der Zehn", die höchste Staatsbehörde, ernannte auch die Vertreter der Republik im Auslande. Wie während der römischen Kaiserzeit die Übernahme der munizipalen Würden und Ehrenämter obligatorisch gemacht wurde, um so den guten Gang der Verwaltung sicher zu stellen, so durfte auch in Alt-Venedig kein Gewählter bei sehr bedeutender Geldstrafe einen an ihn ergehenden Staatsauftrag zurückweisen. Nur die Priesterweihe wurde als legitime Entschuldigung, sogar als Ausschließungsgrund angenommen, denn obgleich Theologen sich zu allen Zeiten als die feinsten und geschicktesten Diplomaten erwiesen, galt doch in der Sankt Markus-Republik als oberster Regierungsgrundsatz, daß kein Geistlicher über Staatsangelegenheiten zu hören sei oder über solche mitzubestimmen habe.

Die Gesandten waren verpflichtet, im Auslande stets mit besonderer Prachtentfaltung aufzutreten, berechnet, die Fremden mit Ehrfurcht zu erfüllen und ihnen eine Vorstellung von dem Reichtum und der Macht Venedigs zu geben. Vor allem erfolgte die Einholung eines neuen Gesandten stets mit außerordentlichem Gepränge und zeremonieller Feierlichkeit. Der Abberufene zog seinem Nachfolger mit großem Gefolge entgegen, während höhere Hofstaaten ihm im Namen des fremden Herrschers und der Mitglieder seines Hauses den Willkommengruß entboten. Die erbetene Audienz und der erste offizielle Empfang gaben dann Anlaß zu weiteren prunkvollen Aufzügen. Am folgenden Tage wurde der neue Gesandte in Privataudienz von dem Herrscher empfangen, zu dem er von da an stets freien Zutritt beanspruchte. Die Gesandten erhielten die Unkosten solcher Reisen nach der Rückkehr ersetzt, mußten aber darüber dem Senat genaue Rechenschaft ablegen. Für eine der meist dreijährigen Gesandtschaftsreisen rechnete man bereits im XVI. Jahrhundert durchschnittlich 10000 Dukaten, etwa 96000 Mark Goldwert, für jene Zeit also eine ungeheuere Summe. Hierzu kamen die geheimen Ausgaben, die oft noch weit größere Beträge beanspruchten, denn Bestechung, Spionage und Intrigen spielten jederzeit eine Hauptrolle in der venezianischen Politik. Große Summen kosteten auch die Bedeckungsmannschaften auf der Hin- und Rückreise, Hoffeierlichkeiten, sowie die früher sehr kostspieligen Veranstaltungen bei öffentlicher Trauer. Während eines dreieinhalbjährigen Aufenthaltes am Hofe Ludwigs XIV. verausgabte der Gesandte Contarini 39830 Dukaten, davon für Kuriere und Depeschen 8131 Dukaten, während die Miete für das große Gesandtschaftspalais nur 800 Dukaten kostete.

Alle solche finanzielle Einzelheiten waren in Venedig früh schon genau und der Würde der Republik entsprechend geregelt, während andere italienische Staaten, z. B. Florenz, ihre Gesandten oft sehr knapp hielten. Messire Niccolo Machiavelli, damals Sekretär des Rats der Zwölf der florentinischen Republik, wurde Anno 1500 an den Hof Cesare Borgias in der Romagna geschickt, dem Herzog ein Defensivbündnis gegen die gemeinsamen Feinde, d. h. die Regenten- und Dynastengeschlechter Mittelitaliens, vorzuschlagen, sowie um im Interesse des Handels — „dieser Amme unserer Republik", wie in seinem Reisepaß stand —, freien Verkehr für die florentinischen Kaufleute in den herzoglichen Staaten längs des Adriatischen Meeres zu erwirken. In allen seinen Berichten klagt der Gesandte beweglich über seine große Armut, wie er selbst die Zeche in den Wirtshäusern für zwei Diener und drei Pferde — „die er doch nicht mit den Versprechungen der Regierung füttern könne" — nicht zu zahlen vermochte; wenn gute Menschen nicht Mitleid mit ihm gehabt hätten, so wäre der Gesandte der stolzen florentinischen Republik verhungert! Freilich erklärte Machiavelli „Lügen mit Begeisterung" unerläßlich für einen Diplomaten und wir wollen hoffen, daß er sich auch bei dieser Gelegenheit solcher edlen Kunst wenigstens durch einige Übertreibungen befleißigte! Die hochgemuten venzianischen Patrizier dagegen traten allerorten mit einem möglichst großen und glänzenden Gefolge auf. Es war Sitte, daß sich ihnen als Freiwillige, ohne offizielle Stellung und auf eigene Kosten, stets einige junge Edelleute anschlossen, um sich so praktisch für den diplomatischen Dienst vorzubereiten. Der Führer der Gesandtschaft unterzog sich meist selbst der Mühe ihrer Ausbildung, machte sie mit den Sitten, Einrichtungen und dem Zeremonial der fremden Höfe bekannt und weihte sie in alle Einzelheiten der diplomatischen Geschäftsführung und der Kunst der Verhandlungen ein. Vor allem aber sollten sie die für einen Staatsmann so unerläßliche Menschenkenntnis erwerben, die Leidenschaften, die Schwächen und Tugenden der Fürsten und ihrer Umgebung, wie die Beweggründe und Art ihrer Handlungen mit größter Aufmerksamkeit studieren. Ihre Erfahrungen und Beobachtungen mußten sie für ihren Vorgesetzten in privaten Tagebüchern — Diarii — aufzeichnen und sich dabei bemühen, Gespräche und vertrauliche Mitteilungen mit größter Genauigkeit wiederzugeben. Als Vorübung für ihre spätere schwierige und ernste Dienstpflicht lernten sie so systematisch, was als die Hauptpunkte der vierfachen Kunst des Diplomaten in Venedig angesehen wurde: Informationen zu sammeln, wozu geübte Augen und Ohren nötig sind; wirkungsvolle Berichterstattung, die vor allem erfordert, sich an Stelle des Empfängers zu setzen wissen; Sicherheit und Vorsicht in der Beratung und Meinungsäußerung — die schwerste Kunst von allen — sowie die Technik der Verhandlung, zu deren Erfolg Charakterfestigkeit sich mit Geist und Witz vereinigen

müssen. Nach langjähriger Vorbereitung wurden so diese Männer die Verfasser der offiziellen Gesandtschaftsberichte, der berühmten Relazioni Venete, bei denen man immer wieder darüber staunen muß, wie richtig sie die Verhältnisse und Personen beurteilen und sich an der Fülle gesunden Menschenverstandes erfreut, der darin schon während der geistigen Barbarei des Mittelalters bei jeder Gelegenheit zutage tritt. Die venezianischen Berichte übertreffen bei weitem die der zeitgenössischen florentinischen Gesandten oder der päpstlichen Legaten, so interessant letztere auch oft sind durch die Einblicke, die sie in kulturelle Einzelheiten oder in die vielverschlungene Politik Roms gewähren, wie z. B. die Berichte des Nuntius Ottavio Corsini aus Paris, während der Dreißigjährige Krieg in Deutschland wütete, beweisen, daß durch die Verquickung der weltlichen und geistlichen Interessen die römische Kurie mit ihren Sympathien öfters auf seiten der protestantischen Schweden als des katholischen habsburgischen Kaiserhauses stand.

Bis ins Einzelnste schildern die venezianischen Gesandten von den ersten Anfängen an die Lebensläufe, die Taten und Leiden, Schwächen und Vorzüge der Fürsten und aller leitenden Persönlichkeiten, um so jederzeit die Vergangenheit mit der Zeitlage vergleichen zu können. Sie beschränken sich aber nicht auf die Höfe allein, sondern geben zugleich, meist dreijährige Perioden umfassend, ein getreues, lebensvolles Bild aller materiellen und geistigen Kräfte der betreffenden Länder. Staatseinrichtungen, der Herrscher, die Prinzen, der Adel, der Klerus und das Volk nach den verschiedenen Ständen, die Finanzen, die Handelslage und der Preis der Landesprodukte, Krieg und Frieden, Tagesereignisse, Feste, Jagden, Günstlinge und Liebesintrigen, nichts entging ihrer Aufmerksamkeit in ihren feinausgeführten Berichten. Sie sammelten alle erreichbaren Nachrichten, wobei begreiflicherweise auch viel Falsches mit unterlief. Aber man wußte in Venedig sehr gut Spreu und Weizen zu unterscheiden, so daß die durchlauchtigste Signoria stets vorzüglich über die gesamte Weltlage orientiert war. Wie verschieden auch die Relazioni lauten, allen gemein ist die Unbefangenheit des Urteils, gleich entfernt von Verherrlichung wie von spöttischer Satire. Wohl beugen sie sich vor der die Wage des Schicksals haltenden unbestechlichen Nemesis, die nach dem Glauben des Altertums stets der Gerechtigkeit zum endlichen Siege verhilft, und deren rächendes Nahen so schnell wie der Flug des Vogels und so lautlos erfolgt, daß der Verurteilte bis zum letzten Augenblick ihre totbringende Nähe nicht ahnt. Aber unbeirrt von den Schlagworten der Parteien, religiösen Vorurteilen oder ständischen Prinzipien, Menschen und Dinge ohne Gunst und Haß mit dem kühlen Wohlwollen des erfahrenen Weltmannes beurteilend, bleiben sie stets eingedenk des realen Machtprinzips, nach dem in der moralischen wie in der physischen Welt die Kraft dominiert, der Starke stets Recht gegen den Schwachen behält; freilich auch, daß am Ende sich als der Stärkste erweist, wer der Maßvollste, Gerechteste und damit der politisch Tugendhafteste ist. Ohne drängenden Eifer, aber mit pflichtmäßiger Bereitwilligkeit verschmähen sie auch nicht Kleinigkeiten und zufällige Erlebnisse, wie der Tag sie eben brachte, der heimatlichen Behörde ausführlich zu melden. In einem Bericht vom 1. April 1516 an den Rat der Zehn erzählt z. B. der Gesandte Sebastiano Giustiniani, wie zwei englische Edelleute die Politik der Republik als doppelzüngig und untreu bezeichnet hatten (was den Venezianer nicht sonderlich aufgeregt zu haben scheint!). Weit empfindlicher traf es den stolzen Patrizier, als der eine Engländer sich dazu hinreißen ließ zu sagen: „Ihr seid doch nur gemeine Fischer!“ — „Mit einer Kraft, wie ich sie mir eigentlich kaum zugetraut hätte, gelang es mir, meinen Zorn niederzuhalten, und gab ich mir alle Mühe, ihnen nicht mit heftigen Worten zu entgegnen, die den Interessen der hohen Signoria hätten schaden können. Ich antwortete einfach, daß sie, wenn sie je nach Venedig gekommen wären und unseren venezianischen Adel kennen gelernt hätten, nicht so reden würden; wenn sie genau unsere Geschichte, die unseres Ursprungs, wie die unserer Stadt und Handlungsweise der Signoria läsen, würden sie sehen, daß wir weder dem Ursprung noch den Handlungen nach gemeine Fischer seien. Übrigens, fügte ich hinzu, haben nicht einfache Fischer die christliche Religion begründet? Wir aber sind die Fischer gewesen, die sie beschützt und verteidigt haben gegen die Macht der Ungläubigen. Unsere Fischerboote waren Galeeren und Kriegsschiffe, unsere Angelhaken waren unsere Reichtümer, und als Köder diente das Blut unserer Mitbürger, die freudig für den christlichen Glauben starben ... Das ist nicht alte Geschichte, sondern es sind Erinnerungen aus neuester Zeit, die Beweise dafür unser Krieg gegen die Türken und die Länder, die wir ihnen in Verteidigung der Christenheit abgenommen haben: Negroponte, Lepanto, Modone, Corona, Durazzo und einen guten Teil von Albanien.“

Ob der Gesandte die Engländer so geschickt abgewiesen oder seinen Bericht nur nachträglich rhetorisch zugestutzt hat, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls war damals freie Beherrschung der Redekunst unerläßlich für jeden Gesandten, denn diese traten gleichsam als politische Anwälte auf und wurden deshalb auch offiziell als „Redner“ bezeichnet. Sie mußten ihre Aufträge in schöngefügter Rede öffentlich vorzutragen verstehen, wobei sie in klarer Exposition der Motive und rhetorischer Formvollendung miteinander wetteiferten.

Auch hierin galt Venedig als die hohe Schule, die Prüfungsstelle, zu der die auswärtigen Fürsten gern die begabtesten unter ihren Beamten schickten, um ihnen hier gleichsam den letzten staatsmännischen Schliff und ihren Geistesgaben die offizielle Anerkennung der europäischen Diplomatenzunft zu verleihen. Die geistlichen Diplomaten der Kurie, die sich am meisten von der politischen Klugheit der Venezianer zu nutze machten, haben vielleicht auch am treuesten deren Traditionen bewahrt: die Männer mit den glatten, innerlich kühlen aber sehr gewinnenden Formen, die den begabten Würdenträgern Roms so häufig bei unerschütterlicher Festigkeit in der Sache zu

Gebote standen. Denn wie der welterfahrene Antonio sagt: „Welcher Kluge fänd' im Vatikan nicht seinen Meister?" Etwas von diesen altvenezianischen Traditionen läßt sich z. B. noch in Consalvis Politik beobachten, — des Vermittlers des Konkordats mit Frankreich unter dem ersten Konsul Bonaparte, des eigentlichen Wiederherstellers des Dominium temporale nach 1815, eines der bedeutendsten Staatsmänner seiner Zeit. Nach der Restauration des Papstes wiederum Minister in Rom, suchte er den Glanz des heiligen Stuhles als Thron in jeder Weise zu erhöhen, die Weltstadt von neuem zum geistigen Mittelpunkt für Ketzer und Katholiken zu machen. Für Künstler, Gelehrte und Weltdamen, Fremde jeder Art, Diplomaten und Prinzen, für alle war Consalvi Führer, Freund und Höfling; er umwarb sie mit bezaubernder Sorgfalt, so daß man ihm den Beinamen „die Sirene von Rom" gab. War er aber gegen die Menschen höchst tolerant, so doch niemals in den Grundsätzen. Alle von den Höfen in der Zeit der „Heiligen Allianz" so reichlich gebotenen Vergünstigungen der katholischen Kirche nahm er mit verbindlichem formellen Dank an, aber doch als eine Schuldigkeit, die ihn nicht verhinderte, seinerseits zu den Grundsätzen des Mittelalters zurückzukehren, mit denen die französische Revolution endgültig aufgeräumt zu haben schien: nach diesen waren die Fürsten nicht Hirten, sondern gehörten ebenfalls zu den tributpflichtigen Herden! Die höfliche Verbindlichkeit in den Formen verhinderte ihn nicht, gleich den venezianischen Diplomaten, dem einmal ins Auge genommenen politischen Ziel mit unerschütterlicher Beharrlichkeit ohne Rücksicht auf Zeitereignisse hartnäckig nachzustreben.

Während der ganzen Dauer der Sankt Markus-Republik lebten die fremden diplomatischen Vertreter in Alt-Venedig unter einer Art gesellschaftlichem Bann, umgeben von Spionen, die jeden ihrer Schritte beobachteten und belauerten. Abgesehen von gewissen genau bestimmten Gelegenheiten, war den Patriziern jeder private Verkehr mit ihnen bereits seit dem XIV. Jahrhundert verboten. Seit dem großen spanischen Komplott wider den Bestand der Republik im Jahre 1618, bei dem der spanische Gesandte Marquis von Bedmar, Don Pedro de Toledo, und der Vizekönig von Neapel, der Herzog von Osuna, beteiligt gewesen waren, wurde dieses Verbot mit noch größerer Strenge aufrecht erhalten. Und der „Große Rat der Zehn" vergaß nicht, die Venezianer durch Akte schneller Justiz und nächtliche Hinrichtungen immer von neuem daran zu erinnern, daß ein wachsames Tribunal über die Schritte und Taten seiner geringsten wie seiner höchsten Untertanen wache! Außerhalb der in Venedig alljährlich zweimal stattfindenden Karnevalfestlichkeiten waren die fremden Gesandten ausschließlich auf den Verkehr mit Ausländern angewiesen und verkehrten mit der Regierung nur durch untergeordnete Beamte. Die Einziehung von Informationen jeder Art wurde ihnen möglichst erschwert, so daß ihnen oft alles Material zur Ausarbeitung und Begründung ihrer beim Senat zu stellenden Anträge fehlte. Gewohnheiten, Geschäfte, Lustbarkeiten, alles in der Lagunenstadt erschien mysteriös, und die beständige Sorgfalt, mit der jeder sein Leben zu verbergen oder zu umschleiern versuchte, verriet nur zu deutlich, daß das wesentliche Hilfsmittel der Regierung die Furcht war. Auf schwache Charaktere wirkte der schwere, geheimnisvolle Ernst, der verhängnisvoll und dräuend über den staatlichen Einrichtungen ausgebreitet lag, oft so verwirrend und verbitternd, daß verschiedentlich fremde Diplomaten darüber in völlige Nervenzerrüttung und selbst geistige Verwirrung verfielen. Andere dagegen fühlten sich, trotz aller gefahrvollen Schrecken, um so mehr angezogen von der üppigen, traumhaften Schönheit der stolzen Weltstadt mit ihren eigenartigen, seltsamen Lebensbedingungen, den absonderlichen Trachten, der Ungebundenheit der Belustigungen, den Theatern und Spielen, wie z. B. ein Franzose 1583 berichtet: „Der hiesige Aufenthalt ist so angenehm und schön, daß, wer es fertig bringt, sich in Venedig zu langweilen, schwerlich anderwärts leben könnte." Der um Auskunftsmittel nie verlegene venezianische Volksgeist hatte es außerdem wohl verstanden, zur allgemeinen Bequemlichkeit unter äußerlicher Wahrung der Formen auch die strengsten gesetzlichen Bestimmungen zu umgehen. Während der zwei Karnevalzeiten verkehrte man nur im Maskenkostüm: mit einer Gesichtslarve von weißem Leinenstoff, einer schwarzen, spitzenbesetzten Mütze, — die später durch einen dreieckigen Hut ohne Abzeichen ersetzt wurde, — und eingehüllt in große schwarze oder rote Mäntel. Die Maske war in Venedig allgemein in Gebrauch, eine notwendige Entschädigung für die allzu fühlbare Ungleichheit der Stände. Die Maskenfreiheit war durch die Sitte geheiligt. Die Beleidigung einer Maske wurde strenger bestraft, als wenn sie gegen eine Person mit unbedecktem Gesicht begangen worden wäre. Die Polizei, die sonst nichts schonte, gab sich wenigstens den Anschein, eine Maske zu respektieren, und daher durfte diese als ein bei weitem sicherer Schutz gegen alle Verfolgungen und Belästigungen, als Name, Alter und Rang, gehalten werden. So konnten während der Karnevalszeiten die fremden Diplomaten unter dem Schutze der Maskenfreiheit trotz der strengen staatlichen Verbote ungehindert mit den Patriziern, sogar mit dem Dogen verkehren und an deren Festen teilnehmen, während man sich zu anderer Zeit zur Vermittelung des Verkehrs der Mönche, Nonnen, Ärzte oder der Kaufleute und Straßenhändler bedienen mußte.

Venedigs Ruhm als Schule hoher Staatskunst verblich erst, als sich der Einfluß Frankreichs in ganz Europa übermächtig entfaltete, Paris der Mittelpunkt seiner gesellschaftlicher Kultur, höfischen Glanzes und einer neuen Etikette wurde. Noch aber nahm z. B. der berühmte Gesandte des Großen Kurfürsten am französischen Hofe, der Baron Ezechiel Spanheim — von Geburt ein Genfer — in seinen von 1680 ab von Paris aus geschriebenen Berichten sichtlich die Venezianer zum Vorbild. Wie diese informiert er seinen hohen Herrn über alles, oft schwerfällig im Ausdruck, aber mit scharfem Blick, gesundem, vorurteilsfreien Urteil, das sich vielfach weit über das seiner Zeitgenossen erhebt. Er bleibt auch

da gerecht und gemäßigt, wo er von entschiedenen Gegnern spricht. Spanheim kann aber auch als einer der ersten unter den neueren Diplomaten erwähnt werden, indem er sich nicht auf die höfischen und adeligen Kreise mehr beschränkte, sondern sehr regelmäßig auch in wissenschaftlichen oder schöngeistigen Salons verkehrte, die völlig außerhalb der offiziellen politischen Welt standen. Seine Amtspflichten hinderten ihn nicht, sich auf den verschiedensten Gebieten wissenschaftlich zu betätigen. Mit dem Beichtvater des Königs, dem Père La Chaise — dessen Namen durch den berühmten Pariser Friedhof allgemein bekannt geblieben ist — erörterte er z. B. eifrig numismatische Fragen, und der Pater bewies ihm gelegentlich seine Hochachtung und Anerkennung durch mancherlei Gefälligkeiten gegen die reformierten Schützlinge des Großen Kurfürsten.

Am Ausgang des XVII. Jahrhunderts machte sich mehr und mehr der Einfluß der Salons der vornehmen Welt auf die Diplomatie geltend und begann die Herrschaft eleganter Modeschönheiten, die Diktatur des Fächers, der Grazie und des Geistes, wie sie während der ganzen folgenden galanten Zopf- und Puderzeit vorwiegend blieb, bis der furchtbare Sturmwind der Revolution diese zierlichen, zarten Bande zerriß und neue, ernstere Elemente einführte. Triumphierte vorher doch nur zu oft die Art von Geist, die allein auf den Effekt berechnet, äußerlich glänzend, an sich aber inhaltsleer ist, über ernste Arbeit und positives Können. Gesellschaftliche Gewandtheit öffnete manchem Hohlkopf den Weg des Erfolges, und die vornehmen Damen wußten mit allen Mitteln mondäner Reklame ihre Schützlinge als „große Staatsmänner" zur Anerkennung, Macht und Würden zu bringen, so daß derartige Einflüsse der politischen Salons besonders für das französische Königtum sich vielfach als verhängnisvoll erwiesen. Nur wenige Auserwählte, wie z. B. der große österreichische Kanzler Kaunitz, wagten es, die Meinung der Salons offen zu mißachten. Als Gesandter in Paris verkehrte er so wenig als nur möglich in der vornehmen Welt, und als sein Vertrauter, Marmontel, darüber eine Bemerkung wagte, antwortete der Fürst: „Mein Lieber, ich bin hier zweier Dinge wegen: die Geschäfte meiner Souveränin zu besorgen, und das tue ich gewissenhaft, und zu meinem Vergnügen, und hinsichtlich dieses Punktes richte ich mich nur nach meinem Geschmack. Repräsentation würde mich langweilen und belästigen. In ganz Versailles gibt es keine Intrigantin, die wirklich der Mühe lohnt gewonnen zu werden. Alle diese Weiber interessieren mich nicht. Mich kümmert nur der König und seine Favoritin, und mit beiden stehe ich gut." Sehr gelehrt, welterfahren und gut geschult, Kunstkenner und Beschützer der Künstler, hielt Kaunitz jederzeit an dem Grundsatze fest, keine Arbeit selbst zu tun, die er anderen überlassen konnte: „Lieber Papier ausschneiden als amtlich eine Zeile schreiben, die ein anderer ebenso gut als ich schreiben kann," — ein Grundsatz, den etwas später Talleyrand zusammenfaßte in seinem geflügelten Wort: „Pas de zèle!"

Beethovens Maske.

Ich schlief und wachte wieder auf in Träumen.
Die bleiche Maske hob sich aus der Wand,
Und die Gestalt schien sich in Sammt zu säumen,
Und auf die Tasten senkte sie die Hand.

Die Nacht war schwül und durch den Vorhang fielen
Die weißen Blitze sterbend zu mir her,
Und er begann ein leises Lied zu spielen,
Die ersten Tropfen fielen laut und schwer.

Sehnsüchtge Töne stiegen ohne Ende,
Doch als sein Lied am allerreinsten klang,
Da schlugen seine weitgespannten Hände
Akkorde an, die ihm das Schicksal sang.

Dann aber rangen beide Melodien
Der Seele gleich, die mit dem Körper ringt.
Ich schluchzte laut und weinte auf den Knien,
Daß uns das Schicksal in die Tiefen zwingt.

Der letzte Ton der Melodie erstickte,
Dann sah ich noch den Schatten seiner Hand,
Und als mein Auge wieder nach ihm blickte,
Hing bleich und tot die Maske an der Wand.

Friedrich Otto.

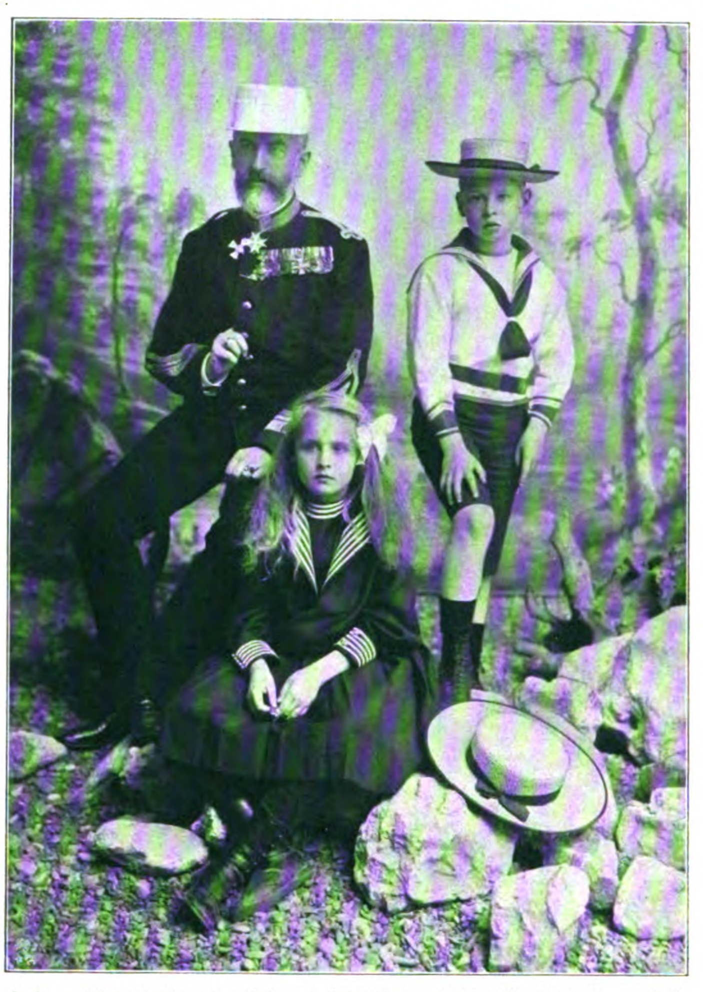
In und um Sinaia.

Von Paul Lindenberg.

Sinaia — — — Sang und Klang liegt für uns Deutsche in dem Wort. Es ist uns vertraut geworden, als ob es dem Kern unserer Sprache entstammte, und schon der Name allein erweckt ein freundliches Echo in unserem Herzen, läßt eine Fülle von Erinnerungen und Gestalten vor uns erstehen. Ist doch der Ort auf das engste verbunden mit der rumänischen Königsfamilie: König Carol, der Hohenzoller, baute sich und den Seinen hier sein stattliches, kunstgeschmücktes Sommerheim, es von Jahr zu Jahr verschönend und gern in ihm seine Gäste bewillkommnend; Königin Elisabeth, seine Gemahlin, gleichfalls aus deutschem Geblüt, uns als Fürstin wie als Dichterin nahestehend, erfüllte unsere Phantasie mit den Schönheiten dieser tannenwürzigen, felsumschlossenen Einsamkeit und mit deren Sagen und Geschichten. Ein Schloß steigt auf mit kecken Türmen und Zinnen inmitten dunklen, verschwiegenen Waldesgrundes, gewaltige Bergrecken strecken ihre zackigen Häupter bis in die Wolken hinein, gischend stürzen brausende Wasserfälle herab. Durch Moos und Farndickicht bahnt sich der Pelesch mutig und munter seinen silberglitzernden Weg, auf den blumenbesponnenen Almen liegt goldig die Sonne, und des Hirten schwermütige Weisen mischen sich in den Schall der Herdenglocken — — so malte uns Carmen Sylva Sinaia, und so tritt es uns auch in der Wirklichkeit entgegen, großartige Natur mit lieblicher Romantik verschmelzend. —

Von Bukarest, der lebensfreudigen rumänischen Hauptstadt, führt uns der Schnellzug in wenigen Stunden zu den Karpathen. Erst geht's durch weite Ebenen, mit Mais und Korn bestanden; die bunten Gewänder der Bäuerinnen und Bauern heben sich in den Sommermonden heiter ab von dem satten Grün und dem glänzenden Gelb der Stauden und Ähren, mit denen Mutter Natur die Felder bedeckt, hurtig wird überall geschafft, und geduldig ziehen die weißleuchtenden Rinder mit den weitgebogenen, mächtigen Hörnern die großen Lasten zu den Dörfern, deren Häuschen offene, hölzerne Veranden aufweisen und in deren Gärtchen grelle Blumenpracht üppig sprießt. Dann gelangen wir in das Petroleumgebiet von Cumpina mit verbrannten Rasenflächen und hochragenden, dunklen Bohrtürmen, in denen das wertvolle Erdöl zutage gefördert wird; auf den Stationen bieten uns halberwachsene Mädchen in der kleidsamen Nationaltracht Blumensträuße und Früchte an, und zerlumpte Zigeunerkinder strecken mit gewohnheitsmäßigem Flehen die Hände aus, während ein Bärentreiber seinen brummenden Meister Petz an der klirrenden Kette vorwärtszerrt, um einen Platz im Lastwagen zu erhaschen. Mehr und mehr nähern wir uns den Bergen, langsamer faucht die Maschine ihre Bahn, die allmählich von laubbewachsenen Höhenzügen eingesäumt wird, bald rechts, bald links von uns rauscht die Prachowa in breitem Felsenbette dahin, das im Frühling von tosenden Fluten ausgefüllt sein mag, immer neue Täler öffnen sich und immer neue liebliche Ausblicke. Dann schieben sich die Felsen enger zusammen, ungebärdig, mit keckem Trotz ob der Hindernisse, drängt sich gurgelnd und sprudelnd der Fluß hindurch, nicht achtend der entwurzelten Baumstämme und massigen Steinblöcke, die seinen Weg zu hemmen suchen, auch einzelne Wehre und Holzschneidemühlen können seiner frischen Kraft keinen Einhalt tun. Er hat's sehr eilig, der frohe Gesell, zu Tale zu gelangen, vielleicht um seinen dortigen Gefährten zu erzählen, wie wundervoll es hier oben ist.

Hier oben, wo nun aus lauschigem Grün die ersten hellen Villen Sinaias in gefälligem Schweizer Stil hervorlugen und sich schnell die zierlichen Landhäuschen mehren, hier, da, dort errichtet, unten auf dem ebenen Boden sich sogar zu einigen ‚Boulevards‘ vereinend, zu reizenden Parkstraßen, oben auf den Hügeln zerstreut in koketter Anmut, jede Villa für sich ein berückender Bildausschnitt auf dem grandiosen Hintergrund. Letzterer zieht mit stiller Gewalt immer wieder unsere Blicke auf sich, wenn wir in der langen Glasveranda des großen Hotels Caraiman sitzen, das, dicht oberhalb



König Karl von Rumänien mit Prinz Karl und Prinzessin Elisabeth.

des Bahnhofes, im Juli und August in geselliger Weise die vornehme rumänische Welt vereint. Um uns ein elegantes, abwechselndes Getriebe, die Damen meist in gewählten Toiletten und mit kostbarem Schmuck, ein internationales Geschwirr in den verschiedensten Sprachen, in denen sich neben der französischen die deutsche an erster Stelle behauptet; vor uns der wohlgepflegte Park mit glitzernder Fontäne und fröhlicher Musik, dann auf einzelnen Abhängen die Villen in ansprechender architektonischer Mannigfaltigkeit, und nun herrlicher Hochwald mit tiefen Schluchten, in denen Gebirgsbäche heruntersprudeln. Immer höher ziehen sich die schlanken Edeltannen hinan in stolzester Pracht; der Forst dehnt sich dahinter in grandioser Macht, und noch gewaltiger in majestätischer Wucht türmt seine blauschimmernden, zackigen, mit gleißendem Schnee gekrönten Felsgründe in mehr denn 2400 Meter Höhe übereinander der Bucsecs, der unbestrittene Herrscher der transsylvanischen Alpen.

Überall, falls uns nicht die Waldungen in ihren kühlen Schatten aufnehmen, grüßt er uns ernst und hoheitsvoll, wohin wir die Schritte richten mögen, und auch auf das Kloster Sinaia blickt er wie schützend und schirmend hernieder. Dieses Kloster, das der ganzen Ortschaft seinen Namen gegeben, liegt auf breitem Vorsprung und schaut mit seinen niedrigen Gebäuden, den weißen Galerien, seinen dunklen Bedachungen und der stattlichen Kirche, deren Hauptturm mit goldgestreifter Kuppel zwei kleinere Türme überragt, malerisch herab auf Talbuchten, Villen und Häuschen und auf die rauschende Prachowa, in die gerad' unterhalb der Bergkuppe der Pelesch sich mit eifrigem Geplauder ergießt. Aber nicht nur aus der Entfernung, sondern auch aus unmittelbarer Nähe wirkt die Klosteranlage äußerst anziehend. Sie zerfällt in zwei Teile. Der erste und älteste umschließt in festungsartigem Viereck mit kleinen, efeu- und weinlaubberankten Bauten einen Hof, in dessen Mitte die winzige, vergilbte Kapelle liegt, deren von Säulen mit Ornamenten und Engeln flankierte Vorhalle uns das Jahr der Erbauung, 1695, kündet. Aber schon lange vorher hat hier eine klosterähnliche Ansiedlung bestanden, bis Michael Cantacuzeno, der bekannten, aus Byzanz

nach der Walachei eingewanderten Fürstenfamilie entstammend, den Mönchen Geld und Güter zur Verfügung stellte zum Bau und Unterhalt des Klosters und der Kapelle, wie er auch zur Erinnerung an Berg und Kloster Sinai den Namen Sinaia bestimmte. Oft war das scheinbar so weltentrückte Kloster der Schauplatz blutiger Kämpfe, da um seinen die Einfallsstraße von Ungarn nach Rumänien beherrschenden Besitz Türken und Russen, Österreicher und Ungarn, aber auch Räuber und meuternde Soldaten kämpften; die Chronik erzählt, daß mehrfach die Mönche zu Wehr und Waffen griffen und mutig ihr Besitztum verteidigten. Desto friedlicher ist's heute, Blumen blühen auf dem Klosterhofe in vermorschten Steingefäßen von antiker Form, Schwalben nisten unter den vorspringenden Dächern und Finken spielen im dichten Blättergewirr. In ein tiefes Brunnenbecken ergießt sich plätscherndes Gebirgswasser, und still und ruhig schreiten die Mönche einher in ihren weiten, schwarzen Gewandungen, mit hohen schwarzen Sammetmützen auf den langherabwallenden Haaren.



Königin Elisabeth von Rumänien.

Diesem alten Kloster gegenüber liegt der neuere Teil, aus zwei langgestreckten Baulichkeiten bestehend, in deren Mitte sich die bereits erwähnte Kirche erhebt, welche, 1846 erbaut, auf Veranlassung und Kosten König Karls gänzlich erneuert und 1905 feierlich eingeweiht ward; ihr Inneres zeigt den reichen byzantinischen Stil mit vornehm abgestimmter Farbenpracht und mit gewählten einzelnen Ausschmückungen, die harmonisch zueinander passen. Die inneren Wandflächen seitlich des Haupteinganges zeigen, verziert mit Malereien auf Goldgrund, die Gestalten des Königspaares. Der König mit dem Plan der Kirche in der Hand, die Königin in heller Gewandung mit der rechten Hand ihr Töchterchen berührend, das, in weißem Kleidchen und mit aufgelöstem blonden Haar, die Hände gefaltet auf der Brust hält.

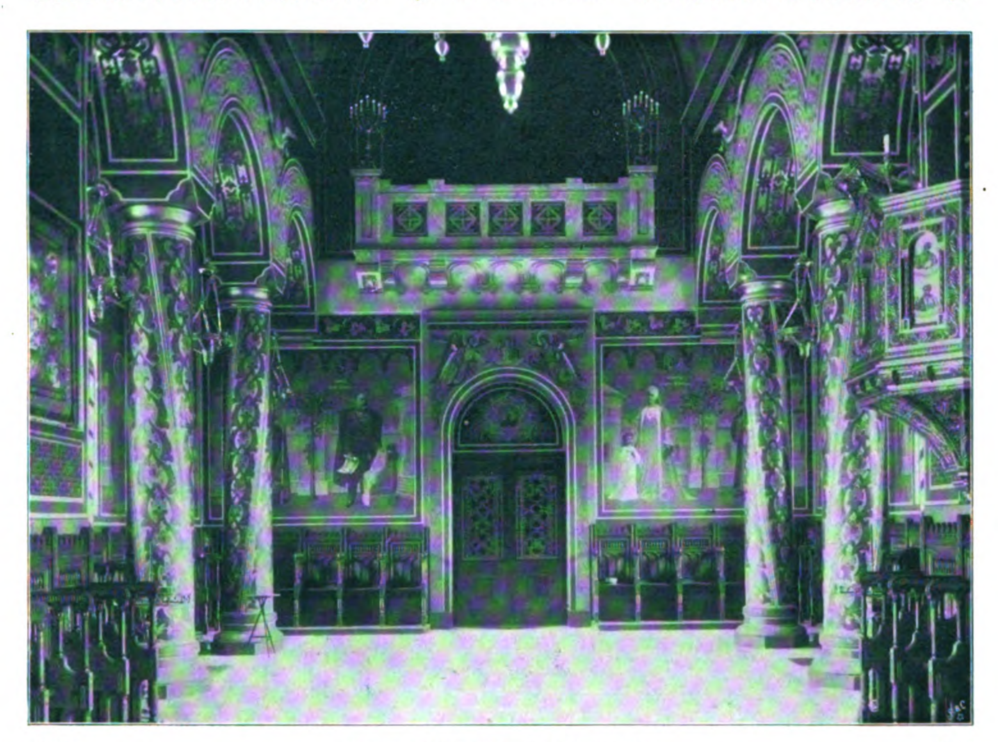
Die Gemälde gemahnen an das enge Band, das zwischen der königlichen Familie und dem Kloster geknüpft ist. König Karl besuchte kurz nach Antritt seiner Regierung den Ort und fühlte sich derart wohl dort, daß er beschloß, während des drückenden Sommers, der in Bukarest sehr lästig ist,

einige Zeit hier zu verbringen. Aber nirgends war eine Unterkunft zu finden, und bei der damaligen Unsicherheit der politischen Verhältnisse konnte der Fürst noch nicht an die Errichtung eines eigenen Heims denken. So bat er die Mönche, ihm Unterschlupf zu gewähren, und bezog den links von der neuen Kirche liegenden Nebenbau, der nur im Erdgeschoß ein paar Zimmerchen birgt, das größte von ihnen acht Meter im Geviert, während die Schlafkammern durch eine schmale Bettstelle, einen Waschtisch und einen Stuhl völlig ausgefüllt wurden. Hier quartierte sich der Fürst ein und hierher führte er auch nach seiner Vermählung das holde, froh- und feinsinnige Fürstenkind vom Rhein, das an der Seite des geliebten Mannes und in dieser zaubervollen Gegend alle Unbequemlichkeiten übersah, die mit einem solchen Aufenthalt verbunden waren.

Etwas besser wurde es, als in den nächsten Jahren rechts von der Kirche ein Neubau entstand mit etwa sechs immer noch winzigen Zimmerchen; sie waren doch behaglicher und geräumiger, alle auf eine von schmalen Holzsäulen getragene Galerie gehend, von der die Blicke voll tiefsten Entzückens über dies landschaftliche Paradies schweifen: unten das schmale Waldtal des Pelesch und das breitere der Prachowa, aus denen heraus das Raunen und Rauschen der Gewässer klingt, gegenüber die forst- und wildreichen Höhenzüge des Piscu Cainelui, über welchem Adler und Falken ihre Kreise ziehen, im Norden die Dorfhäuschen von Poïana Tapului und Busteni und südlich jene Sinaias, denn an Villen und Hotels war weit und breit nicht zu denken. Aber die ungestörte Einsamkeit und feierliche Ruhe war gerad' dem nur von wenigen Getreuen begleiteten Fürstenpaare recht, dem sonnigstes Glück erblühte in ihrem Töchterchen, dem Prinzeßchen Marie, von welcher der Fürst seinem Vater schrieb: „Wenn ich einen Augenblick frei bin, spiele ich mit ihr; dies reizende Kind ist meine ganze Freude!“ Und mit Wehmut spricht heute noch oft die Königin von jenen ungetrübt glücklichen Zeiten, in denen die fürstliche Familie zuerst nicht einmal über ein Eßzimmer verfügte, sondern im Gange essen mußte, bis die Mönche das Refektorium abtraten, und jener Gang war so dunkel, daß man die Tür ins Freie aufmachen mußte, um es hell zu haben, da die Fenster fehlten. Das Mobilar setzte sich aus einem Tannentisch und Holzstühlen zusammen, die Wände waren weißgetüncht, und abends bestand die Beleuchtung aus zwei Windlichtern, die in einer Laterne hingen. Auch auf einen Salon mußte die Fürstin verzichten, das Schlafzimmer war durch einen weißen Vorhang abgeteilt, so daß in der vorderen Hälfte ein Pianino stehen konnte, und oft schallten die frischen Stimmen der jungen Hoffräulein hinaus in die sternklare Nacht, oder alle sangen zusammen im Chor deutsche und rumänische Volkslieder. „Die Wände erweiterten sich von selbst, die Phantasie sah die herrlichsten Kunstgegenstände, wir waren jung und begeistert für unsere Idee, für unser opfervolles Leben und fanden keine Unbequemlichkeit zu groß. Wenn man den Raum sehen würde, in welchem ich ‚Hexe und Jehova‘ erdacht, man würde es nicht für möglich halten! Es war ein sogenanntes Toilettenzimmer, ohne Licht und



Blick auf Kloster Sinaia.



Innenwand der Klosterkirche in Sinaia.

Luft, in dem die Stiefel schimmelten, wenn sie auf der Erde stehen blieben, mit einem einzigen Lichte darin, drei Schritt lang und einen Schritt breit, da ging ich auf und ab und baute meine Gedichte, und wußte gar nicht, daß der Raum eng war und die Klosterzelle dumpf!" —

Neben Poesie und Musik behielt die Fürstin auch noch Zeit für Malerei. Denn in dem letzten der Zimmerchen sind die weißgestrichenen Wände noch heute mit zahlreichen Kohlezeichnungen von ihrer Hand bedeckt, meist in Lebensgröße sicher und gewandt skizzierte Bildnisse von Herren und Damen, in irgend einer besonders charakteristischen Auffassung dargestellt; Generale, Diplomaten, schöne Hoffräulein, auch eine ganze Paradeszene mit dem von fremden Offizieren begleiteten Fürsten zu Pferde.

So idyllisch für die fürstliche Familie der Aufenthalt im Kloster war, so beschäftigte sich der Fürst doch mehr und mehr mit dem Plane, sich hier ein eigenes Heim zu errichten; die zunächst unklaren, vielfach auch unsicheren politischen Verhältnisse in Rumänien hatten sich unter seiner festen und zielbewußten Herrschaft erheblich gebessert, Regierung und Land nahmen eine mehr und mehr geachtete Stellung ein, die Hofhaltung vergrößerte sich von Jahr zu Jahr, und ebenso wuchs die Zahl der hervorragenden auswärtigen Besucher, die man in Sinaia, trotzdem in der Ortschaft ein bescheidenes Hotel und mehrere Landhäuschen entstanden waren, nur schwer unterbringen konnte. Im Frühling 1872 wurde für die Erbauung eines Schlosses der Platz, den der Fürst nebst umliegendem Grundbesitz vom Kloster erworben, ausgesucht, und zwar eine etwas ebene Stelle im waldumrauschten Tale des Pelesch, blumenbesprenkelte Wiesen, auf denen mit besonderer Vorliebe Prinzeßchen Marie gespielt, die den Eltern zum niegestillten Schmerze während des Osterfestes 1873 jäh entrissen ward. Mit der Ausarbeitung der Pläne zum Schloßbau wurde der Wiener Professor Doderer betraut, aber erst im Frühling 1874 konnte mit den zunächst erforderlichen Arbeiten begonnen werden, nachdem auf Wunsch des Fürsten der genannte Architekt, dann der seitdem verstorbene Hofbildhauer Stöhr und der noch heute dem König treu zur Seite stehende Privatsekretär Basset an Ort

und Stelle die heimischen Materialien zum Bau herausgesucht und bestimmt hatten, wie auch möglichst bloß rumänische Arbeiter und Handwerker beschäftigt wurden. Doch nur recht, recht langsam ging's voran, Erdrutsche, plötzlich hervorbrechende Quellen und sonstige Hemmnisse entmutigten die Bauleiter derart, daß sie den Fürsten baten, lieber einen anderen Platz zu wählen, der sich als geeigneter erweisen möchte; der Fürst aber, der einen einmal gefaßten und als gut erkannten Entschluß mit großer Energie durchzuführen wußte und weiß, meinte, es werde und müsse gehen. Und es ging denn auch, trotz aller Schwierigkeiten, und immer stattlicher wuchsen die Mauern des „Castel Pelesch" empor, so daß der Bauherr im Herbst 1875 an seinen Vater, den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, schreiben konnte: „Die Großartigkeit des Baues macht im ganzen Lande einen vortrefflichen Eindruck, und jeder freut sich darüber, weil er darin eine Garantie für die Stetigkeit des Regimes sieht. Jetzt schon nennt man es das ‚Königsschloß', — was es auch eines Tages werden kann!"

Und was es auch wurde! Denn der russisch-türkische Krieg, an dem das rumänische Heer unter seinem fürstlichen Führer so tätig-ruhmvollen Anteil genommen, er bescherte neben dem reichsten Lorbeerkranze dem jungen Staate und seinem Herrscher die Königskrone. Und als am 7. Oktober 1883 die Weihe des nun endlich vollendeten Schlosses stattfand, da zog ein Königspaar in seine Räume ein, an deren Ehrentreppe der Spruch des Dichters Alexandri zu lesen ist:

„Ich, König Carol, hab' erbaut
Dem Volk, das sich mir anvertraut,
Sein Königreich im Kriegsgebraus,
In Friedenszeit mein eigen Haus."



Wache des 8. Jägerbataillons im Schloßgebiet Pelesch.

Von überraschender, frohsinniger, eindrucksvoller Wirkung ist der erste Anblick des Schlosses, wenn man vom Kloster aus den Waldweg längs des unten dahinsprudelnden Pelesch einschlägt. Tannen- und Buchendickicht zu beiden Seiten, bis man plötzlich durch eine Lichtung drüben jenseits des Quells wie eine reizende Märchenschöpfung das Schloß sieht mit seinen Türmen und Zinnen, Erkern und Altanen, mit den von Efeu- und Weinlaub umrankten Galerien und Veranden, eingebettet in dichtes Grün, vorn mit Blumenbeeten und Springbrunnen, als Hintergrund sanft aufsteigende Höhenzüge mit sich zusammendrängenden Rottannen von wunderbarer Größe und Schönheit; als letzten Abschluß dieses einzigen Gemäldes die schroffen Felswände und Kuppen des Bucsecs, die bei Sonnenuntergang in zauberhaftem Farbenspiel erglühen. Und dazu die weihevolle Einsamkeit, nur unterbrochen

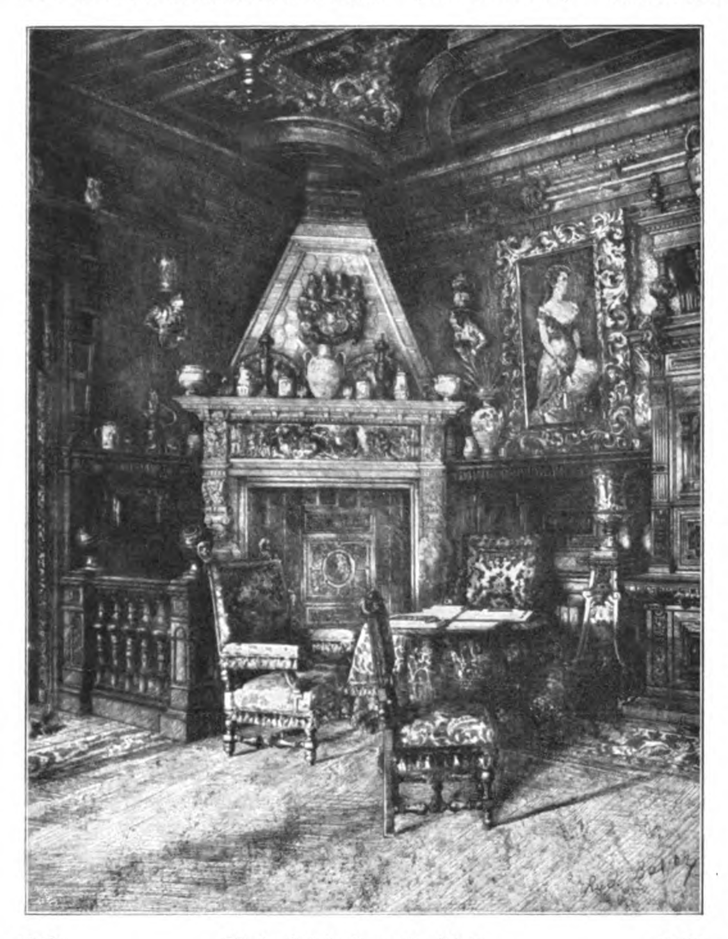


Schloß Pelesch.

vom Ruf des Kuckucks und dem Locken der Amsel, vom raunenden Plätschern des Pelesch und vom leisen Rauschen der hoch über uns sich schließenden Baumwipfel, alles groß und erhaben und doch dabei von liebenswürdigster Anmut. Oft, oft bin ich des gleichen Weges gezogen, und stets stockte der Fuß und konnten die Augen sich nur schwer losreißen von dem poesieumhauchten Bilde, das alles Kleinliche und Sorgenvolle weit hinter uns versinken läßt.

Den Pfad weiter verfolgend, gelangen wir über eine steinerne Brücke, unter der der Pelesch lustig dahintollt mit weißsprudelnden Wellen, in das eigentliche Schloßgebiet, das linker Hand begrenzt wird von verschiedenen Baulichkeiten, von denen uns die von einer Abteilung des in Sinaia garnisonierenden 8. Jägerbataillons bezogene, in Form einer Festungsruine erbaute Wache besonders auffällt. Vor ihr sind zwei von rumänischen Truppen erbeutete türkische Geschütze aufgefahren. Nirgends eine Absperrung, nirgends eine Tafel mit einem Verbot, ungehindert gelangen wir zum Schloß, das wir in all seinen Außenteilen eingehend besichtigen können. Der Stil ist jener der deutschen Renaissance des XVI. Jahrhunderts mit reicher dekorativer Gestaltung. Das untere und erste Stockwerk sind in Steinbau, das zweite in Riegelbau aufgeführt, wodurch an sich schon eine große Mannigfaltigkeit erzielt wurde, zu der sich noch das vielgestaltete Dachgeschoß mit Türmchen und Dachreitern, Erkern und vergoldeten Eisenspitzen wie Eisenfähnchen gesellt, alles freundlich und gefällig, ohne schweren Pomp und Prunk. Von gewisser Wuchtigkeit ist nur der am westlichen Ende der Vorderfassade sich erhebende starke, vierseitige Hauptturm mit offenem Dachstuhl. Auf seiner schlanken Spitze weht fröhlich die blau-gelb-rote Fahne, ein kleinerer Rundturm mit scharf ausgehendem Kegeldach schließt die östliche Ecke ab. Nischen, Balkone, Galerien, zum Teil mit dichten Schlingpflanzen bewachsen oder mit duftender Blumenzier versehen, allerlei Ein- und Ausbauten, ein steter Wechsel von Linien und Profilen sind von anheimelnder Traulichkeit.

Bei näherem Betrachten sehen wir, daß das Schloß einer langsamen, aber vollständigen baulichen Umwandlung seiner Fassaden unterzogen wird mit einer strengeren



Ecke im Arbeitszimmer des Königs.

auch der Hauptturm einem anderen, mehr dem ernsten Schloßbau sich anpassenden Nachfolger Platz machen; Schwierigkeiten und durch die Arbeiten entstehende Unbequemlichkeiten kennt der König nicht, wie es die Schaffung umfangreicher Terrassen beweist, die binnen wenigen Monaten dem Bergabhange entrissen wurden, wobei viele tausende Kubikmeter Erde entfernt werden mußten.

Denn die oberste Leitung aller Anordnungen und Arbeiten hat doch der König in Händen. Mit manchem seiner großen Ahnen teilt er die Lust am Bauen, die Freude an vollendeten Schöpfungen, die von seinem Geist und Wesen durchdrungen sind, und denen er den Stempel seines Wissens, Könnens und

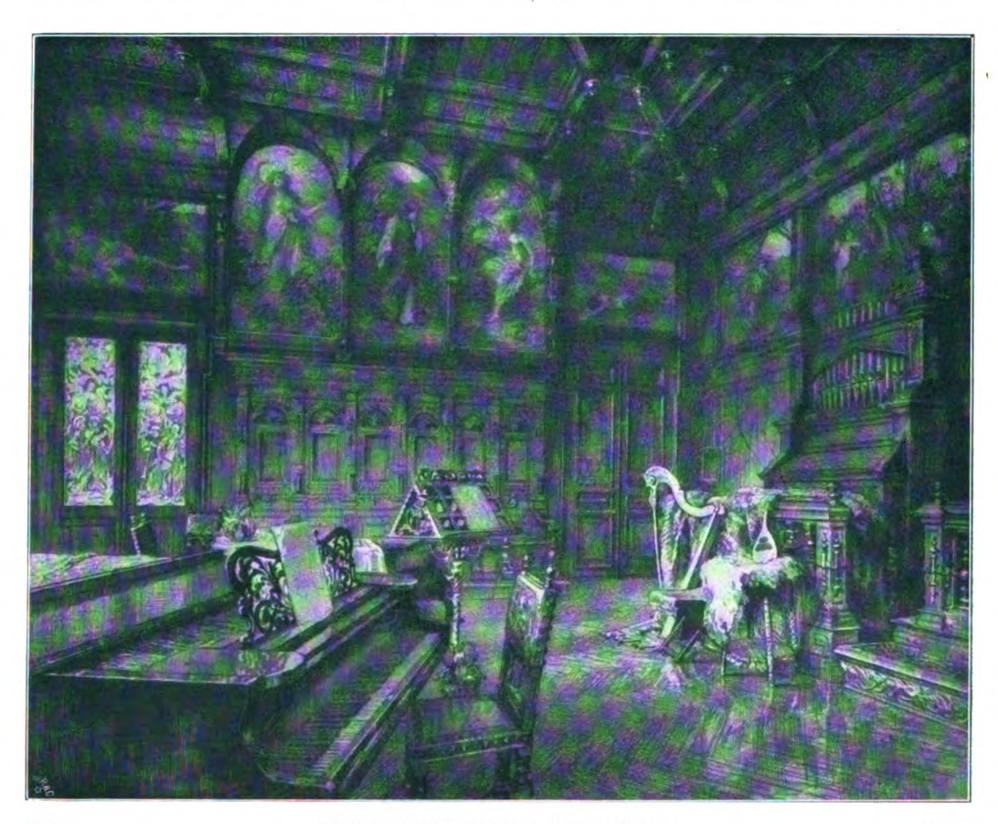
Stilgebung in enger Anlehnung an die schönste deutsche Renaissanceepoche und die hervorragendsten Schloßbauten derselben. Als Castel Pelesch errichtet ward, konnte infolge der vielfachen Hemmungen der Bau kaum so einheitlich gestaltet werden, wie es von Anfang an im Wunsche des Königs gelegen hatte, auch mochten diese und jene Erfahrungen den Bauleitern fehlen, und schließlich drängte die Zeit zu schneller Vollendung. Was damals versäumt, es wird nun auf Grund umfassendsten Studiums in Ruhe und mit Hilfe einer sorgsam geschulten Arbeiterschar unter der geschickten Leitung des sich seinen Aufgaben mit unermüdlicher Hingebung widmenden Architekten Karl Liman verbessert oder auch völlig neu ausgeführt, und über das bisher Geschaffene darf man freudige Genugtuung empfinden. Rüstig schreiten die Arbeiten vor, und im nächsten Jahre soll

Geschmackes aufgedrückt. Neben seinen Regierungsgeschäften findet er stets noch Zeit, einen bestimmten Teil des Tages seinen baulichen und künstlerischen Neigungen zu widmen, und es sind die Neigungen eines gewissenhaften Forschers und streng durchgebildeten Kunstfreundes, der, so zahlreich und wichtig auch die Ablenkungen der Politik, des Herrscherberufes und der fürstlichen Etikette mit ihren Empfängen und Besuchen sind, sich, wo es nur geht, mit tiefster Freudigkeit und wärmster Liebe mit der Kunst beschäftigt, mit der Vervollständigung seiner Sammlungen, mit dem Ausbau und der Ausschmückung seiner anheimelnden Wohnstätten in Sinaia und Bukarest. Auch um das scheinbar geringste kümmert sich da der König. Er sieht mit größter Gewissenhaftigkeit alle Pläne, Entwürfe, Zeichnungen durch, bestimmt oft Formen und Material, berät

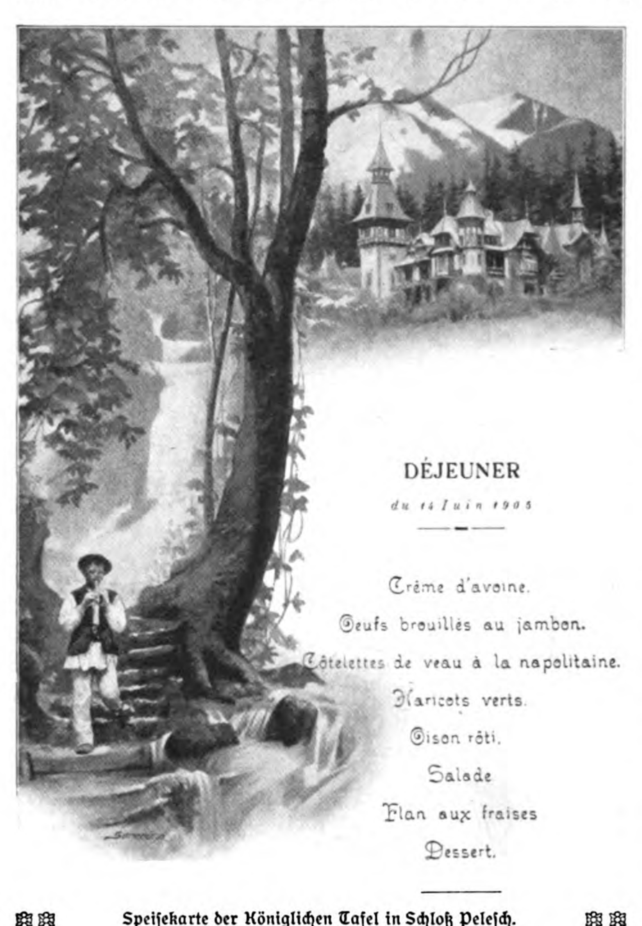
sich mit den Architekten, Baumeistern und Künstlern und überwacht das Fortschreiten der einzelnen Arbeiten — es ist das für den unermüdlich pflichttreuen Herrscher, der keinerlei sportlichen oder sogenannten aristokratischen Passionen huldigt, die einzige Erholung.

Kein Wunder, daß auch das Innere des Castel Pelesch — genau wie jenes des Bukarester Schlosses — mit erlesenstem Schönheitssinn und vornehmstem Kunstverständnis ausgestattet ist; bestimmte doch auch hier der König jedes Stück der Einrichtung und sorgte bis ins kleinste für eine wohltuende, einheitliche Durchführung des dekorativen Elements, das in altdeutschem Stile — dies im besten Sinne des oft mißdeuteten Wortes — gehalten ist. Schon als ganz junger Prinz zeigte König Karl besonderes Interesse für Holzarchitektur. Er bewunderte bereits auf einer in seinen Knabenjahren unternommenen Reise, die ihn durch die Rheinprovinz und Belgien nach Ostende führte, alte Schnitzereien, und als er als Dragonerleutnant in Berlin sich seine erste Einrichtung schuf, in einem noch heute erhaltenen Hause der Alten Jakobstraße, da legte er das Hauptgewicht auf schöngeschnitzte Möbel. Nun als Fürst konnte er in großem Maße und mit gereifter Kenntnis seiner Vorliebe gerecht werden und hatte darin den richtigen Mann gefunden in dem Holzbildhauer Martin Stöhr, der, seinen einstigen, vielgerühmten Berufsgenossen in Nürnberg, Augsburg, Lübeck gleichend in Kunstfertigkeit, Fleiß und Hingebung, mit dem Fürsten ins Land gekommen war und ihm bis zu seinem Tode auf das treueste gedient hat. Die von Stöhr herrührenden Möbel, Vertäfelungen an Türen, Wänden, Decken, sowie seine sonstigen Schnitzereien halten in jeder Hinsicht den Vergleich mit den besten ähnlichen Werken der deutschen Vergangenheit aus und erwecken die aufrichtige Bewunderung der Kenner.

Neben der Holzarchitektur legte der König großes Gewicht auf schönheitsfreudige Glasmalereien, die, von trefflichsten Meistern ent-



Musikzimmer der Königin im Schlosse Pelesch.



Speisekarte der Königlichen Tafel in Schloß Pelesch.

worfen, von den ersten Münchener Firmen hergestellt wurden. Gedämpft fällt durch sie das Licht auf Hallen und Treppen, in Zimmer und Säle. In den Motiven wechseln historische Figuren aus der Hohenzollern- und rumänischen Geschichte mit Szenen aus dem deutschen Mittelalter, mit Ansichten der heimischen Schlösser und Burgen, mit allegorischen Darstellungen und Gestalten und, wie im Musiksaale, mit Episoden aus der rumänischen Märchenwelt. Auch in der Auswahl der Gemälde zeigt sich des Königs abgeklärtes Kunstverständnis und seine tiefe Freude an den alten Meistern. Was uns von diesen Wänden grüßt, ist durchweg ersten Ranges; es mögen nur aus der Fülle glänzender Namen wenige hervorgehoben werden, die hier wie auch im Bukarester Schlosse mit ihren Werken auf das würdigste vertreten sind: Raphael, Botticelli, G. Vasari, Guido Reni, Carlo Dolci, Titian, Jacopo Palma, Salvator Rosa, Lucas Cranach, J. H. Tischbein, J. Breughel, David Teniers, van Dyck, Rembrandt, D. Y. Greco, Ribera, Velasquez, Murillo, N. Poussin, Claude Lorrain, N. Lancret, J. L. Greuze, J. Reynolds.*) Mit unermüdlichem Eifer, mit eingehender Sachkenntnis und gern diesen Zwecken zur Verfügung gestellten reichen Mitteln hat es König Karl verstanden, sich eine Galerie zu schaffen, die unter den europäischen Kunstsammlungen einen hervorragenden Rang einnimmt.

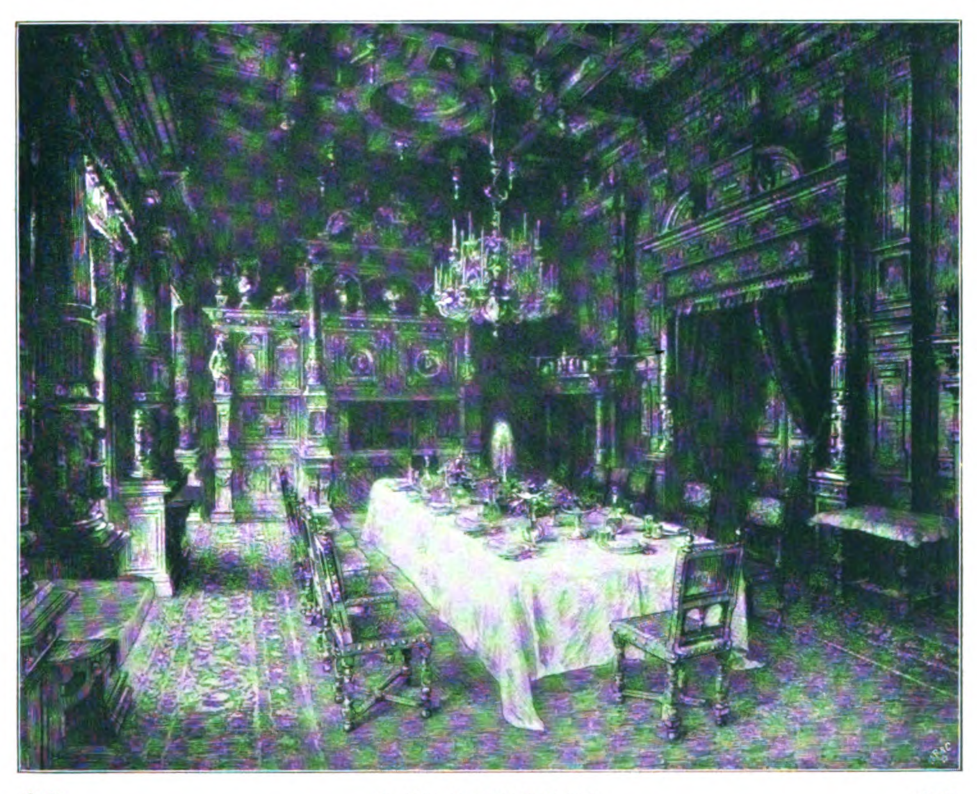
In seiner Gemahlin fand der König eine verständnisfrohe Helferin, welche seine künstlerischen Neigungen teilt. Die Königin wohnt oft seinen Beratungen mit den Baumeistern und Künstlern bei, stets mit Rat und Tat zur Stelle; manche Malerei und dekorative Zier zeugen von der Kunstfertigkeit der hohen Frau. In ihren Gemächern waltet heitere Phantasie, licht und freundlich, wie ihr Gemüt, ist alles, und alles ist von intimem persönlichem Reiz erfüllt, von der Eigenart ihres poetischen, musikalischen, künstlerischen Talents. „Carmen Sylvas Zimmer habe ich auch gesehen,“ so plaudert in den Pelesch-Märchen der Königin der muntere Gebirgsbach, „da ist ein großes Fenster darin, daß man glaubt, es ist gar keines da und die Tannen und der Rasen von der Bergwand

*) Nähere Mitteilungen über die königliche Gemäldesammlung enthält das mit 76 Heliogravuren geschmückte Prachtwerk: Tableaux anciens de la Galerie Charles Ier, Roi de Roumanie. Catalogue raisonné par L. Bachelin, Paris, Ad. Braun & Comp. 1898. Eine eingehende Beschreibung des Schlosses gewährt ein anderes sehr empfehlenswertes Prachtwerk: Das Rumänische Königsschloß Pelesch. Herausgegeben und mit erläuterndem Text begleitet von Jacob von Falke. Mit 25 Radierungen und 38 Holzschnitten. Wien, Carl Gerolds Sohn, 1893.

würden direkt hineinspazieren.“ Ja, das ist auch ein berückender Zauber des Schlosses, daß man von den meisten Gemächern hinausblickt auf den herrlichsten Rahmen, den die Natur geschaffen, auf die ihren würzigen Duft herübersendenden Waldungen, auf die Schluchten und Berge, und daß man fast überall das Rauschen und Plätschern von Fontänen und Quellen vernimmt, die uns so viel, so viel zu erzählen haben von den Mären und Geschichten der verschwiegenen Forste und der gewaltigen Gebirgsrecken, in deren Schluchten Bären und Wölfe hausen, die zur Winterszeit — Meister Petz gelegentlich auch im Sommer — ihre Streifzüge bis zum Schloßgebiet ausdehnen.

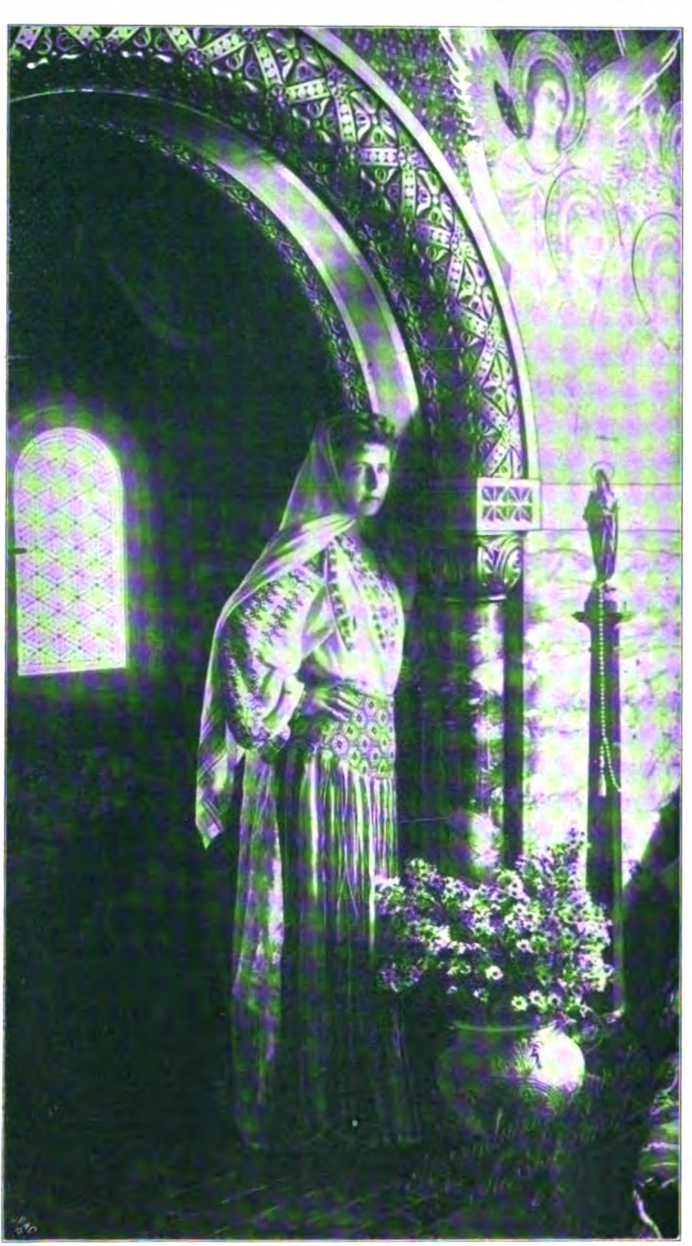
Am vertrautesten uns, aber auch am geschwätzigsten ist der Pelesch, den man sogar zur täglichen Tafelmusik herangezogen hat, gewiß eine reizende Idee der Königin. Man leitete sein Wasser in Röhren zum Speisesaale, und dort springt er und plätschert mit zierlichem Strahl auf der blumengeschmückten Tafel, wo auch sein grünes Glasbassin von den Kindern der heimischen Flora umkränzt ist, von Alpenrosen, von Enzian, von Heidekraut, von Mohn, je nach der Jahreszeit. Eine edle Gastlichkeit übt das Fürstenpaar aus, und wer je die ernste, gehaltvolle Männlichkeit des Königs, dem jeder Schein zuwider ist und dessen Sichgeben eine ruhige Würde und warme Freundlichkeit ausatmet, auf sich wirken ließ, wer die herzliche, offene Liebenswürdigkeit und die innige Teilnahme der Königin an allem Menschenleid und Menschenfreud wie hellen Frühlingssonnenschein empfunden hat, dem werden die im Castel Pelesch verbrachten Stunden als Bereicherung seines ganzen Lebens gelten.

Auch jubelnde Kinderstimmen erklingen oft in den Räumen des Schlosses, wenn dort das jugendliche Viergestirn des Thronfolger-Paares, des Prinzen Ferdinand und seiner blendend schönen Gemahlin, der Prinzessin Maria, einer Tochter des verstorbenen Herzogs Alfred von Sachsen-Koburg-Gotha, weilt. Ein zukunftsfrohes Bild, auf der Schloßterrasse den in die dunkle Generalsuniform gekleideten König zu sehen, in dessen Arm sich der zwölfjährige Prinz Karl ein-



Speisesaal im Schlosse Pelesch.

gehenkelt hat, ein schöner schlanker Junge, dem die rumänische Jägeruniform vortrefflich steht und der von echtem Soldatenblut zu sein scheint, denn er bestürmt meist den Großoheim mit militärischen Fragen. Und an die Königin hat sich die elfjährige, wunderhübsche, blondlockige Prinzessin Elisabeth, ein stilles, in sich gekehrtes Kind, geschmiegt und blickt mit lieben zärtlichen Augen zu der hohen Gestalt empor, zu deren wallender schwarzer Gewandung — ein Trauerzeichen um den vor wenigen Monden gestorbenen teuren Bruder des Gemahls — das von vollem, weißem Haar umrahmte frische, rosige Antlitz und die leuchtenden blauen Augen in lebhaftem Gegensatz stehen. Eilfertig kommen nun auch die sechsjährige Prinzessin Marie, kosend Mignon genannt, und der zweijährige Prinz Nicolaus herangetrippelt, und Mignon läßt nicht eher mit Bitten nach, bis die Königin einen Platz unter den blühenden Gebüschen wählt, die Kleinen auf den Schoß nimmt und ihnen ein Märchen erzählt, ein so schönes, spannendes, geheimnisvolles von Nixen und Gnomen, wie es eben nur Carmen Sylva, die liebe Kinderfreundin, erzählen kann, die augenblicklich Mutterstelle an dem Kleeblatt vertritt, da die Eltern in England weilen. —



Prinzessin Maria von Rumänien im Erker ihres Salons.

Der Wohnsitz des prinzlichen Paares liegt in unmittelbarer Nähe des Castel Pelesch, in westlicher Richtung zur erwähnten Wache und den Kavalierhäusern. Pelischor heißt dieses Schloß, das nach den Plänen und unter Aufsicht des Architekten Karl Liman im Stil der altdeutschen Renaissance binnen zwei Jahren erbaut wurde und sich außerordentlich gefällig mit seiner mannigfachen Holz- und Fachwerkfassade in seiner grünen Umgebung aus-

nimmt. Das Innere zeigt die Einrichtung moderner englischer Aristokratensitze, alles hell mit mancher Anlehnung an die Sezession, jedoch ohne deren Übertreibungen. Viele der Räume wurden genau nach den Angaben der Prinzessin Maria, die bekanntlich englischer Abstammung ist, gestaltet und von ihr mit ihren eigenen dekorativen Malereien, Schnitzereien und kunstfertigen Stickereien geschmückt, wobei sie einen erwählten Geschmack bewies, gleich ihrer Schwester Melitta, der geschiedenen Großherzogin von Hessen, von deren Talent hier mehrere vorzügliche Blumenstücke künden. Der Salon der Prinzessin ist weiß in Gold gehalten, mit zahllosen elektrischen Flammen in matten Glasglocken an der weißen Stuckdecke und mit einem Erker in getöntem Marmor, während die weißmarmornen Nischen Goldmosaik mit Engelsgestalten aufweisen. Dieser Raum, ferner das Arbeitszimmer mit hellen Holzpaneelen, mit bemalten Möbeln und zahllosen Kunstwerken in Bronze und Marmor sind Meisterstücke neuer dekorativer Kunst. In dem Schlafzimmer, dessen Wände mausgraue Ahorntäfelung zeigen, werden wir an die sportlichen Neigungen seiner schönen Bewohnerin erinnert, denn vortrefflich gemalte Friese zeigen uns grasende Pferde auf der Steppe, dann wie die Rosse die nahende Gefahr wittern, ferner wie sie von Wölfen gejagt werden und sich zur Abwehr zusammenschließen. Einfacher, aber gleichfalls im modernen Stil sind die Gemächer des Prinzen Ferdinand gehalten, der mit großem Ernst seinen militärischen Pflichten nachkommt, in den Mußestunden gern dem edlen Weidwerk obliegend.

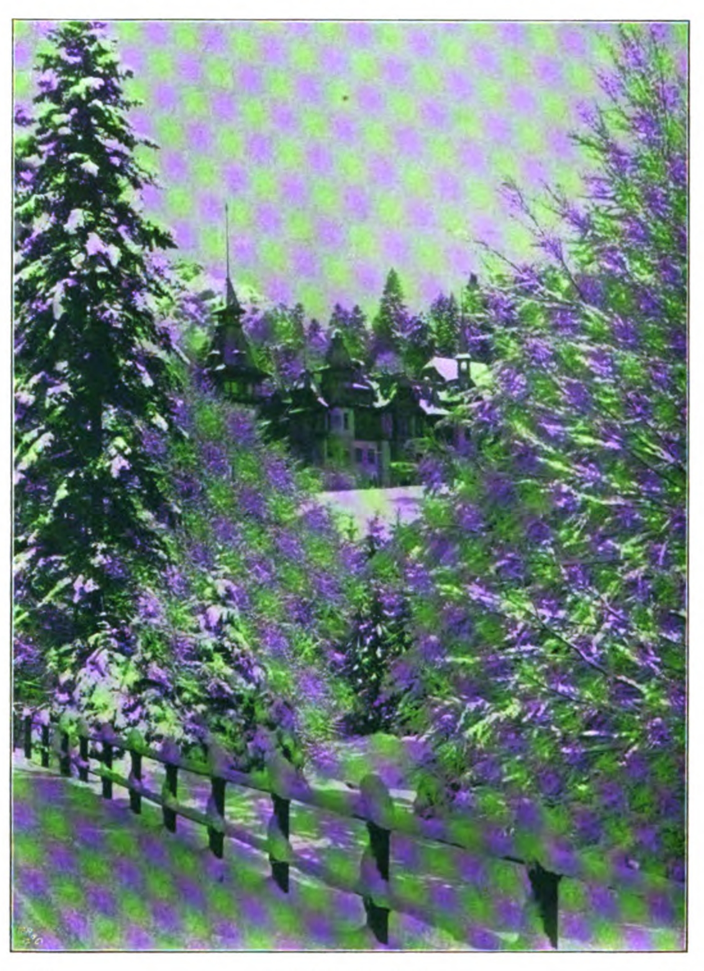


Prinz Ferdinand von Rumänien.

Auch von den Balkons und Galerien dieses in all seinen Räumen mit Blumen geschmückten Schlosses Pelischor schweifen die Blicke teils hinunter in die fernen, quelldurchzogenen Täler mit ihren fruchtbringenden Auen, teils tauchen sie hinein in die Waldeinsamkeit mit hochragenden Tannen und breitkronigen Laubbäumen, über deren Gipfel hinweg die zackigen Spitzen des Petra-Arsa ragen, von dem der Pelesch herunterbraust in schäumendem Gefäll.

Verschwiegene Wege ziehen sich durch den Hochwald, dem man völlig seine erhabene Ursprünglichkeit gelassen hat. Bergan geht's im feierlichen Waldesschweigen, und nun ein Ausruf des Erstaunens: hoch über dem Erdboden, dicht unter den Wipfeln riesiger Föhren, auf und zwischen den Stämmen ruhend, hängt eine von schmaler Veranda umgebene Baumhütte, zu der man nur Zugang erlangt von einem nebenan errichteten hölzernen Turm, von welchem eine Zugbrücke hinübergelassen werden kann. Knarrend fällt sie langsam herab, wir überschreiten sie, drüben, in der bei stärkerem Winde fühlbaren Schwankungen ausgesetzten Hütte, betreten wir zunächst eine nach holländischem Muster eingerichtete Miniaturküche und von ihr aus ein kleines holzgetäfeltes Vorzimmer, dann den winzigen Salon mit weißlackierten Wänden und Holzmöbeln — „das Nest der Prinzessin Maria", heißt das in seiner Art einzige Tuskulum, in dem die Prinzessin ihren vertrauten Gästen und Verwandten den Tee bereitet und kredenzt.

„Schaun's, dem ‚Nest' hier verdank' ich meine ersten grauen Haare," erzählt der uns begleitende Architekt des Königs, Karl Liman. „Ja, solch Häuser zu bauen lernt man auf keiner Hochschule. Als mir vor mehreren Jahren die Frau Prinzessin den Wunsch nach diesem Waldidyll äußerte, ging ich frisch ans Werk. Aber es war noch weit von seiner Vollendung entfernt, da kam die Frau Prinzessin zu mir und meinte, in



Schloß Pelesch im Winter.

peitschendem Regen, so daß der Tee statt der festgesetzten halben Stunde über zwei Stunden währte — für mich eine unendliche Qual, denn unausgesetzt peinigte mich der Gedanke, daß ein Riegel, eine Kramme, ein Bolzen nachgeben könnte und daß, wenn erst der Kreis der Geladenen dadurch beunruhigt würde, alles verloren sei. Ich stellte mich unter das Nestchen — und wie langsam verrannen die Minuten, während der Sturm immer heftiger wurde und die Riesentannen hin und her schüttelte. Da geht ein bulgarischer General mit dem Leibarzt des Königs, dem General Theodori, vorbei. Scherzend sagt General Theodori zu mir: ‚Nun, Herr Liman, Sie haben ja großes Vertrauen zu Ihrem Hause, wie denn, wenn es einstürzen würde

vierzehn Tagen müsse alles fix und fertig sein, da komme der Fürst von Bulgarien mit seiner Gemahlin, und als Überraschung wolle sie dem Fürstenpaare das ‚Nest‘ zeigen. Das war nun eine harte Arbeit, Tag und Nacht wurde geschuftet, aber zur bestimmten Zeit war das ‚Nest‘ fertig mit allen inneren Holztäfelungen samt Küche und Turm. Jedoch auf die Haltbarkeit war nix ausgeprobt und bange Zweifel plagten mich, ob der Tragfähigkeit. Und als dann der Nachmittag kam und in dem Hüttchen eben das Königspaar, die prinzlichen Herrschaften, der Fürst und die Fürstin von Bulgarien nebst den Hofstaaten und Ministern weilten, da, glaub' ich, gab's keinen unglücklicheren Menschen auf der Erde, wie mich. Und zudem erhob sich noch ein heftiger Sturm mit

und Sie stehen darunter?‘ Und ich meinte: ‚Ja, Herr General, deswegen hab' ich mich ja darunter gestellt, fällt es, so soll es mich als den ersten begraben!‘ Aber es fiel nicht, am nächsten Morgen jedoch entdeckte ich bei mir die ersten grauen Haare!“ — —

Stundenlang kann man bergan steigen in diesem hinter dem Schloßgebiet sich ausdehnenden majestätischen Hochwalde, durch den der Pelesch mit quirlender Eilfertigkeit hastet, über Geröll und Gestein hinwegpurzelt und im plätschernden Vorbeigleiten mit hochwedeligen Farnkräutern spielt. Auf schmalen Pfaden, zwischen drohend überhängenden gigantischen Felsblöcken, gelangt man schließlich zur „Pojana Regineae“, der Alm der Königin, wo sich letztere eine Meierei angelegt hat, in der sie,

Schloß Pelischor.

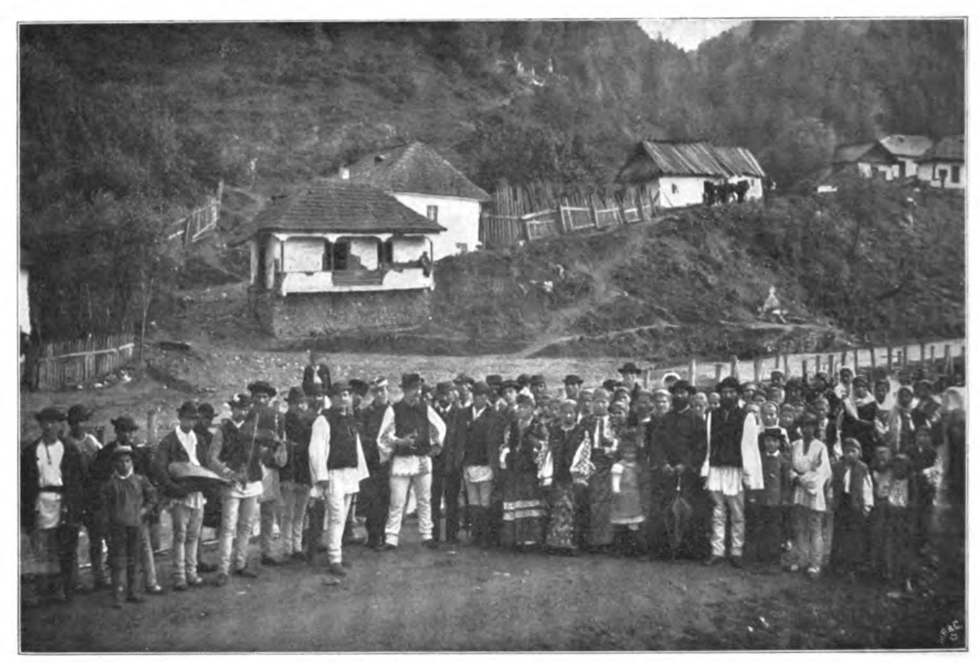
wie ihr Gemahl und das Prinzenpaar, gern Rast sucht von weiten Gebirgswanderungen. Ein lieblicheres und zugleich großartigeres Plätzchen läßt sich kaum finden, als die von würzigen Kräutern und duftenden Blumen übersäte Alpenwiese, auf der Hirten in buntfarbiger Nationaltracht die prächtigen, mit melodischem Schellengeläut versehenen Kühe weiden. Vorn gleitet der Blick hinunter in das Tal von Sinaia mit seinen herrlichen Tannenwaldungen, rückwärts dehnt sich tief unten weites, fruchtbares Gefild, ganz fern begrenzt durch die von blauem Duft umhüllten Höhenzüge der Karpathen; links türmen sich massige Felsen auf, über deren moosbewachsenes Gestein sich Lärchen und Fichten neigen, und rechts reckt sich in schroffer Wildheit der Caraiman mit seinen noch von keines Menschen Fuß betretenen Felsgipfeln, auf denen Adler horsten. Allüberall ringsum aber tiefe Einsamkeit, heilige Stille — o man versteht wohl, daß hier das Königspaar so gern weilt. Und man versteht es, daß es hier hinauf an einem sonnigen Septembertage 1896 seinen teuren Gast, den Kaiser Franz Josef, führte, um ihn nach den anstrengenden Bukarester Festtagen die unberührte herrliche Gottesnatur genießen zu lassen. Ein an einer benachbarten Felskanzel angebrachtes Bronzerelief gemahnt an diesen Besuch.

Von dieser Felskanzel aus blickt man hinab in das obere Tal der Prachowa, die dort in den Dienst der Industrie genommen ward, hauptsächlich in der Ortschaft Asuga. Man erreicht sie von Sinaia aus in kürzester Frist mit der Bahn oder nach einstündiger, schöner Wagenfahrt auf glatter Chaussee, die auch Busteni berührt, eine der sehenswerten Krondomänen, welche, zwölf an der Zahl, unter der umsichtigen, unermüdlich tätigen Leitung Jean Kalindéro's sich zu wahren Musteranstalten entwickelten und dem Reiche in landwirtschaftlicher Beziehung außerordentlich nützen. Auch hier in Busteni, deren Kirche, Schulhaus, Beamten- und Kolonistenwohnungen mit Geschmack und erheblichen Kosten errichtet wurden, fallen uns selbst bei einem flüchtigen Besuche die Ordnung und Sauberkeit auf. Man hört nur Gutes von der Hebung des Schulwesens und den trefflichen Wohlfahrts- wie Gesundheitsmaßregeln.



Das Nest der Prinzessin Maria.

Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.



Eine rumänische Bauernhochzeit im Gebirge.

Verkörpert Busteni in landwirtschaftlicher Hinsicht ein gut Stück des neuen Rumänien, so zeigt das benachbarte Asuga, von hohen Waldbergen umrahmt, ein Stück des industriellen Lebens im Königreich. Hier surren Maschinen, stampfen die Hämmer, kreischen die Sägen, glüht und sprüht es in den Hochöfen, schrillen die Dampfpfeifen. Bierbrauereien, Möbel-, Glas-, Tuch-, Zellulose- und sonstige Fabriken, Wein- und Champagnerkellereien beschäftigen viele Hunderte fleißiger Hände und sorgen für steigenden Wohlstand.

Auch der heute 3000 Einwohner — darunter viele deutscher Abstammung — zählende Ort, vor wenigen Dezennien ein armseliges Dörfchen, verdankt ungemein viel dem König, der mit Rat und Tat die ersten, vorsichtig unternommenen industriellen Versuche unterstützte und sie fortgesetzt fördert, wo und wie es ihm nur möglich ist. Asuga, Busteni, Sinaia, es sind Beispiele für jene gewaltigen Umwandlungen, die in aufsteigender Linie Rumänien während der bald vierzigjährigen Regierungszeit König Karls durchgemacht; Wandlungen, die aus einem zerfallenen, unterdrückten, ausgesaugten Vasallenstaate ein modernes, frisch vorwärts strebendes, starkes Reich gestalteten, das unter den Ländern im europäischen Wetterwinkel eine erste und friedengebietende Stellung einnimmt. Und das ist hauptsächlich seinem Herrscher zu danken, König Karl, dem Hohenzollern!



Rumänische Hirten.



Neues vom Büchertisch.

Von Carl Busse.



E. von Handel-Mazzetti, Jesse und Maria. Zwei Bände (Kempten, J. Kösel). — Marie von Ebner-Eschenbach, Die unbesiegbare Macht (Berlin, Gebr. Paetel). — Georg Engel, Hann Klüth, der Philosoph (Berlin, Vita). — Carl Worms, Überschwemmung (Stuttgart, J. G. Cotta). — Therese Devrient, Jugenderinnerungen (Stuttgart, Carl Krabbe).

Als Lord Byron anno 1821 die italienische Übersetzung der Grillparzerschen „Sappho" gelesen, schrieb er die berühmten Worte in sein Tagebuch: „Grillparzer! ein verteufelter Name; aber man wird lernen müssen ihn auszusprechen."

Heut möcht' ich gleich am Anfang den Namen einer engeren Landsmännin von Franz Grillparzer nennen — einen Namen, der jetzt noch den meisten neu und fremdartig ins Ohr fallen, an den man sich aber gleichfalls bald wird gewöhnen müssen. Er heißt Enrica von Handel-Mazzetti und er deckt ein Buch, das zweifellos zu den allerbesten des Jahres gehört. Ja, wenn ich an die Kühnheit des gewählten Themas denke, an seine kompositionelle und erzählerische Bemeisterung, an diese nie nachlassende Energie und Lebendigkeit der Darstellung, die manchmal fast unruhig wird und es bewirkt, daß trotz breitester Anlage kaum ein Fleckchen des Ganzen tot oder matt erscheint — so halte ich es fast für wahrscheinlich, daß sich unter der letzten Ernte überhaupt kein gewichtigeres Korn befindet.

In zwei starken Bänden liegt das Werk der jetzt 35jährigen Baronin Handel vor. Sein Titel: „Jesse und Maria" (Kempten 1905, Jos. Kösel); der Schauplatz der Handlung: das Donauland, vornehmlich das alte Pechlarn, das im Nibelungenlied schon auftaucht; die Zeit: etwa Mitte des XVII. Jahrhunderts. Ein großes Kulturbild aus der in den österreichischen Erbländern ja besonders gewaltsam betriebenen Gegenreformation, der durch den Westfälischen Frieden doch nur scheinbar ein Ziel gesetzt war, wird aufgerollt. Es geschieht mit einer grandiosen historischen Phantasie. Und die im Titel so einträchtig beieinander stehn, Jesse und Maria, sie sind nicht etwa, wie man glauben möchte, ein Liebespaar, sondern zwei Gegenspieler, von denen der eine den protestantischen und bilderstürmerischen Furor hat, der andere den katholischen und ketzerriecherischen. Wie sie beide sich gegenseitig, mehr fast noch sich selbst vernichten, wie ihr eingeborenes sittliches Gefühl in Verwirrung gerät, wie ihr Einzelschicksal, das von überreichem Grunde sich abhebt, sich endlich tragisch erfüllt und jedes auch noch andere in den eigenen Sturz reißt, das ist das in starker Steigerung durchgeführte Thema.

Wie außerordentlich kühn es war, einen solchen auf dem Gegensatz der Konfessionen beruhenden Stoff aufzugreifen, und religiöse Zerklüftungen, unter denen die Nation leidet und deren bloße Erwähnung bei vielen schon einen gewissen Spannungszustand erzeugt, künstlerisch zu verwerten, ist ohne weiteres klar. Man kann es den Poeten nicht verübeln, daß sie dem hier brachliegenden großen Stoffgebiet gewöhnlich im weiten Bogen ausweichen und sich lieber einem Thema zuwenden, das weniger mit Fußangeln droht. Bei den Empfindlichkeiten hüben und drüben ist eine rein ästhetische Wertung des Dargestellten selten zu erwarten, und dem Vorwurf der Tendenzmacherei ist noch kaum ein Schriftsteller, der auf den beregten Fluren weidete, entgangen. So hat man sich allmählich daran gewöhnt, die religiöse Spaltung des deutschen Volkes künstlerisch wenig oder gar nicht ausgenutzt und darin wurzelnde große Konflikte von der Poesie vermieden zu sehen. Diejenigen Erzähler, die sich solchen Konflikten trotzdem zuwandten, waren zum größten Teil für die Literatur von keiner Bedeutung oder verfolgten von vornherein wirklich tendenziöse Zwecke als konfessionelle Erbauungsschriftsteller.

Es ist möglich, daß die Baronin Handel-Mazzetti ursprünglich ähnlichen Zwecken nicht fern stand, daß aus „Jesse und Maria" eigentlich etwas ganz anderes geworden ist, als sie selbst zuerst wollte. Sie hat sich früher als spezifisch katholische Erzählerin bezeichnet, und da aus einer derartigen bewußten konfessionellen Einengung — mag sie nach dieser oder jener Seite hin erfolgen — für die Literatur schwerlich etwas Ersprießliches erblühen kann, habe ich ihren vor fünf Jahren erschienenen Roman „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" still beiseite gelegt. Nun geschieht es aber häufiger, als man glaubt, daß ein Dichter schaffend über seine eignen Absichten hinauswächst. Das größte Beispiel dieser Art bietet Cervantes, der mit dem Don Quixote eine Satire gegen die phantastisch-verlogenen Ritterbücher zu schreiben beabsichtigte und den wunderbarsten humoristischen Roman der Welt schuf. „Die Feder des Genius" sagt Heinrich Heine dazu, „ist immer größer als er selber, sie reicht immer weit hinaus über seine zeitlichen Absichten." Etwas ähnliches könnte auch der österreichischen Dichterin passiert sein. Ich vermag mir wohl vorzustellen, daß sie, die ihr katholisches Bekenntnis doch so betonte, ursprünglich vielleicht in einem breiten Zeitbild aus der Gegenreformation darstellen wollte, wie an dem schlichten, felsenfesten, gutkatholischen Glauben eines einfachen, wenig gebildeten Weibes alle Kunst des protestantischen, feingebildeten Junkers zuschanden wird. Aber arbeitend, menschenbildend wäre sie

dann im Drange heißer Schaffensstunden emporgewachsen über ihr Thema und jede Tendenz. Denn das ist gerade das Schöne und Große an „Jesse und Maria“: man fragt nicht mehr, ob dies ein katholisches oder protestantisches Buch ist, man weiß nur, daß es ein gutes und ein deutsches ist. Nicht mehr Dogmen und Prinzipien kämpfen hier, sondern Menschen, gläubige und heiße Herzen, die bald recht haben und bald irren, die gar nicht anders schlagen können, als sie eben schlagen, die, ob sie siegen oder untergehen, mit dem einen und dem andern doch nur für sich, für die eigene Persönlichkeit und den eigenen Charakter zeugen. Jesse und Maria stoßen ihres Glaubens wegen zusammen, aber die Erzählerin steht nicht hinter ihnen als Drahtzieherin einer Partei, die von vornherein den Triumph einer bestimmten Richtung will, sondern in hoher künstlerischer Freiheit entzieht sie gleichsam die Gestalten ihrer Phantasie der eigenen Willkür, indem sie Weg und Ziel dieser Gestalten sich einzig und allein aus den verliehenen Naturanlagen und Wesenskräften ergeben läßt. Dadurch aber erreicht sie, daß sich jedem, auf welchem Standpunkt er auch stehe, das Gefühl der absoluten Notwendigkeit, und damit auch Gerechtigkeit, des Geschehens aufdrängt.

So fällt jede unkünstlerische Tendenz fort. Man denkt gar nicht daran zu fragen, wo und wie die Dichterin selber steht. Wird die Frage jedoch gestellt, so kann die Antwort nur lauten: über den Parteien! Wer besser fortkommt, Protestanten oder Katholiken, das wird jeder nach seinem Gusto beantworten. Ja, es sollte mich nicht wundern, wenn dieser katholischen Dichterin von mancher Seite der Vorwurf gemacht würde, sie sympathisiere zu sehr mit dem evangelischen Jesse. Der Vorwurf wäre töricht. Aus rein künstlerischen Gründen mußten sowohl Jesse wie Maria als die Helden erhöht werden. Sie saugen beide aus ihrem verschiedenen Bekenntnis die gleiche Kraft der Überzeugung, die vor keinem Kampf und keinem Opfer zurückschreckt. Und wenn wir dabei den Weg Jesses mit vielleicht noch innigerer Teilnahme verfolgen, so geschieht es aus der Sympathie heraus, die man unwillkürlich dem Schwächeren und Unterliegenden entgegenbringt. Hinter Maria steht die gewaltige Macht der katholischen Kirche, die sie, zur Verzweiflung getrieben, gegen den Ketzer benützt. Der Protestant Jesse dagegen steht im Lande fast allein, er muß in dem ungleichen Kampf, den er selber doch erst verschuldet hat, untergehn: seine trotzige Jugend endet auf dem Schafott. Wer aus konfessionellen Gründen gegen die Zeichnung dieser Gestalt Einspruch erhebt, den möcht' ich an einen ganz ähnlich liegenden, aber noch schärfer ausgeprägten Schulfall erinnern: an die Gestaltung Maria Stuarts durch Schiller. Aus der gleichen künstlerischen Notwendigkeit mußte hier der Protestant die katholische Gegenspielerin erhöhen und seine eigenen religiösen Meinungen den künstlerischen Absichten unterordnen. Das tat er in ungleich härterer und einseitigerer Weise.

Ich hoffe, für jeden Unbefangenen ergibt sich aus diesen Auseinandersetzungen, daß die Baronin Handel mit einem freien Künstlertum, das jede Verquickung mit einer Tendenz ablehnt, geschaffen und gestaltet hat. Und prüft man den Roman im einzelnen, so wird man in der Gewißheit, daß hier ein neues und großes Talent Gehör fordert, nur noch bestärkt. Mit psychologischer Folgerichtigkeit entwickelt sich aus dem Zusammenstoß der Charaktere die Handlung, sie bedarf nirgends der Nachhilfe durch Heranziehung neuer Motive, sie bedarf keiner phantastischen Verwicklungen und abenteuerlichen Kombinationen, um uns in ihrem Bann zu halten, sie geht mit immer größerer Macht und in natürlicher Steigerung zu dem notwendigen Ziel. Mit diesem klaren Zielbewußtsein eint sich eine nicht gewöhnliche Darstellungskraft. Es gibt Kapitel in dem Buche, wo man den Atem anhält. Die Szenen, in denen Marias Gatte das heilig gehaltene Marienbild um protestantisches Gold verraten und verkaufen will, in denen Jesse dem bergauf klimmenden Licht nachschaut, in denen er sich vor dem geistlichen Gericht verantwortet, endlich die grandiosen Schlußszenen entstammen keiner geringen Feder. Aber auch sonst ist der Roman mit einer seltenen Eindringlichkeit geschrieben; er sprüht von Leben, er wirkt manchmal fast unruhig, weil man wohl gern einmal in schöner Stille Rast hielte, aber selbst die retardierenden Kapitel voll zu starker Bewegung sind. Wenigstens behält man diesen Eindruck zurück. Und in dieser Beziehung kann ich mir zunächst einen Fortschritt der Dichterin denken. Von der Unruhe der Ossip Schubin, die sie natürlich unvergleichlich überragt, muß sie zur Ruhe der Ebner-Eschenbach.

Prächtige Nebenfiguren stellen sich um die beiden Hauptgestalten. Da ist auf katholischer Seite der alte Priester, der „Kirchenwolf“, ein grober Bauernpfaff, der schimpft und poltert, aber ein feines Herz hat bei hartem Maul. Und da ist Jesses evangelischer Fahnenträger, der treue Hans von Melk, der's nicht mehr zu sehen braucht, daß sein heißgeliebter Herr den jungschönen Kopf auf den Block legt. Viel anderes Leben lacht und weint dazwischen aus reichem Rankenwerk, durch Wesen und Taten sich minder einprägend, doch aber fest und unterschiedlich geformt. Und man glaubt auch hier zu spüren, aus welch überreich zuströmender Fülle die Dichterin geschöpft hat: nichts von Druckwerk und Pumpen, die mühsam hochziehn, nein, es braust und sprudelt von allen Seiten unter dem Mosesstab der Helferin Phantasie. Nun leiden die schreibenden Frauen zwar durch die Bank keinen Mangel an schöpferischer oder kombinierender Phantasie — im Gegenteil ist ihnen diese Gabe des Himmels gewöhnlich so unverhältnismäßig zugemessen, daß ein Höllengeschenk daraus wird — aber was so sehr wundert, ist dies, daß Frau von Handel-Mazzetti die sehr seltene historische Phantasie besitzt. Und das ist sonst nicht Frauensache.

Angedeutet mag noch werden, daß gegen den Schluß des Werkes unser Herz gewisse Bedenken haben wird. Trotz aller guten und feinen Begründung wird uns die Strafe Jesses zu groß für seine Schuld dünken. Aber wer über diesen mit unbeirrter Energie herbeigeführten Schluß nachdenkt, — und ich wünschte, daß es viele täten — wird

der Dichterin zugeben müssen, daß es nach Lage der Dinge der einzig mögliche war und daß die Erzählerin gerade dadurch ihr starkes und freies Künstlertum bewies. Über ihre Sprache wird mancher zuerst den Kopf schütteln: sie ist ungewöhnlich stark „österreichisch", ganz durchsetzt mit Dialektausdrücken auch in den Partien, in denen der Dialog nicht vorwiegt. Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich diese gar zu leichte Art der Sprachbehandlung nicht liebe. Aber auch hier hat das Sprichwort quod licet Jovi . . . recht. Diesem starken Talent steht die Sprache an: sie hat von vornherein Charakter und Eigenwärme, und man hat hier besseres zu tun, als sich darüber zu ärgern, daß jemand „ungefrühstückt" oder gar „ungeessen" von Hause fortgeht.

So wär uns denn diesmal das Heil aus dem schwarzgelben Kaiserstaat gekommen . . . aus diesem Österreich, dessen literarische Vorherrschaft in Deutschland längst ebenso niedergebrochen ist wie seine politische, dessen Dichtung gleichfalls in Stagnation und Degeneration ausläuft und völlig in einem artistischen Feminismus ertrinkt. Marie von Ebner-Eschenbach ist alt. Da kommt ihr in Frau von Handel junge Hilfe. Sollen wir unser Urteil revidieren? Warum? Es ist eine Erfahrung, daß, wenn die Männer eines Volkes nicht vor ernste Aufgaben gestellt werden, wenn sie allmählich resignieren, ihre ziellos vergeudete Kraft den Frauen zugute kommt, und diese dann stärker werden und wachsen. Die Verfasserin von „Jesse und Maria" hat jedenfalls, wenn sie sich so weiter bewährt, alle Anwartschaft darauf, eine der Hauptstützen der österreichischen Literatur zu werden.

Von diesem neuen Talente soll auch, wie man erzählt, Marie von Ebner-Eschenbach mit großer Bewunderung gesprochen haben — ein Urteil, das bei der bekannten Zurückhaltung der 75jährigen Dichterin doppelt ins Gewicht fällt. Sie hat in ihrem engeren Kreis viel Altes und Großes schon sterben und wenig Junges und Kräftiges an seiner Statt aufwachsen sehen. Ein Glück, daß ihr selbst wenigstens die Musen noch auf dem späten Abendwege hold sind und ihr einen Glanz auch über die Jahre werfen, von denen es sonst heißt, daß sie dem Menschen nicht mehr gefallen. Denn Schaffen ist und bleibt Glück, und man sollte allen Denjenigen mißtrauen, die von dem Kainsmal der Dichtung reden. Das tun nur die Halbpoeten oder die Eitlen, die sich mit der Dornenkrone interessant machen wollen.

„Die unbesiegbare Macht" nennt Marie von Ebner-Eschenbach ihr neuestes Werk (Berlin 1906, Gebr. Paetel). Und wenn wir von dem halb historischen Roman „Agave" absehen, zu dem ich kein rechtes Verhältnis gewinnen kann, reden ja von dieser unbesiegbaren Macht all ihre letzten Bücher. Von ihr spricht die „Arme Kleine", dieses auf Goldgrund gemalte Idyll einer Kindheit; von ihr spricht das spät veröffentlichte bedeutsame Märchen „Die Prinzessin von Banalien", darin Ehre und Stolz, Ruhm und Rang vor der Naturmacht der Liebe in den Staub sinken; von ihr endlich reden die beiden Novellen des jüngsten Bandes. Die fraglos bedeutendere von ihnen ist die erste, sie ist übersichtlicher, knapper, geschlossener, so fest in den Linien, so meisterhaft in Anlage und Ausführung, wie nur je eine Erzählung der Dichterin war. Sie heißt „Der Erstgeborene" und gehört zu den Dorfgeschichten, in denen Marie von Ebner-Eschenbach doch wohl das Höchste leistete. Da ist ein tyrannischer Graf, der mit seinen Leuten kurzen Prozeß macht und auch die arme, blutjunge und bildhübsche Ilona zu seiner bösen Lust zwingt. Das verzweifelte Mädchen wagt ihrem Bräutigam, der in wahnwitziger Wut gegen den Grafen losgeht, nicht mehr unter die Augen zu treten. Sie bringt ein Knäblein zur Welt, das sie haßt, das in einem Winkel des Hofes herumspielt, dem es aber gelingt, in seinem gräflichen Erzeuger eine scheu verborgen gehaltene Zärtlichkeit zu erwecken. Auf dem Totenbett läßt sich der Magnat die Mutter des Kindes unter der Bedingung antrauen, daß sie sofort aus der Gegend verschwindet, niemals ihres und seines Sohnes Weg im Leben kreuzt, überhaupt auf alle Mutterrechte verzichtet. Ilona kann nun in Ehren ihren Stephan heiraten; weitab von ihrer früheren Heimat wird sie eine glückliche Frau, neue Kinder springen um sie herum, aber eine dumpfe Sehnsucht, die keine Erlösung findet, begleitet sie durch alle Stunden ihres Lebens, die Sehnsucht, jenem Erstgeborenen, der in Glanz und Reichtum aufwächst und doch so arm ist, weil niemals ihre Mutterliebe ihn gewärmt hat, ein einzigmal Mutter zu sein. Und die allmächtige Liebe trägt über Versprechen und Schwur sie beide wie auf Flügeln für eine einzige Stunde zusammen, den jungen Grafen und die Bauernfrau, daß sie sich fassen und halten können und sich einmal sagen, wie lieb sie sich haben. Niemals wird sich diese Stunde wiederholen im Leben, aber ein Leuchten geht von ihr aus, das ihre ferneren Wege erhellen wird bis ans letzte Ziel. Kurz und mächtig setzt der Schlußakkord ein: Ilonas Mann kehrt zurück: „Wer war bei Dir?" Und sie, stolz und frei: „Mein Sohn Akos." Der Mann, der das Weib über alles liebt, fährt auf: „Was will er? Dich uns nehmen? Hat er's nicht schon getan?" — „Mann," sprach Ilona mit einem herrlichen Lächeln, „er hat mich Euch zurückgegeben."

Gegen dieses Meisterstück hat die zweite Erzählung „Ihr Beruf" einen schweren Stand. Sie ist lange nicht so einheitlich und gedrungen und wirkt schwächer, weil sich das Interesse mehr zersplittert und sich auf viele Personen verteilt. Die „Klaue des Löwen" zeigt sich immerhin auch hier: in der Zeichnung des Präsidenten Staudenheim, der seine schönen Töchter eine nach der andern fortgeben muß. Und niemand wird auch bei dieser Erzählung auf den Gedanken kommen, daß eine Fünfundsiebzigjährige sie geschrieben hat. Es war ja von vornherein niemals die große Leidenschaft, die Marie von Ebner-Eschenbach zur Dichterin machte und die nun in ihren Alterswerken verflammt wäre. Sondern was diese Erzählerin über die meisten anderen hinaushob, war doch die sichere Ruhe und Freiheit der Persönlichkeit, das eingeborne sittliche Gefühl, eine seltene Lebensklugheit und -klarheit. All dieses

können die Jahre ja nur noch steigern, nicht zerstören. Und es scheint mir, als ob gerade aus den letzten Büchern die unbesiegbare Macht, die Liebesmacht eines reichen Herzens uns entgegenstrahle. Zwar: von Gefühlsverschwendung hält auch die Greisin nichts, ihre klare und energische Linienführung läßt sie sich nicht überströmen, erweichen und verwischen, aber öfter und öfter leuchtet groß und schön wie die Sonne eine milde, herzliche, alles Leben warm umfassende Güte auf. Möge sie uns noch in vielen neuen Schöpfungen erquicken!

Ein glücklicher Zufall will es, daß ich diesmal auch weiter im Loben bleiben kann. Und zwar soll der dritte Segensspruch über ein famoses Buch voller Humor und Poesie ergehn: über Georg Engels Roman „Hann Klüth, der Philosoph" (Berlin, Vita. Deutsches Verlagshaus). Oben an der Waterkant spielt der Roman, etwa um Rostock herum, und er läßt uns die Wege überschauen, die von ein paar Lotsenkindern begangen werden. Hann Klüth ist nur eins dieser Kinder, und der Pfad der andern ist abenteuerlicher und minder gerade, als der seine. So glaubt man nach dem Titel erst an einen stark betonten Mittelpunkt, um den, schwächer hervortretend, das übrige sich gruppiert, glaubt an einen straffen Aufbau und eine energische Durchführung des Themas. Aber damit stimmt es nicht ganz; Seitenwege locken mit Blumenduft, Vogelschall und Mädchenlachen; Hann Klüth, der schwerfällige, gute Junge, muß manch liebes und langes Mal allein und verlassen dastehn und warten, bis Georg Engel uns sachte wieder zu ihm zurückführt. Bald ist es sein vornehmerer Bruder, der ihm das Licht abschneidet, bald ist es seine heiße und schöne Pflegeschwester Line, an der er mit seinem scheuen und vollen Herzen hängt. Aber ohne all die Seitenwege wär' das Buch doch kahler und so schlägt man sich immer wieder gern in die Büsche, die grün sind und durch die frisch die Meerluft streift. Sagen wir überhaupt gleich, daß die eigentliche laute „Handlung" das Schwächste an dem Roman ist und daß die schönsten Kapitel immer die sind, die ans Meer, in die Stille, in die Lotsenhäuser führen. Man geht dort hin wie in die Ferien. Man weiß, es erwartet uns nichts aufregendes, aber es bimmeln da süß und fein die Silberglöckchen der Poesie. Und nun bin ich bei dem Segensspruch.

Das nämlich macht mir das Georg Engelsche Buch so lieb, daß sich darin mit einem derben, durchaus nicht zaghaften Realismus eine zarte lyrische Naturpoesie verbindet. Mit dem Realismus sind die Fischer und Seebären eingefangen — Prachtkerle darunter, von denen zwei noch besonders genannt sein wollen. Mit zarter Lyrik ist dagegen das Stück Welt, in der sie stehen, sind die ersten ahnenden Träume ihrer Kinder ausgemalt. Über der kleinen Line, die in den ersten Regungen ihres heißen Blutes erschauert, liegt es wohl wie ein goldenes Gespinst, und dagegen stelle man den riesigen taubstummen Fischer Klaus Muchnow: mit welcher Derbheit und Freude am Charakteristischen der auf die Beine gestellt ist! Er kann nur zwei Worte sagen, vielmehr brüllen: nämlich „Eierkauken" und „Stäwelwichs". Eierkauken bedeutet wie Ormudz das lichte Prinzip, es bedeutet alles Gute, Angenehme, Herzerfreuliche; Stäwelwichs — Klaus Muchnow hat sich in der Dunkelheit mal vergriffen — alles, was entgegengesetzte Gefühlserregungen auslöst. Noch glänzender gelungen, vor allem auch viel mehr ausgeführt, ist die Gestalt des Lügenlotsen Oll Kusemann. Oll Kusemann ist „ein Phantast ohnegleichen, dem das Leben als eine einzige bunte Unwahrheit, eine schillernde Seifenblase erschien, der sich an seinen eigenen närrischen Geistessprüngen ergötzte, wie ein Kind, das den Affenkäfig beschaut". Aber dieser Sapperlotskerl schwindelt mit Humor und produziert die wunderbarsten Geschichten. Im übrigen hat er's faustdick hinter den Ohren: jeden Hasen hält er für einen Seehund, und erst wenn die Beute vor ihm liegt, erkennt er sein „Mallöhr". Das „Mallöhr" schmeckt ihm stets ausgezeichnet.

Es ist bitterschade, daß der Roman einen Abschluß findet, der von niemandem verteidigt werden kann. Georg Engel sagt selbst, die Geschichte von Hann Klüth sei nicht kunstmäßig mit einem Ende versehen, „denn sie ist wahr, und das Leben dichtet ‚ohne Ende'." Diese billige Ausrede am Schlusse eines so erfreulichen Buches verstimmt. Man glaubt nicht, daß dieser Dichter sie nötig hatte. Aber trotz alledem und trotzdem in das vorhin signalisierte Lob ein paar bittere Tröpflein fielen: versucht dem „Hann Klüth" näherzukommen! Ich bin gewiß, er wird vielen Freude machen.

Aus Gründen, die allerdings weniger in ihr selbst liegen, als in den gegenwärtigen Zeitläuften, kann auch eine baltische Geschichte von Karl Worms: „Überschwemmung" (Stuttgart, J. G. Cotta) auf das Interesse der Leserwelt rechnen. Denn es wird darin viel über die Russifizierung der deutschen Ostseeprovinzen, über Stellung und Charakter der Deutschen, Juden und Letten gesprochen. Leider zu viel gesprochen. Es wäre besser und künstlerischer gewesen, das alles in Erscheinung umzusetzen, nicht zu reden, sondern zu bilden. Doch nur hier und da wird ein Anlauf dazu gemacht. Als ein Zeugnis solchen Anlaufes steht Siegfried Jakobsohn da. Aber der göttliche Odem des Schöpfers ist doch keiner Gestalt recht eingehaucht, und man glaubt immer weniger, daß Karl Worms sich einst über den besseren Durchschnitt erheben wird! Er macht sich immer an Stoffe, für die sein Talent durchaus nicht langt. Er kann ein sonniges Interieur schildern, im Bauer singt der gelbe Piepvogel, darunter häkelt die Tante — aber er stürzt sich ins Weite, um dort natürlich zu unterliegen. Der Tee, den er verschänkt, ist gar zu dünn; es fehlt ein gehöriger Schuß Rum. Weshalb in aller Welt Überschwemmung, Russifizierung, deutscher Idealismus und Rassenkampf, wenn im Grunde alles nur dazu da ist, um, wie hier, den guten alten Onkel, an dessen Seite die liebe gute Tante tritt, in der Gloriole des edlen Helfers darzustellen? Karl Worms hat eine zu sanfte Seele, als daß er sich mit Aussicht auf Erfolg in die Kämpfe der Zeit mischen könnte. Wenn



Herrenhof.

Gemälde von August Kühles.

er das einsähe, wäre ihm und uns geholfen. Er ist nach Gesinnung und Wesen ein zu sympathischer Erzähler, als daß man ihm von unnützen und erfolglosen Versuchen nicht abraten sollte.

Nach den erzählenden Büchern ein Memoirenwerk! Es freut mich immer, wenn ich eins finde und es hier einschieben kann. Denn ich glaube, die Erfahrung ist ziemlich allgemein, daß man zwar im Sturm und Drang grünfrischer Jugend wenig Geschmack an solchen Rechenschaftsberichten findet, aber später, wenn man ins Mannesalter gerät, sich immer lieber in die Darstellung eines wirklich gelebten Lebens versenkt. Es kommt nicht einmal darauf an, ob solch ein Leben zu großen Höhen führte und ob es reich war an äußeren Ereignissen, sondern nur darauf, ob es echt und ehrlich nacherzählt wird. Deshalb sind Schauspielermemoiren meist so fürchterlich, weil der Autor das Mimen nicht lassen kann, weil aus allem, was er verkündet, die Eitelkeit schreit, weil er immer das Publikum im Auge hat, dem seine werte Person möglichst günstig präsentiert werden soll. Vor einigen Jahren erschienen von einem berühmten Berliner Darsteller solche Lebenserinnerungen, und mit Grauen denk' ich noch heute an die Lektüre zurück. Man nahm gar nichts mit aus den zwei Bänden, als eine große Leere und Öde in Herz und Schädel, obwohl einem fortwährend die berühmtesten Namen an den Kopf flogen. Aber sie alle waren eben nur wie Schleifen auf den Lorbeerkranz gesetzt, den der alte Mime sich selbst flocht.

Aus Theaterkreisen stammen auch die Erinnerungen, die heut hier angezeigt werden sollen, aber es sind doch in der Hauptsache nicht Erinnerungen ans Theater, sondern die Jugenderinnerungen „einer glücklichen Frau, wie sie sie einst ihren Kindern und Enkeln erzählt und für sie niedergeschrieben hat“. Diese glückliche Frau ist Therese Devrient (1803—1882), die Gattin jenes Eduard Devrient, der zwar nicht das schauspielerische Genie seines Onkels Ludwig besaß, vor dessen „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ die Literarhistoriker aber Reverenz machen. Therese Schlesinger, die er 1824 heimführte, stammte aus einer kleinjüdischen Familie, und mit wie hellem Blicke sie sich in der Welt umsah, mit wie glücklichen Anlagen, weniger noch des Geistes als des Gemütes, sie ausgestattet war, beweisen uns Spätergeborenen ihre „Jugenderinnerungen“ (Stuttgart, Carl Krabbe). Es ist ein warmes und freundliches Buch, das uns da geboten wird, und das von einem Leben spricht, welches trotz aller äußeren Bewegtheit, die schon der Schauspielerberuf Eduards mit sich brachte, still erscheint. Wer in diesen Aufzeichnungen etwa Dokumente einer überragenden Persönlichkeit, geistreiche Worte, Aufschlüsse über bedeutende Männer der Zeit zu finden hofft, wird enttäuscht sein. Therese Devrient ist in jeder Beziehung gutbürgerlicher Durchschnitt, und deshalb weiß sie auch von den großen Leuten, mit denen sie durch ihren Gatten zusammenkam, nicht viel zu sagen und widmet den meisten nur ein paar allgemein-freundliche Worte. Aber dafür entschädigt sie durch die Wärme des Gemüts und die schlichte Ehrlichkeit, mit der sie von ihrem täglichen Leben und den Eindrücken ihrer Kindheit spricht. Da werden dann überzeugende Bilder der Vergangenheit lebendig. Das althamburger Leben steigt auf, die Franzosenzeit in Hamburg, das alte Berlin, und da die Erzählerin gottlob nicht darauf ausgeht, bei all und jedem für sich selbst ein Rühmchen herauszuschlagen, so folgt man ihr gern und gläubig in die Großvätertage und bringt auch etwas mit daraus.

Von den Berühmtheiten, über die gesprochen wird, seien genannt Felix Mendelssohn-Bartholdy, Zelter, Varnhagen, die Rahel, Heine, Humboldt, Hegel, Alexis, Spontini, Paganini, die Hendel-Schütz, Sophie Schröder usw. Es liegt, wie gesagt, nicht in der fraulich-weichen Art Therese Devrients, scharf umrissene Charakterbilder zu geben. Auch auf Literatur- und Gesellschaftsklatsch läßt sie sich nicht ein und zeichnet nur wenig Anekdotisches auf. Interessant ist, was sie von einer Gesellschaft bei Salomon Heine erzählt. Ihr gegenüber saß ein Herr, der sie mit zugekniffenen, zwinkernden Augen maß und dann geringschätzig und gleichgültig fortsah. „Der Ausdruck seines Gesichtes dabei machte mir die Empfindung, als ob ich zu anständig aussähe, um von ihm berücksichtigt zu werden.“ Auf ihre Frage, wer das sei, antwortete ihr der Hausherr: „Kennen Sie den nicht? Das ist ja mein Neffe Heinrich, der Dichter,“ und die Hand vor den Mund legend, flüsterte er: „Die Kanaille.“ In einer anderen Gesellschaft wird Therese von ihrem Nachbar zur Linken durch Galanterien belästigt, und ärgerlich fragt sie Felix Mendelssohn, der ihr Tischherr ist: „Sagen Sie mir doch, wer ist der dumme Kerl hier neben mir?“ Felix hält sich sein Taschentuch vor den Mund: „Der dumme Kerl da neben Ihnen ist der berühmte Philosoph Hegel.“

Rührend geschildert ist der oft als grob verschrieene alte Zelter. Therese sprach ihn im April 1832 zum letztenmal. Der Tod hatte ihr gerade ein Kind entrissen, Zelter streichelte tröstend ihre Hand und sprach dann mit bebenden Lippen: „Ich habe auch mein Liebstes auf Erden verloren — Goethe ist tot!“ Seine Tochter, erzählt Therese weiter, nötigte ihn eines Abends, sich niederzulegen, weil er sich unwohl fühlte. Sie zündete ihm ein Licht an, reichte ihm den Arm und führte ihn. Als sie durch den Salon zum Schlafzimmer gingen, blieb er vor Goethes Büste stehen, nahm das Licht, beleuchtete den Kopf und sagte, während er sich respektvoll verbeugte, in seiner alten, humoristischen Weise: „Exzellenz hatten natürlich den Vortritt; aber ich folge bald nach.“ Zehn Tage später war er tot.

Das Devrientsche Ehepaar durfte, umgeben von Kindern und Enkeln, noch die goldene Hochzeit feiern. Drei Jahre darauf (1877) starb Eduard, Therese überlebte ihn noch um fünf Jahre. Sie ist fast bis zum achtzigsten Geburtstag gelangt, aber ihre Aufzeichnungen brechen ungefähr mit dem vierzigsten ab. Aus Jugend und junger Ehe hat sie erzählt; in ihrem Mann und ihren Kindern lag ihr Glück beschlossen. Es steigt Wärme aus solchem Menschenleben.

Illustrierte Rundschau.

Alma Tadema (zum 70. Geburtstage). — Die Sammlung Adolf v. Carstanjen (im Kaiser Friedrich-Museum). — Brunnen zu Kempten von G. Wrba. — Von der Meunier-Ausstellung bei Keller & Reiner in Berlin. — Teeservice. — Zu unsern Bildern.

Am 8. Januar feierte Alma Tadema seinen 70. Geburtstag. Die Stellung des seit 1870 in London ansässigen Friesländers in der Kunstgeschichte unserer Tage ist so fest umrissen, wie die weniger anderer Künstler. Er ist der große Archäologe, der mit staunenswerter Genauigkeit Szenen aus der Welt des alten Rom und Athen aufzubauen weiß, daß die Fachgelehrten, wollten sie es, auch nicht das kleinste Tippelchen auf seinen Gemälden als unecht, als nicht stilgerecht nachzuweisen vermöchten. Es stimmt alles: Marmor und Mosaik, Erzgüsse und Schmuck, Gewänder, Geräte, aber auch die dargestellten Gebräuche, das Leben der antiken Welt, insoweit unserem Nachempfinden überhaupt irgend möglich ist, es nach den Überlieferungen neu zu konstruieren. Auch die Gestalten, die Tadema in seine Bilder hineinzukomponieren liebt, stimmen mindestens mit unseren Vorstellungen von schönen Helleninnen, von schönen Römerinnen; seine Modelle, die schlanken, sportsfrohen englischen Frauen und Mädchen, passen merkwürdig genug in dies Milieu hinein. So würden die Schöpfungen Tademas vollendete Kunstwerke ihrer Art sein — wenn sie den Beschauer nicht bei aller scheinbaren Lebenswahrheit völlig kalt ließen. So echt sein Marmor ist, so marmorn sind seine Gestalten. Die Seele fehlt ihnen, und es fehlt ihnen doch auch jeder auf die Sinne wirkende Farbenreiz; sie sind korrekt bis aufs äußerste in der Zeichnung, aber glatt und kalt gemalt. Trotz allem: es haben Hunderttausende vor den Gemälden Tademas bewundernd gestanden, seine Werke sind wohl in allen großen Galerien vertreten und werden um ihrer speziellen Vorzüge willen voraussichtlich noch auf lange hinaus geschätzt werden. Denn so viele Nachahmer Tadema auch hatte, wirklich nachgemacht hat ihm seine subtilen archäologischen Feinheiten bisher keiner. —



Alma Tadema und Tochter.



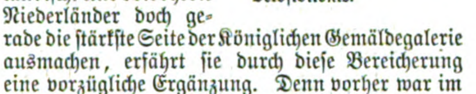
Knabenbildnis. Gemälde von Barth. Schidone.

Im Laufe dieses Jahrgangs suchten wir unseren kunstfrohen Lesern bereits einen Überblick über zwei der bedeutendsten Berliner Privatsammlungen zu geben, die des Geheimrats von Kauffmann (Heft 1) und die des Herrn Gumprecht (Heft 3). Wir reihen diesen heute die Sammlung Adolf von Carstanjen an, die zwar in Cöln entstand, aber seit langen Jahren in die Reichshauptstadt übergeführt ist. Nachdem sie hier in dem

schönen Hause am Pariser Platz bisher nur einem auserwählten Kreise zugänglich gewesen war, ist sie jetzt in ihrem wertvollsten Bestande, etwa 50 köstlichen Bildern, dem Kaiser Friedrichs-Museum auf Zeit überlassen worden, eine überaus wertvolle „Leihgabe“, für deren Überlassung man dem Besitzer nicht dankbar genug sein kann. Wenn man zwei Murillos ausnimmt, ferner noch von einem figürlichen Salvator Rosa und einem kleinen reizvollen, genrehaften Kinderköpfchen des Modenesen Bartol. Schidone (1560—1615) absieht, so präsentiert sich die stattliche Bildergesellschaft durchaus niederländisch. Und obwohl die Niederländer doch ge-



Selbstbildnis. Gemälde von Rembrandt.



rade die stärkste Seite der Königlichen Gemäldegalerie ausmachen, erfährt sie durch diese Bereicherung eine vorzügliche Ergänzung. Denn vorher war im Museum zum Beispiel nicht die Gelegenheit, die holländische Marine an solchen gleich ausgezeichneten und unter sich verschiedenartigen größeren Stükken zu bewundern, wie nun, da unter dem Carstanjenschen Besitz sich diese herrlichen Jan van de Capelle, Simon de Vlieger, Willem van de Velde, Albert Cuyp und Ludolf Bakhuysen befinden. Daneben müssen in erster Reihe aber die höchst farbigen italienischen Landschaften Jan Harkerts und Fred. de Moucherons, an denen wir Adrian van de Velde auch als gesuchten Staffagisten kennen lernen, genannt werden. Vor allen Dingen aber kann man einmal von der vielseitigen Meisterschaft Cuyps den rechten Begriff bekommen. Denn außer mit einer Mondscheinmarine ist er durch eine seiner echt golden glänzenden Abendland-



Fischerboote am Strande. Gemälde von Jan van de Capelle.

schaften mit Kühen und Hirten und durch einen Geflügelhof mit kämpfenden Hähnen vertreten, mit dem er Hondecoeter, dem gefeiertsten niederländischen Geflügelmaler, Konkurrenz machen könnte. Auch Potter lernt man durch eine Sauhatz von einer neuen Seite würdigen. Mit Jan Steen an der Spitze wird uns dann eine Reihe von Proben der die Alltäglichkeit klein und fein schildernden Maler vorgeführt: Vega, Brakenburg, van Bosch, Camphuijsen, Teniers d. j., Gerard Dou und Schalcken. Durch ihre Gesamtzahl wie durch ihren Einzelumfang dominieren in dieser Sammlung freilich die Bildnisse. Allein das Selbstporträt Rembrandts aus seinen späteren Jahren läßt mit seiner mächtigen Malerei alles, was neben ihm hängt, zurücktreten. Ebenso rein ist der Genuß vor mehreren Werken des Franz Hals und des Michiel Mierevelt; auch die kleineren Familienstücke von Thom. de Keyser und



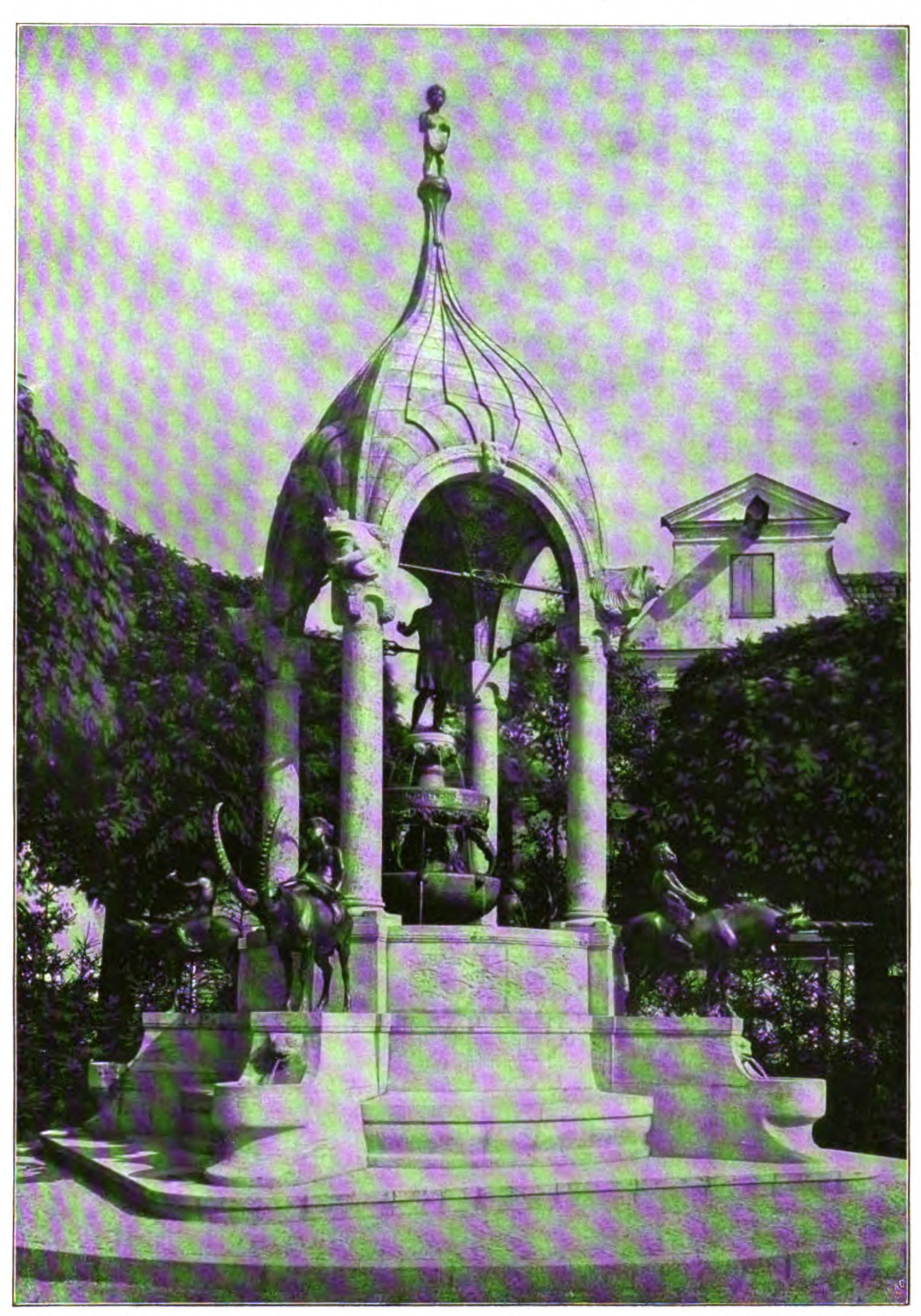
Fischermädchen. Gemälde von Franz Hals.

Nicolaas Maes wirken höchst angenehm. Während so in ihrer Gewähltheit und Mannigfaltigkeit die Carstanjensche Sammlung die Blüte der niederländischen Malerei gut veranschaulicht, wird deren Frühzeit durch zwei Flügelbildchen des Quentin Massys und durch eine überaus feine vielfigurige Tafel vom Cölner Meister der heiligen Sippe vertreten. —

In der Reihe unserer Abbildungen folgt ein Brunnen, den der phantasievolle Münchener Bildhauer Prof. Georg Wrba für die Stadt Kempten schuf. Wir haben an dieser Stelle wiederholt unserer Genugtuung Ausdruck gegeben, daß der Stadtbrunnen in deutschen Landen wieder mehr und mehr zu Ehren kommt. Nun, Wrbas Brunnen ist ein neuer Beweis dafür, daß auch Städte mittlerer Größe sich den Luxus solch eines ewig sprudelnden Wassers erlauben dürfen; denn für die Ausführung waren



Flußlandschaft mit Kuhherde. Gemälde von Cuyp.



Brunnen in Kempten. **Von Prof. Georg Wrba.**

nur 50 000 Mark vorgesehen. Vortrefflich in das Stadtbild hineingepaßt, bildet der Brunnen mit seinem originellen Aufbau, dem St. Magnus darunter, und neun famosen Märchengestalten einen Schmuck des St. Mangplatzes, an dem noch Generationen der Kemptener sich erfreuen werden.

Die Herren Keller & Reiner, Berlin, Potsdamerstraße, haben sich das Verdienst erworben,

in einer umfassenden Ausstellung uns das Lebenswerk des großen Belgiers Meunier vorzuführen; die Meunier-Ausstellung bildet z. B., neben der hochinteressanten Jahrhundert-Ausstellung der Nationalgalerie, den Zielpunkt aller Kunstfreunde der Reichshauptstadt. Es ist in diesen Blättern so oft über Meunier gesprochen worden, daß die nochmalige Würdigung des Meisters hier unterbleiben kann; wer sich über sein Schaffen eingehend orientieren will, sei auf die Monographie Const. Meunier von Dr. W. Gensel (Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig) hingewiesen. Hier mag nur hervorgehoben sein, daß wir in der Ausstellung von Keller & Reiner zum ersten Male das gewaltige Monument der „Arbeit" sahen — freilich nicht in der ursprünglich gedachten Ausführung —, das der Abschluß und die Krönung der ungeheueren künstlerischen Tätigkeit Meuniers sein sollte. Den vier großen Reliefs dieses Monuments — Fabrikarbeiter, Bergleute in der Grube, Lastträger, Garbenbinder — dürfte die Bildhauerkunst unserer Tage wenig Gleichwertiges zur Seite zu stellen haben. —





Reliefs vom „Denkmal der Arbeit" der Meunier-Ausstellung von Keller & Reiner in Berlin W.

Am Schluß der Rundschau bringen wir eine Reihe mustergültiger Teeservice, sowie einen jener modernen Teetische, die von England aus sich bei uns Eingang verschafft haben und denen man in eleganten Salons, beim Fünfuhrtee, allgemein begegnet. Unsere Leserinnen dürften der saisongemäßen Zusammenstellung reges Interesse entgegenbringen. Sie finden unter den Abbildungen einen schönen



Silbernes Teeservice von Hofgoldschmied Hugo Schaper in Berlin W.

Kristall-Teetassen. Aus dem Kristall-Palast in Berlin W.

russischen Samowar, ein Geschenk Kaiser Wilhelms an den Grafen Moltke, Wasserkessel, Teekannen und Zubehör aus Silber und Kayserzinn, in verschiedenen Stilen und — den verschiedenen Geldbörsen angepaßt. Originell sind die neuen Kristall-Teetassen, die wir auf Seite 118 unten abbilden. Der Russe trinkt bekanntlich Tee nur aus Gläsern und hält die Teetasse aus Porzellan für eine Sünde gegen den guten Geschmack; die anderen größten Teekonsumenten, die Engländer, verschmähen wieder das russische Einsatz-Teeglas, wie es oberhalb des Samowar wiedergegeben ist. Auch bei uns hat es sich, nach einer kurzen Zeit, in der es Mode war, nicht recht einbürgern wollen; Hausfrauen haben mir gesagt, weil es sie zu sehr an das Wiener Kaffeehaus erinnere. Die Kristall-Tassen sollen ein Mittelglied bilden, — und Kristall ist ja augenblicklich überhaupt wieder Trumpf für die elegante Tafel. —



Russischer Samowar. Von D. Vollgold & Sohn in Berlin W. Geschenk Kaiser Wilhelms II. an den Grafen Moltke. Oben dazugehöriges Teeglas.



Englischer Teetisch. Aus dem Hohenzollern-Kunstgewerbehaus in Berlin W.

* * *

Unsere Einschaltbilder weisen eine große Mannigfaltigkeit auf. Die famosen farbenfrohen Kampfschen Blätter fanden in einem besonderen Artikel Würdigung. Der Russe Const. Somoff, dessen Schaffen wir schon einmal an dieser Stelle eingehender besprachen, gab uns ein pikantes Frauenbild (zwischen Seite 56 und Seite 57), ganz in seinem eigentümlichen, dem Empire angenäherten Stil. Von Professor Georg Koch bringen wir zwischen Seite 64 und Seite 65 ein Gemälde von der Auerhahnjagd, recht zur Saison. Fritz Behn, der Münchener Plastiker, ist mit einer originellen, ganz von der Schablone abweichenden „Europa" (zwischen Seite 72 und Seite 73), Hugo Kaufmann durch die kraftvolle Medaille eines Sämanns (zwischen Seite 32 und Seite 33)





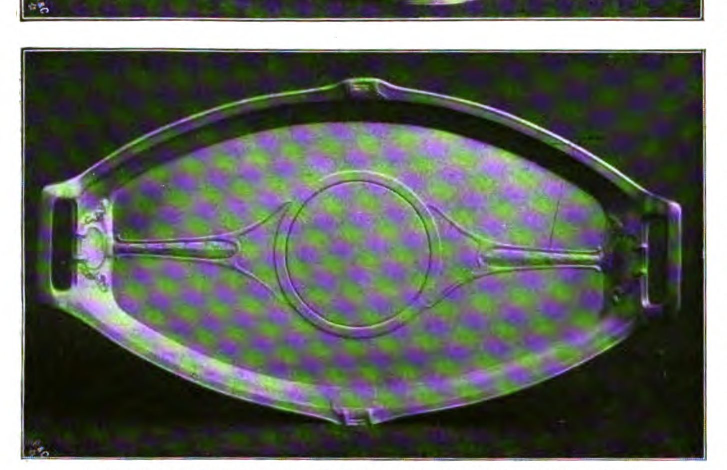
Silberner englischer und französischer Teekessel. Von D. Vollgold & Sohn in Berlin W.

vertreten; daß sich unsere Künstler wieder der so dankbaren Kunst der Medaille zuwenden, kann nicht genug anerkannt werden. Es bietet sich hier, zumal die Zahl der deutschen Medaillensammler stetig wächst, noch ein weites Feld für erfolgreiches Schaffen. An der feinen Kunst Claude Monets (zwischen Seite 48 und 49) erfreut man sich immer aufs neue, wenn man eines seiner Meisterwerke vor sich hat; ungleichmäßig arbeitete er nämlich, das müssen auch seine begeistertsten Verehrer zugeben. Aber der große Impressionist verfügte doch über eine unvergleichliche Gabe, flüchtige Momente in den Naturerscheinungen malerisch festzuhalten, er bleibt vor allem der unübertroffene Meister der Lichteffekte, das zeigt auch diese Marine wieder mit ihrem wunderbaren Himmel und dem leise flutenden glitzernden Wasserspiegel. Aber noch ein zweiter Franzose, dem wir gern einen Platz in diesem Hefte gewährten, wird interessieren, nicht zuletzt um der Stoffwahl willen; denn der Porträtist J. Patricot malte Frau Loubet (zwischen Seite 88 und Seite 89), die soeben das Elysée verließ, um die Rolle als Gemahlin des Präsidenten mit der (ihr voraussichtlich viel lieberen) einer glücklichen Hausfrau zu vertauschen; wie denn auch Herr Loubet allem Anschein nach auch gern auf die Bürden eines Staatsoberhauptes verzichtete. Dann folgen noch zwei treffliche deutsche Künstler: R. Riemerschmid mit einer stimmungsvollen Moorlandschaft, wohl aus der Umgebung von Dachau (zw. Seite 80 und Seite 81), und August Kühles mit einer Architektur, einem alten „Herrenhof" (zwischen Seite 112 und Seite 113) voll anheimelndem Reiz.

H. v. Sp.



Silbernes Teeservice. Von Hofjuwelier J. H. Werner in Berlin W.



Teeservice mit Tablett (rechts Kaffeekanne) in Kayserzinn (Cöln a. Rh.).

Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Altbewährte Nahrung für Kinder, Kranke und Genesende. Verhütet und beseitigt Brechdurchfall, Darmkatarrh, Diarrhoe.

NESTLE'S Kindermehl



Nestle's Kindermehl ist eine vollkommene, leicht verdauliche, keimfreie Nahrung, welche beste Alpenmilch enthält.

[918

33 goldene Medaillen,
27 Ehrendiplome.
Paris 1900 „Ausser Wettbewerb“ als Jurymitglied.

Nestle's Kindermehl

altbewährt, stets zuverlässig.

Für Haushalt u. Küche ist die condensirte **Alpenmilch Nestle** unentbehrlich, säuert nicht, stets gebrauchsfertig als Sahne für Kaffee u. Tee, als Milch f. Kakao, Chocolade u. Speisen

FABRIK-MARKE

Nur echt, wenn die Dosen mit der Schutzmarke „Nest“ und dem Namenszug des Erfinders Henri Nestle versehen.

Velhagen & Klasings
Monatshefte

Monatlich 1 Heft zum Preise von M. 1,50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten*)

Inhalt des Aprilheftes:

Seite

Die Kinder des Herrn von Harthausen. Roman von Hanns von Zobeltitz. Fortsetzung folgt 121
Der Wein blutet. Gedicht von Julius Berstl 140
Die Flora des Forum Romanum. Von Olga von Gerstfeldt. Mit elf Abbildungen nach Aquarellen von Curt Agthe in Faksimilewiedergabe 141
Italienischer Frühling. Gedicht von Caren Lessing 152
Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Reiseerinnerungen eines Spezial-Korrespondenten. Von Otto von Gottberg 153
Die Abrechnung. Ballade von Lulu von Strauß und Torney 160
Kulissenzauber. Von Paul Oskar Höcker. Mit dreißig Abbildungen nach Originalaufnahmen 161
Die Schmetterlinge. Gedicht von Maurice von Stern 176
Die Tochter des Kreischefs. Erzählung von Alexis Freiherrn von Engelhardt 177
Die letzten Wasas. II. Von Dr. Fritz Arnheim. Mit zwölf Abbildungen in Tondruck 185
Türkisches Ramasan-Leben. Bilder aus der türkischen Reichshauptstadt. Von H. W. Trusen-Konstantinopel . . . 200
Bettina von Arnim. Von Karl Hans Strobl. Mit acht Abbildungen . . . 212
Eine Besteigung des Kamerunberges. Reiseskizze mit Originalaufnahmen von San.-Rat Dr. Kirchhoff und Dr. O. Krüger 221
Mal occhio. Gedicht von Jeanne Berta Semmig 229
Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse 230
Illustrierte Rundschau. Von H. v. S. Von der Ausstellung im Palais Redern in Berlin: „Der Brief" von Jan Vermeer. — Prof. Wilhelm von Ruemann-München †. — Villa in Groß-Lichterfelde bei Berlin, von Architekten Meier & Bredow. — Photographische Naturstudien aus dem gleichnamigen Werke von H. Meerwarth (Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen und München). — Handarbeiten (Kissen) von Max und Else Wislicenus-Breslau. — Zu unsern Bildern 235

Kunstbeilagen:

Diana. Gemälde von Hans Looschen. Faksimiledruck. Titelbild.
Frühling. Gemälde von F. Bayerlein. Faksimiledruck . . . . . . zw. 228 u. 229
Rübezahl. Holzstatuette von Hans Sauter. Faksimiledruck . . . . zw. 200 u. 201

Einschaltbilder:

Großherzog Friedrich von Baden. Gemälde von Prof. W. Trübner. Tondruck . . . . zw. 136 u. 137
Wild und Geflügel. Gemälde von Franz Snijders und Anton van Dyck. Tondruck . . . . . zw. 152 u. 153
Kämpfende Faune. Skulptur von Prof. Franz v. Stuck. Tondruck . zw. 160 u. 161
Studie von M. Munkacsy zu einem Gemälde „Verurteilt". Tondruck zw. 176 u. 177
Graf Leo Tolstoi bei der Feldarbeit. Gemälde von Ilja Repin. Tondruck . . . . zw. 184 u. 185
Vorfrühlingsmorgen. Gemälde von Prof. J. Schmitzberger. Tondruck zw. 208 u. 209

Textbild:

Henry Thode. Marmorbüste von Prof. H. Volz in Karlsruhe. Tondruck . . 211

Am Schluß: **Velhagen & Klasings Romanbibliothek.** Sechzehnter Band. Nr. 8. Auf Sandbergs Hof. Roman von Charlotte Niese. Fortsetzung folgt.

---

*) In der 1906. Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Für die Anzeigen verantwortlich: A. Dieckmeyer in Leipzig, Hospitalstraße 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

laſings
HEFTE

rch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten)

eftes:

Seite
erlin: „Der Brief“ von Jan Ver-
— Prof. Wilhelm von Ruemann-
chen †. — Villa in Groß-Lichter-
bei Berlin, von Architekten Meier
edow. — Photographiſche Natur-
n aus dem gleichnamigen Werke von
eerwarth (Verlag von J. F. Schrei-
Eßlingen und München). — Hand-
en (Kiſſen) von Max und Elſe
enus-Breslau. — Zu unſern Bildern 235

Kunſtbeilagen:

Gemälde von Hans Looſchen.
iledruck. Titelbild.
g. Gemälde von F. Bayerlein.
ledruck . . . . zw. 228 u. 229
hl. Holzſtatuette von Hans Sau-
akſimiledruck . . . . zw. 200 u. 201

Einſchaltbilder:

zog Friedrich von Baden.
von Prof. W. Trübner. Ton-
. . . . zw. 136 u. 137
d Geflügel. Gemälde von
Snijders und Anton van
Tondruck . . . . . zw. 152 u. 153
de Faune. Skulptur von Prof.
v. Stuck. Tondruck . zw. 160 u. 161
on M. Munkacſy zu einem
„Verurteilt“. Tondruck
zw. 176 u. 177
Tolſtoi bei der Feld-
Gemälde von Ilja Repin.
. . . . zw. 184 u. 185
ingsmorgen. Gemälde von
Schmitzberger. Tondruck
zw. 208 u. 209

Textbild:

ode. Marmorbüſte von Prof.
in Karlsruhe. Tondruck . . 211

k. Sechzehnter Band. Nr. 8.
Nieſe. Fortſetzung folgt.

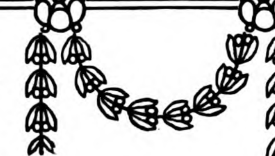
n & Klaſings Monatshefte“ eingetragen. —
en.

Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig



Diana. Gemälde von H. Looschen.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:
Theodor Hermann Pantenius
und Hanns von Zobeltitz.

XX. Jahrgang 1905/1906. Heft 8, April 1906.

Die Kinder des Herrn von Harthausen.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)



Rollin sah heimlich nach rechts. Da ging Gertie neben ihm mit gesenktem Kopf, auf den Wangen eine leichte Röte — diese junge, reizende, lustige Frau! Merkwürdig: auch anders als bisher, wo sie ihm immer mit klaren Augen unbefangen ins Gesicht geblickt hatte. Mit diesen klaren, tiefen Augen, die ihrem ganzen Antlitz das Gepräge gaben, die ihre größte Schönheit waren ...

Sie war in ihrer Ehe nicht glücklich, nicht ganz glücklich. Blind hätte man ja sein müssen, wenn man das nicht bemerken sollte. Sie war nicht die erste unglückliche — nein, unzufriedene Frau, die seinen Weg kreuzte. Vielleicht war sie auch wie so manche andere; vielleicht brauchte er nur den Arm um sie zu legen und ihr ein paar heiße Worte in dies allerliebste kleine Ohr dort zu raunen ...

Torheit vielleicht, wenn er's nicht tat ...

Aber es war doch wieder anders! Ganz anders! Und das nicht nur, weil sie des Kameraden Schwester war, nicht nur weil er des Gatten Gastfreundschaft genossen hatte.

Er biß die Zähne aufeinander.

Wenn er jetzt ihren Arm nahm — ‚Frau Gertie, das Amphitheater haben wir noch nicht gesehen. Das dürfen wir uns nicht entgehen lassen' — und sie mit sich zog ...

Nein! Nein!

Das Blut strömte ihm stärker zum Herzen. Er schämte sich. Denn mit einem Male stand es deutlich vor seiner Seele: Du liebst sie ja!

Es war kein Freudenrausch, der ihn mit diesem Gedanken überkam. Es war nicht einmal ein Glücksempfinden. Ein schreckhaftes Erkennen war's, das ihn durchrieselte, das Vorgefühl nahenden Unglücks. Als ob er fliehen müsse. Vor ihr und vor sich selber. Denn so kannte er sich: jetzt kämpfst Du's nieder — leicht oder schwer — aber die Stunde des Begehrens kommt dennoch! Und wehe Dir, wenn Du dann nicht stark bist!

Da waren sie auch schon vor der Pforte des kleinen Gasthausgartens. Beide hemmten gleichzeitig den Schritt, beide überrascht, wie kurz der Weg gewesen war. Gleichzeitig hoben beide die Augen und sahen sich an, und beide erröteten, blickten seitlich aneinander vorüber, standen eine Sekunde wortlos. „Wir warten wohl drin," sagte er dann. „Gnädige Frau werden gewiß auch eine kleine Erfrischung nehmen wollen." Ganz schwer kam es ihm von den Lippen und ganz förmlich.

Dann saßen sie einander gegenüber,

auf der Terrasse, dicht am Geländer. Rollin bestellte mechanisch Wein. Der Cameriere brachte ihn und legte auch die Blumen, die ihm anvertraut waren, vor Gertie hin. Sie fing langsam an, die zu ordnen. Aber Rollin sah, daß ihre Hände unruhig waren.

Er füllte ihr Glas und leerte hastig das seine.

Auf die Dauer konnte er dies dumpfe Schweigen nicht ertragen. Gerade er nicht. Er hatte nun auch überlegt: jawohl — abreisen! Fliehen! Ein anständiger Kerl bleiben!

Es war ja auch Unsinn. Was hatte er sich denn vorhin eigentlich eingebildet? Sie machte sich gewiß, ganz gewiß gar nichts aus ihm, nicht mehr wenigstens, als aus irgendeinem andern heiteren Reisekameraden, der nicht gerade auf den Kopf gefallen war. Sie war gewiß auch nicht unglücklich in ihrer Ehe. Hirngespinste — weiter nichts! Und sich selbst mußte er bezwingen können. Das ging sicher, wenn er sie erst nicht mehr vor Augen hatte. Man muß nur wollen! Bloß über die nächsten Stunden hinwegkommen — und nicht so schweigsam sitzen. Was sollte sie denn eigentlich von ihm denken?

„Wollen gnädige Frau nicht auch einen Schluck nehmen? Der Wein ist ganz gut.“

Sie nickte, sie griff nach dem Glase. Aber dabei entfielen ihr die Blumen. Er sprang auf, sie aufzuheben, sie bückte sich gleichzeitig — auf einen Moment streiften sich ihre Wangen, berührte sich ihre Hände, und er fühlte, wie rasch ihr Atem ging.

„Danke —“ sagte sie tonlos, und dann saßen sie sich wieder stumm gegenüber.

In ihrer Seele wuchs die schwüle Angst. Es war ganz merkwürdig: ihr fiel plötzlich ein, daß sie sich wohl einmal ein kleines Abenteuerchen, wie sie's vor sich selber genannt, gewünscht hatte; vielleicht nur, um Wolde zu ärgern; vielleicht auch aus etwas Gefallsucht heraus. Und nun überfielen sie Scham und heiße Furcht. Aber es war doch noch etwas dabei, etwas ganz Unerklärliches, das ihr Blut sieden machte, eine heimliche, unwiderstehliche Sehnsucht: ein liebes Wort zu hören, ein liebes Wort zu sprechen.

Endlich meinte er, sich ganz wiedergefunden, sich ganz in der Gewalt zu haben.

„Gnädige Frau —“ begann er, und seine Stimme klang ihr so vertraut und so fremd zugleich — „Gnädige Frau, hab' ich Ihnen schon gesagt, daß ich heut abend nach Rom fahre — und weiter nach dem Süden?“

„. . . und wir morgen früh — nordwärts,“ sprach sie leise, wie vor sich hin.

„Vielleicht finde ich nachher keine Zeit. Drum möchte ich Ihnen gern jetzt gleich danken . . . daß Sie mir erlaubt haben, öfters mit Ihnen zusammen zu sein. Ich werde diese Tage immer in dankbarer Erinnerung behalten . . .“

Was er sagte, brauchte nicht mehr als eine gesellschaftliche Phrase zu sein, wie sie die innerlich fremdesten Menschen austauschen können. Und daß sie antwortete: „Ich werd' auch stets gern daran zurückdenken,“ war nicht mehr. Und doch fühlten beide, daß hinter den Worten ein anderes stand; wußten beide, daß es nur eines Funkens bedurfte, um aus dieser Abschiedsstunde Wunsch und Gewißheit des Wiedersehens zu entfachen.

„Ich werde über den Brenner zurückfahren und also Heidelberg nicht berühren.“

Sie zuckte zusammen. So intensiv war der Schmerz, daß sie hätte aufstöhnen mögen. Und darüber erkannte sie plötzlich die ganze Gefahr, vor der sie stand; was ihr nur unklar und verhüllt die Seele erfüllt hatte in diesen letzten Stunden, lag klar vor ihr. Es schrie in ihr: ‚Großer, gütiger Gott, steh zu mir, daß ich mich nicht verliere!‘ Die Blumen ließ sie sinken und schloß die Hände darüber — hilflos —

Da klang von der Pforte her Woldes Stimme: „Guten Abend, Gertrud . . . 'n Abend, Herr von Rollin —“ und sie fuhr empor. Wie eine Befreiung war es, wie ein Landen im sichern Port. Am liebsten wäre sie Woldemar um den Hals gefallen und hätte aufgejubelt, so erlöst fühlte sie sich aus ihren Herzensnöten. Er war doch ihr Mann — ihn liebte sie! Mochte er sein, wie er wollte: ihn, ihn liebte sie! Alles andere war Einbildung, Verblendung, Selbstbetrug — — —

— — — — — — — — — — —

„Gottlob, daß wir daheim sind!“ wiederholte Gertie sich immer aufs neue. Das eigene Heim dünkte sie wie mit festen Wällen umschlossen, in die kein Ansturm von außen

Bresche legen konnte. Ihr schien es, als entstiege der Heimatserde ein starker Odem, der selbst die Erinnerung auslöschen könnte an all das, was sie da draußen erlebt hatte. Sie ging wieder ruhig und sicher einher; lebhafter denn früher suchte sie Beschäftigung; enger denn ehedem noch suchte sie Anschluß an ihren Mann und dessen Interessen. Es mußte ja gelingen — mußte!

‚Sei kein törichtes Kind,‘ sagte sie sich immer wieder. ‚Bilde Dir nicht ein, daß Dir die Sternentaler vom Himmel herab in Dein Schürzchen fallen. Unser Leben spielt nicht im Märchenland! Sieh doch nur um Dich. Geht's denn andern Frauen anders und besser als Dir? Ist's nicht überall das gleiche, daß des Mannes Beruf den breitesten Teil seines Seins beansprucht? Daß nur die glücklich werden, die sich zu schicken und zu bescheiden wissen. Auch ich will mich bescheiden — ich will!‘

So trafen Egbert und Hilde scheinbar ganz die alte Gertie, als sie auf ein paar Tage in Heidelberg Station machten, um dann zu den Eltern zu gehen. Aber beide waren, fand Gertie, gänzlich verändert. Sogar Wolde mußte es auffallen. „Die Großstadt —“ meinte er kopfschüttelnd — „die Großstadt fällt auf die Nerven. Euch beiden wird der stille Friede im Elternhause gut tun.“

Hilde lachte; ein kurzes, heißes Lachen, aus dem abgrundtiefe Bitterkeit herausklang. Und Egbert entgegnete, ohne Grund gereizt: „Mein lieber Wolde, ich hab' doch den Zauber ländlichen Lebens gerade jetzt zur Genüge kennen gelernt. Wer drei Wochen hindurch vom Manöveradler lebte und alle Tage Bauernstubenluft atmete, der weiß kaum noch etwas von der Großstadt. Zum Stumpfwerden war's.“

Gertie sah vom Schwager auf die Schwägerin und von der wieder auf den Schwager. Sie hatte sie beide so lieb, und es schmerzte sie, in beider Mienen den Ausdruck nicht niederzukämpfenden Leids zu sehen, Unrecht, Unlust und Unzufriedenheit.

Sie saßen auf der großen Veranda vor der Villa. Der Oktoberanfang hatte schöne, sonnige Tage gebracht. Um die schlanken Eisenstäbe des Vorbaues rankte sich das rote Laub des wilden Weines; im Garten unten blühten die bunten Herbstblumen. Der Neckar trieb seine silberigen Wellen stromabwärts; drüben leuchteten die braunen Dächer der alten Stadt, und darüber baute sich der Wald auf, noch grün und nur hier und dort von gelben Tönungen durchsetzt; mitten darin hochragend die gewaltigen rotschimmernden Mauern der herrlichsten aller Ruinen. Es war so schön. Es war so friedvoll. Und diesen beiden lieben Menschenkindern stand der Unfriede auf den Gesichtern geschrieben.

Auch zwischen ihnen war Krieg. Sie machten gar kein Hehl daraus.

„Es war die höchste Zeit, daß ich Hilde fest an den Bügel nahm,“ meinte Egbert. „Vor dem Manöver hatte sie mir mit Hand und Wort versprochen, auszuspannen, nach Hause zu fahren. Aber als ich zurückkomme, finde ich sie natürlich immer noch in dieser gräßlichen Pension, abgearbeitet, nein niedergebrochen. Seht sie doch nur an! Es ist ein Elend.“

„Arbeit wird nur dann zum Segen, wenn man Maß zu halten weiß.“ Wolde sagte es langsam und bedächtig. „Meine liebe Hildegard, Du solltest Dir mit Deinem starken Temperament immer Shakespeares schöne Lehre vorhalten: ‚Violent fires soon burn out themselves!‘“

„Mein bißchen Englisch hab' ich auf der Schulbank gelassen,“ erklärte Hilde, obschon es nicht wahr war.

„Das ist recht bedauerlich. Aber ich will es Dir verdeutschen: Heftige Glut brennt schnell sich selber tot! Das Wort stammt aus Richard II., wenn ich mich recht erinnere, und ich glaube, ich irre nicht. Ich könnte Dir Goethes Spruch hinzufügen: Wer sich nicht nach der Decke streckt — dem bleiben die Füße unbedeckt.“

Sie lachte bissig: „Bleib mir mit Deinen Weisheitssprüchen vom Leibe! Mit denen kann man am Ende alles beweisen und beweist nichts. Nur die Tat beweist. Aber zum Taten gehört Kraft, und das Schlimmste ist, wenn die nicht ausreicht.“

Woldemar schaute einem kunstvollen Ringe nach, den er seiner Zigarre abgezwungen hatte: „Mein liebes Kind, das ist es ja eben, woran Ihr modernen Frauen schließlich doch meist scheitert. Der Wille ist da und vielleicht auch Begabung. Aber die einfache Kraft — unsere männliche, stärkere Konstitution — die fehlt!“

„Ja, Ihr seid ungeheuer stark, Ihr

Männer!“ sagte sie höhnisch, stand auf und trat an die berankten Stäbe. Ganz fest drückte sie ihren Kopf zwischen das Laub. Ihr dunkles Haar zeichnete sich scharf von den roten Blättern ab. Gertie gesellte sich zu ihr, umfaßte sie zärtlich und flüsterte leise mit ihr.

Aber sie hörte doch, wie Woldemar sagte: „A propos, mein lieber Eg! Weißt Du eigentlich, daß wir in Florenz Deinen Kameraden, den Rollin, trafen ...“

Es durchschauerte sie ganz eigen. Sie wäre am liebsten fortgelaufen, um nicht weiter zu hören, und lauschte doch mit angespannten Sinnen.

„... ein liebenswürdiger Mann, nicht zu leugnen. Er hat meiner Kleinen etwas den Hof gemacht —“ Wolde lachte überlegen — „ist wohl überhaupt ein Lady Killer. Übrigens nicht ohne Wissen, wenn es auch ein oberflächliches Dilettantenwissen ist, das ich eigentlich nicht sonderlich liebe. Was hältst Du von ihm?“

Egbert zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Vor seiner Seele stieg plötzlich der Eindruck herauf, den er damals empfangen hatte, als er aus seinem Schlafzimmer heraustretend Rollin und Gertie in übereifriger Unterhaltung sah, und er dachte auch daran, wie oft Rollin sich nach der hübschen Schwägerin erkundigt hatte, wie interessiert. Und zugleich keimte in ihm ein sonst seinem Wesen fremder Zug auf; etwas wie Neid auf den Kameraden, der immer so siegessicher seinen Weg ging.

„Rollin —“ sagte er endlich. „Er wird sehr geschätzt. Ob mit Recht, kann ich vielleicht nicht beurteilen. Aber ich denke bisweilen, er ist, bei aller Liebenswürdigkeit, im Grunde eine rücksichtslose Natur. Ein Streber, nicht nur in militärischer Hinsicht, auch im Leben. Er möchte überall die Sahne abschöpfen.“

„So — so!“ machte Wolde.

Und Gertie fragte die Schwägerin mit bebender Stimme: „Wollen wir nicht in den Garten gehen? Mich fröstelt beim Stehen. Es ist doch schon herbstlich.“

VII.

Nun waren sie wirklich daheim, Egbert und Hilde. Aber der Friede, den sonst des Elternhauses schützendes Dach leiht, war nicht mit ihnen.

In den ersten Tagen schien ein Hauch dieses Friedens auch ihre Seelen einzuhüllen. Vater und Mutter hatten sie so herzlich empfangen, und sie waren beide so müde, daß sie das stille Behagen, das des Vaterhauses Grundzug war, völlig auf sich wirken ließen. Was sie noch auf der Reise an überreizter Stimmung in sich getragen hatten, schien ausgelöscht. Es tat wohl, einmal beide Augen vor dem eigenen Selbst zu schließen, sich umhegen und pflegen zu lassen. Wenn Egbert mit dem Vater durch den Garten schritt und sah, wie der alte Herr sich über jede späte Blüte freute, oder wenn er mit ihm im hohen Arbeitszimmer saß und Vater mit seiner wohlklingenden Stimme von irgendeinem Buch sprach, das ihn gerade beschäftigte, sagte er sich: was ist Vater doch für ein Lebenskünstler! Und wenn Hilde in der Chaiselongue lag, den Kopf tief im weichen Seidenkissen, und Mutter in ihrer sanften Art, die immer um Liebe und Vertrauen warb, sie umsorgte, dann ließ sie wohlig die Lider über die Augen sinken und lächelte heimlich in der Erinnerung an ihre wüste, unwirtliche Studentenbude bei Madame Telmann.

Vater und Mutter behandelten, wie auf Verabredung, die Tochter als Leidende, die äußerster Schonung bedürfe. Sie waren beide auf den Tod erschrocken gewesen, als sie Hilde wiedersahen: die Gestalt nicht mehr schlank, sondern abgezehrt, das Gesicht hager, die Augen tiefliegend und schwarzumrändert, um die Lippen ein stetes, nervöses Zucken. Mutter sah nur das und mit fast nicht minderem Kummer, wie Hilde auch den äußeren Menschen vernachlässigt hatte, wie ungepflegt ihr Haar war, wie sie so gar keinen Wert auf ihre Kleidung zu legen schien. Vater sah diesmal tiefer; er las in diesen jungen, wehen Zügen den Schmerz bitterster Enttäuschung.

Niemand rührte an ihrer Kunst. Niemand fragte nach ihren Studien. Auch das war wie eine unausgesprochene Parole. Die Eltern waren ja durch Egbert darüber unterrichtet, daß Hilde trotz ihres eisernen Fleißes mit ihren eigenen Leistungen gänzlich unzufrieden wäre. Der Mutter gebot ihre Liebe Schweigen; Vater wollte abwarten, bis Hilde selbst sprach. Nach seiner Art, jeder unangenehmen Auseinandersetzung so lange als möglich auszuweichen.

Auch mit dem Sohn sprach er über alles mögliche und noch einiges, nur nicht über ihn. Vor allem sprach er mit ihm über Wolde. Der hatte aus Italien stets überraschend ausführlich berichtet; der hatte jetzt aus Heidelberg überaus interessantes Material über die Primitiven gesandt, archivalische Auszüge, photographische Selbstaufnahmen, eine ganze Kiste Literatur. „Wolde ist von einem erstaunlichen Fleiß," sagte der Vater mit Stolz und saß selbst Stunde auf Stunde über der Sichtung der Quellen, dem Vergleichen und der Anfertigung der Kollektaneen.

Mutters Herz, Mutters Gedanken und Tun waren immer bei dem Kinde, das ihrer am meisten bedurfte. Das schien Hilde. Bei der Ankunft hatten ihre Augen wohl auch mit fragend sorgenvollem Ausdruck in des Sohnes Gesicht gesucht. Nun widmete sie sich fast ganz der Tochter, zumal Egbert auf jede Frage nach seinem Ergehen nur ein kurzes, ablehnendes „Gut" hatte.

Egbert war das ganz recht so.

Er wartete —

Und das, worauf er wartete, beschäftigte ihn so stark, daß es ihn ganz ausfüllte. Er wußte und fühlte: die Ruhe, die Dir jetzt hier wird, ist nichts als die Ruhe vor dem Sturme. Nutze sie, um Dich zu wappnen.

Am Tage nach der Rückkehr aus dem Manöver war Liebesmahl beim Regiment gewesen, und dazu erschien Exzellenz Grumberg, der sich seit seiner Verheiratung nicht hatte im Offizierkorps sehen lassen. Egbert wollte ihm aus dem Wege gehen, aber es ließ sich nicht einrichten. Kaum war die Tafel aufgehoben, so kam der Alte auf ihn zu, faßte ihn unter den Arm und zog ihn mit sich ins Bibliothekzimmer, in dem es an diesen Abenden stets leer war.

Er hatte stark pokuliert. Das runde Gesicht glühte. Aber — Egbert kannte das an ihm — er war zwar angeregt, doch durchaus nüchtern; er sprach vielleicht noch lebhafter als sonst, aber er wußte genau, was er sagte und wollte. Er war sogar ohne Zweifel nur gekommen, um ihn, Egbert, zu sprechen.

„Bengelchen, Kronensohn — laß uns die Friedenspfeife rauchen! Mir drückt's das Herz ab, Eg, wenn ich so denke . . . Schließlich, altes, liebes Patenkind, ich hab' Dich doch über die Taufe gehalten und Dich uff dem Knie gehabt, als Du noch 'n Hemdenlümperl warst. Immer so wie so'n Stück Sohn bist Du mir gewesen. Donnerwetter ja, bis dann . . . na, Eg, nu sei mal lieb. Vors Gewesene gibt der Jude nischt. Hin ist hin. Vergessen müssen wir alle lernen. Sei lieb, gib mir mal die Patsche — woll'n wir uns nich wieder vertragen?"

Auf dem tiefen Ledersessel saß er, die kurzen Beinchen weit abgestreckt, in der einen Hand die große Bock mit der Leibbinde, in der anderen das wehende Taschentuch; kein rotseidenes wie früher, sondern ein weißes batistenes.

Und Egbert stand vor ihm, die Hände auf einer Stuhllehne, mit zusammengepreßten Lippen.

Seit dem Tage vor dem Ausmarsch zu den Herbstübungen, seit dem Wiedersehen war ihm Martha nicht aus dem Sinn gekommen. Alles was er vergessen und begraben gewähnt, war wieder aufgewacht. Wenn er in der Marschkolonne in brennender Sonnenglut hinzog, hatte er, vor sich hinträumend, an sie gedacht; wenn er im Biwak unter dem Zeltdache lag, malte er sich ihr Bild aus. Fluchend, zähneknirschend, sie und sich verwünschend — und voll heißester Sehnsucht.

Den da — diesen alten Dickwanst —, den haßte er. Mehr jetzt, als in jener Nachtstunde, in der er erkannte, daß er ihm Martha geraubt hatte. Haßte ihn, weil er sie besaß. Das Blut stieg ihm jäh zu Kopfe, wenn er daran dachte, daß er sie küssen durfte, dieser dicke, greisenhafte Faun! Und mit der schmerzlichen Wollust des Neides malte er sich das aus, wie es sei, wenn sie sich widerstrebend den Liebkosungen fügte, sie erwidern mußte. O, billig hatte sie die Exzellenz nicht erkauft! Sie mußte gewiß täglich aufs neue dafür zahlen!

„Na, Bengelchen . . . immer noch böse? Sei kein Frosch! Gib mir die Hand. Donnerwetterchen, ich will, daß wir uns wieder vertragen —"

Und neben dem Haß war eine große Neugier, eine im voraus triumphierende Neugier in Egbert. Er wollte wissen, wie sich diese Ehe gestaltet hatte. Ganz klar sehen wollte er, wie unglücklich Martha geworden war, und auch das, wie sie ihre Rache nahm an dem da! Denn das tat sie — sicher, das tat sie!

„Du, Eg . . . hör' mal zu, das ist doch 'ne alte Geschichte, daß es 'nem jungen Menschen nur ganz ausnahmsweise vergönnt ist, so seine erste Liebe heimzuführen. Und wenn's ihm glückt, na, dann ist's merschtenteils sein Unglück. Wenn ich so denke, wahrhaftig, es wäre Dein Unglück geworden. Ich bin geradezu eine Art Vorsehung für Dich gewesen. Na . . . na . . . nich aufbrausen, Bengelchen. Ich mein's gut. Ich will ja nischt, als klaren Tisch zwischen uns beiden machen." Der Alte hatte sich weit vornüber gebeugt, die Zigarre hing fast lotrecht zwischen seinen Zähnen, unter dem kurzgeschorenen weißen Haar leuchtete die rote Kopfhaut hindurch bis zum Stiernacken herunter. Er sah nicht mehr auf. Aber er streckte immer wieder die Hand aus. „Gib Patsche, Eg. Wollen uns wieder vertragen. Ich bitt' Dich drum . . . und Martha will's auch . . ."

Egbert lachte laut auf, gallebitter.

Aber da war zugleich die lodernde Sehnsucht. Sie sehen, sie sprechen! Und das war nur möglich, wenn er diese Hand da nahm, diese rote, fleischige Hand mit dem Ehering am vierten Finger. Der schien schon jetzt zu eng geworden. Ganz deutlich sah es Egbert: er schnitt tief in das Fleisch ein.

Leicht wurde es Grumberg doch nicht, zu werben und zu werben. Er prustete und hustete, die blaugraue Rauchwolke umhüllte ihn immer dichter. „Dja . . . nämlich Martha ist das natürlich sehr schmerzlich . . . das alles . . . und wie sie jetzt zwischen uns beiden steht. Sie hat dafür solch eigenes starkes Empfinden . . . Dja . . . und, wie drück' ich's denn aus, ohne ihr unrecht zu tun, vielleicht fühlt sie auch so was wie Schuld gegen Dich. Obschon . . . na, ich kann Dir das nicht so auseinanderklauben . . . Junge, Eg — mach mir die Sache nicht so schwer. Ich kann doch nicht mehr tun, als Dich herzlich bitten —"

Da legte Harthausen endlich seine Hand in die des Alten. Nur eine ganz flüchtige Berührung sollte es sein, aber Grumberg schloß die Finger fast krampfhaft fest. „Uff —!" machte er, sprang auf und sah Egbert zum erstenmal wieder an. Die helle Freude stand auf seinem Gesicht geschrieben. „Uff — mein lieber Eg! Gott sei's gesungen und gepfiffen: mir ist 'n Mühlstein von der Seele runtergekullert. Siehste, mein Junge, ich bin ja doch kein nachtschwarzes Rabenaas — nee, bin ich nich — ein oller Egoiste und Jesuite bin ich wohl manchmal, aber dabei: wen ich lieb hab, den hab' ich nu mal lieb . . . und Dich hab' ich immer lieb gehabt . . . Dja . . . wenn Du's auch nicht glaubst . . . Donnerwetterchen! Sind wir schließlich nicht alle aus Erdendreck und Himmelsodem zusammengeknetet, aus Gut und Böse. Na also . . ."

* * *

Am nächsten Tage, zur Visitenstunde, machte Egbert Ihrer Exzellenz seinen Besuch.

In der letzten Minute, als er schon im Fahrstuhl stand — Grumbergs wohnten im Hotel de Rome —, wäre er am liebsten umgekehrt. Wie eine lächerliche Farce erschien ihm dieser Besuch mit einem Male, wie eine Albernheit, wie eine Torheit. Er hätte darüber lachen mögen — wenn nur nicht zugleich etwas wie sinnenbeklemmende Angst in ihm gewesen wäre. Und daneben die Begierde, sie zu sehen, ihre Stimme zu hören — alles in einem unklaren Gemisch, das ihm in einem Augenblick den Pulsschlag stocken ließ, um im nächsten sein Blut zum rasenden Lauf durch alle Adern zu jagen.

Dann kam alles anders, als er gedacht, gehofft, gefürchtet hatte. Kam alles so unglaublich einfach und natürlich.

Er machte seinen Besuch bei der jungen Frau eines alten Freundes seines Elternhauses. Die junge Frau kannte ihn schon von früher her — oberflächlich — erinnerte sich seiner aber in liebenswürdiger Weise. Die junge Frau war sehr schön, sehr distinguiert gekleidet und hatte ganz die Allüren einer Dame von Welt. Jedenfalls war sie sehr gewandt und sehr sicher — sehr klug. So sicher und so klug, daß sie sogar gewissen Erinnerungen die Spitze abbrach, indem sie selbst sie vorwegnahm: „Erinnern Sie sich noch meines armen Bruders, Herr von Harthausen? Denken Sie sich, wir haben in Cannes, wo er jetzt lebt, einen Arzt gefunden, der ihn voraussichtlich völlig wiederherstellen wird." — „Gestern war ich übrigens bei Professor

Stickel. Er wird jetzt das Porträt von mir endlich vollenden."

Erstaunlich war's!

Dann war da im Salon der alte Mann, der Gatte der jungen, schönen Frau. Der freute sich anscheinend aufrichtig, den Sohn seines Freundes, sein Patenkind, bei sich zu haben. Ein paarmal wollte er's wohl überlaut kund und zu wissen tun, aber jedesmal schien er sich's noch rechtzeitig zu überlegen. So blieb's bei einigen krampfhaften Händedrucken —

Zum Lachen war's!

Übrigens war die junge, schöne Frau sehr nett gegen ihren alten, recht häßlichen Mann. Sie drohte mit dem Finger, lächelte, wobei ihre wunderschönen Zähne sichtbar wurden: „Gestern haben Sie meinem guten Leo beim Re'ment —" ‚Re'ment' sagte sie — „aber etwas arg mitgespielt. Er hatte heut früh ein allerliebstes Käterchen." Der alte Mann murmelte etwas Unverständliches. Da wurde das Lächeln zum Lachen: „Lieber Leo, leugne nicht. Es war ein Panthertier. Wenn ich Dir nicht rechtzeitig Dein Universalmittel — Pepsin, Salzsäure und Kognak, Herr von Harthausen — eingegeben hätte, der Leopard hätte Dich noch beim Wickel."

Dann hatte die junge, schöne Frau dem Besuch die schlanke Rechte mit einer Bewegung gereicht, die unwillkürlich zum Handkuß zwang, und hatte doch nur dessen Andeutung entgegengenommen. Schließlich hatte sie gefragt: „Wollen Sie nicht heut mit uns essen? Was meinst Du dazu, Leo . . . um halb acht, nicht wahr? Hier im Haus? Lieber bei Adlon, Männchen. Also auf Wiedersehen, Herr von Harthausen."

Es war erstaunlich! Es war zum Lachen! Eine Komödie war's!

Oder war das alles am Ende nur ein Traum?

Egbert fragte sich's wirklich. War es denn möglich, daß ein Mädchen in solch kurzer Spanne Zeit sich diese überlegene, kühle Sicherheit aneignet? Er rechnete sich's bitter vor: ein Modell, aufgewachsen in den engsten Verhältnissen, in Sorgen groß geworden! Freilich: klug war Martha immer gewesen, immer hatten das starke Streben nach oben in ihr gewohnt und der Nachahmungstrieb ihres Geschlechts. Ein Jahr in den großen Karawansereien an der Riviera, in Rom, unter dem internationalen Highlife mochte manch ähnliches Wunder zuwege bringen.

Diese kühle Überlegenheit, die bewußte Kunst, mit der Martha die Grenzen zwischen sich und ihm gezogen hatte, brannte wie Feuer in seiner Seele. Es verdroß ihn und es stachelte ihn. Während er ihr gegenüber saß, den Helm in der Hand, war ihm das gar nicht so zum klaren Bewußtsein gekommen. Er hatte sie immer nur ansehen müssen in ihrer blühenden Schönheit; er war auch vom ersten Augenblick an durch die Art, mit der sie ihm begegnete, völlig gehemmt gewesen. Nun kam die Überlegung und stritt mit der Leidenschaft. Nein — es war genug! Er hatte sie wiedergesehen, sie hatte ihn deutlich genug ihren Triumph empfinden lassen; er hatte sich vor ihr gebeugt, er hatte sich eigentlich benommen wie ein dummer junger Dachs. Genug war's — übergenug! Auch deshalb: man soll nicht mit dem Feuer spielen!

Aber da war doch auch das starke Verlangen, die Scharte, die er empfand, auszuwetzen; sich vor ihr noch einmal anders zu zeigen, denn als demütiger Empfänger gnädiger Liebenswürdigkeit. Ob sie's denn nicht fühlte, ob sie sich's denn nicht sagte: ein gut Teil von dem, was sie heut war, stammte doch auch von ihm. Auch von ihm hatte sie gelernt. Bis auf alberne Kleinigkeiten herunter: sogar die simple Kunst, Messer und Gabel richtig zu gebrauchen, hatte sie ihm einst, freilich wie im Fluge, abgelauscht; ihre auffallende Art, sich zu kleiden, hatte er ihr abgewöhnt; manche kleine Sprachhärte abgeschliffen. Und was hatte er nicht mit ihr gelesen, ihr zur Lektüre gebracht! Bücher waren ja das Einzige, was sie als Geschenk annahm — Bücher und Theaterbilletts. Aus den Büchern und vor der Bühne hatte sie gewiß auch gelernt, wie man steht und sich bewegt . . . wie man sich die Hand küssen läßt. Zum Lachen!

Er sagte sich das alles ganz klar. Aber dazwischen doch immer wieder: was ist sie schön! Wie hat sie sich entfaltet, von der herben Knospe zur vollen Blüte, vom Falter zum glänzenden Schmetterling. In einem Jahre! Und dieser dicke Grumberg neben

ihr, dessen Kopf einer Billardkugel gleicht — wie ist er Wachs in ihren Händen! Der alte borstige Grumberg, der mit seiner bis in die Sechziger bewahrten Freiheit immer protzte, wie kleinlaut ist er geworden!

Abschreiben wollte Harthausen — unbedingt. Aber vor der Tür des Rohrpostamtes machte er kehrt. ‚Nur keine Feigheit‘ — damit baute er sich die goldene Brücke.

Und als er dann von dem Diner nach Hause fuhr, lag er ganz wieder in den alten Banden und knirschte gar nicht einmal mehr gegen sie auf.

Sie hatte sich ganz anders gegeben als bei dem Besuch. Fast als hätte sie inzwischen eingesehen, daß sich diese Komödie nicht auf die Dauer spielen lasse. Auch während des Diners war sie durchaus Dame von Welt; sie vergab sich nicht um eines Fingers Breite von ihrer Würde. Aber sie markierte nicht die Überlegenheit ihrer Stellung, sie war einfach und natürlich und von gleich bezaubernder Liebenswürdigkeit gegen ihren Mann und gegen den Gast. Sogar etwas ganz Neues entdeckte Egbert an ihr: eine Heiterkeit, die ihr sonst fremd gewesen war: gleich als sei ein Druck von ihr genommen und sie stehe jetzt in der Sonne.

Auch Grumberg war unendlich liebenswürdig gewesen, bisweilen fast übertrieben, wie aus dem Gefühl heraus, immer wieder gut machen zu müssen. Nur daß seine Blicke oft wie erstaunt, verwundert — vielleicht auch bewundernd — auf seiner schönen Frau gehaftet hatten.

Dann, ganz am Schluß, hatte er, scheinbar beiläufig, gesagt: „A propos, Eggchen. Wir reisen noch auf einen Stipps nach Baden-Baden. Ich will da noch etwas heiß Wasser brauchen. Weißt Du: Winterversicherung. Möcht's auch gern Martha zeigen, das alte liebe Nest. Jetzt im Herbstglühen ist's ja besonders schön und so still und friedlich. Sind die alten Herrschaften wohlauf? Wir wollen natürlich unseren Knicks machen —“

Und beim Auseinandergehen hatte sie ihm die Hand gereicht: „Wie ist's mit Ihrem Herbsturlaub, Herr von Harthausen? Vielleicht sehen wir uns in Baden-Baden?“ Und da — oder war's nur eine Selbsttäuschung? — da war in ihren Augen zum ersten Male wieder jenes Leuchten aufgegangen, das er so gut kannte — jenes Leuchten, welches einer Verheißung glich.

Nun wartete er unter Sehnsuchtsqualen und mit zornigem Herzen. Als ob er ein Kainszeichen trüge, so kam er sich vor. Als ob man ihm von der Stirn ablesen müsse — das: Ich möchte sie hassen und verzehre mich doch um sie! Ich werde keine Ruhe finden, bis ich sie im Arm halte, und ich zittere vor dem Moment! Denn der elende Rest kann nur Selbstverachtung sein!

Er zählte die Stunden und zählte die Tage, und an jedem Abend sagte er sich: Gottlob, sie ist noch nicht da! Und dachte nur daran: aber morgen — morgen! Sie muß ja kommen!

Einmal ging er mit dem Vater durch den herbstlich gefärbten Wald. Der war recht ein Thema für den alten Herrn. Er sprach vom Werden und Vergehen in der Natur und im Menschenleben, vom ewigen Wechsel der Jahreszeiten, von Kindheit, Jugend, Mannesalter und Greisenzeit und wie jedes seine besonderen Schönheiten und seine eigenen Freuden habe — „für den, der sie zu erkennen und zu schöpfen, sich an ihnen zu freuen weiß.“ Er sprach, wie immer, sehr gut, sehr fein. „Ihr seid heut alle auf der falschen Fährte, will mir scheinen, lieber Sohn. Über der Hast und Unrast Eures Lebens geht Euch jeder Genuß verloren. Ihr durchrast die Jugend und das schönste Mannesalter, und dann bleibt Euch nichts zur Sättigung für die späteren Tage. Die Wohltat der Stetigkeit, jenes schöne Maßhalten, das dem Manne geistiges und körperliches Gedeihen, dem Greise Würde leiht, das kennt Ihr nicht mehr.“

Vater sprach noch weiter, auch über Hilde und ihre Ausbeutung der eigenen Jugendkräfte, aber Egbert hörte nicht mehr. Er sah nur, wie Vater mit der Zwinge seines Stockes beim Vorwärtsschreiten die welken Blätter, die der Wind auf den Weg gestreut, sorgsam zur Seite schob, und er dachte: ‚So hat er's auch im Leben gemacht. In ruhiger Gelassenheit jede kleine Widerwärtigkeit beiseite geschoben, damit nur ja sein Weg glatt und eben und ohne Flecken bleibe. Immer beizeiten. Vielleicht hat er recht. Scheint fast so. Aber wenn er die



Frühling. Gemälde von F. Bayerlein.



Qualen des Augenblicks sich sparte, hat er auch dessen Wonnen nie gekostet. Das steht doch wohl unmittelbar beieinander. Ja — wer da die säuberliche Scheidung vornehmen könnte, wie Vater sie liebt —'

Dann hörte er doch wieder hin. „Des Menschen Leben muß einen Mittelpunkt haben. Für die Frau erachte ich den immer noch als gegeben: er ruht im Hause. Für den Mann ist es der Beruf, sagt man. Ja doch! Nur muß sich jeder seinen Beruf zu schaffen wissen, und der liegt keineswegs immer in der Betätigung nach außen, der braucht nicht nur im Kampf mit dem Leben zu liegen. Auch die stille Arbeit an sich selber ist Beruf, wenn sie zielbewußt ist. Der Mann muß nicht immer ‚hinaus ins feindliche Leben', wenn er im engeren Kreise für sich das Glück zu finden weiß — das einzige wahre Glück, die Harmonie in sich selber."

Egbert mußte widersprechen. Aber Vater schnitt ihm mit seinem überlegenen Lächeln, das oft dem von Wolde glich, nur viel milder war, das Wort ab. „Ich weiß im voraus, was Du meinst. Daß das treibende Element im Leben des einzelnen und im Leben der Völker der Kampf sei. Lieber Eg — ich sage ja nicht, daß der Kampf, hier und dort, auszuschalten ist. Ich bin kein Utopist. Nur daß der Kampf ein Glücksbringer ist, das bestreite ich. Sieh die ganz Großen an, von Alexander meinetwegen bis auf Napoleon und von Cäsar bis auf Bismarck. Kannst Du sie glücklich nennen? Und schließlich wollen wir doch alle, wenn wir ehrlich gegen uns selber sind, nur unser Glück. Im weitesten Sinne natürlich genommen: unser Glück."

„Ein Augenblick gelebt im Paradiese . . ."

„Ach geh mir, Eg! Keinem Menschen genügt der Paradiesesaugenblick, wir streben alle auf die Dauer hin, soweit es im kurzen Leben eine Dauer gibt. Die Augenblicke so zu nützen, daß sie sich schließlich wie eine blinkende Perlenschnur gereiht haben, wenn im Schlußgliede Geburt und Leben sich wieder aneinanderfügen, das ist wahre Lebenskunst. Wenn Du älter bist, wirst Du das auch verstehen: ohne Reue zurückblicken können —"

. . . ohne Reue!

Die Reue nagte schon jetzt. Aber das fiebernde Verlangen war stärker. Es zwang nieder. —

Dann waren Grumbergs plötzlich da.

Unangemeldet fuhren sie vor, grade als Vater mit dem Gärtner bei den Rosen stand, um über die Einwinterung zu sprechen, und Egbert auf der Veranda.

Es war einige Male im Familienkreise die Rede von der jungen Frau gewesen. Flüchtig nur mit der leichten, gutgemeinten Ironie, mit der man die Torheit eines alten Freundes bespricht, der sich ein blutjunges Weib nimmt. Wer sie war, wie sie war, wußten die Eltern nicht, höchstens daß sie wohl glaubten: sie muß sehr arm gewesen sein, wenn sie Grumberg genommen hat; aber selbst das wurde nicht ausgesprochen. Und als Egbert mit dem unsicheren Gefühl dessen, der vorbeugen will, erzählt hatte: „Ich hab' auch letzthin Onkel Grumbergs Frau kennen gelernt" — war man mit einigen flüchtigen Fragen darüber hinweggegangen.

Nun bebten ihm die Glieder, als er sie aus dem Wagen steigen sah. ‚Wie werden die Eltern sie aufnehmen? Wie wird sie sich geben? Und wirst du's verbergen können, daß du alle Tage nur an sie gedacht hast? Wie man an Glück und an Sünde denkt —'

Er fühlte, daß er sie linkisch, befangen begrüßte. Und er fühlte ihr Lächeln in seiner Seele brennen. Spott lag darin: bist Du immer noch der alte Schwärmer? — und Überlegenheit lag darin und wieder verhaltenes Locken.

Der kurze Besuch verlief formell und glatt. Vater, der vor jeder weiblichen Schönheit die Waffen streckte, fand die junge Frau ohne Zweifel scharmant. Mutter blieb ein wenig reserviert und meinte nachher, wie sich selber entschuldigend: „Sie war mir doch gar zu fremd." Hilde erschien nicht. Ihre scharfen Augen hatte Egbert umsonst gefürchtet.

‚Überhaupt — es ist ja lächerlich! — wovor hab' ich mich gefürchtet?' fragte er sich. ‚Ich müßte sie doch besser kennen. Ich müßte doch wissen, daß sie kalt ist und berechnend. Eine Schachfigur für irgendein Spiel soll ich ihr sein, mehr gewiß nicht. Vielleicht ist's auch nur Lust zur Komödie, wenn sie ihre Augen verstohlen zu mir hinübergleiten läßt, als sollten unsere Seelen

sich küssen. War denn das alles eben nicht wieder Komödie? Komödie dies auffallend schlichte Besuchskleid, unter dem doch die Seidenröcke ihr verführerisches Frou-Frou rauschten. Komödie dies Damespielen den Eltern gegenüber, dies liebevolle Getue zu dem alten Manne, dessen Tochter, nein, dessen Enkelin sie sein könnte ...'

Eine leise Ernüchterung war über ihn gekommen. Als Befreiung wollte er sie begrüßen, er spann sie künstlich aus — und empfand sie doch nur als schmerzvollste Bitterkeit. Und nach kurzer Ebbe brach die Flut wieder herein, riesenstark, daß er beide Augen schloß und dachte: ‚Es ist mein Schicksal.'

Die Erwiderung des Besuchs unterblieb, weil Hildes Apathie in eine ernste Krankheit überzugehen schien. Schien — niemand, auch der Arzt, den sie schnöde abwies, wurde klug aus ihr.

Nachdem sie in den ersten Tagen wie eine Todmatte sich hatte willig hegen und pflegen lassen, kam plötzlich eine große Unruhe über sie. Sie hastete im Hause umher, sie machte kurze, eilige Ausgänge, von denen sie stets stark erregt heimkam; sie saß in den Ecken herum, ging den Eltern fast scheu aus dem Wege, spielte, wie unter der Gewalt eines plötzlichen Impulses, einige leidenschaftliche Phantasien, um gleich jäh, mit einem schrillen Mißton, abzubrechen. Dann wieder blieb sie einen Tag im Bette und war durch kein Zureden zum Aufstehen zu bewegen, nahm fast gar keine Nahrung zu sich, lag scheinbar ganz still, mit geschlossenen Augen; aber Mutter sah wohl, wie unter der Decke die Hände unaufhörlich nervös zuckten und zerrten. „Hysterie," erklärte der Arzt achselzuckend. „Hysterie auf der Basis von Bleichsucht" und verordnete Eisen, das Hilde nicht nahm, kräftige Nahrung, die sie zurückstieß, und sorgsamste Beobachtung, „denn man kann nie wissen, was sich aus solchen Erregungszuständen entwickelt."

Vater war es, der schließlich Egbert bat, zu Grumbergs nach dem Badischen Hof zu gehen und um Entschuldigung zu bitten.

Er traf auch dort einen Leidenden.

Martha empfing ihn in der großen Halle des einstigen Klosters. Wieder ganz gelassen, ruhig, fast fremd. „Mein armer Mann hat seinen Gichtanfall. Wenn Sie ihn sehen wollen, wird er sich gewiß sehr freuen — soweit das sein Zustand erlaubt."

Sie stiegen nebeneinander die breite Treppe hinauf.

Egbert war mit dem Vorsatz gekommen, sich unter allen Umständen zu beherrschen ... aber hinter dem Vorsatz stand doch schon die Gewißheit, daß ihm die Kraft fehlen würde. Unten im Halbdunkel der Halle hatte der Wille noch gereicht; nur daß ihre kühle Zurückhaltung ihn schon gereizt hatte. Aber als er nun die Stufen hinaufging und er, Schritt um Schritt, ihre hohe, geschmeidige Gestalt und das schöngeschnittene Profil sehen mußte, als er das Rauschen ihres Kleides dicht neben sich hörte und ihr leichtes Atmen, als sie ihm einmal mit einem einzigen flüchtigen Blick ihr Gesicht voll zukehrte — da jagte der tolle Rausch wieder durch seine Adern. So toll, daß der Atem ihm stockte.

„Hier," sagte sie auf der letzten Stufe, „die Tür gradaus. Wundern Sie sich nicht, Herr von Harthausen, wenn er grantig ist. Er hat wohl wirklich arge Schmerzen." Es klang vorbereitend, artig, sachlich. Aber ein leiser Untergrund von Spott war doch dabei, schon in dem Ton, mit dem sie das „er" herausbrachte.

Grumberg lag auf einem Faulenzer am Fenster, die Füße dick umwickelt. Er sah schlecht aus, verärgert, mißgelaunt. „Ah — wahrhaftig! Geruht man wirklich? Na, ich will nicht zanken! 'n Abend, Eg. Freut mich, Dich zu sehen. 'n Abend, Martha — siehst Du auch mal nach mir? Ein Vergnügen ist's ja nicht — kann ich begreifen. So ... setz Dich zu mir, Bengelchen, erzähl mir was. Ja, die Herren Beeneckens, verflucht und zugenäht. Eine heimtückische Bande, alle Jahr zweimal. Willste 'n Toback?"

Während Egbert über Hildes Krankheit berichtete und daß die Eltern sehr bedauerten, und Grumberg allerlei Zwischenfragen tat, schimpfte und qualmte, saß Martha ganz still am anderen Fenster. Immer wieder mußte Egbert verstohlen hinübersehen. Wie eine Silhouette zeichnete sich ihr Gesicht gegen die Helle draußen ab. Sie hatte es ein wenig geneigt, der Hinterkopf schloß sich mit Schulter und Rücken zu wundervollem Linienfluß zusammen, auf

dem vollen, dunklen Haar lag ein leichtes Vibrieren von Lichtstrahlen. Dann und wann, kaum erkennbar, flog ein flüchtiges Zucken um ihre Lippen, und ein paarmal hob sie auf einen Moment die langen Wimpern. Jedesmal war es nur wie ein blitzartiges Aufleuchten —

„Muß ich nicht einnehmen, Martha?“ knurrte plötzlich der Alte. „Wenn ich nicht daran denke, krieg' ich's doch nicht.“

Sie stand auf, ihre Augen schienen zu suchen.

„Da oben ... der dumme Junge, der Kellner, hat's vorhin auf den Kleiderschrank gestellt. Eine scheußliche Wirtschaft. Bleib man sitzen, Eg — Martha weiß doch besser Bescheid.“

Sie stand schon am Schrank und hob den rechten Arm. Es war wie ein Bild.

Der Löffel klirrte zur Erde. Sie bückte sich, Egbert sprang auf und hinzu. Auf eine Sekunde hatten sich ihre Hände berührt ...

Als er sich wieder aufrichtete, sah er, daß des Alten Augen scharf auf ihn gerichtet waren, mit lauerndem Ausdruck, und dann sagte Grumberg: „Ja ... ja ... Bengelchen ...“ Nichts weiter ... und lachte halblaut vor sich hin.

Das Blut schoß Harthausen ins Gesicht. Spottete der da über ihn oder über sich selber?

Martha gab die Medizin ein, ruhig, mit ihren weichen Bewegungen, und ging dann auf ihren Platz am Fenster. Da rief ihr Mann sie zurück: „Ich kann's nu bald nicht mehr ertragen, Martha! Immer sitzt Du da und starrst vor Dich hin! Fast als ob Du meine Schmerzen hättest. Glaub's schon: pläsierlich ist's nicht, barmherzige Samariterin zu spielen ...“

Es war unendlich peinlich.

Sie trat dicht an das Sofa heran und stand auf einen Augenblick mit hochgerecktem Kopf, wie im Begriff einer heftigen Entgegnung. Aber Grumberg ließ es nicht dazu kommen. „Na, war ja nicht böse gemeint. Ich weiß ja. Donnerwetterchen, wenn Ihr ahntet, wie das tut. Alle Sünden fallen einem wieder ein. Schad' nischt, wenn der Junge mal so 'ner kleinen häuslichen Szene beigewohnt hat ... Du, Eg, also mit der Hilde ... das war schon als Kind ein tolles Frauenzimmerchen ...“

Sobald als möglich empfahl sich Harthausen. Martha hatte nur ein kurzes: „Es war sehr freundlich, daß Sie nach meinem Mann gesehen haben,“ für ihn gehabt, und ihre Augen hatten ihn gemieden.

Er ging wieder mit einem Gefühl fast der Erleichterung. Sogar etwas wie Schadenfreude war in ihm. ‚Es rächt sich doch alles schon auf Erden,‘ dachte er. ‚Für ihn und für sie. In gesunden Tagen läßt er sich knechten, in kranken muß sie sich seine Launen gefallen lassen.‘ Und dann: ‚Das ist nun auch vorüber. In acht Tagen ist mein Urlaub zu Ende ...‘

Am nächsten Tage aber begegneten sie sich vor der Trinkhalle. Sie kam aus der Stadt, mit einem Paketchen in der Hand, und blieb stehen. Er konnte nicht anders, als ein paar Worte mit ihr sprechen. Und da sagte sie: „Ich wollte noch einen kleinen Umweg über die griechische Kapelle machen. Ich komme gar nicht ins Freie und habe solchen Lufthunger.“ Sie lächelte mit halbabgewandtem Gesicht: „Wollen Sie mich begleiten, Herr von Harthausen?“

Seitdem trafen sie sich täglich. Und die kurzen Spaziergänge dehnten sich allmählich aus den Anlagen in die nahen Waldpartien, weiter und weiter. Täglich sagte er sich: es soll das letzte Mal sein, und um den nächsten Mittag fand er sich doch ein.

Dabei wurde wenig zwischen ihnen gesprochen. Oft schritten sie eine halbe Stunde wortlos nebeneinander her, bis dann er oder sie das abgerissene Garn irgendwie notdürftig wieder aufnahmen — anfangs meist ein Gespräch über irgendein gleichgültiges Thema, das sich behandeln ließ, ohne daß es ihre Gedanken in Anspruch nahm. Denn wenigstens Egberts Gedanken schweiften über das, worüber sie sprachen, weit hinaus.

Eine täglich erneute Wonne war's und täglich neue Qual. Für ihn! Denn er dachte oft: ‚für sie ist's nur ein Ausfüllen müßiger Stunden, eine Abwechslung von der Pflege des alten Mannes, von dem sie nie spricht, ein Zeittöten und vielleicht ein prickelndes Spiel.‘

Spiel auch das, was er bemerken mußte: sie schmückte sich für ihn. Fast täglich kam sie in anderer Toilette. Er sah es deutlich: es war nicht immer eigener Geschmack,

nicht immer die persönliche Note, die aus ihrer Art, sich zu kleiden, sprach. Aber sie war trotzdem hervorragend gut angezogen. Es stimmte alles so zusammen, wie es irgendein raffinierter Pariser Modesalon bietet, vom Hut bis zu der Fußbekleidung, es war geschaffen, ihre Schönheit zu heben. Die weichen Herbststoffe schmiegten sich in weiten Falten um sie und ließen doch das wunderbare Ebenmaß ihrer Gestalt hervortreten; wie angegossen saßen die zartgetönten Handschuhe und die farbigen, schmalen Stiefeln über dem hohen Spann. Heut trug sie einen großen Jägerhut mit wallender Feder, die bis in den Nacken hinein spielte, morgen ein kokettes, winziges, englisches Mützchen, das die ganze Fülle ihres Haares freiließ. Immer war ein Rauschen neben ihm von verborgenen Seidenfluten, und wenn sie einmal voraus ging und den Rock schürzte, dann gab es ein Geflimmer von bunten Jupons und einen feinen, rostbraunen Streif dazwischen, der den feingefesselten Fußansatz verriet.

Manchmal, wenn sie so wanderten und aus dem breiten Promenadenweg in einen engen Waldsteg einbogen und dicht nebeneinander weitergingen, daß ihr Arm den seinen streifen mußte, war's ihm, als müsse er sie an sich reißen. Aber immer wußte sie Distanz zu halten. Bisweilen gärte und kochte es in ihm; bisweilen hieß er's kokette Laune; bisweilen war er ihr dankbar, daß sie ihn zügelte. Dann dachte er wieder, in aufquellendem stärkeren Hoffnungsatmen: ‚Wir wissen ja beide, es ist Sünde; aber warum sollte nicht auch einmal aus begehrender Sünde ein reines Glück sich klären?‘

Einige Tage hatte es trübes Wetter gegeben. Der Herbststurm hatte im Walde gezaust. Nun kam ein Umschlag mit fast sommerlichem Sonnenglast. Als ob ein Ausläufer des Föhn über die Alpenkette bis ins Schwarzwaldtal gedrungen wäre, so sommerlich weich und mild wurde die Luft.

Allmählich klangen in ihre kargen Gespräche doch auch gemeinsame Erinnerungen herein. Sie wollten's beide vermeiden, aber es ging nicht; sie brachen jedesmal schnell wieder ab, aber die Vergangenheit, das gemeinsam Erlebte tönte doch wieder auf. Dann und wann, selten, entglitt ihr auch ein Wort über ihren Mann, ihre Ehe. Fast immer war eine Dissonanz dabei, ein halblautes Auflachen, oder sie zog auch nur die Schultern hoch, wie in Verachtung oder Spott.

Und jedesmal dann streifte ihn ihr Blick, und es glühte in dem wieder wie ein Locken.

Es kann nicht mehr lange so weiter gehen, sagte er sich täglich.

Sie hatten sich auf den Nachmittag verabredet. Er sollte sie im Badischen Hofe abholen.

Sonst traf sie ihn stets unten in der Halle. Heute ließ sie ihn heraufbitten.

Schon von der Treppe aus sah er sie. Sie stand in der Tür ihres Zimmers, sie erwartete ihn. Und sie legte den Zeigefinger auf die Lippen. „Heut ist er besonders greulich,“ flüsterte sie. „Geradezu bösartig. Als ich vom Ausgehen zu sprechen wagte, hat er mich angegrobt, wie einen Rekruten.“ Sie lächelte fast höhnisch dabei.

„So soll ich wieder gehen?“

„Bewahre. Nur herein . . .“

Er war zum ersten Male in ihrem Zimmer.

Ein starker, feiner Duft schlug ihm entgegen.

Der große Raum war nicht sonderlich aufgeräumt. Über den Schirm in der einen Ecke, hinter dem wohl das Bett stand, war eine Robe geworfen; die Tür des Kleiderschrankes klaffte; auf dem Tisch vor der Chaiselongue lagen Leihbibliotheksbände und Toilettengegenstände im wirren Durcheinander, dazwischen stand ein Schreibzeug. Einer der beiden großen Koffer war geöffnet, eine duftige Spitzenhülle hing halb heraus.

Aber er sah das alles nur ganz flüchtig. Und ganz flüchtig nur schoß ihm durch den Sinn: ‚Also doch noch ein bissel Bohême. . .‘

Eigentlich sah er ja nur sie.

Es schien, daß sie in der Toilette gestört worden war. Fast als habe sie nur in aller Eile eine Matinée übergestreift, ein japanisches Kimono von bunter dünner Seide. Den Halsansatz ließ es frei, und aus den weiten Ärmeln schimmerten die schön geformten Arme.

So stand sie vor ihm.

Als er die Tür hinter sich ins Schloß gedrückt hatte, hatte sie die Augen gesenkt. Nun schlug sie den Blick langsam auf und sah ihn groß an. Wie fragend . . .

Dann sagte sie lässig: „Also aus unserem schönen Spaziergang wird nichts. Wir leiden pflichtschuldigst unter seiner Gicht mit. Aber mein Plauderstündchen wenigstens wollte ich haben.“ Sie deutete auf einen Stuhl neben der Chaiselongue und setzte sich selbst.

Er zögerte.

Da lachte sie wieder: „Er hört uns nicht. Das ist immer meine erste Sorge in jedem neuen Hotel, daß mein Zimmer Doppeltüren hat. Gute, gepolsterte Doppeltüren. Und dann, er kann sich nicht rühren, der Arme.“ Sie sagte ‚der Arme‘, und in ihren Augen funkelte es dabei.

Egbert schämte sich. Er rückte den Stuhl zur Seite, ehe er sich setzte. Er nahm sich vor, möglichst bald zu gehen. Und dabei pochte ihm das Herz zum Zerspringen.

Sie sprach weiter. Sie sprach zuerst fast allein; und er gab nur mühsam Antworten. Es war wieder zunächst nur Alltägliches. Von dem schönen Wetter sprach sie, und wie es ihr leid sei um den Spaziergang. Der Wald sei so herrlich jetzt im Herbstglühen. Ob sie's wohl morgen nachholen könnten. Wie lang der Urlaub eigentlich noch währe. Und dann plötzlich: „Ja, der Wald! Wissen Sie noch, Egbert, wie wir mit meinem Bruder im Buchenwald bei Rheinsberg waren?“

„Ja . . . Martha . . .,“ gab er beklommen zurück.

Es war zum ersten Male, daß sie sich wieder beim Vornamen nannten.

Sie hatte das ‚Egbert‘ leichthin gesagt. Nun sie ihren Vornamen von seinen Lippen hörte, schüttelte sie den Kopf. Aber es war, wie wenn jemand verneinen möchte und bejahen will. Und ihre Augen ließen ihn nicht los.

Tief in die Ecke des Sofas hatte sie sich gesetzt. Anfangs mit den Händen im Schoß. Dann lehnte sie sich zurück, schob sich eines der Seidenkissen unter den Kopf. Die weichen Linien ihrer Gestalt zeichneten sich unter dem fließenden weiten Gewande ab.

Und nun schwiegen sie beide.

Ganz langsam ließ sie die Lider über die Augen sinken, ganz langsam hob sie sie wieder und sah ihn an. Lange . . .

Über ihre Glieder lief ein leises Beben.

„Ich kann nicht mehr —“ hauchte sie. „Ich verdurste —“

Noch eines Atemzuges Länge war Schweigen zwischen ihnen, banges, heißes Schweigen. Als ob einer auf den andern warte.

Dann war er bei ihr. Er kniete neben ihr. Er umfaßte sie. „Martha — Martha — es kann noch alles gut werden . . .“

Sie schüttelte den Kopf. Aber plötzlich warf sie ihre Arme um ihn, küßte ihn, küßte ihn, bis ihnen beiden der Atem verging. In einem tollen, tollen Rausch. Und er flüsterte zärtliche Liebesworte, und sie küßte ihn wieder.

Mit einem Male schrak sie zusammen und schob ihn von sich.

Er hörte es auch. Im Nebenzimmer wurde es laut. Trotz der Doppeltüren mußte er es hören. Es stampfte, wie wenn jemand wieder und wieder stark mit dem Stock aufstieß, und dann folgte ein Klirren, als ob ein Stück Geschirr hart gegen die Wand geschleudert würde.

Auf ihr Gesicht trat ein häßliches Lächeln.

Und wieder tönte das scharfe, heftige Aufklopfen von nebenan.

Sie flüsterte, wie mit einem plötzlichen Entschluß: „Warte!“ Sie huschte an die Tür. Auf einem Moment wandte sie sich hier noch einmal zurück, zog die Achseln hoch und nickte Egbert zu. Es war ihm, als hätte sie ihm gesagt: ‚. . . Man muß den Narren doch zur Ruhe bringen.‘ Dann klinkte sie auf und trat in das Nebenzimmer. Die Tür blieb angelehnt. Sie hatte vergessen, sie zu schließen, oder hatte sie absichtlich offen gelassen.

Egbert stand in schwerer Verwirrung, ganz betäubt zuerst. Ihre heißen Küsse brannten noch auf seinen Lippen. Wie ein Traum war es. Ganz mechanisch griff er nach seiner Krawatte, nach dem Kragen, strich sich über die Haare, als müsse er sich irgendwie in Ordnung bringen. Und ein Gefühl der Scham kroch in ihm empor.

Dabei hörte er des Alten grobe Stimme. Nicht jedes Wort, aber doch das meiste konnte er verstehen. Grumberg fluchte und wetterte, und Martha entgegnete scharf und schroff. Ein widerwärtiges Zanken war's. Bis dann Grumberg einen besonders scharfen Pfeil abschoß.

„... Vernachlässigen: ja! Ich bin's nachgerade gewohnt. Nee, nee — und eifersüchtig bin ich nicht. Das bilde Dir nur nicht ein. Aber ruinieren laß ich mich nicht von Dir. Da — guck doch mal in die zwei Briefe, die der Kellnerbengel eben gebracht hat. Angenehme Briefe ... ja, Ihre Exzellenz von Grumberg, geborene Knotowen aus der Marienstraße, vier Treppen links, die weiß zu depensieren. Viertausend Mark bei Gerson, achtzehnhundert Mark bei Salbach. Was denkst Du Dir denn eigentlich? Glaubst Du, ich werde solche blödsinnigen Rechnungen bezahlen? Fällt mir ja nicht im Traum ein. Ein großer Esel bin ich gewesen ... damals ... Gott straf mich! Aber so dumm bin ich doch nicht!"

Und dann klang Marthas Stimme dazwischen. Ganz anders als vorhin; wohl noch zitternd vor Erregung, aber doch gewaltsam beherrscht. Sie sprach leise, es waren nur einzelne Worte zu verstehen. Vorsichtige, begütigende Worte.

„Grumberg, Du weißt doch, daß Du Dich nicht aufregen sollst. Daß es Dir immer schadet ... Es ist doch wirklich nicht so schlimm mit den Rechnungen ... Du willst doch, daß ich mich gut anziehe ..." Wieder kam ein Auflachen des Mannes. Dann wurde ein Stuhl gerückt, sie mochte sich zu ihm setzen. Sie sprach noch gedämpfter ...

Egbert verstand nichts mehr. Aber er sah mit seinem geistigen Auge, was nebenan vorging. Er fühlte, wie sie zärtlich wurde, um den Alten zu besänftigen: er fühlte ganz deutlich, wie sie ihn streichelte, ihn umschmeichelte, daß sie ihn küßte ...

Ein bitterer Ekel stieg in ihm empor. Dies Weib, das ihn soeben an sich gerissen hatte, dessen Lippen verlangend die seinen gesucht hatten — dies Weib verkaufte da drüben die gleichen Liebkosungen! War's denn nicht ein Verkauf! Derselbe Verkauf, der ihre ganze Ehe gewesen war!

Ein Kichern hörte er noch und ein kurzes Auflachen des Greises. Das Blut raste in ihm bei diesem faunischen Lachen.

Es schoß ihm durch den Sinn: reiß die Tür auf! Schrei ihr Deine Verachtung ins Gesicht! Aber dann warf er den Kopf zurück. Nein! Nein! Nur fort — fort —

Und er stürzte aus dem Zimmer, stürmte die Treppe hinunter, riß halb im Traum unten den Hut von dem Garderobenhaken und hastete durch den Garten bergan. Nur allein sein, keinen Menschen sehen! Daß Du nicht vor Scham in die Erde sinken mußt ...

Den Berghang hinauf und in den Wald. Und quer zwischen den Stämmen ohne Weg und Steg, bis der Odem ihm stockte und der Herzschlag zum körperlichen Schmerz wurde, bis er stehen bleiben mußte. Wie ein Zerschlagener lehnte er sich an den nächsten Baum und schlug die Hände vor das Gesicht. Nun mußten ja doch wohl die Tränen kommen. Aber es war nichts als ein brennendes Stechen in den Augen, hinter den Lidern, die sie geküßt hatte.

Noch einmal, wie er so stand und rang, kam ihm ein hohnvoller Gedanke: ‚Narr Du — Du keuscher Joseph ...'

Aber er schüttelte sich vor Scham und Schmerz.

Lange, lange stand er so. Die Gedanken jagten durch sein Hirn wie in wilder Flucht.

Bis er dann, als die keuchende Brust sich beruhigt hatte, weiter ging durch den stillen Wald, langsam, mit hängendem Kopfe.

Und da begann noch einmal vor ihm sein Leben vorüberzuziehen seit jenem Tage, an dem er Martha zum ersten Male bei den Vahrenburgs im Atelier gesehen hatte.

Ein Gefühl ritterlicher Abwehr stieg in ihm auf. Er suchte nach Erklärungen und Entschuldigungen. Er suchte sie in Marthas harter Jugend, in ihrem harten Kampf ums Leben. Er suchte sie in ihrer Veranlagung. Er sagte sich: wie leicht hat es ein junges Mädchen aus unseren Kreisen — und wie leicht strauchelt doch manche junge Frau. Er gedachte des Schriftwortes: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.

Aber je tiefer er schürfte, desto klarer wurde ihm doch das Bild ihres ganzen Wesens. Komödie war alles. Komödie und Selbstsucht, eng verbunden, die eine nur Mittel zum Zweck, die andere Inhalt ihres Lebens, so sehr, daß alle in ihr schlummernden guten Anlagen völlig überwuchert wurden. Vielleicht hätte sie — damals — ihn soweit gebracht mit ihrer kühlen Zurückhaltung, daß er sie zum Weibe nahm, vielleicht hatte sie damals sogar

wirkliche Zuneigung zu ihm gefühlt — wenn nicht der alte Mann gekommen wäre, dessen Wohlstand und Stellung sie reizten. Und als sie's erreicht hatte, da spielte sie die große Komödie weiter, vor ihrem Manne, vor der Welt — ‚und auch vor mir. Und als sie sich vorhin mir um den Hals warf, durstete sie nur . . . sie sagte es ja selber. Wär ein anderer an meiner Stelle gewesen . . .‘

Das war das bitterste . . . das schnitt ihm am tiefsten in die Seele.

Aber es war doch ein großes Wundern in ihm, wie ruhig er sich, bei allem Schmerz, das überlegen konnte. Fast schon, als sei die räumliche Distanz zwischen ihm und ihr ins Riesenweite gewachsen, fast schon, als trennten ihn lange Monde von der letzten Stunde.

Weiter ging er und weiter den einsamen Weg über den Sauerberg nach St. Cäcilien zu, am Talhang hin durch den rauschenden Forst. Und mählich wandten seine Gedanken sich von ihr fort und sich selber zu . . .

‚Das hat nun mein Leben in den letzten Jahren ausfüllen wollen,‘ sagte er sich. ‚Und nun es sich erfüllt hat, weiß ich, wie traurig arm es war. Verlorene Zeit war's. Selbstbetrug war's. Nichts erstand mir daraus, was mein Herz erhob. Nichts, was meine Seele beglückte. Ich wollte, daß ich die Jahre auszulöschen vermöchte.

‚Es war ein Hinschleppen von Tag zu Tag. Selbst in der Zeit, wo ich mich frei glaubte, klirrte die Kette hinter mir.

‚Nun aber . . . nun bin ich frei . . .‘

Er war stehen geblieben. ‚Frei . . .‘ sprach er halblaut vor sich hin. Nicht im Ton frohen Sieges. Ernst und trüb klang ihm selber dies ‚frei‘. Aber er atmete doch hoch auf. Noch lag ja die Zukunft im Dunklen, noch war eine große Unsicherheit in ihm, noch konnte ihm kein Entschluß reifen. Nur das eine war gewiß: die schwerste Last war von seiner Brust gewälzt — diesmal für immer . . .

Es dunkelte schon, als er bergab dem Elternhause zuschritt. Er mußte lange Stunden kreuz und quer durch den Wald gewandert sein, und er fühlte, wie wohl ihm das getan hatte.

Der alte Diener öffnete. Er hatte den heißen Wunsch, den Rest des Abends allein zu bleiben und sagte im Vorübergehen: „Ich bin nicht recht wohl, Franz . . .“

Aber da sah er im Lichtkreis der elektrischen Lampe das eigen veränderte Gesicht und er dachte: ‚Was hat der Alte?‘ Unwillkürlich kombinierte er mit dem, was er selbst in diesen Stunden erlebt und erlitten hatte. War's doch nur ein Traum mit der Freiheit? Klirrte die Kette schon wieder nach — bis über diese Schwelle?

„Was gibt's, Franz?“ fragte er angstbeklommen.

„. . . Gnädiges Fräulein sind . . . sind plötzlich abgereist . . .“

Der Alte wußte mehr. Es stand deutlich auf seinem Gesicht zu lesen. Das war keine Abreise im gewöhnlichen Sinn, nach Dienerart respektvoll umschrieben.

„Meine Schwester?“

„Jawohl, Herr Leutnant. Ich denke, so um fünfe. Und die gnädige Frau packen auch schon . . . oben.“

„Wo ist mein Vater?“

„Im Arbeitszimmer . . .“

Einen Augenblick griff Egbert mit beiden Händen nach dem Kopf, als könnte er so seine Gedanken besser sammeln. Was stürmte heut alles auf ihn ein! Hilde! Wie sonderbar war sie gewesen . . . für krank hatte man sie angesehen . . . Großer Gott, wenn sie eine Wahnsinnstat begangen hatte. Die armen Eltern . . .

Er stürzte in das Arbeitszimmer.

Der weite, hohe Raum war fast ganz dunkel. Nur vom Schreibtisch her leuchtete die kleine Glühlampe. Davor saß der Vater im Lehnstuhl, den Kopf in beiden Händen. Ganz klein sah der stattliche Mann aus, so war er in sich zusammengesunken.

Egbert eilte auf ihn zu und umfaßte ihn im heiß aufquellenden Mitempfinden: „Vater . . . was ist's mit Hilde . . .“

Ein Schüttern ging über die Gestalt. Die rechte Hand sank schlaff herab. „Fort . . .“ sagte Vater leise. „Fort . . .“ Und es schien, als beugte das weiße Haupt sich noch tiefer auf die Brust.

„So erklär' doch, Vater! Ich bitte Dich . . .“

Da deutete Vater mit einer müden Bewegung auf die Schreibtischplatte.

Ein offener Zettel lag dort und daneben ein geschlossener Brief.

Egbert riß den Zettel an sich. Drei Zeilen nur:

„Vergebt mir, liebe Eltern, und sorgt Euch nicht. Ich muß nach Berlin. Ich habe keine ruhige Stunde mehr hier. Es handelt sich um die letzte Hoffnung meines Lebens. Ich gehe heimlich, weil ich weiß, daß Ihr versuchen würdet, mich zu halten. Eg wird Euch mehr sagen können. Eure Hilde."

Gottlob ... Wahnsinn sprach aus diesen Worten nicht. Höchstens unverzeihliche Torheit ...

„... Und Du warst nicht hier, Eg!" sagte Vater mit ganz leisem Vorwurf. „Der Brief an Dich ... da ..."

Das war wieder ganz Vater. Jeder andere hätte den Brief der Tochter an den Sohn geöffnet. Er respektierte ihn selbst in diesen Stunden.

Ein engbeschriebener Bogen lag darin.

„Lieber Eg! In qualvoller Angst hab' ich auf Dich gewartet, ich hatte Dir so viel zu sagen. Aber um fünf fuhr mein Zug, und Du bist nicht da. So schreibe ich Dir und hoffe, daß Du diesen Brief bekommst, ehe die Eltern mein Fortgehen bemerkt haben. Denn ich will Dich bitten, sie schonend vorzubereiten ..."

Egbert atmete auf. So schreibt niemand, der sich willenlos in irgendein Unglück stürzt. Das war in Hast und vielleicht mit überreizten Nerven geschrieben, aber nicht unverständig. „Ruhig, Vater..." sagte er. „Es ist nicht schlimm ..."

„... Du wirst es ja bemerkt haben, Eg, daß mich schon in den letzten Tagen eine furchtbare Angst quälte. Ich hatte so schlechte Nachrichten über Franz — über Herrn Vahrenburg. Heut holte ich mir wieder einen Brief von Sophie ... Du weißt, der Russin aus der Pension. Gestern früh hat man ihn in das Hospital bringen müssen. Eg, lieber Eg — sie schreiben, es geht zu Ende: und mir ist's, als sollte mir das Herz in tausend Stücke brechen. Ich habe ja mit allen Fibern an ihm gehangen. Immer hat er mich eigentlich schlecht behandelt. Er wollte nichts von mir wissen — nichts von meiner Kunst, nichts von mir selber. Höchstens mal Mitleid hat er für mich gehabt. Aber mir war er alles geworden. Siehst Du, Eg — und nun muß ich zu ihm! Ich muß, oder ich sterbe. Sag's den Eltern. Ich kann's nicht. Sei mitleidig. Hilde."

Ein paar Augenblicke hielt Egbert den Brief in den Händen, ohne ein Wort hervorzubringen. Die Erinnerung an die Stunde drängte sich ihm in den Sinn, in der er Franz Vahrenburg in der Pension getroffen, an seine Aussprache damals mit Hilde auf dem Heimweg aus dem Hotel de Rome. ‚Wärst Du an jenem Abend nicht selbst in einem Rausch befangen gewesen, Du würdest tiefer geblickt haben —' sagte er sich. ‚Der Argwohn war ja in Dir. Aber jetzt — nur jetzt nicht hart sein, nicht richten wollen. Grade Du nicht —'

„Vater, denke nicht Böses," sprach er dann. „Hilde hat die Nachricht erhalten, daß ein Künstler, den sie sehr verehrt, auf den Tod liegt. Franz Vahrenburg — ich kenne ihn auch. Es ist möglich, es ist wohl gewiß, daß in Hildes Empfindungen sich auch Liebe mischt. Aber das wirft in diesem Zusammenhang keinen Schatten auf sie. Ich schwöre es Dir. Und nun beruhige Du Dich."

Er hatte ernst und bestimmt gesprochen, er erwartete von seinen Worten einen Eindruck. Aber Vater richtete kaum den Kopf etwas höher. „Es bleibt wie es ist," sagte er leise. „Flucht aus dem Elternhause. Kein Vertrauen gegen die, die ihr am nächsten stehen. Flucht um eines fremden Mannes willen."

„Man muß Hildes exzentrischem Wesen manches zugute halten, Vater. Sie ist so gar nicht Durchschnittsmensch. Aber der Kern ist gut und edel, das beweist sie auch jetzt."

„Ihr Kinder!" Der alte Herr stöhnte. „Hilde auf der Flucht. Und als ich heut bei Grumberg war — vorher —, machte er gallebittere Anspielungen auf Dich. Ihr Kinder — Ihr Kinder!"

Also auch das! Egbert biß sich auf die Lippen.

Doch dann schüttelte er den Kopf. „Exzellenz Grumberg wird keine Veranlassung dazu mehr haben — auf mein Wort! Aber nun, Vater, laß uns überlegen. Ist es Dir recht, wenn ich heut noch reise? Ich kann in Frankfurt noch den Anschluß bekommen und morgen mittag in Berlin sein. Wo ist Mutter?"



Großherzog Friedrich von Baden. Gemälde von Prof. W. Trübner.

„Mutter? Ja so . . . Mutter packt, will auch fahren.“ Und nach einer Pause: „Tut nur, was Ihr für gut haltet . . .“

Es war, als ob Vater völlig verwandelt sei. Als ob er, der immer so sicher seinen Pfad gefunden hatte, nun, da der zum ersten Male steil und steinig wurde, ganz versagte. Es schnitt dem Sohn ins Herz. Er zog einen Stuhl heran, setzte sich neben ihn, sprach ihm gut zu. Aber der alte Herr schüttelte nur immer wieder den Kopf. „Ihr Kinder — Ihr Kinder —“

Dann kam Mutter herunter. Und da staunte Eg zum zweiten Male. In Muttchens Augen schimmerten noch die Tränen, aber die zarte, schwächliche Frau trug den Kopf aufrecht. Sie dachte und handelte für Vater mit, sie war voll Entschlossenheit und Zuversicht. Wohl griff sie auch heut dann und wann nach der großen Nadel im Nacken, die sich immer lockerte, und ihre Hand zitterte dabei. Aber Muttersorge und Mutterliebe trugen sie über die Erschütterung ihrer Seele hinweg. Vater brach zusammen. Mutter stählte der Kampf um ihr Kind, dem sie entgegenging.

Sie dachte an alles. Sie hatte auch für Vater gesorgt. Er würde bis Heidelberg mitfahren und bei Woldes bleiben, an die schon telegraphiert war. Das war für ihn ein Lichtblick. „Ja . . . Wolde . . .“ sagte er leise und innig. Und dann kam eine hastende Unruhe über ihn. Es mußte noch ein Handkoffer herbeigebracht werden, den er in der Eile mit Skripturen und Büchern füllte. Egbert empfand es bitter und schmerzlich: es war fast etwas Kindisches in Vaters Art heute. Aber Mutter drückte dem Sohne schweigend die Hand. Ein ‚Laß ihn nur!‘ lag darin.

* * *

Der Eilzug jagte durch die Nacht. Egbert hatte die Eltern gut untergebracht. Er ging eine Weile im Längsgang auf und ab in wunderlich sich mischenden Gedanken. Es war so viel, zu viel, was der Tag ihm gebracht hatte und nun allerlei Nachreflexe in seiner Seele aufglimmen ließ. Noch immer stand darin Marthas Bild, und er sagte sich: ‚Vergessen wirst Du nie können, und auch in Gedanken willst Du sie nicht schmähen‘. Aber der verführerische Zauber war von ihr abgeglitten. Die Erinnerung zuckte wohl noch weh auf, eine Gefahr lag nicht mehr in ihr. Dann dachte er an Hilde und an Vahrenburg. Wie seltsam und rätselhaft das Schicksal fügte! Oder war es gar nicht so rätselhaft? In Hilde mochte zuerst nur das Interesse an dem Künstler gewesen sein; dann war das Mitleid erwacht und schließlich die Liebe. Immer war Hilde anders gewesen als alle anderen. Vielleicht hatte sie gerade in der Zeit, in der sie erkennen mußte, daß ihr im Kampf um ihre Kunst das Höchste versagt blieb, ein tiefes, im Grunde doch echt weibliches Anklammerungsbedürfnis empfunden, das sie zu Franz hinwies. Daß es gerade der sein mußte! Dieser Zigeuner! War nicht auch das schließlich erklärlich? In Hilde lag der Hang zum Außergewöhnlichen, lag eine Verachtung aller Äußerlichkeit. Und Vahrenburgs Art — seinem übermütigen Humor in guten Stunden, auch seiner Rücksichtslosigkeit in bösen — mochte wohl eine geheimnisvolle Anziehungskraft innewohnen. ‚Er wollte nie etwas von mir wissen, nicht von meiner Kunst, nicht von mir selber!‘ Arme Hilde! Aber auch armer Franz! Hinausgestürmt war der ins Leben, voll reichster Gaben, und doch unfähig für das harte Ringen und einen wahren Sieg. Ohne Stetigkeit, ohne den scharfen, inneren Trieb nach Vervollkommnung hatte er scheitern müssen. Armer Franz —

Langsam war Harthausen durch die Wagen des Zuges geschlendert. Plötzlich stand er vor dem Speisewagen, und da überkam ihn ein brennender Durst. Er trat ein und bestellte sich hastig eine Flasche Bier.

Der Wagen war ganz leer. Nur in einer Ecke saß noch ein einsamer Gast, über ein Zeitungsblatt gebeugt.

„— Rollin!“ rief Egbert unwillkürlich und bereute es sofort. Ihm war so gar nicht nach einem Plauderstündchen mit dem lustigen Kameraden zumute. Auch nicht nach Fragen und Redestehen.

Das half nun nichts. Rollin hatte schon aufgesehen. Überrascht und — so wollte es Egbert scheinen — auch nicht sonderlich erfreut. Vielleicht hatte er eine lange Fahrt hinter sich, er sah abgespannt und müde aus.

Aber er streckte gleich die Hand hin. „Bertchen . . .! Ausgerechnet im Speisewagen trifft man sich zwischen Basel und

Frankfurt. Wohin des Wegs?" Und dann, ohne die Antwort abzuwarten: „Auch nach Heidelberg?"

„Nach Berlin. Mein Urlaub ist zu Ende."

„Ich habe noch einige Tage Zeit und will die in Heidelberg zubringen. Meine alten Herrschaften wünschen's durchaus."

Dann saßen sie sich gegenüber, aber das Gespräch zwischen ihnen wollte nicht recht in Gang kommen. Es war, als durchkreuzten es immer aufs neue fremde Gedanken; es war, als ob jeder vor dem anderen etwas zu bergen hätte. Sie fühlten es beide, versuchten wieder und wieder eine Brücke zu schlagen, aber es glückte nicht.

Nur einmal kam ein lebhafterer Fluß in die Unterhaltung.

„Haben Sie schon das Abendblatt gelesen, Bertchen?" fragte Rollin. „Ich hab's in Freiburg gekauft. Das sind ja schöne Geschichten da unten in Südwestafrika."

Egbert schüttelte den Kopf. Er hatte gar kein Interesse für die Kolonien.

„Die Hereros in vollem Aufstande, ein paar Stationen bedroht, eine ganze Anzahl Farmen geplündert. Wie Räuber und Mörder scheinen die Kerle zu hausen."

„Bah — die Schutztruppe wird schon mit ihnen fertig werden."

„Wer weiß? Die Verhältnisse sind schwierig, der Gouverneur ist im Süden festgehalten. Ohne eine größere Expedition wird's kaum abgehen."

Sie sprachen hin und her. Rollin war gut orientiert.

„Es könnte mich schon reizen, mitzutun," meinte er. „Wir leben so lange im faulen Frieden, daß eigentlich jeder von uns die Gelegenheit ergreifen sollte, den Krieg kennen zu lernen. Ist's auch nur gegen diese Schwefelbande dort unten in der Lüderitz-Sandwüste — es ist doch der Krieg. Und der Gedanke an den Krieg hat für mich immer etwas Befreiendes, Erhebendes. Für China hab' ich mich vergeblich gemeldet, vielleicht glückt's mir diesmal. Nur meine alten Herrschaften — meine Mutter wenigstens — und dann — ich weiß noch nicht —" Er brach wieder ab. Ganz plötzlich, wie schon einige Male.

Draußen huschten wie Riesenschatten im Mondenschein Telegraphenstangen und Bäume, dann und wann ein Gehöft, ein Dorf mit vereinzelten hellen Fenstern. Egbert sah an dem Kameraden vorüber ins Freie, in die leichtgewellte Ebene. Und es überkam ihn eine Sehnsucht nach der Weite dort draußen, die im Halblicht sich bis ins Unendliche zu dehnen schien. Eng wie der abgeschlossene Raum dieses Wagens war das Leben hier, und in der Enge stießen Gedanken und Hoffnungen, Vergangenheit und Zukunft, Planen und Vollbringen hart aneinander. In der Weite mußte Freiheit und Vergessen sein. Er sah das Meer vor sich in seiner Unendlichkeit, er sah die grenzenlose Wildnis. Und er sah den Kampf und in ihm die große, einzige Kraftprobe des Mannes. Es war noch kein Entschluß, es war noch nicht einmal ein starker Wunsch. Nur soviel war es, daß er nach minutenlangem Schweigen sagte: „Ja, Rollin, . . . es muß schön sein, endlich einmal die Kugeln pfeifen zu hören . . ."

Der andere trommelte leise auf den Tisch mit seinen schlanken weißen Fingern. Er nickte, aber er meinte: „Überschätzen wir's nicht. Es wird kein großer Krieg. Nicht das, wonach sich schließlich doch jedes Soldatenherz sehnt. Aber es ist doch ein Krieg. Und recht haben Sie: es muß schön sein, endlich einmal die Kugeln pfeifen zu hören."

Da rasselte der Zug durch die Weichen, rechts und links glühten die Lichter auf.

„Heidelberg. Da sind wir schon. Ich muß zu den Eltern. Mein alter Herr steigt hier aus. Adieu, Rollin."

„Adieu, Bertchen. Gruß ans Regiment —"

Egbert hastete zum Wagen der Eltern. Mutter stand schon am Fenster, Vater machte sich umständlich im Coupé zu tun. „Ob wohl Wolde am Bahnhof ist? Und sorge gut für Mutter, lieber Eg," sprach er unsicher und weinerlich. „Schreib gleich eine Karte, wie ihr die Reise bekommen ist." — Kein Wort von Hilde . . .

Der Wagen schleuderte noch einmal stark. Der alte Herr wäre beinah zu Fall gekommen, wenn der Sohn ihn nicht gehalten hätte. Übernächtig sah er aus und elend. Er meinte ein paarmal: „Was nur Wolde dazu sagen wird?" Da sprach Muttchen dazwischen, und ihre sanfte Stimme klang eigen bestimmt: „Vergiß nicht, wie

wir's verabredet haben. Wolde soll nicht voreilig den Stab brechen." Er nickte. „Ja doch, Malwine ... ja doch ..."

Endlich hielt der Zug.

Egbert sah von weitem Gertie und den Bruder. Und er las in dem lieben Gesicht der Schwägerin erwartungsvolle Spannung und in Woldes Mienen ein verdrießliches: ‚Was gibt es denn nur? Warum mit dem Nachtzug, wo andere vernünftige Leute am Arbeitstisch sitzen oder schlafen? Da ist doch gewiß wieder irgendeine unangenehme überspannte Geschichte —'

Zu ausführlichen Auseinandersetzungen war keine Zeit. Vater war auch so schwerfällig beim Aussteigen, bei der Begrüßung. In aller Eile raunte Mutter Gertie das nötigste zu, während Woldemar mit Vaters Handgepäck völlig in Anspruch genommen schien und nur mit halbem Ohr hinhörte. Gerade genug, um dann noch mit hochgezogenen Brauen zu sagen: „Ein ganz verrücktes Frauenzimmer! Ich hoffe, Mama, daß Du energisch mit ihr ins Gericht gehen wirst."

„Einsteigen!" riefen die Schaffner. Ein Zuwinken dann noch —

Im letzten Moment aber sah Egbert vom Fenster aus ein Etwas, das ihn mit jähem Schrecken erfüllte.

Er sah drüben Rollin stehen und sah, wie der den kleinen Reisehut zum Gruß zog — mit seltsam befangenen Mienen und doch mit einem Aufleuchten in den Augen. Und er sah dicht vor dem Wagen Gertie, gerade unterhalb des großen Bogenlichtes; er sah, wie plötzlich ein dunkles Rot über ihr Gesicht flammte und daß ihre Hand nach dem Eisenständer neben sich griff.

Da rollte der Zug an und in die Nacht hinaus.

Arme Gertie —

VIII.

— Arme Gertie! Fröstelnd sagte sich's die junge Frau manchmal selbst in diesen Tagen.

So wacker hatte sie gekämpft und gerungen um den eigenen Frieden, um ein bißchen eigenes Glück, um ihres Mannes Liebe.

Jawohl — um Woldes Liebe! Denn sie mußte sich jetzt wieder fragen: ist das noch Liebe, was er für Dich hat? Ist das Liebe, die immer nur nimmt, die nie teilen, die nie geben will; der alles so selbstverständlich ist wie das tägliche Brot!

So heiß hatte sie um Wolde gerungen, gerade in diesen letzten Wochen. Unbewußt vielleicht um so inniger, um so sehnsüchtiger, weil in ihr doch ein kleines Schuldbewußtsein war und das Gefühl, etwas gut machen zu sollen.

Und nun war alle Fröhlichkeit, alles Selbstvertrauen von ihr abgefallen. Wie drüben die Blätter abfielen im Herbstwehen.

Zur unerträglichen Pein wurden ihr die Tage. Und die Nächte durchwachte sie, die sich immer den glückseligen Schlaf eines heiteren Kindes bewahrt hatte, hinter geschlossenen Lidern in nutzlosem Grübeln.

Mit automatischer Regelmäßigkeit schlich der Tag hin. So wollte es Wolde. Die Mama kam hinüber, jedesmal mit einer Gabe für die Wirtschaft, und musterte überall eingreifend mit ihrem praktischen Blick Haus und Garten. Das war Woldes Sonderfreude. „Meine Mutter hättest Du heiraten sollen!" hatte Gertie ihm früher einmal scherzend gesagt, und da antwortete er ganz ernst: „Mama ist die Krone aller Schwiegermütter. Ich kann sie Dir nur als Vorbild und Muster hinstellen."

Im Arbeitszimmer saß der alte Herr über seinen Büchern, die jetzt seines Lebens einzige Freude zu sein schienen. „Störe Papa nicht!" hatte Wolde gewünscht. O nein, sie störte ihn nicht. Sie mied ihn geradezu, seit er am ersten Tage so hart über Hilde geurteilt. Das war auch einer, der immer wie auf Katzenpfötchen um alle Lebensschwierigkeiten herumgeschlichen war, und nun, da sie ihm doch auf den Leib rückten, ihnen gegenüberstand wie ein Weltfremder. „Gönnt doch der armen Hilde dies ihr armseliges, trauriges Glück, einem geliebten Manne in seinen letzten Tagen noch etwas sein zu wollen!" hatte sie leidenschaftlich ausgerufen. Da zog Wolde die Augenbrauen hoch: „Willst Du Partei nehmen für ein junges Mädchen, das heimlich das Elternhaus verläßt, um einem fremden Mann, einem Bohemien erster Klasse, nachzulaufen? Und *wie* Du für sie eintrittst, mit solcher Ekstase! Gertrud, ich verstehe Dich nicht!"

Nein — sie wollte nicht mehr leidenschaftlich sein. Geduld — Geduld —

Kam Wolde nach Hause, so saß man bei Tisch wortkarg gegenüber. Wolde war ja zufrieden, wenn die Tafel schön gedeckt und die Speisen gut zubereitet waren. Und dafür, das wußte er, sorgte Mama. Wenn ein Gespräch begann, so handelte es von Hilde. Dazu schwieg sie jetzt. Wolde wünschte es ja. Oder es handelte von wissenschaftlichen Sonderinteressen. Und dazu schwieg sie auch, denn sie hatte längst erkannt, daß die Wissenschaft, wie Vater und Wolde sie trieben, ihr jede echte Freude an der Kunst erbarmungslos mordete.

Dann saßen der alte Herr und Wolde zusammen in emsiger Arbeit im Bücherzimmer, das nur zu betreten, in diesen Stunden Sakrileg war. Am Nachmittag hatte Wolde meist noch ein Kolleg. Einst war sie selig in dem Wunsch gewesen, auch zu seinen Füßen sitzen zu dürfen, dem Wohlklang seiner Stimme lauschen zu können. Heut fror sie unter den wenigen Hörern, fror sie bei den tönenden Worten, hinter denen so wenig stand für ihr warmes Herz. Vielleicht, sagte sie sich, ist es meine Schuld. Aber ich kann nicht anders.

Am Abend arbeiteten die Herren meist wieder mit ihrem unermüdlichen, langsam schaffenden Fleiß, der ihr oft zur Manie geworden schien. Die Gesellschaftszeit hatte noch nicht begonnen. Aber Wolde liebte es, an seinen ‚freien' Abenden einen kleinen Kreis um sich zu sehen. Fast ausnahmslos seine Verehrerinnen. Früher hatte Gertie ihr stilles Vergnügen daran gehabt, daß bei denen der Drang zur Gelehrsamkeit seltsamerweise in fast genau umgekehrtem Verhältnis zu Anmut und Schönheit zu stehen pflegte. Heut langweilten sie diese Abende. Es war ja doch nichts als ein Zitierschlagen mit Phrasen und eingebildeten Kunstgenüssen. Und sie mußte jedesmal, wenn sie Wolde unter seinen Hörerinnen sah und hörte, wie er sie mit bewußtem ‚Wohlwollen zu fördern' suchte, denken: ‚Er füttert ja nur sein Paradepferd — Eitelkeit heißt's und galoppiert so schnell, daß Du armes Wurm weit, weit dahinter zurückbleibst.'

Arme Gertie . . .

Sie würde ja alles ertragen, würde die Hoffnung nimmer aufgegeben haben, wenn ihr das andere nicht die letzte Spannkraft geraubt hätte. Das andere — der Zwiespalt in ihrem Herzen, die Angst vor sich selber.

‚Ich hab' ihn so lieb gehabt,' sagte sie sich oft und rang die Hände in Verzweiflung und Selbstvorwürfen. ‚Ich hätte für Wolde sterben mögen. Aber Liebe verlangt doch Gegenliebe. Sie muß ja welken und vergehen sonst. In mir erstickt er sie geradezu. Nicht mit bösem Willen, ich weiß wohl. Ich weiß ja auch, er liebt mich auf seine Weise. Aber er hat so gar kein Verständnis für mich, er hat gar keine Sehnsucht, keine noch so kleine Sehnsucht, mir zuliebe zu leben, er lebt nur sich.' Und sie stöhnte in sich hinein: ‚Herr Gott, führe mich nicht in Versuchung.'

Fortsetzung folgt.

Der Wein blutet.

Der Wein blutet —

Die schmucklose Erde trank
Goldne Wellen, die sie überflutet,
Und als die Sonne, mählich verglutet,
In einem grauen Dunstring untersank,
Von dem winterverwitterten Weingerank
Fielen die ersten, schweren Tropfen . . .

Und als der silbergraue Abend kam,
Da ging ein Knistern durch das Rankengewirr,
Und beugtest lauschend Du Dich, so vernahm
Deine Seele ein Singen und Summen und Geflirr
Heimlicher Kräfte, die lästige Hüllen zersprengen —
Und wie die Sonne purpurn verglutet,
Ist überall ein Wirken und ein Weben,
Samtweiche Sprossen dehnen sich und beben
Im lauen Nachtwind, der wie Rosenwasser
flutet . . .

Der Wein blutet —
Und überall ein Sehnen und ein Drängen!

Julius Berstl.





Blick auf die neuen Ausgrabungen des Forums.

Die Flora des Forum Romanum.

Von Olga von Gerstfeldt.

„La sacra valle“ nennt Commendatore Giacomo Boni — seit 1898 der Leiter der Forums-Ausgrabungen, um die er sich die größten Verdienste erworben hat — mit Vorliebe das Forum, und diesem geweihten Boden hat er sich ebenso eng verbunden, wie einst der Doge seiner Heimatstadt sich dem Meere vermählte. Das heilige Tal! Heilig nicht nur dem Eingeweihten, der von den Steinen die Geschichte der Jahrtausende abzulesen vermag, dem Forscher, für den jedes Marmorfragment die Strophe eines Epos bedeutet, dessen Sinn er zu ergründen strebt, — heilig jedem, der Aug' und Sinne hat für die Offenbarungen der Schönheit und für die Größe des Menschen auch in seiner Vergänglichkeit. —

Keine Stätte Roms hat sich in den letzten Jahren so verändert wie das Forum, und nicht selten wird die Klage laut, die Ausgrabungen hätten das Terrain zerrissen und zerklüftet, und einst sei es hier schöner gewesen als jetzt. Doch wer so spricht, dem mangelt das perspektivische Sehen, und er verwechselt das Kleine mit dem Großen.

Aber gerade weil die neuen Ausgrabungen der letzten Jahre die Gestaltung des Forums so außerordentlich beeinflußt haben und so manche klaffende Risse sich auftaten, mußte in einem Ästhetiker wie Boni der Wunsch rege werden, hier der Schönheit neue Wege zu weisen, die Steinmassen mit dem Grün zahlreicher Bäume und Sträucher zu beleben und rankende Rosen über das bröckelnde Gemäuer zu ziehen. Dabei verließ ihn jedoch niemals das Bewußtsein, daß er die Gestaltung dieses historischen Bodens vor der Welt zu verantworten habe. So war es geboten, den Stammbaum jeder Pflanze durch die Jahrhunderte zurückzuverfolgen, und erst wenn festgestellt war, daß sie im alten Rom geblüht und gegrünt hatte, durften ihre Wurzeln in die frucht-

bare Erde des Forums versenkt werden. An Wegweisern fehlte es bei dieser Arbeit nicht. Die Naturgeschichte Plinius' des Jüngeren gab eine reiche Übersicht der Bäume, Pflanzen und Blumen Roms in seinen Tagen; Ovid, Servius und andere vervollständigten das Bild. So sehen wir heute auf dieser durch die Zeit, durch die Geschichte und durch die Dichtung dreifach geweihten Stätte eine Flora erstehen, die nicht nur unser Auge erfreut, sondern die wir zugleich als „klassisch" bezeichnen können.

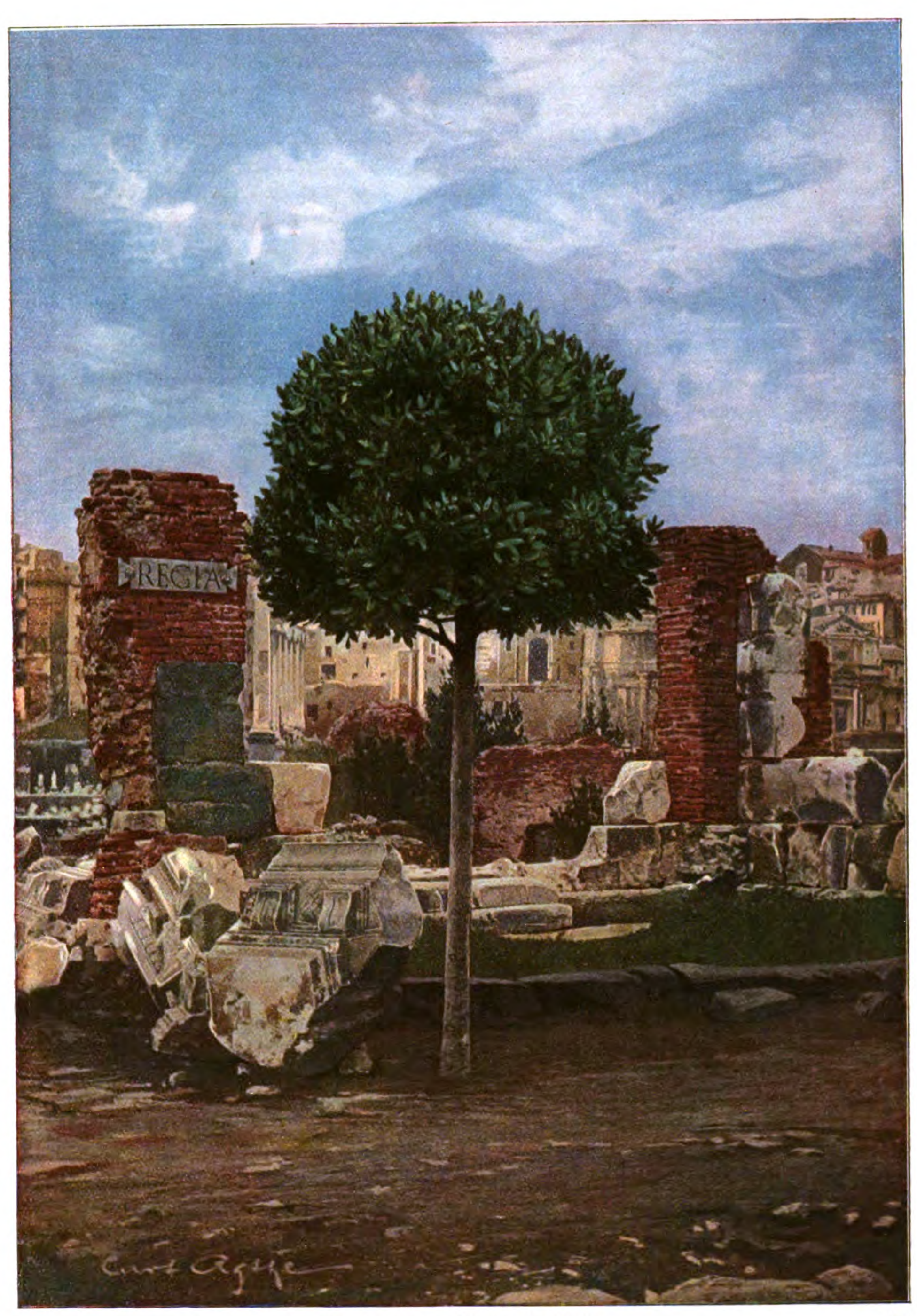
* * *

Der erste Strauch, der Ende Januar, den Frühling kündend, auf dem Forum erblüht und am Gemäuer der Via Sacra seine durchsichtig weißen Blumen an blätterlosen Zweigen treibt, ist die Lonicera Caprifolium, der bald der Wegedorn folgt, dessen hellgrüne Kätzchen mit süßlich herbem Geruch die Luft erfüllen. Gleichzeitig bedecken die zahllosen Blüten des Alyssum maritimum ganze Mauern wie mit schneeiger Flockendecke an allen Stellen, wo die Sonne das zierliche Kräutlein bescheint. Schon im Februar heben an geschützten, heimlichen Ecken des Hauses der Vestalinnen die purpurnen Veilchen aus einem Urwald von Blättern die lieben Köpfchen empor, von denen Plinius sagt, ihnen gebühre nach Rosen und Lilien der erste Ehrenplatz unter den Blumen. Unaufhaltsam keimt und treibt es nun dem Lenz entgegen. Laurus Tinus und Lorbeer folgen, die Pfirsichbäumchen erglühen, wie von der rosenfingerigen Eos berührt; Ende März umkleiden Tausende herrlichster Iris die Basis des Saturntempels und breiten einen tiefvioletten Teppich ihm zu Füßen aus, indes die zierlichste der Rosen, die Bancsia, an den Säulen emporklettert und lange, schwankende Zweige dem Winde spielend entgegenstreckt. Zugleich duftet auch schon der weiße Flieder, und Glycinen werfen den lila Schleier ihrer Blütentrauben über sonniges Gemäuer, in dessen Fugen und Spalten die Eidechsen, aus- und einschlüpfend, ihr flinkes Spiel treiben. Während hinter dem Faustinatempel an steilem Abhang der Ginster Fluten von goldenem Licht aussendet, mehrt sich täglich die Fülle der Rosen — weiße bekleiden die Trümmer am Quell der Juturna, tiefrote umsäumen die drei Wasserbecken in der Domus Vestalium, großblütige rosa Prachtexemplare beleben die Steinmassen am Comitium.



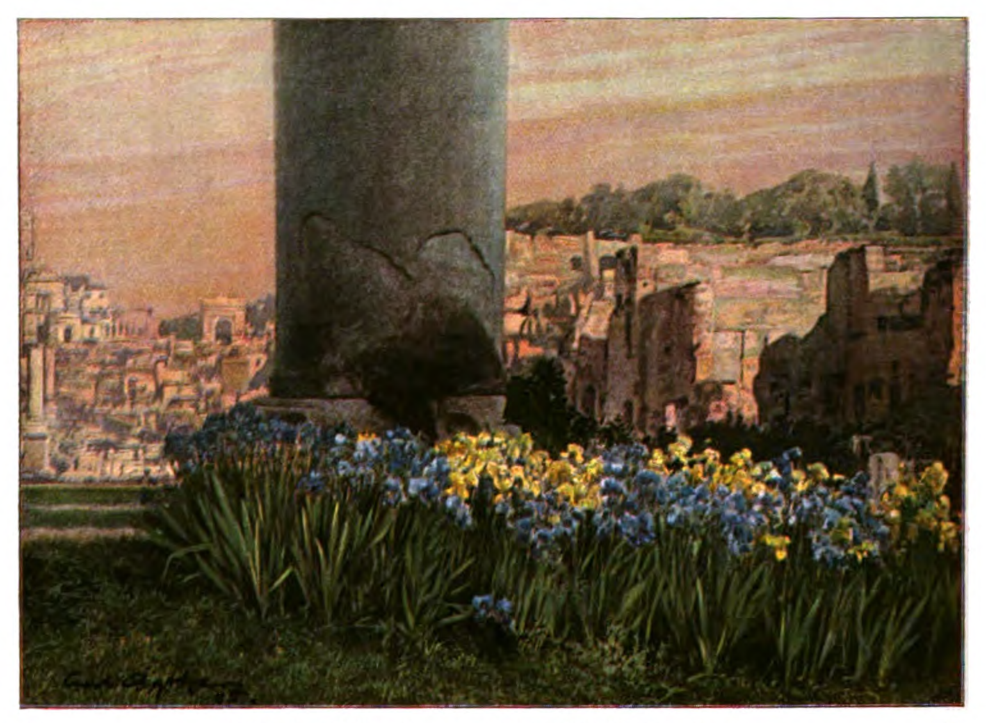
Blühender Lorbeerzweig (Lurus nobilis) von Cäsars Heroon.

Die Rose ist das duftende Symbol vollkommener Schönheit; sie verkörpert mit ihrer Farbenpracht die Sinnenlust, die Lust am Leben. Ruskin erklärt ihren Zauber damit, daß in ihr kein Schatten sei, denn ihre Schatten seien nur verdichtete Farbe. In der Kultur aller Völker spielt die Rose eine bestimmte Rolle. Schwül duftet sie in die mondhellen persischen Nächte des Hafis hinein, wo die Nachtigallen schlagen und die Quellen in süßem Liebesgeflüster rauschen. Den Griechen und Römern ist sie ein Symbol der Liebe und des Lebens gewesen und wird vom Mythus mit goldenen Fäden tausendfach umsponnen. Als in der Zeit der Dekadenz der Väter strenge



Lorbeerbaum am Eingang der Regia.

Sitten von verschwenderischen Enkeln vergessen waren und der Luxus ins Unermeßliche stieg, wurde in Rom ein maßloser Kultus mit der Rose getrieben. Selbst mitten im Winter wollte man die süße Blume der Venus nicht missen, die beim Gastmahl und bei jedem Fest unentbehrlich schien. Sie wurde in Glashäusern künstlich getrieben oder aus Ägypten geschickt, so daß Seneca strafend ausruft: „Leben die nicht gegen die Natur, die im Winter Rosen begehren?“ Auch den Toten wurde sie als Symbol der Vergänglichkeit dargebracht und aus hoffnungsvoller Verheißung in die Wonnen der Erfüllung, — und weiter bis in die Zeit, da das Gewordene sich in Gewesenes wandelt. Im Juni ist auf dem Forum ihre Herrschaft vorüber, obgleich sie noch hie und da in Blüte steht. Der Oleander ist es, der, in allen Schattierungen spielend, seine ganze zaubervolle Schönheit entfaltet. Wie er glüht und leuchtet! Wie sein tiefes Rosenrot die Lichtstrahlen fängt! Gleich einem Walde sprießt er hoch empor aus den Trümmern der Domus publica und am Tempel des Romulus und wiegt an schlan-

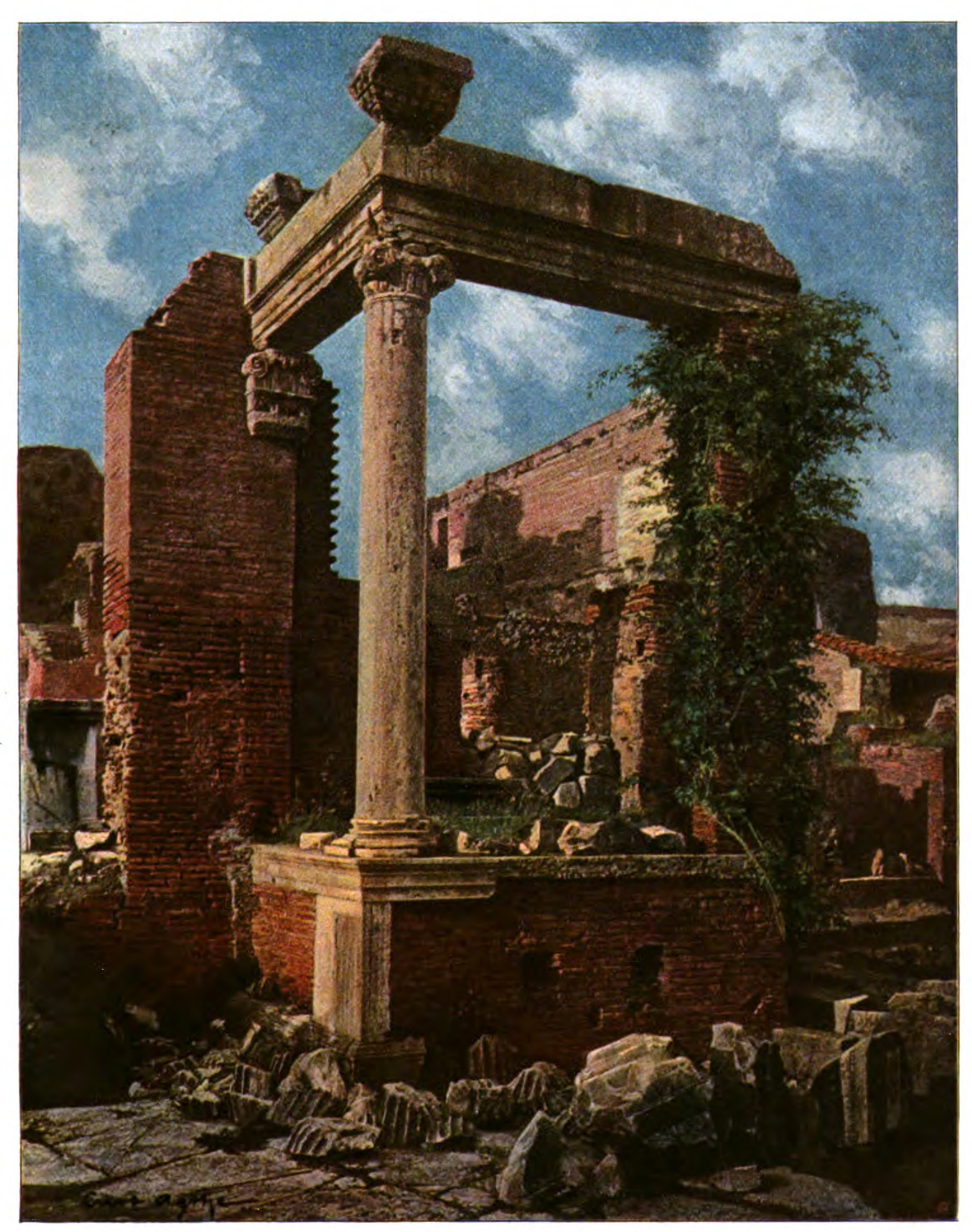


Blühendes Irisfeld (Iris germanica) am Fuße des Saturntempels.

blühte in Griechenland wie in Rom auf stillen Grabstätten. Noch heute sehen wir sie auf zahlreichen hellenischen Grabstelen dargestellt.

Unter allen Blumen ist vielleicht keine, der eine so lange Blütezeit beschieden wäre. Wenn die ersten Knospen sich öffnen, hat eben der Lenz seinen Einzug gehalten; wenn die letzten Blüten sich zögernd entblättern, ist der Sommer eingebürgert und hat mit sengenden Sonnengluten schon sein Zerstörungswerk begonnen. So führt die Rose hinüber wie ein farbenschimmernder Bogen ken Zweigen die königliche Zierde seiner Blüten. Vom hellsten, zartesten Rosa, das an Apfelblüten erinnert oder an jene unfaßbaren Färbungen des Alpenschnees, wenn ihn die sinkende Abendsonne rosig anhaucht, bis in tiefste Gluten flammender Röte — sind alle Schattierungen vertreten. Aber auch weiße und zarte strohgelbe Blüten mischen ihre leiseren Töne in diese große Farbensymphonie.

In grellem Kontrast zur Rosenröte des Oleander stehen die Granatbäume, die um dieselbe Zeit in hohen Gruppen das Fo-



Bancsia-Rosen an der Aedicula Vestae.

rum mit ihren scharlachroten Blüten beleben. Mit weiser Vorsicht sind sie fern von einander angepflanzt, denn selbst in der Natur, inmitten grüner Blätterfülle, könnte das Auge die schreienden Gegensätze der Farben nicht dulden. Von alters her war die Granatfrucht mit ihren ungezählten, wie rosenrotes Glas schimmernden Kernen ein wundervolles Symbol gesegneter Fülle, während die scharlachroten Blumen ein nicht minder schönes Sinnbild glühender Liebe bedeuteten. So war es ein sprechendes Bild, wenn in Rom bei Nuptialzeremonien die ehrwürdige Flaminica, die Gattin des Flamen dialis, einen Granatzweig auf dem Haupte trug, zum Zeichen ehelichen Segens.

In der ersten Hälfte des Juni wölbt sich

meist über der ewigen Stadt in lächelnder Bläue der Himmel, an welchem schimmernde Wolken ihr sommerliches Spiel treiben. Um Mittag ist es schon so heiß, daß kein Schatten mehr erfrischt. Doch die langen, lauen Abende mit ihrem goldigen Licht und Tausenden von flüsternden Stimmen erfüllen Herz und Sinne mit weicher Träumerei. Mit ahnendem Blick ruht das Auge auf Trümmern und Steinen; vertraulich grüßen die Blumen, die am Boden blühen oder an windgestreiften Zweigen sich in den Lüften wiegen. In düsteren Purpur wie in Trauerfarben gehüllt, stehen in feierlichen Reihen die Stockrosen, und aus der klassisch geformten Schale ihrer Blätter strebt die stolze, bienenumschwärmte Blütendolde des Akanthus empor. Am Gemäuer ranken sich weißer Jasmin, Jelängerjelieber, der noch hie und da eine verspätete Blume trägt, und ein Pflänzchen mit dichten Blättern und rosa-lila Blüten, die Lippia repens. Im Gegensatz zum Efeu, der Steine durch seine Wurzeln zu sprengen vermag, soll diese Schlingpflanze mit ihren zarten Würzelchen und üppigen Ranken die Mauern oft stützen und vor Einsturz bewahren. — Steigen wir die Via Sacra zum Titusbogen hinauf, so sehen wir hier und an der Via Nova die Feldblumen in buntem Durcheinander ihr Wesen treiben, ungebändigte Wildlinge, die mitten unter Steinen in urwüchsiger Fülle sprießen. Allüberall wiegt sich auf schwanken Stengeln der Mohn, der draußen die Campagna meilenweit in scharlachrote Sammetdecken hüllt, und mitten darunter stehen die weißen Melilotosblüten, deren aromatischer Geruch erst entsteht, wenn sie getrocknet aufbewahrt werden. Ihrer bediente sich die römische Hausfrau, um dem Linnen einen köstlichen Duft zu geben, und jener sorgsam geschäftigen Hände gedenkend, pflücken auch wir uns einen Strauß. Einen besonders reizenden Anblick gewähren die Abhänge des Palatin, die bis zur Via Nova herab dicht besetzt sind mit dem üppig wuchernden Trachelium coeruleum, dessen federleichte Blumen sie ganz in lila Farbentöne kleiden. Nicht minder üppig ist hier auch das Venushaar, zumal an schattigen Stellen, wo es so dicht die Mauern einhüllt, daß man es einem weichen, warmen Pelz vergleichen möchte. Aber am eigenartigsten ist zweifellos der hoch aufsprießende Lauch, der Aglio di San Giovanni. Er trägt an seinem wohl $1^1/_2$ Meter hohen, glatten und blätterlosen Stengel eine dunkelviolette, kugelrunde Blüte, die, vom Winde unablässig geschaukelt, schwer und seltsam nach allen Seiten zu nicken scheint.



Akanthuspflanze (Acanthus mollis) in der Nähe der Regia.

Mit der Sonnenwende verbanden bekanntlich die Alten viele abergläubische Vorstellungen; sie maßen ihr aber auch in der Natur weitgehende Einflüsse zu. So erzählt Plinius, daß manche Bäume, z. B. Olive und Linde, das Solstitium deutlich anzeigen, indem sie von diesem Zeitpunkt ab ihre Blätter umdrehen und deren untere Seite

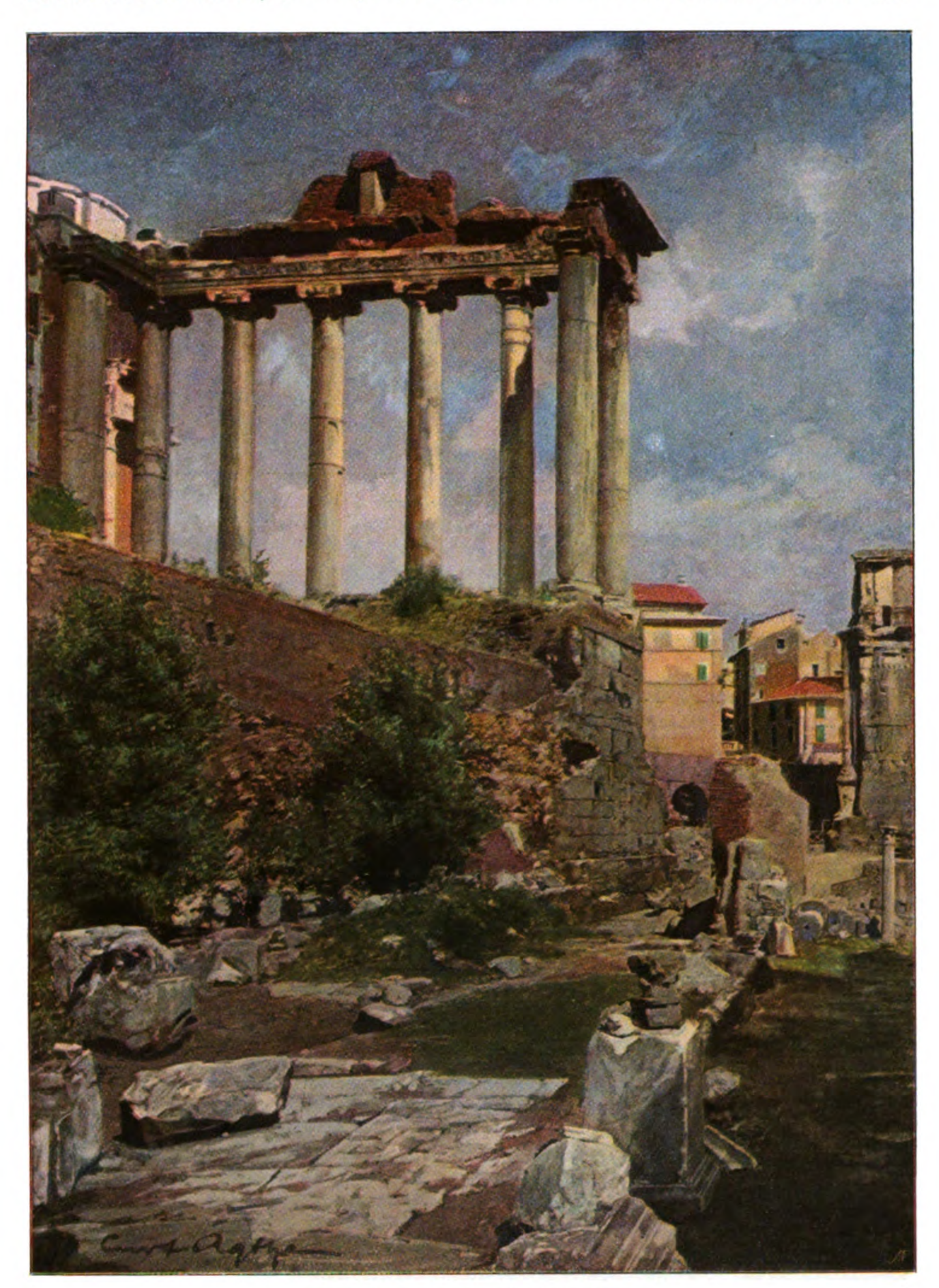
Oleander an der Domus publica.

der Sonne zukehren. In diesem Sinne könnte man also von einer Blätterwende sprechen. — Sowohl Linde als Ölbaum sind auf dem Forum vertreten und bilden an der Via Nova einen kleinen Hain von jungen Bäumchen. Die Linde in ihrer nordischen, lyrischen Zartheit erscheint wie eine Fremde auf diesem Boden, der von des Südens Kraft und Fülle strotzt. Ihre Blätter sind klein und hell, weißlich gelb die zierlichen Blütenbüschel, an denen Bienen, Käfer und Falter mit zitterndem Flügelschlage umherflattern.

Aber selbst der Ölbaum paßt im Charakter weniger zum Forum als Lorbeer oder Myrte, und doch behauptet er, der segenspendende Baum der Minerva, mit gutem Recht hier seinen Platz, wissen wir doch, daß nahe dem Lacus Curtius zu Plinius' Zeiten ein wilder Ölbaum stand, den das Volk dankbar für seinen erquickenden Schatten pflegte. In seiner Nähe muß auch der Feigenbaum gegrünt haben, den wir auf den Reliefs der Forumsschranken dargestellt sehen. Der Ficus Ruminalis dagegen, unter dessen Schatten, der Tradition gemäß, die Wölfin Roms berühmte Zwillinge gesäugt hatte, stand am Lupercal auf dem südwestlichen Abhang des Palatin. Ein Ableger davon wurde später auf dem Comitium der besonderen Pflege der Priester anvertraut, und unter den Zweigen dieses Feigenbaumes verehrte das Volk das Erzbild der Lupa, das Attius Navius geweiht hatte. An diesen ehrwürdigen Vorfahren erinnert heute ein junges Feigenbäumchen, das, aus den Steinen wild hervorgewachsen, mitten auf dem Forum steht, und dessen schlanke Zweige gar süße Früchte tragen. —

Wir wissen, daß auch am Vulcanal Bäume gestanden haben, deren Bedeutung keine zufällige war. So erzählt die Legende von einer Zypresse, die Romulus selbst bei der Gründung Roms gepflanzt haben soll und die kurz vor Neros Tode zusammenbrach. Eine Gruppe junger Zypressen ist vorläufig am Fuß des Saturntempels angepflanzt. Außer der Pinie bestimmt wohl kein Baum so sehr den Charakter Italiens, wie die schwarzgrüne Pyramide der Zypresse, die durch den Pinsel eines Böcklin eine würdige Verherrlichung auch in der modernen Kunst gefunden hat. Ein Baum der Toten war sie den Alten und blieb sie auch für unser Empfinden. So bewacht dieser ernste Hüter der Gräber in schweigender Verschlossenheit noch heute die stillen Friedhöfe wie einst, da er Virgils Grab am Posilipp beschattete oder in immergrünen Kränzen das gewaltige Mausoleum des Augustus schmückte. Vielleicht am ergreifendsten wirkt die Zypresse, wo sie unter Ruinen schlank und dunkel emporwächst, wie draußen in Hadrians Villa, und das Forum würde ein neues Gepräge bekommen, wenn auch hier einmal ihre düsteren Trauerfackeln ragen würden. Ebenso verknüpft mit der Geschichte Roms ist auch der Efeu, der in dichten, kraftstrotzenden Ranken den Unterbau der Straße am Fuß des Kapitols bedeckt; denn auch er besaß für die Alten mancherlei symbolische Bedeutung. — Mit ihm bekränzt, die dunklen Beeren der Hedera bacchica wie schwere Quasten aus üppiger Blätterfülle herabhängend, feierten die Römer ihre wildesten Orgien, die erhitzten Schläfen mit dem kühlen Laube erquickend. Aber auch bei so manchen Zeremonien spielte der Efeu eine bedeutende Rolle. Doch mehr als alle anderen Pflanzen waren Lorbeer und Myrten von jeher mit Riten und Mysterien aller Art verknüpft. Sie entsühnen den Schuldigen, sie krönen den Sieger, sie schmücken das Heiligtum. Im alten Rom war die Myrte schon früh ein Omen des Glücks und des Friedens geworden; denn mit Myrtenzweigen hatten sich Sabiner und Römer versöhnt und waren vereint zum Heiligtum der Venus Cluacina gezogen, um dort gemeinsam der Göttin zu opfern. Später ward es Sitte, mit Myrtenkränzen diejenigen Sieger im Triumph zu schmücken, die ohne Blutvergießen aus dem Kriege heimkehrten beim friedlichen Klange der Flöten. Der Preis des blutigen Kampfes dagegen, der den Sieger sowohl krönt als entsühnt, blieb der Lorbeer; und so waren Helme und Lanzen der Soldaten ebenso mit ihm umwunden, wie das Haupt der Cäsaren, die durch die tosende Volksmenge in Rom ihren Einzug hielten.

Je länger desto mehr wuchs die Bedeutung des Lorbeers im römischen Leben. An Festtagen schmückten seine Zweige die Tempel der Götter, den Palast des Kaisers, die Häuser der Priester und Bürger. So vor allem am Neujahrstage, den 1. März, wo die Auguren feierlich zur Velia hinaufzogen, zum Lorbeerhain am Sacellum Streniae, um hier die Zweige zu holen. Auch die Büsten der Ahnen wurden bei Familienfesten mit Lorbeergrün geschmückt. Als Augurium galt das Verbrennen des Lorbeers, wobei es ein gutes Omen war, wenn er laut prasselte. „Möge der von heiligen Flammen entzündete Lorbeer geräuschvoll knistern,“ sagt Tibull. Es wurde sogar beim Lorbeer geschworen, und zürnende Gottheiten suchte man durch Dar-



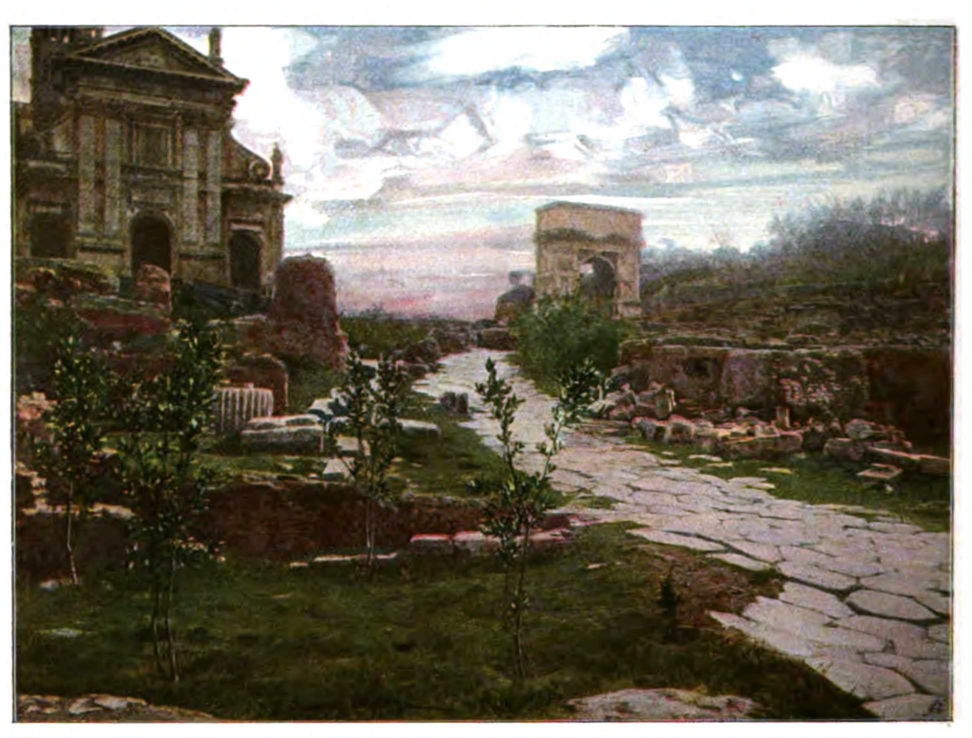
Efeu und Lorbeer am Fuße des Saturntempels.

bringung geschmückter Zweige dieses geheiligten Baumes zu versöhnen.

So grüßen wir denn Lorbeer und Myrte auf dem Forum mit freudiger Genugtuung, — denn beide wurzeln tief in diesem Boden der Vergangenheit. Am Quell der Juturna rauschen ihre Blätter; aus Cäsars Heroon strömen an lauen Abenden die mit einer Überfülle zarter Blüten bedeckten Myrtensträuche ihre kräftig-herben Düfte aus, und

schlanke Lorbeerbäume, mit reifenden, dunklen Beeren behangen, streben mit ihren grünenden Zweigen aus dem dunklen Gemäuer empor zum Himmelslicht. Der Baum des Apoll, der das vergossene Blut sühnt und von Freveltaten reinigt, soll an dieser Stätte dem Andenken des großen Ermordeten die Versöhnung künden. Auch die beiden Bäumchen am Eingang der Regia haben ihre Bedeutung; denn daß hier zwei Lorbeern gestanden haben, wissen wir aus der Schilderung des großen Brandes unter den Konsuln Spurius Postumius und Piso, wo erwähnt wird, daß der eine Baum vom Feuer verschont geblieben sei. In gleicher Weise schmückten zwei geheiligte Myrten den Eingang des uralten Tempels auf dem Quirinal, den wir auf der Forma Urbis als Heiligtum des Quirinus verzeichnet sehen. Plinius erwähnt sie im Zusammenhang mit einer Volkslegende. —

Wie oft Lorbeer und Myrte auch in der Dichtkunst gepriesen werden, ist genugsam bekannt. Schon Virgil und Horaz nennen sie zusammen. In Petrarca, der selbst auf dem Kapitol als poeta laureatus gekrönt wurde, findet der Lorbeer seinen recht eigentlichen Dichter, da sein Name an den der Geliebten, der vielbesungenen Laura, anklingt und zu einer unversiegbaren Fülle von Gleichnissen den Anlaß bietet. Lorbeer — der Ruhm, Myrte — das Glück, — so möchte man sagen, will man die Begriffe enger schürzen, Begriffe, die heute noch im Umlauf sind, gleich wie Goldmünzen echter Prägung, die ihren Wert nicht verlieren können. Verhieß der Myrtenzweig in der Hand des Wandrers den Alten eine glückliche und frohe Reise, — so beseelt uns derselbe fromme Wunsch, sehen wir die jugendliche Braut sich den Myrtenkranz aufs Haar setzen, ohne zu ahnen, daß diese selbe Blume einst in glühender Liebeslust der Aphrodite dargebracht wurde!



Junge Lorbeerpflanzung an der Via Sacra.

* * *

Der heiße Junitag geht zur Neige.

In mildem Goldglanz schwindet die Sonne hinter dem Kapitol, und länger fallen die Schatten in der Tiefe von Ruine zu Ruine. Sie liegen wie blaue Schleier zwischen den Trümmern, und nur das Ge-



Lorbeer am Heiligtum der Juturna.

sims des Kastortempels ist noch von einem Lichtstrahl umfangen, sowie auf der Velia der Titusbogen, der sich, wie aus Elfenbein gebildet, vom leuchtenden Himmel abhebt. Hier oben zu seinen Füßen ist gut ruhen. Die Blicke umfassen die ganze Trümmerwelt des Forums mit all' den vertrauten Wahrzeichen, — zur Linken behütet von den pinienbekränzten Höhen des Palatin; rechts wölben sich in unvergleichlich kühner Schwebung die drei Wunderbogen der Basilika des Constantin. Schon beginnen die Nachtigallen in den Bäumen zu schlagen, schon steigen die Düfte der



Lorbeer an Cäsars Heroon.

Nacht aus allen Blumen empor. In dieser Weihestunde öffnet die Vergangenheit ihre Tore, und die Schatten derer, die an dieser Stätte geweilt, gelebt, gelitten, kehren wieder in tausendfacher Erinnerung. Die Seele hält Zwiesprache mit den Toten, als wären sie Lebende, mit den grauen Ruinen, als seien es Tempel und Hallen in strahlendem Marmorglanz. Und einer kommt des Weges gegangen. Wir kennen ihn wohl; sein Fuß hat die Via Sacra oftmals durchschritten, sein Auge in Begeisterung diese geliebte Stätte umfaßt. Und ob er nichts mehr gewahrt von dem vertrauten Bilde des Forum Romanum, das er in seiner Herrlichkeit gekannt, er — Horaz — müßte auch heute noch die Worte sagen, die er uns ins Herz gerufen hat und die wir mit ihm sprechen:

„Nihil urbe Roma videre majus!“

Italienischer Frühling.

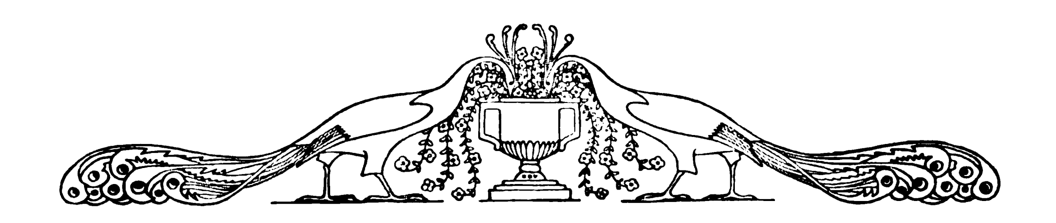
Von den blühenden Kamelienbäumen
Wehen Winde, weich wie Liebeslieder,
Einen Regen roter Blätter nieder,
Flammenhelle Glut von Sonnenträumen.

Und ich sah sie taumelnd niedersinken,
Wie vergoss'nes Blut den Rasen färben,
Erste Blüten, die im Frühling sterben
Und den Tod aus lauter Leben trinken.

Caren Lessing.



Wild und Geflügel. Gemälde von Franz Snijders und Anton van Dyck.
(Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.)



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Reiseerinnerungen eines Spezialkorrespondenten.

Von Otto von Gottberg.

Als Spezialkorrespondent des „Berliner Lokal-Anzeiger" besuchte ich den Schauplatz einiger Ereignisse, die zu Meilensteinen unserer Zeitgeschichte werden. Der Berichterstatter sah sie mit anderen Augen als der Mensch. Indessen gänzlich lossagen kann sich der eine vom anderen nicht. Wer in Ausübung von Berufspflichten die Schwingungen des Rades der Weltgeschichte aus unmittelbarer Nähe spürt, wird immer weniger die Wucht monumentaler Ereignisse oder die Tragik großer Katastrophen fühlen als jener, der von ihnen in der behaglichen Stille des Frühstückszimmers liest. Sie sprechen hier lauter zum Menschengemüt als draußen, wo Frau Historias Worte im Donner der Kanonen oder dem Tosen der Elemente verhallen.

Während ich mit amerikanischen Kollegen nach dem Ausbruch des Mont Pelée zum ersten Male die Totenstadt St. Pierre durchschritt, schien mir die sich über das weite Aschen- und Leichenfeld zerstreuende Schar von Berichterstattern fast einer solchen Blumen suchender Kinder vergleichbar. Wie jedes sich freut, wenn es eine besonders schöne Blüte gefunden, so rief in auch nicht anders als freudig zu nennender Erregung jeder von uns die Gefährten zur Stelle, an der er besonders Gräßliches entdeckt hatte. — Kipling, selbst einer von uns, denn er begründete seinen schriftstellerischen Ruf als Spezialkorrespondent, nennt diesen darum freimütig den „Aasgeier der Zeitgeschichte, der mit gieriger Schauenslust im Gefolge großer Katastrophen durch die Welt reist". Oft haben wir lachend seiner Worte gedacht, als wir — immer etwa in gleicher Höhe mit den über japanischen Pferdeleichen kreisenden koreanischen Aasgeiern — hinter Kurokis Armeeabteilung durchs Hermitenreich zogen. Und dort verzieh ich mir unsere rein berufliche Freude über den Anblick von Krieg, Katastrophen, Pestilenz, Hungersnot und großem Sterben, nachdem ich am Yalu gesehen, wie japanische Artillerieoffiziere mit geradezu trunkenem Entzücken die vernichtende Wirkung ihrer Granaten an Russenleichen feststellten. — Wer sich nicht freut, wenn er seinen Beruf ausüben kann, soll einen anderen wählen!

Also gute Laune konnte mein Weggenosse bei der Wanderung auch über den Schauplatz der grauenvollsten Katastrophe sein, und wenn ich mich ihrer erinnere, steigen am häufigsten die Bilder auf, die mich lachen machten.

Auf Martinique gab es damals nicht wenig zu lachen. Die verängstigten, obwohl keineswegs durch den um Meilen entfernten Vulkan bedrohten Bewohner von Fort de France zwangen den Besitzer unseres Hotels, den Strom für die elektrische Beleuchtung des Hauses abzustellen. Irgendwie nämlich war in verstörten Köpfen der Glaube erwacht, „die Elektrizität könne durch Anziehungskraft den Vulkan zu einem neuen Ausbruch veranlassen". — Wenn immer eine der durchaus nicht seltenen Gewitterwolken den Horizont verdunkelte, rannte alt und jung aus der Stadt zum nahen Strand. Einmal rieselte aus dem fernen Krater wirklich ein feiner Steinregen auf Straßen und Hausdächer. Da ging die Flucht hinaus über das Ufer bis ins flache Meerwasser. Nicht nur Frauen und Kinder, nein, auch Männer und darunter ein Offizier, mit Kreuz und rotem Band „der Bravsten" auf der Brust, standen für fast eine Stunde im salzig lauen Naß. Sie waren bereit, auch den Kopf verschwinden zu lassen, wenn die „grande éruption" beginne. Der Klang dieser beiden Worte allein genügte, Straßen und Plätze zu säubern. Unser Jüngster, dessen Lebensalter einen dummen Streich vielleicht entschuldigte, wußte dies auszunutzen.

Dingsda kam an heißem Nachmittage mit uns vom Vulkan zurück. Jeder Platz im kleinen Cafékiosk vor dem Hotel war besetzt und nur dort ein kühlendes Getränk zu haben. Wir wollten versuchen, unseren Durst im Stehen zu löschen. Aber Dingsda meinte Raum schaffen zu können, ging ins Hotel und schrie mit gut geheuchelter Miene höchster Besorgnis aus dem Fenster: „Grande éruption!" Im Handumdrehen verschwand in der Richtung aufs Wasser jeder einheimische Besucher des Kiosk und jeder Gaffer vom Marktplatz. Wir fanden Stühle frei. Niemand aber richtete später ein Wort des Vorwurfs an jenen, der das Gespenst eines Ausbruchs heraufbeschworen. Im Gegenteil! Nicht ohne Genugtuung stellten Bewohner des Ortes fest, daß auch einer von uns von ihrer nervösen Furcht angesteckt sei. In Wirklichkeit war es Dingsda am allerwenigsten.

Es war uns der Versuch, den Krater zu erreichen, zu einer Art Sport geworden. Amerikanische Blätter hätten zweifellos gern erklärt, daß solch Vorhaben ihrem Vertreter als „erstem und einzigem der Welt" gelungen sei. Also klet-

terten die Yankeekollegen alltäglich den Berghang hinauf, und ich schloß mich an, weil ich nichts Sinnreicheres zu tun fand. Bis auf halbe Höhe des Pelée gelangten wir häufig. Dort aber nötigten die beständig ausbrechenden, heißen wie erstickenden Aschwolken und siedenden Schlammwellen zu einem manchmal mehr beschleunigten als wohlgeordneten Rückzug. Allmählich lichteten sich die Reihen dieser Bergsteiger, da einer nach dem anderen weiterfuhr, oder, wie Dingsda verächtlich sagte, „ausriß". Seiner Jugend schien es kein zeitvertreibender Sport, sondern ernste und heilige Pflicht, den Krater zu erreichen. Schließlich sagte auch ich ihm vor der Abfahrt nach St. Vincent: „Auf Wiedersehen!" Noch jetzt erinnere ich mich mit Lachen, wie sein 24-jähriges Gesicht sich in Geringschätzung verfinsterte und die Unmutsfalten deutlich sprechen ließ: Nun desertiert auch der letzte dieser minderwertigen Gesellschaft!

Vier Wochen später betrat Dingsda mein Zimmer in New York. Bevor er noch ein Grußwort gesagt, legte er die Photographie des rauchenden Kraters vor mich. Sie war auf 100 Schritt Entfernung genommen und, um sie zu erhalten, wohl ein dutzendmal ein Menschenleben aufs Spiel gesetzt. Kein Wunder, daß ich Dingsda während des russisch-japanischen Krieges in Yokohama als Krüppel an Krücken, als Invaliden des Berufes fand!

Jene Art von Reportage, wie wir sie im vulkanischen Ausbruchsgebiet Westindiens verrichteten, ist mir stets als die schwierigste erschienen. Gern und mit Leichtigkeit entwirft der Berichterstatter ein Bild von Vorgängen, die er selbst gesehen hat. Aber hier war seine Aufgabe, nach Aussage von Augenzeugen einer Katastrophe ihren Verlauf für den Zeitungsleser zu „rekonstruieren". Bei solcher Gelegenheit lernt er begreifen, daß von etwa je hundert Menschen nur einer sehen — wirklich sehen — kann. Selbst dieser eine sieht übrigens gewöhnlich nur Vorhandenes, ohne festzustellen, welche bedeutsamen oder wesentlichen Begleiterscheinungen einem Vorgang fehlten. Ist eine Truppe ohne Fahne durch eine Ortschaft marschiert, so vermag kein einziger Bewohner mit Bestimmtheit zu versichern, daß er die Fahne nicht gesehen hat. Den Menschen, der ein an ihm vorbeigezogenes Bild so klar und abgeschlossen in sich aufnahm, daß er später über Vorhandenes wie Fehlendes gleich genaue Auskunft geben konnte, habe ich eigentlich nur unter Berufsgenossen und allenfalls noch Soldaten und Seeleuten gefunden. Darum scheint es mir höchst erklärlich, daß sich nicht nur in der deutschen Literatur, sondern der aller Völker gerade frühere Militärs erfolgreich betätigen. Auch der Romanschriftsteller muß wie wir Spezialkorrespondenten vor allem sehen können. Und wer gelernt hat, auf den ersten Blick das winzige Stäubchen am Waffenrock des Rekruten zu finden, wird an der Hand von Amme Gewohnheit auch mit offenen, sehenden Augen durchs Leben gehen.

Im allgemeinen aber erwarte ich auf Grund von Erfahrungen auch vom Gebildeten längst nicht mehr, daß er selbst nur die Hälfte von Vorgängen sah, die sich um ihn abspielten. — St. Pierre gegenüber stand auf der Höhe von Morne Rouge ein Nonnenkloster. Nebenan wohnte der Pfarrer. Nonnen wie Pfarrer hatten nach eigener wie anderer Aussage ihre Augen auf die heimgesuchte Stadt gerichtet, als schwarz und schwer die Schicksalshand in Gestalt einer riesigen Aschwolke auf ihre Häuser fiel. Gesehen hatten sie — nichts! Der Pfarrer hatte — ein selten beobachtetes Kuriosum — alles gehört. Das Brausen des Sturmes, das Dröhnen des bebenden Erdreichs und das Krachen berstender Felsen ahmte er mit dicken, kahlen Lippen so nach, daß ich ein Lächeln verbergen mußte. Aber ob mit der Aschwolke auch eine Flamme dem Krater entstiegen sei, oder ob in den mit versengten Leichen gefüllten Ruinen, während er verstört hinunterblickte, ein Feuer gewütet — davon wußte er nichts.

Um Weihnachten desselben Jahres sah ich den Vorhang über dem Operettenkrieg in Venezuela aufgehen. Daß die Blockade keinen anderen Namen verdiente, bekannte niemand lauter als die Kommandanten der unter glühender Tropensonne vor La Guayra am Anker schaukelnden Kriegsschiffe. Der Italiener klagte über Mangel an frischen Gemüsen. Also revanchierten wir uns für bei täglichen Informationsfahrten an Bord gefundene gastliche Aufnahme, indem wir gelegentlich einen Korb voll Grünkram und Früchten mitbrachten. Eines Tages sah uns der Provinzialgouverneur mit solcher Fracht im Boot vom Kai stoßen. Sein Gesicht ward nachdenklich, sehr nachdenklich. Natürlich waren wir Reisegenossen uns darüber klar, daß er als venezolanischer Beamter nur überlegen konnte, wie aus unserer Neutralitätsverletzung etwas für ihn selbst herauszuschlagen sei. Wir verabredeten und wieviel an Straf- oder Schweigegeld wir uns schröpfen lassen würden. Zurückgekehrt, hörten wir indessen vom Gouverneur das Resultat seiner Gedankenarbeit: „Bitten Sie doch die Kommandanten, daß sie Samstag abends ihre Musik auf der Plazza konzertieren lassen, dann werde ich ihre Messen täglich mit frischem Gemüse versorgen!" — Überflüssig die Heiterkeitsausbrüche zu schildern, die diese uns in allem Ernst erteilte diplomatische Mission an Bord erregte.

Bei aller Naivität offenbart sich hier jener Rest von Ritterlichkeit, den ein von Hidalgos entsprossenes Volk sich durch Jahrhunderte der Verkommenheit wahrte. Es wehrte sich damals auf seine hilflose Art gegen Feinde, hinter denen beiläufig das Völkerrecht stand. Es mußte wehr- und tatenlos zuschauen, wie ihm die eigenen armseligen Hafenbefestigungen in Trümmer geschossen wurden. Aber — so sagte es durch diesen Gouverneur — warum sollen wir Gegner uns deshalb in den Gefechtspausen nicht kleine Aufmerksamkeiten erweisen?

Venezolanisches Banditentum überhaupt ist chevaleresk und chevaleresk auf seine Rinaldoart auch der kleine Präsident Castro. Als Berichterstatter mußte ich ihm manches vorwerfen. Als Mensch gewann ich ihn lieb. Nicht fünf Fuß lang ist das Kerlchen, aber jeder Zoll davon ein Stück Mann. Und an wirklichen Männern ist unser entnervtes Zeitalter so arm, daß sich freuen darf,

wer einem solchen selbst in Gestalt eines Strauchdiebes begegnet. Nichts Besseres ist Venezuelas Diktator. Aber .... mit nur einem Dutzend Wegelagerern seines Schlages zog der Schmuggler Castro einst die Anden herab, bemächtigte sich einer Provinz und ihrer Hauptstadt El Tachiro. Mit sechzig gleich zerlumpten und zweifelhaften Anhängern — heute „Castros Sechzig", die Venezuelas Unsterbliche bleiben werden! — machte er sich auf den langen Weg und Marsch nach Caracas. Eine Armee ward ihm entgegengeschickt, und Castro öffnete im Vorübergehen die Türen aller Gefängnisse. Auf gewiß nicht einwandfreie Art schwoll so sein Heerhaufen. Indessen „in Krieg und Liebe sind alle Mittel fair!" Deshalb dürfen wir Castro auch verzeihen, daß er unterwegs Gewehre und zwei Geschütze stahl, die Alcantara, sein stets getreuer Leutnant, bei La Victoria nicht etwa auf den Gegner, sondern auf die eigenen verwahrlosten Banden richtete, um sie Mendozas Truppen entgegenzutreiben. Die Sonne dieses Tages sank. Das Murren des eigenen Lagers und das Knurren des hungrigen eigenen Magens hörte Castro. Sein Fuß war verstaucht und sein Schlüsselbein gebrochen, aber noch ungebrochen das Vertrauen in seinen Stern. Er versuchte, das feindliche Heer, dessen er im Kampfe nicht Herr geworden, zu — kaufen! Es gelang. — Keinen Pfennig trug der zerlumpte, kleine Frechsack in der Tasche. Aber aufs Wort glaubte jeder, daß er Versprechungen einlösen werde. Er tat es. Castros Spitzbubenehrlichkeit wird von Kap Hoorn bis zur Nordgrenze von Mexiko gerühmt. Wohl fand er in dem von seinem Vorgänger Andrade aufgegebenen Caracas leere Staatskassen, denn flüchtende südamerikanische Machthaber pflegen keine gefüllten Geldschränke zurückzulassen. Aber in kommenden Jahren ward jeder Handlanger und Helfershelfer des Diktators bezahlt. Die erprobtesten wurden mit Ministerportefeuilles belohnt. Umgeben von diesem Kabinett fand ich den Kleinen in Miraflores.

Durch den verschlafenen Wachthabenden am Palasttor schickte ich dem Diktator meine Karte. Der Korrespondent soll in Leuten seines Schlages nie durch eine formelle Bitte um Empfang den Glauben erwecken, daß sie auch abgeschlagen werden dürfe. — Ein Soldat führte mich ins Audienzzimmer. Durch dessen offenstehende Tür sah ich den Gesuchten. Ohne Hemdkragen, in Pantoffeln, beide Hände in den Hosentaschen und die kurzen Beinchen von der Kante des Sofas weit unter den Tisch gesteckt, saß er hinter diesem seinen Ministern gegenüber. Sie sprachen über geleerte Likörgläser hinweg. Militärs und Zivilisten, Diener und Soldaten mit dem Käppi auf dem Kopf kamen und gingen, blieben stehen, hörten den Verhandlungen zu oder flüsterten untereinander. Nach kurzem Warten und Schauen war ich mit dem Zeremoniell dieser eigenartigen Hofhaltung vertraut, betrat das Beratungszimmer, nahm ebensowenig wie andere von jemand Notiz und setzte mich auf einen Stuhl an der Wand. Mein Nachbar war ein General. Da er gleich allen Anwesenden rauchte, konnte die Bitte um Feuer unsere Bekanntschaft vermitteln. Dann begann ich, in meinem Sprachschatz von etwa 300 spanischen Worten kramend, eine Unterhaltung. Der General nannte sich einen persönlichen Freund Castros. Er bat nicht nur einen der französisch sprechenden Würdenträger mein Dolmetscher im Gespräch mit dem Diktator zu sein, sondern stellte mich diesem selbst auch vor. Die eine knochige und behaarte Hand nur aus der Tasche nehmend, reichte sie mir Castro über den Tisch hinweg zwischen zwei Ministerköpfen und meinte, Auskunft könne er dem Untertanen eines mit ihm Krieg führenden Landes zwar nicht, wohl aber im Bewußtsein seiner unerschütterlichen Machtstellung völlige Bewegungsfreiheit geben. Damals biß ich mir auf die Lippen. Indessen der Kleine hat recht behalten. Seine Stellung ist heut noch unerschüttert, und mir selbst sollte es leid tun, wenn diese pittoreske Figur unserer Zeitgeschichte von der Weltenbühne verschwände.

Als ich den Palast verließ, schickte sich auch der General zum Gehen an. Auf meine Bitte stieg er zu mir in den Wagen, und nicht wenig stolz auf meine von mir selbst ungeahnten spanischen Sprachkenntnisse, die eine Bekanntschaft mit diesem augenscheinlich einflußreichen Würdenträger vermittelt hatten, lud ich ihn vor dem Hotel ein, doch mein Frühstück zu teilen. Auffallend schnell war er dazu bereit. Im Speisesaal sah ich fast jeden männlichen Angehörigen der europäischen Kolonie. Mein Eintritt erregte Aufsehen. Zweifellos also war mein General eine der bedeutendsten, wenn nicht machtvollsten Persönlichkeiten in Venezuela. Er aß, trank und dankte mir, sich noch kauend empfehlend, mit einem Eifer, der mit seiner Stellung nicht ganz vereinbar schien. Als er gegangen, setzte sich ein ortsansässiger Landsmann zu mir:

„Ich kann Ihnen einen Besseren empfehlen!"
„Einen Besseren — was?"
„Einen besseren Barbier!"
. . . .??

Ich hörte, daß der General, ehe er die breiten Streifen angelegt, wohl jeden der um mich Essenden eingeseift und rasiert hatte. Castro machte den fingerfertigen Barbiergehilfen zu seinem Leibfriseur und, um ihn aus der Staatskasse statt aus seiner Privatschatulle besolden zu können, auch zum Generaladjutanten! Nunmehr lasse ich im Verkehr mit exotischen Generälen Vorsicht walten.

Später folgte ich Castro nach La Victoria. Dieses, La Guayra und Caracas waren die einzigen Städte, deren er sich damals Herr und Meister nennen durfte. Von seinen Provinzen war er durch die noch siegreichen Banden des Revolutionsführers Matos und von der Außenwelt durch die Geschwader dreier Großmächte abgeschnitten. Seiner Einkünfte beraubt und mit dem Verlust von Herrschaft wie Leben bedroht, war seine Lage verzweifelt. Zu tun gab es für ihn in Hülle und Fülle in der Hauptstadt Caracas, und sie glaubte, er wolle flüchtend Sache und Spiel verloren geben, als der Diktator den Gouverneur von La Victoria und treuesten seiner Satrapen, General Alcantara, auf dessen Landsitz besuchte.

Ich erwartete dort einen tief bekümmerten Castro und die graue Frau Sorge in seinem

sonst bunten Gefolge zu sehen. Ich fand ein lachendes, von keinem Schicksal niederzuwerfendes Stehaufchen mit einem schönen Kind in Rosarot am Arm! Zum Walzer führte er es auf den grünen Rasen von Alcantaras Villa, und zwischen zwei Runden versicherte er mir, daß er gar nicht daran denke, den Mächten für die Verhaftung ihrer Untertanen Genugtuung zu geben. Folgenden Tages fuhr er nach der Hauptstadt zurück. Dem General Alcantara befahl er, das Revolutionsheer aufzusuchen und zu schlagen.

Ein anderer ganzer Kerl, dieser Mann, so schön wie sein klangvoller Name! Der Himmel weiß, welches ihm widrige und Castro gnädige Geschick den blauäugigen, blonden Hünen aus dem Kadettenhaus von Westpoint nach Venezuela verschlug. Als einziger General des Diktators, den nie eines Gegners Gold kaufen konnte, hat er in jahrelangen Revolutionskämpfen immer am Feinde und in vorderster Reihe der für seinen Herrn Kämpfenden gestanden. Der Sold war oft knapp, die Staatskasse leer und darum sein Fähnlein klein. Aber immer führte es der fröhliche Landsknecht zu endlichem Siege, und zu jedem verwegenen Unternehmen oder Überfall stieg hinter dem waghalsigen Abenteurer das Glück in den Sattel. Ich saß mit ihm am Weihnachtsabend auf seiner Veranda. Es war keine stille und heilige Nacht. Wohl sangen in der Ferne Christglocken, aber rauher und lauter zu unseren Füßen Alcantaras Banden. Die Trommel rasselte, und das Lagerfeuer lohte. Hell fiel sein Schein auf unseren Tisch. Drei Flaschen standen darauf. Die mit dem Whiskey hatte ich im Koffer mitgebracht, dagegen Alcantara die beiden Pullen Rotspon unterm Arm herbeigetragen und lachend dazu gesagt: „Sie sind der letzte schäbige Rest meines Weinkellers nach einem Präsidentenbesuch." Vielleicht machte ihn die Mischung gesprächig und ließ ihn mir ein Leben schildern, das mir köstlich schien. Vielleicht auch fühlte er, wie ich ihm dies Leben nicht minder gönnte als neidete. Prächtig muß es sein, in unserer weichen Zeit dies harte und doch herrliche Dasein eines mittelalterlichen Landsknechtshauptmanns zu führen! Wenig fehlte in jener Nacht daran, daß eine Redaktion ihres Spezialkorrespondenten verlustig gegangen wäre.

Alcantara lachte zwar, so sorglos wie er wohl noch lachen wird, wenn die ihm sicherlich bestimmte Kugel ihn einst ins Grab unter hoffentlich leichter Erde streckt. Aber doch drückte — ganz leicht — ein Kummer auf seinem Gemüt. Castro hatte kein Geld mitgebracht! Der General konnte — wieder einmal — seine Truppen nicht besolden. Venezolanische Soldaten aber gehen zum Feinde über, wenn die tägliche Löhnung von 10 Cents ausbleibt. Also hatte Alcantara morgens einen Geschäftsmann der Stadt „beredet", ihm 1000 Piaster vorzuschießen. Den Scheck für diese Summe nahm er mit. Nun war ein Bote unterwegs, um ihn in Bargeld umzusetzen. Solches aber gibt niemand gern für ein mit dem Namen Alcantara gegengezeichnetes Papier. Es ist bekannt, daß auch Castros getreuer Leutnant im Kriege alle Mittel fair glaubt und vor keinem zurückschreckt, um Geld für Sold, Brot und sonstige Traktamente aufzutreiben. So war halt immer Landsknechtart.

Ungeduldig sah mein Gegenüber deshalb so oft wie ins Glas auch auf die schlichte Nickeluhr. Endlich kam der Bote. Er kam mit Gold, und Alcantara strahlte: „Gehen wir!"

In der Hausjoppe, aber unter dem Uniformbeinkleid gestiefelt und gespornt, schritt der kaum Fünfunddreißigjährige vor mir durch die Lagergassen unten. Glückselig lachend, wie ein Fähnrich, dem plötzlich die unbekannte Erbtante starb, schlug er auf die Tasche, in der die Füchse für allerhöchstens drei Lohntage klimperten: „Kerls, morgen fünf Uhr früh ist Löhnungsappell und dann satteln und reiten wir, viva el generale Castro!"

„Viva el generale Alcantara!" jauchzte jubelnde Antwort zurück. Eine Lust war es, zu sehen, wie das zerlumpte Gesindel an dem Führer hing und wie er seine Herzen zu gewinnen wußte. Leuchtende Augen ließ er zurück, wo er ein Wort gesprochen. Selten wendete er sich an einen Mann, stets fast an dessen Liebchen, eine der Marketenderinnen, die jeder venezolanischen Kompanie in Trupps folgen. Der klopfte er auf die Backen oder kniff sie derb in den Arm: „Donnerwetter ja, solch Mädel möchte ich auch haben!" Der Kerl daneben errötete vor Freude über das Lob seiner Gefährtin und des eigenen Geschmacks. Menschenkenner Alcantara! Es ist erklärlich, warum er schließlich das ihm an Zahl überlegene Heer des mit reichen Geldmitteln versehenen Matos schlug. — —

Wir, die in Venezuela zusammen Korrespondentendienst taten, saßen am Silvesterabend des Jahres 1903 in New York am Restauranttisch eines altfränkischen Chophouse. Besucher ließen dort seit Jahrzehnten Spuren ihres Handwerks zurück. Gerahmt hängen an verräucherten Wänden launige Verse und Originalskizzen von in Zeitungen oder Zeitschriften erschienenen Karikaturen oder Illustrationen. Den Ehrenplatz hat das packende Bild des Londoner „Punch", auf dem der mächtige Mann und Lotse in preußischen Kürassierstiefeln schwer und zornmütig das Fallreep unseres Reichsschiffs hinabsteigt. Gegenüber ließ der Wirt eine sinnige Abänderung des Wahrspruches auf amerikanischen Münzen über die Tür malen:

„Hier wird nur Gott getraut,
Die anderen müssen bar bezahlen."

Als draußen die Glocken und drinnen die Gläser klangen, hob einer von uns das seine: „Möge der Ausbruch des russisch-japanischen Krieges nicht auf sich warten lassen und uns alle an der Front zusammenführen!"

Der Yankeeglaube, daß derart an der Jahreswende geäußerte Wünsche in Erfüllung gehen, scheint kein irriger. Noch hatte Schlaf mich nicht von den Nachwirkungen dieser Silvesterfeier befreit, als anderen Morgens der Telegraphenbote eine Depesche der Redaktion ans Bett brachte: „Wann können Sie nach Japan abreisen?" Ehe ich mich auf die sprichwörtliche andere Seite umdrehte, antwortete ich: „Mit dem nächsten Dampfer!" Nach wenigen Stunden kam die Weisung: „Fahren Sie!" Ich reiste.

Eigenartige Gesellschaft trug mit mir der Dampfer von Seattle nach Yokohama. Der Klang des Kalbfells lockte den Glückssoldaten aller Welt wie Sirenenlied zum Orient. Glückssoldaten und nicht Glücksucher nenne ich ihn, obwohl er heute nicht mehr das Schwert an der Seite trägt wie der große Herzog und Feldhauptmann von Englands Königin, der immer bereit war, das seine in des Meistbietenden Dienst zu stellen. Noch heute ist der Glückssoldat meist Angelsachse, denn Yankees wie Briten sind geborene Abenteurer. Und auch der Glückssoldat von heute fragt mehr nach Sold als nach Sache. Noch heute steckt er lachend den Kopf in die Schlinge und setzt, ein Lied auf den Lippen, sein Leben aufs Spiel. Ein blutjunger früherer englischer Offizier, der damals die Hochstraße des Pacific zog, begann, mittellos, aber tollkühner Reiter, seine Abenteurerlaufbahn als Depeschenträger eines Londoner Korrespondenten. Später fand dieser ihn mit goldgefüllten Taschen auf geheimnisvollen Fahrten und Ritten, deren Ausgangs- wie Endpunkt das russische Hauptquartier in der Mandschurei war. Dieser Glückssoldat verstand es, für die eine Sache seine Haut zu Markte zu tragen und für die andere zu schreiben. Als russischer Spion gelegentlich Tschifu und das zensurfreie Kabel erreichend, verschmähte er es nicht, gehässige Berichte aus Kuropatkins Hauptquartier an britische Blätter oder ihre Korrespondenten abzusetzen.

Der russische Edelmann mit großem, alten Namen, der die Korona im Rauchsalon mit verblüffend freimütiger Schilderung seiner Erlebnisse in Amerikas Unterwelt erheiterte, kaufte später, gehetzt und verfolgt von japanischen Agenten wie Patrouillen, in der südlichen Mandschurei Pferde beim Tausend auf. Er schlug sie an die Intendantur seiner Landsleute los und — verspielte das erworbene Vermögen in Tschifu. Wo wurde überhaupt nicht gejeut und unsinnig gejeut? Wie die Ritter vom zweifelhaften Glück, so sind auch die Würfel heute noch vom Kalbfell unzertrennlich!

Andere Glücks- und Goldsucher reisten mit Kreditbriefen und dem Vorhaben, Kontrebande anzukaufen, abzusetzen und durch die gegnerischen Linien zu schmuggeln. Auch die Freilanze des Journalismus war vertreten, sowohl jener für Schneid und Unternehmungslust nichts als Anerkennung verdienende Wagemutige, der auf eigene Faust unternahm, was wir anderen mit den Geldmitteln millionenreicher Herausgeber begannen, wie der längst entlarvte Schwindler und Marodeur des Handwerks. „Colonel C . . . . ." fehlte nicht! Yankee von Geburt, hat er sich doch lange genug in München aufgehalten, um die deutsche Sprache zu meistern. Amerikanische Redaktionstüren, hinter denen Selbstachtung wohnt, sind ihm verschlossen, seit er während des spanischen Krieges die Kampagne auf Portorico von St. Thomas aus sah und schilderte. Aber neben französischen und englischen Blättern öffneten ihm namentlich deutsche ihre Spalten. In ihrer einen fand ich den „Oberst" als militärische Fachautorität bezeichnet! Die Gentry seines Schlages trifft der Spezialkorrespondent auf dem Schauplatz jedweden weltbewegenden Ereignisses.

In Tokio wurde ich in Gesellschaft von anderthalb Hundert Kollegen aller Kulturlande mit der Politik der verschlossenen Tür und der Diplomatie versiegelter Lippen vertraut. Von unsichtbarer Mauer fühlten wir uns umgeben.

Der Krieg brach aus. Unsere Depeschen verloren sich auf dem Draht. Selbst die Genugtuung, uns mit dem Zensor herumzanken zu dürfen, wurde uns vorenthalten. Wir sahen ihn nicht. Wohl aber durften wir ein Rassenphänomen beobachten. Mit so selbstverständlicher und schier erhabener Ruhe begann eine Nation ihren Existenzkampf, daß selbst der uns durch die Straßen Tokios ziehende Jinrikischakuli die Würde eines römischen Senators zur Schau und statt des dunkelblauen Leinwandkittels die Toga zu tragen schien. Wer Enthusiasmus zu finden erwartet hatte, war enttäuscht und kam nicht auf seine Kosten. Die Vorstellung hielt nicht, was das übliche Programm der Einbildungskraft versprochen. Das Studium des alle Gefühle maskierenden japanischen Lächelns begann. Wöchentlich einmal schrie laut und eindringlich die Dampfpfeife des transpazifischen Postschiffes im Hafen von Yokohama nach Artikeln für die Redaktion. Sie hatten die vorgeschriebene Länge, aber enthielten nicht, was wir zu schildern gehofft hatten. Keine technisch militärischen Ausdrücke konnten das Gemüt ihrer Leser verwirren. Um die Zeit ihres Eintreffens in der Heimat glaubte ihr Verfasser auf 5000 Seemeilen Entfernung nicht nur des Redakteurs, sondern selbst des Setzerlehrlings Augen in vorwurfsvoller Enttäuschung auf sich gerichtet.

Vergeblich bestürmten wir Generalstab und Kriegsministerium mit der Bitte, uns endlich ins Feld zu schicken. Bis ins kleinste Detail und unter Berücksichtigung jeder Eventualität hatten beide Behörden den großen Konflikt vorbereitet, aber mit einer Möglichkeit nicht gerechnet — jener des Eintreffens eines Korrespondentenheeres.

Schlag auf Schlag fiel zu Wasser und zu Lande. Das immer willige Angebot der Nachrichtenfabrikanten an der keiner Zensur unterstehenden und an Information ebenso armen wie Einbildungskraft reichen chinesischen Küste schien die Nachfrage der auf weite Entfernungen oft kindlich leichtgläubigen Weltpresse mit Phantasieberichten vollauf zu befriedigen. Wir aber, gekommen, den Krieg mit eigenen Augen aus der Nähe und nicht durch das Whiskeyglas in der Hotelbar von Shanghai oder Tschifu zu sehen, schritten in Nachtstunden nervös und ungeduldig auf dem mit Feldausrüstungsstücken bestreuten Fußboden des Gastzimmers in Tokio auf und nieder. Im Januar kauften wir Pelz und im März unter selbstverspottendem Hohnlachen Khaki ein. Aber selbst der Galgenhumor trieb schließlich nur noch spärliche und schnell welkende Blüten. „Nach tausend Jahren" war ein als Frucht gemeinsamer Arbeit für gemeinsame Erbauung entstandener Artikel betitelt. Reiche waren bis anno 2904 entstanden und wieder vergangen, Nationen begraben, vergessen, und der russisch-japanische Krieg gehörte halb schon der Sage an. Aber noch fanden sich zur Mitternachtsstunde im Café des Imperialhotels in Tokio die ruhelosen Geister

und Schatten jener über langem Warten aus Korrespondenten zu irren und grauen Greisen Gewordenen zusammen, die seit Mitte unseres XX. Jahrhunderts auf dem Schimbashikirchhof begraben lagen. Ihre Seelen waren verdammt, wie einst die Lebenden tagtäglich beim Generalstab anzufragen: „Erhalten wir heute die Feldpässe?“ Und hohl gab um jede Mitternacht die des Generals Fukushima — beiläufig einstigen Militärattachés in Berlin — die gewohnte Antwort zurück: „Noch nicht, meine Herren, aber sehr bald!“ — Glücklich und weitschauend nannten wir jene Kollegen, die Frau und Kind nach Tokio mitgenommen hatten. Die würden wenigstens die Aussicht, den begehrten Feldpaß zu erhalten, einem Sohn und Erben vermachen können!

Mich selbst trieb Ungeduld oder Verzweiflung schließlich nach Korea. Von der Etappenstraße Seoul—Witju hielten mich japanische Reiterpatrouillen fern. Nachtlager in asiatischer Wildnis bei zwanzig Grad unter Null trugen mir Rheuma ein. Gerade hatte ich Seoul und den Arzt wieder erreicht, als der Dampfer, der von uns fünfzehn der ersten Armee zugeteilten Korrespondenten gechartert war, auf der Fahrt von Kobe nach dem Kriegsschauplatz im Hafen von Chinampo eintraf. Er nahm mich auf. In Chemulpo wurden wir ans Land geworfen und begannen jenen zehntägigen Marsch nach dem Yalu, der für seine Teilnehmer stets historischer als für die Welt die ihm folgende Schlacht bleiben wird. Die Wege im Rücken der Kurokischen Armee waren nach wochenlangem Regen grundlos, und noch goß es vom Himmel. Dienerschaft und Bagage blieben im Schlamme stecken. Das eigene am Zügel geführte Reittier versank bis an die Brust darin. Die Satteltaschen enthielten das Notwendigste, aber nicht genug. Nach 24 stündigem Hungern flog der Schwamm hinaus, damit der Beutel den endlich aufgetriebenen gekochten Reis tragen könne. Der Kulturmensch wird im Felde schnell abgestreift. An Futter für das Pferd, das man selbst putzte und nachts wie die Geldtasche hütete, gab es besten Falles Bohnen. Das bedeutete eine Zeitersparnis. Wenn ich selbst meine Mahlzeit beendet, war der ansehnlichere Rest gerade kalt genug, um ihn dem Tier vorzuschütten. Zwei Yankeekollegen haben mir noch heute nicht vergeben, daß ich sie in einem Nest hinter Anju überholte. Der eine hatte als letzte eiserne Ration eine Büchse mit Schinken mitgeführt und der andere — ein Kunststück! — in von zwei Armeen durchzogenem Lande vier Eier aufgetrieben. Diese Leckerbissen brateten in der Pfanne einer elenden Herberge, als ich draußen vorbeiritt. Ihr Duft war verräterisch. Nie habe ich schneller ein Haus betreten. Die beiden Kollegen sahen mich etwa so an wie die Dame, der man im Ballsaal auf die Schleppe tritt. Zuerst, für eine kurze Sekunde nur, flammt in ihren Augen ein Blick des Hasses geradezu vernichtend und scharf wie Dolchspitze auf. Fast im gleichen Augenblick aber schon zwingt sie ihr Gesicht zu einem Lächeln so nachsichtig und bestrickend liebenswürdig, daß naive Ungeschicklichkeit glaubt, ihr eine Herzensfreude bereitet zu haben, und in Versuchung gerät, der nächsten Frau absichtlich auf die Schleppe zu treten. Gleiches Mienenspiel huschte um die Lippen, die mich aufforderten, die gerade fertig gebratene Mahlzeit zu teilen. Ich schmecke und rieche sie noch heute.

Auf der Etappenstraße Seoul — Witju war es dann besser um unser leibliches Wohl bestellt. Wenigstens gab es Reis für den Menschen, Hafer für das Pferd und für beide ein sauberes Strohbündel als Nachtlager. Deshalb konnte ich lachend vom Pferde herunter dem freundlichen amerikanischen Missionar danken, der mir ein Frühstück in seinem Haus an der Straße anbot. Aber, rief er mir nach, er wolle doch so gern etwas von der Außenwelt weißer Menschen hören. Tue mir leid, daß ich mich nicht aufhalten könne, vorn würden wohl bald die Kanonen sprechen! Doch dieser Missionar hatte anscheinend nicht umsonst unter geriebenen Asiaten gelebt: „Sie kommen doch in mein Haus; ich kann Ihnen nämlich ein warmes Bad anbieten!“ Nun war ich wie der Blitz vom Pferde. Im Wasser plätschernd, erzählte ich dem neben der Wanne sitzenden Gottesmann vom Abendlande.

Endlich war Kurokis Hauptquartier erreicht. Dunkel nur erinnere ich mich, daß ein Soldat mir das Pferd mit dem Versprechen, es zu füttern und zu putzen, abnahm, ehe ich aufs Strohlager einer koreanischen Hütte bei Comante fiel. Mensch genug, um essen zu können, war ich erst wieder am anderen Morgen, als der Mann im blauen Waffenrock unaufgefordert einen Kübel Badewasser gebracht hatte. Dieses Badewasser, das japanische Soldaten für sich und andere stets zu besorgen verstanden, war die einzige Brücke gemeinsamer Neigungen, die mich mit ihnen verband.

Alle Strapazen aber waren vergessen und alle Enttäuschungen vergeben, als ich am schönsten Maitag meines Lebens hinter den avancierenden Garden auf der lichtweiß sandigen und sonnenbestrahlten Ebene vor Chiliuncheng stand.

Der frohe Rausch des Gefechts überkommt wie tolle Trunkenheit von feurigem Wein auch den Unbeteiligten. Wie von elektrischen Funken wird der große, gemeinsame Drang Tausender nach vorn auch auf ihn übertragen. Auch seinen Lippen entringt sich ein jauchzender Jubelruf, wenn der rätselhafte psychologische Augenblick gekommen ist, in dem der Reserven letzte Kolonne und der Schwerverwundeten letzter entschwindender Gedanke gleichzeitig mit den Schützen der vordersten Linie empfinden, daß der Tag gewonnen und der Feind geworfen sei.

In diesem einen Augenblick hatte für einmal mein Herz wie Puls gemeinsam mit jenem dieser asiatischen Armee geschlagen. Als das letzte Echo der Geschütze verhallte, war Nippon Denji, der kleine gelbe Mann in Preußisch-Blau, mir fremd wie zuvor. Wie sollte es anders sein? Wir sehen aus verschiedenen Gesichtswinkeln in die Welt. Denn seiner Augen Oval ist halb nach oben und das meine wagerecht geschlitzt. Er ist am einen Ende der Welt und ich bin am anderen geboren. So grundverschiedene Lebewesen sind wir nach meiner Erfahrung, daß fast mit Recht einer dem anderen den Namen Mensch vorenthalten kann, so wie es namentlich Nippon Denji unter seinesgleichen und oft auch der von

gelben Menschenäffchen sprechende Kaukasier tut. Nippon Denji bemalt mit dem Pinsel seinen Briefbogen mit Bildern, die Gedanken oder Ideen ausdrücken, von rechts oben nach links unten. Ich aber schreibe auf den meinen mit der Feder Buchstaben, die Laute wiedergeben, von links oben nach rechts unten. Sein Brief endet, wo der meine beginnt. Größere Gegensätze lassen sich nicht denken. Es ist nur ein Beispiel, indessen sapienti sat! Gemein kann ich mit Nippon Denji nichts haben. Darum stoßen wir einander ab.

Der Rassenverschiedenheit und den Rassengegensätzen allein schreibe ich es zu, daß wir Spezialkorrespondenten im Verlauf der Campagne fast ausnahmslos aus Japanfreunden zu Leuten wurden, die Rußlands Fahnen aus tiefster Seele Siege wünschten. Die Briten und auch Yankees brachten einen geradezu fanatischen Enthusiasmus für die japanische Sache mit. Er überdauerte die Tage des Wartens in Tokio. Aber später im Felde erzählte mir ein englischer Kollege und Veteran des Handwerks von den Schrecken und Gefährnissen einer miterlebten Retirade. So tief war seine Abneigung gegen die Japaner geworden, daß er sich willens bekannte, gern einen ähnlichen Rückzug selbst um den Preis von Gesundheit und Leben mitzumachen, wenn er um sich nur aufgeriebene japanische Bataillone zurückfluten sehen könne. Ein anderer Brite antwortete auf meine Frage, warum unsere Kantine statt nötigerer Dinge Sekt mitführe: „Damit wir die erste Schlappe der Japaner nach Gebühr feiern können!"

Auch ich selbst landete als aufrichtiger Bewunderer Japans in Yokohama. Ihr Land hatte ich auf einer Fahrt von San Francisco nach China vor Jahren kennen gelernt und es in der „New Yorker Staatszeitung" mit aus dem Herzen kommenden Tönen wärmster Anteilnahme geschildert. Im Zwanzigjährigen schon hatten die Erzählungen eines verehrten Vorgesetzten und ehemaligen Instruktionsoffiziers in der japanischen Armee hohe Wertschätzung derselben erweckt.

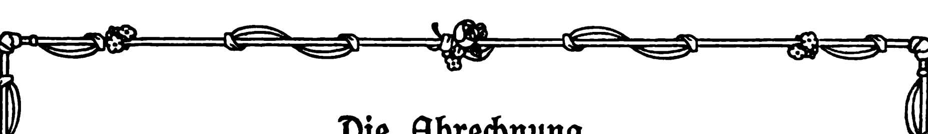
Aber während dieses Krieges sahen wir als vielleicht erste Europäer einmal Japaner so von einer Aufgabe in Anspruch genommen, daß sie vergaßen, die sonst stets im Verkehr mit Kaukasiern getragene Maske anzulegen. Durch ihr anscheinend bezaubernd liebenswürdiges Lächeln hatte wie jener Stabsoffizier auch ich mich einst täuschen lassen. Nun erst konnte ich wirklich einen Blick ins Gemüt der Nation tun. Es ist verlogen. Weil mir aber Wahrheit als Grundlage aller Kultur gilt und auf ihrem Fundament allein diese Kultur gerade wie die Wissenschaft Unvergängliches schaffen kann, halte ich die Japaner nicht für ein Kulturvolk. Nie habe ich als Berichterstatter kleinlich ihre Erfolge und Großtaten in der Schilderung zu schmälern versucht, aber ich habe mich nicht gescheut, der Befürchtung Ausdruck zu geben, daß durch sie der Kulturmenschheit eine Gefahr, wenn nicht Geißel erstanden ist.

Es ist irrig und für uns vom Handwerk lächerlich, wenn behauptet wird, Warten, Enttäuschungen und Schikanen der Zensur hätten unsere antijapanische Stimmung erzeugt. Habe ich dem kleinen Castro nachgetragen, daß er meine Depeschen unterdrückte? Warten und Enttäuschungen waren, wie ich erzählte, mit dem Echo des ersten Kanonendonners vergessen und vergeben. Ja, als früherer Soldat pflichtete ich den Japanern bei, wenn sie uns den Operationen fern hielten, und in Berichten sprach ich die Hoffnung aus, unser Generalstab werde im Kriegsfalle ein gleiches tun. Wir dachten alle ähnlich. Als am 30. April hinter uns russische Granaten einschlugen und der uns führende Hauptmann seine Pflegebefohlenen in Sicherheit bringen wollte, versicherten wir ihm einmütig, daß die Russen, die gewiß auch unter einer Korrespondentenplage zu leiden hätten, sich hüten würden, Kuroki von der seinen zu befreien.

Nein! Lediglich weil Blut nun einmal dicker als Wasser ist, mußte unsere Neigung für die Japaner erkalten. Der Zeitungsleser aller Lande, wie immer irregeleitet von Redakteuren, die über die weite Welt urteilen, ohne sie kennen gelernt zu haben, konnte leicht über japanische Siege jubeln. Er weiß nicht, was es heißt, inmitten einer Armee fremden Glaubens und fremder Rasse, vorbei an den Leichen von Glaubens- und Rassengenossen zu marschieren. Als ich im Feldlazarett von Vitju einen jungen russischen Offizier den letzten schwachen und irren Blick ins wunderschöne Leben tun sah, da und da erst wurde ich mir der Greuel des Krieges bewußt. Sterbende Asiaten hatte ich vorher beim Hundert mit dem berufsmäßig gleichgültigen Interesse des Berichterstatters gezählt. Nur Mensch und nicht Reporter war ich auch, als ich, wie in meinem Kriegsbericht „Mit den Japanern über den Yalu" beschrieben, gefangenen russischen Offizieren, für sie und meine Rasse errötend, aus dem Wege ging. Mit Genugtuung konnte ich feststellen, daß andere mein Empfinden teilten. Es waren solche, die gleich mir auf der Welt Hochstraßen herumgelegen haben und gewohnt sind, im weißen Manne in der Fremde den zu sehen, der mit gleicher Selbstverständlichkeit Hilfe leistet wie beansprucht.

Dieser Tage erst erschien ein Buch, in dem der bekannte amerikanische Romanschriftsteller Mr. John Fox seine Erlebnisse als Spezialkorrespondent während des Krieges schildert. Es scheint mir bemerkenswert, daß Mr. Fox, früher Japanschwärmer par excellence, beim Anblick des ersten russischen Gefangenen nicht anders als ich empfand. Er schreibt: „Unwillkürlich überkam mich das Gefühl von Mitleid und Scham, Mitleid für ihn und Scham über mich und meine Rasse; wie wäre ich mir in gleicher Lage vorgekommen, wenn ich plötzlich das Auge eines weißen Mannes auf mich gerichtet gesehen hätte!"

Wer das miterlebt, kann es mitempfinden. Blut ist dicker als Wasser. Die Regierungen und Kabinette des christlichen Abendlandes haben sich von diesem Grundsatz nicht leiten lassen. Die Asiaten, Japaner, Chinesen und Inder, dürften in nicht ferner Zeit es tun. Die gelbe Gefahr ist heute kein leb- und blutloses Gespenst mehr, und Rußlands Unglück ist unser Unglück, oder — mein Versuch, die Lehren der Weltgeschichte und den Charakter des Asiaten zu verstehen, war ein verfehlter. Hoffen wir es!



Die Abrechnung.

Ballade von Lulu von Strauß und Torney.



Es war Herr Jakob Loredan
In der Gondel nach Haus gekommen,
Er hatte, als er die Treppe stieg,
Drei Stufen auf einmal genommen

Nun saß er allein im leeren Saal,
Und die Dämmerung wollte fallen,
An den Mauern hörte er wie im Traum
Die Wasser spielen und lallen.

Er hatte vor sich auf dem Tisch
Sein großes Hauptbuch liegen,
Das war beschrieben Blatt um Blatt
Mit breiten, festen Zügen. —

„So durfte endlich ein Loredan
Am Bette Foskaris stehen,
Und durfte auf seinem Angesicht
Das Leben verlöschen sehen!

Unter den Brauen todesmatt
Verzuckte der letzte Funken,
Es lag der Mund in dem weißen Bart
Herbe und eingesunken.

Eingesunken vor bittrer Scham,
Daß er in Ketten und Banden,
Daß er in seinem grauen Haar
Vor dem Rate der Zehn gestanden.

Hart und herbe vor Gram und Groll,
Daß der in greisen Tagen
Die Dogenmütze vom Haupt ihm nahm,
Die er vier Jahrzehnte getragen,

Daß gellend in seine Sterbequal
Die Glocken der Wahl geläutet,
Und daß ein Loredano ihm
Solch dreifachen Tod bereitet!"

Er schlug ein Blatt im Hauptbuch auf,
Das war sehr enge beschrieben —
Die Seite, die daneben stand,
Die war noch leer geblieben.

Herr Jakob las die Worte laut,
Die da geschrieben waren:
„Foskari gegen Loredan —
Ein Debet von vierzig Jahren!

Meines Vaters Namen steht obenan —
Das fraß an seinen Nächten,
Daß die Foskari an seiner Statt
Des Dogenstuhls sich erfrechten!

Hier zwei Zeilen in Ziffernschrift —
Es darf kein Auge lesen,
Daß eine Maria Loredan
Foskaris Dirne gewesen!

Und wieder ein Weib: um Bianka Venin
Zwei Klingen klirrend im Streite —
Ich mußte sie zwanzig Jahr lang sehn
An des Foskari Seite!

Hier ein Posten, den schrieb ich rot:
Meines Oheims Pietro Leben!
Den hat des Dogen Foskari Neid
Mit heimlichem Gift vergeben!"

Er tat einen tiefen Atemzug,
Um die Lippen ein hartes Lachen:
„Genug! Ich quälte mich lebenslang,
Die Rechnung glatt zu machen!

Genug! Meine Seele ist los der Last,
Heut darf mein Stolz sich strecken!
Ich habe Francesco Foskari gesehn
In Schande und Qual verrecken!"

Er nahm die Feder. Die knirschte laut,
Als er das Konto durchstrichen,
Und langsam schrieb auf das leere Blatt:
Saldo. Beglichen. —

Kämpfende Faune.

Skulptur von Prof. Franz v. Stuck.





Wandelpanorama aus „Faust“. Farbenskizze aus dem Atelier von Obronski, Impekoven & Cie. in Berlin.

Kulissenzauber.

Von Paul Oskar Höcker.



Turnierhelm mit Zimier u. Helmdecke. Von Verch & Flothow in Charlottenburg.

„Die Erstaufführung der neuesten Linckeschen Operette ‚Das schöne Mädchen von Sevilla‘, Text nach dem Französischen von Freund, Jacobson, Leipziger u. Gen., hatte am letzten Sonnabend einen durchschlagenden Erfolg, an dem in allererster Reihe die Firma Verch & Flothow (Kunstgewerbliche Werkstätten für Bühnenausstattungen), sowie die Dekorationsateliers von Hugo Baruch & Co. und Obronski, Impekoven & Co. beteiligt sind.“

Diese kleine Bosheit ist in der Berliner Zeitungskritik fast zur Formel geworden.

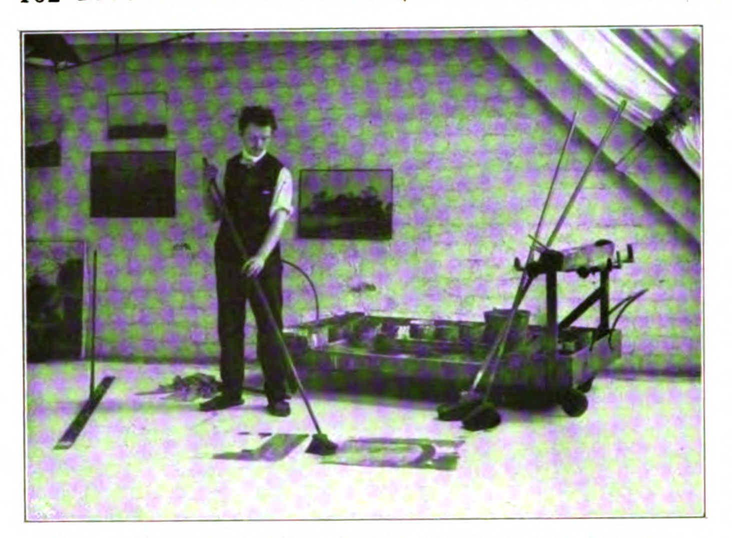
„Das Mädchen von Sevilla“ kann natürlich auch „Der Mann im Monde“ heißen, und das Stück braucht nicht gerade der Ableger einer wohl oder übel renommierten Berliner Schwankfirma (G. m. b. H.) zu sein, es kann auch ebensogut von Shakespeare, Raimund oder gar von Philippi und Sudermann stammen.

Eine Zeitlang merkte der Zeitungsleser noch die bittere Ironie in der Verteilung der Erfolgswerte heraus. Heute fast gar nicht mehr. Es gibt eben heute ein großes, großes Publikum, das wirklich nur die Ausstattung anlockt. Das Verlangen nach üppigen Bühnenbildern ist mit dem in allen Kreisen fortschreitendem Komfort, mit der Steigerung aller äußeren Lebensgenüsse, mit der Freude am Rollen des Rubels immer allgemeiner geworden.

Noch vor kaum zwei Jahrzehnten kannte die Regie des Berliner Kgl. Schauspielhauses bei der Darstellung ihrer Salons — gleichviel ob sich's um die „Journalisten“, um Benedix oder um „Minna von Barnhelm“ handelte — nur die ewige puritanische Szenerieformel: „Links und rechts und im Hintergrund je eine Tür, links und rechts im Vordergrund je ein Tisch, links und rechts von jeder Tür und von jedem Tisch je ein Stuhl.“ Selbst diese konservativste aller deutschen Bühnen mußte dem Zuge der Zeit folgen. Heute gibt sie ungezählte Tausende für fast jede Neuinszenierung aus.

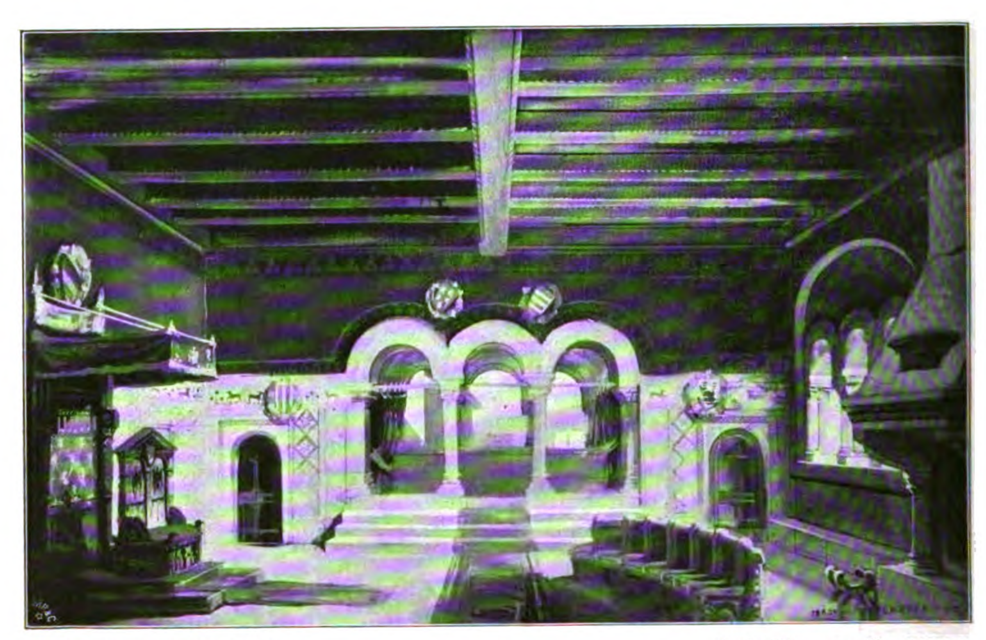
Den Provinzbühnen mit stark wechselndem Repertoir ist es natürlich nicht möglich, an eine Novität, die sich hernach vielleicht als Eintagsfliege erweist, von vornherein so große Summen zu wenden. Aber die zahlreichen Aufträge auf Lieferung der szenischen Neuausstattung von „eisernen Repertoirstücken“ — Tell, Carmen, Faust, Figaro, Tannhäuser —, die bei den großen Berliner und Münchener Firmen besonders von den neugegründeten Stadttheatern im Reiche eintreffen, beweisen, daß der „Fundus“ im heutigen deutschen Theaterwesen eine sehr wichtige Rolle spielt.

Einen „Fundus“ (an Dekorationen, praktikabeln Versetzstücken, Maschinerien und Kostümen) kennt die englische Bühne nicht. Auch die französischen und italienischen Theater, die von der Stadtverwaltung einem Spielleiter mit seinem Ensemble, einer „stagione“, für ein paar Wochen oder Monate verpachtet werden, rechnen nicht mit einem ständigen Vorrat. Der Londoner Theaterpächter, meist ein berühmter Schauspieler, übernimmt das Bühnenhaus vollständig leer. Er kann mit dem reichsten Fundus nichts anfangen, denn seine Unter-

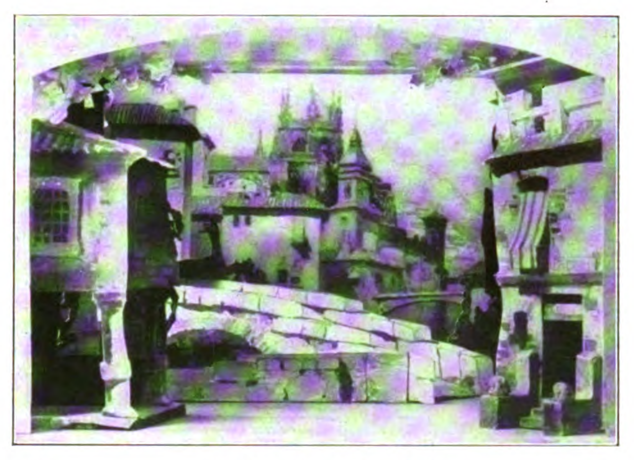


Maler an der Dekorationspalette im Atelier Obronski, Impekoven & Cie. in Berlin.

nehmung ist gewöhnlich nur einem einzigen Stück gewidmet. (In 99 von 100 Fällen ist es eins, worin er und seine Frau — oder sie alle beide — die Hauptrollen spielen.) Schon bei der Zusammenstellung seines Personals hat der Spielleiter also nur die Besetzung dieses einen Stückes vor Augen: Beerbom-Tree die seiner Shakespeare-Dramen im His Majesty, Alexander unlängst die von „Old-Heidelberg", Charles Hawtory die der modernen englischen Schauspiele im Haymarket. Kommt ein buckliger Liebhaber vor, so darf der betreffende Darsteller auch „in Zivil" mit einem solchen Rückenübel behaftet sein: er braucht ja nicht wie in Freiburg und Spremberg morgen schon wieder als Mortimer oder Romeo aufzutreten. Das vereinfacht dort das Verfahren bei den Engagements wesentlich. Wenigstens für die Direktoren. Die Kontrakte werden auch nicht wie in Deutschland auf einen sechs- oder siebenmonatigen Winter abgeschlossen, sondern lediglich für die Vorführung dieses einen Stückes. Fällt's durch, so sind die großen Mengen von Solisten, Choristen und Statisten vierzehn Tage nach der Première brotlos. Die Honorare müssen darum von vornherein viel höher als in Deutschland angesetzt werden. Auch seine Dekorationen, seine



Die Sängerlaube auf der Wartburg. Farbenskizze zum „Tannhäuser".



Maß-Modell zu „Carmen“ I.

Bühnenausstattung und seine Kostüme hat der britische Spielleiter bloß für dies eine Stück zusammenzustellen. Ein Sparen gibt's dabei nicht. Die Durchschnittskosten einer großen Londoner Première betragen rund hunderttausend Mark. Endet der Abend — nach dem stets üblichen Applaus, der den fleißigen Darstellern, der rührigen Regie und der Ausstattung gilt — mit dem gefürchteten, langgedehnten, unser Premièrengezisch ersetzenden „buh!“ — so ist der ganze glänzende Prunk am anderen Morgen keine tausend Pfund mehr wert, denn die Ausstattung läßt sich nur zum geringsten Teil anderweit verwenden.

Ein harmloses kleines Lustspielchen, das ich in dem altberühmten, noch immer koketten Haymarket-Theater sah, wies nur zwei Dekorationen auf; trotzdem war dafür, so versicherte mir der „Manager“, immerhin noch das runde Sümmchen von dreißigtausend Mark aufgewendet worden. Aber ein Erfolg war's nicht, das Haus zeigte schon am dritten Spielabend leere Reihen: es gab in dem Stück eben zu wenig zu sehen. Mir bot die Ausstattung immerhin viel Neues. Von hängenden Prospekten und Kulissen war dort keine Rede mehr. Sämtliche Zimmerwände waren „praktikabel“, d. h. sie waren fest von Holz gezimmert,



Farbenskizze zu „Carmen“ I. Aus dem Atelier von Obronski, Impekoven & Cie.

richtig tapeziert und getäfelt, der Hintergrund, der das breite Fenster mit breiten Glasscheiben enthielt, bestand aus einer unterhalb des Podiums auf einem langen, mit eisernen Rollen versehenen Wagen ruhenden Rabizwand. Breite, feste Tür- und Fensterrahmen sind auf der englischen Bühne längst Bedingung, ebenso richtige Türen mit richtigen Schlössern. Ein Zittern der ganzen Wand, wenn eine Tür zugeschlagen worden ist, gibt es nicht. Auch keine Falten in der Dorflandschaft, die durchs Mittelfenster sichtbar wird, denn auch dort ist das meiste noch „praktikabel", also niemals den alle Illusion raubenden Schwankungen durch die Zugluft ausgesetzt.

Die Wahl des Stückes bildet für den Spielleiter unter solchen Verhältnissen eine noch größere Qual als bei uns. Ein Vermögen bildet jedesmal den Einsatz — und außerdem die moralische Verantwortung für das Schicksal von oft hundert und mehr Personen.

Kommt ein „Schlager" heraus, dann wird das Stück ein, zwei Winter lang in London vor ausverkauften Häusern gegeben, und in der saison morte zieht die Truppe durch die übrigen Hauptstädte des Inselreichs oder auch Amerikas. Extrazüge, die allen Komfort bieten — Korridor- und Speisewagen für Solisten, Orchester und die Komparserie — befördern mit dem Personal auch die gesamte Ausstattung an Dekorationen und Kostümen für das Stück, dessen Autor bei den allgemein üblichen zehn Prozent jeder Abendeinnahme und den sehr hohen Eintrittspreisen im Umsehn ein reicher Mann wird.

Der „Thespiskarren" hat, wie wir sehen, seit der Neuberin eine nicht unwesentliche Modernisierung durchgemacht.

* * *

In meinen frühesten Knabenerinnerungen spielt das „Kulissenhaus" eine Rolle. Nichts Schöneres gab's für mich, als mit meinem Schulbankgenossen dessen Herrn Papa in seinem Atelier aufzusuchen. Der war der Hoftheater-Dekorationsmaler eines süddeutschen Residenzstädtleins. Das Atelier lag im Obergeschoß des Kulissenhauses. Es roch darin bedeutend nach Leim. Das war es aber weniger, was mir daran so imponierte. Die mächtigen Dimensionen hatten mir's angetan. Schon die „Palette" war sehenswert. Sie bestand aus einem drei Raummeter fassenden Wagen, auf dem etwa fünfzehn Farbentöpfe standen, die je ihre fünf Liter Leimfarbe enthielten. Diesen Wagen zogen die Dekorationsmaler hinter sich her. Die Leinwand bedeckte den ganzen



Der Malsaal des Ateliers Obronski, Impekoven & Cie. in Berlin.






In der Requisitenwerkstatt von Obronski, Impekoven & Cie.

Boden des Riesenraumes. Mit Kohlestrichen waren die Umrisse skizziert. Der breite Pinsel — schon mehr ein Besen — fuhrwerkte darauf herum. Es handelte sich damals im großen und ganzen stets nur um die Herstellung von quadratischen Prospekten und länglichen Kulissen und Soffiten. Auch die „geschlossenen Räume" blieben an den Seiten offen. Die ein wenig schräg gestellten Kulissen mußten dem Zuschauer die optische Täuschung geben. Häufig genug aber kam es vor, daß ein leidenschaftlicher Schauspieler statt durch die gemalte Tür mitten durch die Wand abging — was dann stets im Parkett große Heiterkeit hervorrief und dem um seinen Applaus gekommenen Unglücklichen zudem eine Ordnungsstrafe „wegen falschen Abgangs" eintrug.

Als ich unlängst eine Wanderung durch die großen Berliner Theater-Dekorations-Werkstätten antrat, aus denen fast sämtliche moderne Kunstinstitute der Reichshauptstadt versorgt werden (bloß die königlichen Bühnen besitzen ihre eigenen Dekorationsmaler), da erinnerten mich an meine Knabenbesuche im Kulissenhaus, die nun ein Vierteljahrhundert zurückliegen, eigentlich nur noch der Leimgeruch und die „Palette", die auch hier nicht fehlten. Sonst stieß ich überall auf Neues.

Zimmer-„Kulissen" gibt es längst nicht mehr. Die geschlossene Dekoration ist selbst für die kleinere Bühne Bedingung. Und welche Wandlung hat die Darstellung einer Waldlandschaft, eines Dorfangers, eines Flußufers durchgemacht! Was die „Meininger" s. Zt. als besondere Sehenswürdigkeit boten, das ist heute in jeden besseren Fundus übergegangen. Die modernen Dekorationsmaler haben nicht nur die Technik ihrer Kunst zur höchsten Vollendung entwickelt, sondern sie haben sich auch — an der Hand tiefgründiger Lehrbücher und ernster Studienreisen — einen großen Wissensschatz erworben. Sie sind namentlich mit der gesamten Entwicklungsgeschichte der Architektur vertraut. Inmitten des verwöhnten Publikums sitzen Kunstkritiker, denen auch der kleinste Anachronismus nicht entgeht. Die Verkörperung des römischen Forums bleibt nicht mehr naiver Phantasie überlassen: Bilder der Rekonstruktion durch erste Fachgelehrte dienen jetzt als Vorlage. Die „große Halle", die heute als Sängerhalle im Tannhäuser, morgen als Thronsaal

in der Maria Stuart, dann wieder als Prunkgemach in der Jüdin von Toledo und schließlich im Kapitolakt des Julius Cäsar herhalten mußte, hat endgültig ausgespielt an den besseren Bühnen. Wo dem Entwurf nicht die an Ort und Stelle aufgenommene Skizze zugrundeliegt, da müssen photographische Aufnahmen oder die Studienwerke der Historiker, der Kunst- und Kulturhistoriker aushelfen.

Die zauberhaften Dekorationswirkungen, die am Neuen und am Deutschen Theater reihe in Auerbachs Keller. Die Plastik ist in all ihren Techniken der Dekorationsmalerei zu Hilfe gekommen. Den Waldboden stellte früher eine glatte — vielmehr recht häufig Falten schlagende — mit grasgrüner Farbe bemalte Leinwand dar. Jetzt zaubert man auf einer Juteunterlage mit Holzwolle, Werg und Tuchfranjen grüne Rasenflächen und schwellende Mooskissen täuschend hervor. Damit sind von den modernen Bühnen auch die hölzernen „Laubsofas“, die merkwürdig rechteckigen, verschwunden.



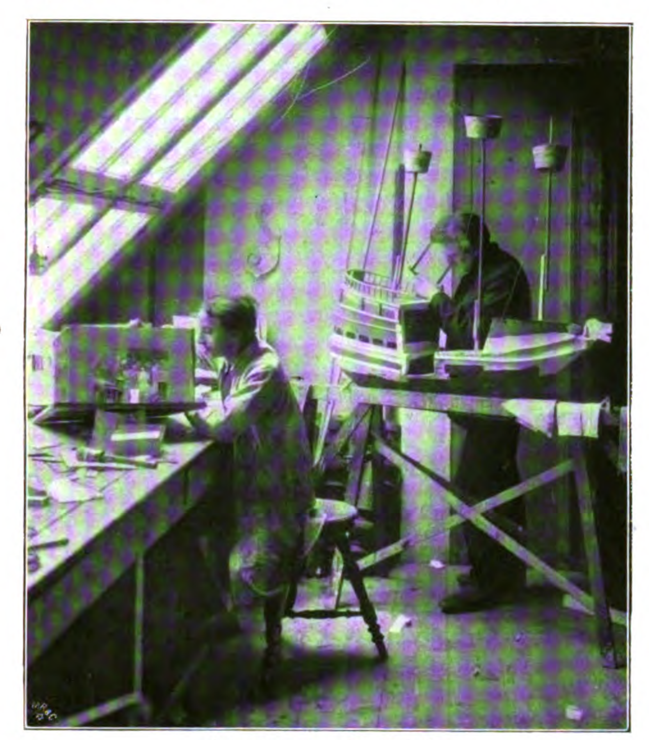
In der Modellierwerkstatt.

Max Reinhardt mit dem Sommernachtstraum, mit Kätchen von Heilbronn und dem Kaufmann von Venedig erreicht hat, wären undenkbar auf der alten Kulissenbühne.

Der große Fortschritt liegt zumeist darin, daß auf der modern eingerichteten Schaubühne ebenso wie in den Panoramen alles dem Zuschauer Zunächstliegende plastisch — praktikabel — dargestellt ist.

Die Köhlerhütte besteht nicht mehr aus einer glatten Pappwand, die bemalt ist, auch nicht die Wache in Carmen, der Hollerbusch des Heilbronner Kätchens, die Faß-

Aus entlaubten Birkenstämmchen, an die künstliches Laub angeleimt wird, entstehen „lebende Bäume“ — und Direktor Reinhardt stellt sich daraus für seinen Sommernachtstraum einen ganzen „wirklichen Wald“ zusammen. Grüne Tuchfranjen an solch einem leeren Birkenstämmchen machen die harzreiche Tanne, Kiefer, Fichte oder Zypresse fertig. Standbilder und Brunnen, Marterln, Steinsäulen, Bronzebüsten, Kachelöfen, Gebetsnischen, Fensterbalustraden und Balkoneinfassungen werden nicht mehr bloß auf zitternder, mit Nägeln am Holzrahmen be-



Beim Anfertigen der Modelle.

zu lassen, aus einem Speisetisch einen Blüthnerschen Flügel. Der Anschein kostbaren Schnitzwerks wird nach einem patentierten Verfahren durch die Holzpressung erreicht. Schmiedeeisernes Gitterwerk besteht aus schwarzgebeiztem, an den Spitzen versilberten Rohr, wie es zu den Wiener Rohrmöbeln verwendet wird. Auf die frühere Pappherrlichkeit hat man an den besseren Bühnen endgültig verzichtet. Alles ist fest und dauerhaft. In den Riesensälen der großen Dekorationsfirmen ist daher das Bild heut ein ganz anderes als jenes, das mir aus dem Kulissenhaus vor 25 Jahren in der Erinnerung geblieben ist. Der Dekorationsmaler von heute, von dem neben seinen Malerqualitäten schon ein umfangreiches historisches, ethnographisches, botanisches Wissen verlangt wird, muß auch in der plastischen

festigter Leinwand gemalt oder aus Pappdeckeln zurechtgeschnitten, sie werden jetzt vielmehr in Gipsformen gegossen. Treppengeländer baut man solide aus Holz. Ebenso die Renaissancebüfetts und die kassettierte Decke eines Prunksaales. Natürlich wird nur leichtes Holz dazu benutzt. Man behilft sich auch, der Billigkeit, des rascheren Umbaues und der Platzersparnis halber, mit allerlei „Verwandlungsmöbeln“. Z. B. dient eine sinnreiche Federvorrichtung dazu, durch einen einzigen Fingerdruck aus einem Kassenschrank à la Arnheim ein vlämisches Büfett erstehen

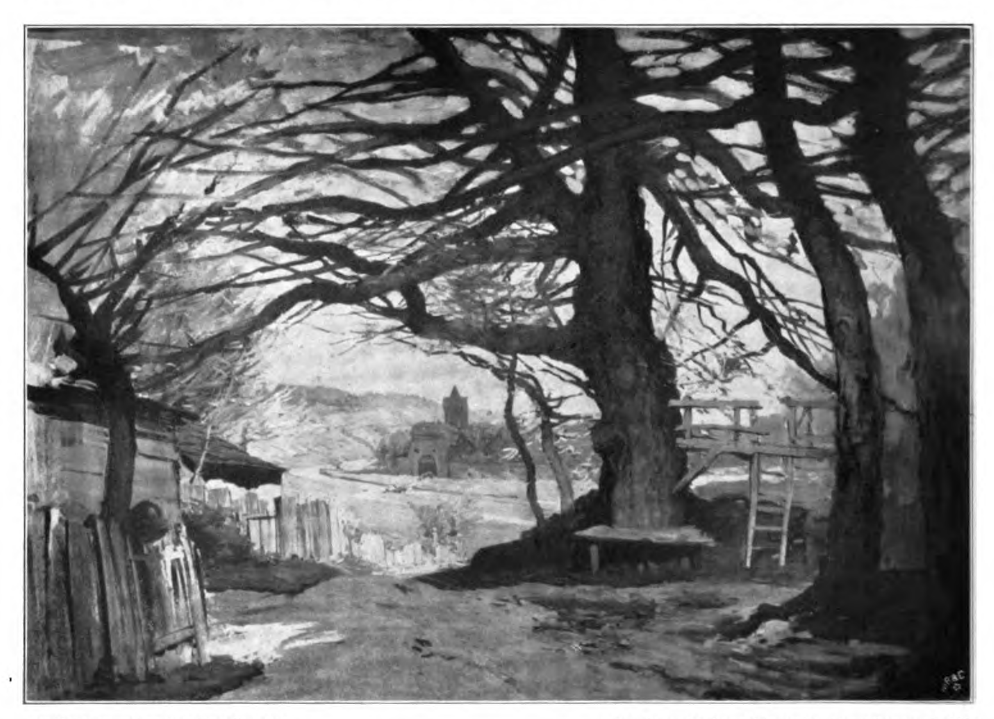


Fertig modellierte Requisiten aus den Ateliers von Obronski, Impekoven & Cie. in Berlin.

Kunst erfahren sein; er muß ferner das Handwerk des Tischlers und Drechslers, des Tapezierers und Holzschnitzers verstehen.

Und wenn man hinzunimmt, daß von ihm in allererster Reihe auch ein gutes literarisches Verständnis, mitunter sogar ein dramaturgisches Urteil, mindestens der richtige theatralische Instinkt vorausgesetzt wird, so kann man wohl sagen: zum modernen Dekorationsmaler eignen sich nur Allerweltgenies — Tausendsappermenter!

Das Buch des neuangenommenen Stücks wandert zu allererst zum Dekorationsmaler. „Schnürboden" herabhängenden Leinwand. Den Abschluß links und rechts aber bilden — falls es sich nicht um ein geschlossenes Zimmer handelt — all die mächtigen praktikabeln Stücke, die an die Stelle der glatten, rechteckigen Kulissen getreten sind. Natürlich ist die Rückseite unbearbeitet geblieben. Aber mindestens zwei Fronten bieten die volle Täuschung. Schwierig ist die Berechnung des Anschlusses, den jedes Kulissenstück an das nächste finden soll. Der Zuschauer auf der linken Seite des Hauses hat ja einen ganz anderen Gesichtswinkel



Skizze zu „Faust": Spaziergang. Aus dem Atelier Obronski, Impekoven & Cie.

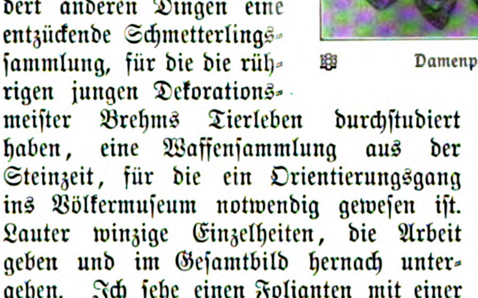
Der entwirft seine Skizzen für die verschiedenen Bühnenbilder — Direktion und Regie äußern ihre Wünsche — zuweilen auch macht der Dichter seine meist unzutreffenden Bemerkungen. Desto unzutreffender, je mehr er Dichter ist. Die endgültig gebilligte Skizze wird darauf „perspektivisch zerlegt", und es entsteht das Modell. Das ist ein kleiner Pappkasten, der die Form der Bühne hat: vorn breit, nach rückwärts sich verjüngend. Der Prospekt, der die ganze Breite des Hintergrundes abschließt, besteht auch heute noch aus einer gewaltigen, vom als der auf der rechten. Da gilt's im Modell zu schieben und zu rücken, zu verkleinern und zu vergrößern. Bis endlich das Bühnenbild nach allen Seiten hin abgeschlossen ist. Das Papphäuschen — nicht größer als eine Puppenstube — gilt dann für alle Maße als das strenge Vorbild. Jedes Pappstückchen wird festgeleimt — und auch die von außen her zu Julias Balkon, zu Elsas Söller oder den Waldausgängen der Sommernachtstraumgeister führenden Treppen werden gleich mit dargestellt, da die Gerüste der betreffenden

Dekorationsteile allen Sicherheitsanforderungen entsprechen müssen.

Im Osten von Berlin, im Dachgeschoß eines Riesenhauses der Köpenikerstraße, wandere ich durch das leimduftende Arbeitsreich der genialen Obronski und Impekoven, die gerade mit der Ausführung der Dekorationen zu Gerhart Hauptmanns „Und Pippa tanzt!“ beschäftigt sind. Ich sehe unter hundert anderen Dingen eine entzückende Schmetterlingssammlung, für die die rührigen jungen Dekorations-

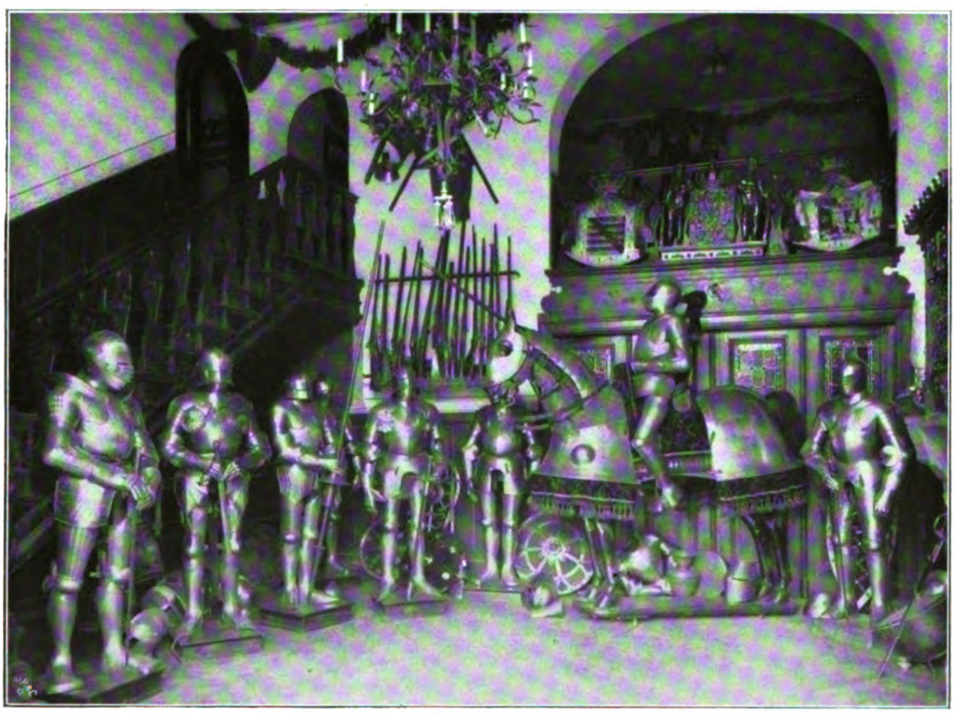


Damenpanzer.



meister Brehms Tierleben durchstudiert haben, eine Waffensammlung aus der Steinzeit, für die ein Orientierungsgang ins Völkermuseum notwendig gewesen ist. Lauter winzige Einzelheiten, die Arbeit geben und im Gesamtbild hernach untergehen. Ich sehe einen Folianten mit einer originellen Vorrichtung, die das Umwenden der Blätter von außen her ermöglicht: es wirkt, als streiche der Wind darüber hin, aber ein Bindfaden in der Hand des Inspizienten besorgt das Amt Zephirs.

Aus dem unendlichen Skizzenmaterial greife ich einige heraus. Am meisten imponiert mir's, daß der moderne Dekorationsmaler zugleich über Regietalente gebietet. Er berechnet z. B. die szenische Wirkung des Auftritts der Soldaten zu Anfang von Akt I der Carmen: die Musik beginnt piano und schwillt allmählich an, also müssen die Auftretenden, um erst beim forte an der Rampe zu erscheinen, einen längeren Weg zurücklegen; den zeichnet er darum im Zickzack vor und führt ihn über eine Brücke. Noch wirkungsvoller wird auf einer sehr poetischen Faust-Dekoration der Auftritt der Osterspaziergänger. Wir befinden uns auf einer Anhöhe, die



Eingangshalle von Verch & Flothow in Charlottenburg.

von der mächtigen Linde beherrscht wird. Weit hinten im Tal liegt die Stadt. Vom Stadttor her schreiten die Gruppen der Spaziergänger in winzigstem Format der Anhöhe zu (es sind kleine Puppen, die an Stäben durch schmale Einschnitte im Prospekt bewegt werden), die Gestalten werden beim Näherkommen größer (es findet an geeigneten Stellen mehrmalige Auswechslung statt), dann verschwinden sie in dem „toten Winkel“ — und nach und nach tauchen hinten über dem Abhang erst ihre Köpfe, dann ihre ganzen Gestalten auf. Die Täuschung, als ob sie vom Tale zur Anhöhe emporgestiegen wären, ist vollkommen. In Wahrheit aber kommen sie bloß aus der offenen Versenkung.





Damenhut aus dem Anfang des XIX. Jahrhunderts und Kopfbedeckung für eine ägyptische Königin. Von Verch & Flothow in Charlottenburg.

* * *

Die frühere Pappdeckelherrlichkeit, die oft bespöttelte, hat auch in der Waffenherstellung des modernen Theaters keinen Platz mehr. Die Dolche, mit denen Julius Cäsar ermordet wird, die Schwerter und Schilde, mit denen die Shakespeareschen Heerhaufen gegeneinander anstürmen, sie gehen nicht mehr aus der Tischler- und Buchbinderwerkstatt hervor, sondern aus der Schmiede oder Klempnerei.

Was für eine gewaltige Industrie hat die moderne Bühnenausstattung hervorgerufen! Wie in der Dekorationskunst mit dem Maler heutzutage der Bildhauer, der Tischler, der Drechsler, der Zimmermann, der Tapezierer, der Maurer vereint sein muß, so werden auch für die moderne Bühnenausstattung an Waffen, Kleidern, Rüstungen, Schmuck und Hüten das gesamte Handwerk und das Kunsthandwerk in all



Aus den Rüstwerkstätten für Harnische bei Verch & Flothow in Charlottenburg.

ihren Spezialitäten aufgeboten.

Dabei vereinigen Riesenfirmen, wie Verch & Flothow in Charlottenburg, sämtliche Werkstätten in ihrem Haus, so daß jedes einzelne Stück von der Rohstoff-Form an bis zu dem Zustand, in dem es im Rampenlicht der Dichtung mit zum Erfolg verhilft, nur von Tür zu Tür weitergegeben zu werden braucht.

Ich werde in eine Weberei geführt. Hier stellt man die Stoffe her für Krönungsmäntel und Gobelins und Meßgewänder und Kirchenfahnen, heraldische Stoffe für Thronhimmel usw. Der Besitzer der Firma hat auf seinen Reisen in Museen, Schlössern und Kirchen die in den Studienwerken noch fehlenden Muster abgezeichnet. Natürlich werden die Figuren hier viel deutlicher und klarer wiedergegeben, als in den echten Stücken: die Sichtbarkeit und Wirksamkeit wird wieder und wieder erprobt.

An die Weberei stößt die Schmiede,







Figurinen: Entwürfe für Phantasiekostüme. Von Verch & Flothow in Charlottenburg.

daran die Tischlerei, die Drechslerei. In einem andern Stockwerk haust der Ziseleur, der Goldschmied. Neben ihm arbeitet eine Hutfabrik. Wir gelangen schließlich in das Atelier des Figurinenzeichners — und damit ins Reich der Nadel. Ein kleines Heer von Kostümschneiderinnen, durch deren geschickte Hände die historischen Gewänder von der Antike an bis zur Biedermannszeit gegangen sind, empfängt uns.



Aus dem Luftballett Grigolatis. (Apollotheater in Berlin.)

Aus dem Anprobezimmer tritt Fräulein X. vom Thalia- oder Metropoltheater heraus. Und wir werden Zeuge einer wichtigen Besprechung zwischen dieser jungen Dame, die in dem Phantasiekostüm eines „Jägers zu Pferd“ demnächst an der Spitze von zwei Dutzend gleichgekleideter Choristinnen den neuesten Ausstattungsschwank zu einem „Schlager“ machen soll. Der Figurinenzeichner, dessen unerschöpfliche Phantasie ich schon beim Durchblättern seiner tausend Nummern enthaltenden Skizzenmappen bewundert habe, berät sich mit der Schneiderin, die Aktrice hat noch ihre besonderen Wünsche, und dahinein klingen die Forderungen der „Dichtung“, vorgetragen durch den Regisseur.

Der Kostenpunkt ist Nebensache. Man sieht darum hier keinen Maskenplunder mehr. Ob die Kostüme nur an ein paar Abenden ihre Aufgabe erfüllen, ob sie bis zur hundertsten, zur zweihundertsten Jubelaufführung aushalten müssen: jedes Stück ist solide gearbeitet, die Innenseite der Jäckchen usw. ist tadellos



Schaukelballett aus der Revue: „Auf ins Metropol!“



Orden vom Goldenen Vließ.

abgefüttert und vernäht.

Einen Stoßseufzer kann man beim Anblick der unendlichen Vorbereitungsmühen ja kaum unterdrücken: wenn all die Arbeit doch nicht in gar so vielen Fällen dem öden Fabrikat geist-, witz- und poesiearmer Theaterstückschreiber gewidmet wäre!

Mein Führer zeigt mir darauf in den Nebensälen zu meiner Beruhigung so viel prächtige Ausstattungsgegenstände für klassische Dramen und Opern, daß ich zugeben muß: die Theaterindustrie ist's nicht, die die wirklichen Dichterwerke stiefmütterlich behandelt!

Am meisten interessiert mich die neue Technik, die bei der Herstellung der Kettenpanzer zur Anwendung gelangt. Einzelne Hofbühnen verwenden Maschenpanzer in Eisen. Diese echten Stücke wirken im Rampenlicht aber grau und unscheinbar; sie sind wegen ihrer Schwere auch unhandlich. Viel praktischer ist eine Imitation, die aus Bindfaden mit einem metalligen Überzug besteht. Das Aussehen dieser Panzer ist täuschend, man kann sie auf einen Meter Entfernung nicht mehr von echten unterscheiden, ihre Wirkung auf der Szene aber ist unvergleichlich besser.

Verblüffend ist auch die neuerdings aufgekommene Verwendung von Filz für Rüstungen. Besonders präparierter Filz, der unverwüstlich ist, wird mit einer Metalllegierung überzogen, die täuschend den stumpfen Glanz von gebrauchtem Eisen besitzt. Rüstungen und Helme jeden Kalibers aus diesem Material ermöglichen es selbst dem schmächtigsten „jugendlichen Helden und Liebhaber", im kriegerischen Schmuck mittelalterlicher Recken waffenklirrend die Szene zu betreten.



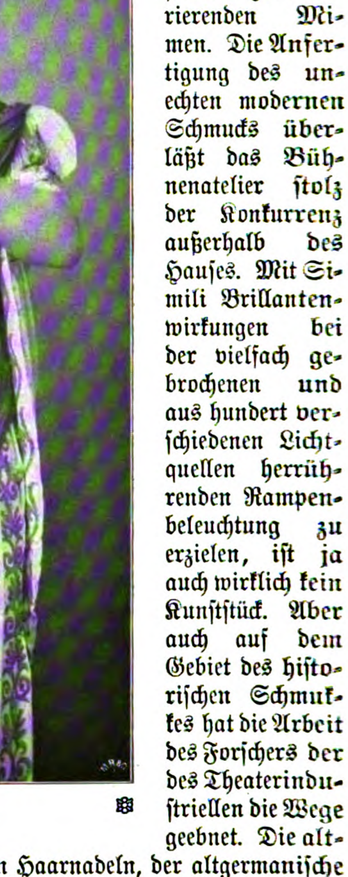
Altgermanischer Schild aus Fell mit Metallbeschlägen.



Rüstung. Nachbildung der im Kgl. Zeughaus zu Berlin befindlichen Rüstung des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg.

Die Waffenarsenale, Zeughäuser und Waffenlehrbücher von ganz Europa haben die Muster für das gewaltige Lager abgegeben. Da sehen wir ägyptische, assyrische, griechische, römische Panzer — keltische, orientalische — Karolinger — altgermanische Panzer für Mannen und Schildjungfrauen — ferner Wotan, Siegfried, Gunther, Hagen, Brunhilde. Ein Prachtstück, eine in Eisen geschmiedete sogenannte Renaissance-Rüstung mit kunstvoller Ätzung, ist die Nachbildung der im Berliner Zeughaus befindlichen Rüstung des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg. Ihr Preis beträgt je nach dem verwendeten Material 300 bis 1500 Mark. Eine gotische Rüstung ist dem im Museum

zu Sigmaringen befindlichen Original des Grafen Eitel-Friedrich von Hohenzollern nachgebildet. Dann kommen wir zur Rüstung eines Pappenheimer Kürassiers, zu einer polnischen, einer italienischen Rüstung, wir sehen die genau nach dem Original gefertigte Eiserne Hand des Götz — und die Rüstung der Jungfrau von Orleans (die aber größtenteils nur als Filz-Imitation auf die Welt bedeutenden Bretter gelangt).

Louise Dumont als „Herodias".

Eine besondere Abteilung bildet die der Musikinstrumente für den Bühnengebrauch. Davon ist ja vieles der Billigkeit halber nur kachiert (aus Filz oder Papiermaché hergestellt), viele Stükke, wie die Tuben für Aida, das Siegfried- und Lohengrinhorn bestehen aber aus Metall. Ein Dudelsack ist für hundertfünfzig Mark zu haben, und für den gleichen Preis eine Kesselpauke. Trommeln aus der Landsknechtszeit, ägyptische Harfen, griechische Doppelflöten, Rufhörner, bunte Fanfarentücher, Jagdhörner, Carmens Kastagnetten, Mandolinen, Glockenspiele, mittelalterliche Harfen: was nur immer die Dichter zur Erhöhung der szenischen Wirkung vorschreiben mögen, die modernen Ausstattungswerkstätten trifft kein Wunsch unvorbereitet.

Im Atelier der Goldschmiede erblicken wir Juwelierarbeiten, die selbst bei Tage zu blenden vermögen. Hier findet auch die eigenmächtige Verleihung der höchsten Orden statt. Die Ordensketten vom Hosenbandorden und vom goldenen Vlies sind schon für 25 bis 60 Mark zu haben. Noch billiger sind die preußischen — hier. Der Orden pour le mérite Friedensklasse kostet 4 Mark, das eiserne Kreuz 2. Klasse bloß einen Taler. Elefanten- und Danebrog-Orden, Stern der Ehrenlegion und Johanniterkreuz — sie alle harren der für ein paar Theaterstunden zu dekorierenden Mimen. Die Anfertigung des unechten modernen Schmucks überläßt das Bühnenatelier stolz der Konkurrenz außerhalb des Hauses. Mit Simili Brillantenwirkungen bei der vielfach gebrochenen und aus hundert verschiedenen Lichtquellen herrührenden Rampenbeleuchtung zu erzielen, ist ja auch wirklich kein Kunststück. Aber auch auf dem Gebiet des historischen Schmukkes hat die Arbeit des Forschers der des Theaterindustriellen die Wege geebnet. Die altgermanischen Haarnadeln, der altgermanische Hals-, Arm- und Hüftenschmuck, die mittelalterlichen Mantelspangen, der ägyptische, chaldäische, hebräische, assyrische, griechische, römische, byzantinische, fränkische, merovingische, karolingische, romanische, gotische Kopfschmuck — kein Stück, das nicht einem Museumsexemplar aufs peinlichste nachgebildet worden wäre.



Joseph Kainz als König im „Talisman". Jagdkostüm von Hugo Baruch & Cie. in Berlin.

Ich komme gerade dazu, wie Meister Z., den ich schon ein paar Tage zuvor als geschickten Ziseleur in einem Nachbaratelier kennen gelernt habe, eine Zarina-Krone fertig stellt. Leider kann er mir nicht sagen, für welches Stück und für welches Theater. Denn seine Firma liefert ja für ganz Europa Bühnenausstattungen, auch für England (made in Germany!), ja sogar für Beerbom-Trees Richard II. in His Majesty Theatre hat sie die Figurinen und den größten Teil der Waffen geliefert. Das einzige, was ich in Erfahrung bringe, ist dies, daß die Zarina-Krone im Durchschnitt — momentan — mit nur 60 Mark bewertet ist.

Auf derselben Preishöhe stehen Kaiser-, Königs-, Herzogs- und Fürstenkronen. Der Kurhut kostet hier je nach dem Material 20 bis 50 Mark — die polnische Königskrone ist für lumpige 24 Mark zu haben.

Am geschäftigsten geht's bei meiner Wanderung in der Lederschneiderei und Sattlerei zu. Unter sachkundiger Leitung wird soeben eine enorme Anzahl Pferdeausrüstungen hergestellt. Für Aufzüge auf der Szene verwendet man zwar die Filzimitationen, ihrer Billigkeit und Leichtigkeit wegen. Zu den wirklichen Tournieren, wie sie Beerbom-Tree in Richard II. darstellt, werden aber kostbare Pferderüstungen in Metall verlangt und geliefert. Roßstirn, Mähnenpanzer, Brustpanzer, Kruppanzer — das klirrt nur so von Stahl und Eisen. Die gediegene Lederarbeit dazu leistet der Sattler. Es werden auch „ganze Couverturen" in Stoff aller Art hergestellt: in Samt, Tuch, Fries, Leinwand, einfach und mit Stickerei oder Applikation, auch mit den verschiedensten Beschlägen.

Für die Sättel benutzt man in Kostümstücken die historischen Modelle, stellt sie aber meistens — weil die alten Formen sich zu praktischem Gebrauch auf unsern heutigen Reitpferden schwer eignen — bloß als Sattelaufsätze dar, die auf einen kompletten modernen Sattel aufgeschnallt werden. Eisenpanzersättel, ungarische Sättel mit Sattel-



Matkowsky als Götz von Berlichingen. Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin und Hamburg.

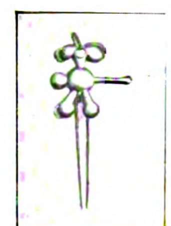
decken von Fell, orientalisch-arabische, maurisch-türkische Sättel aus der Wallensteinzeit, mit Schabracke, Schabrunken und Pistolenhalftern — ihre Konstruktion hat ein eingehendes Studium zuvor verlangt. Es ist bei ihnen eine Verbilligung durch Papiermaché-Verwendung aus folgendem Grunde völlig ausgeschlossen: die königlichen und herzoglichen Marställe geben zwar selbst den Hofbühnen nicht gerade die feurigsten Gäule zur szenischen Mitwirkung, aber der Moment des Auftretens, wo all die Lichtreflexe Roß und Reiter blenden, ist auch für das frömmste Pferd (und seinen kavalleristisch meist nicht sonderlich geübten Herrn!) gewöhnlich ein Augenblick ernster Prüfung. Metallbuckel und Metallplatten, die als Pferdeschmuck dienen, werden in einer besonderen Werkstatt hergestellt; hier wird auch das Leder gestanzt. Eine Technik arbeitet immer der anderen in die Hände.



Täschchen des Mittelalters.

Kreuzschwert.

Es hält schwer, auf solch einer Wanderung durch dieses Gebiet, das zur Hälfte der Geschichte und Kunstgeschichte mit ihrer streng wissenschaftlichen Forschung angehört, zur Hälfte der dichterischen Fabel mit ihren phantastischen Lohengrin-Schwänen und Monna Vanna-Kriegszelten, immer wieder die Beziehung zur nüchternen Gegenwart zu finden. Es will einem schließlich gar nicht mehr in den Kopf, daß diese Reichtümer, diese Unsummen technischer Arbeit bloß für die paar Theaterstunden aufgeboten werden.



Altgermanische Haarnadel.

Es ist da eine Industrie erblüht, von der die meisten noch gar nichts ahnen. Deren Wirkungen sie nur unbewußt wahrnehmen: in dem seltsam prickelnden Kulissenzauber, der all der großen und kleinen Künste bedarf, um den nüchtern prüfenden Premièrenbesucher ganz allmählich in das fremde Reich der Poesie zu entführen. Der Poesie — oder der Ausstattungsposse.

Die Schmetterlinge.

Es warf die Nacht mit warmer Schwinge
Ein Wölkchen blauer Schmetterlinge
Ans leis erschauernde Gestein.
Sie atmen mit bewegtem Flügel
Und hüllen den erhellten Hügel
In ihren blauen Schleier ein.

Das Licht auf seinem Morgengange
Beglänzt mit rotem Gold die Tange
Und Muscheln an des Ufers Saum.
Ein Kräuselspiel beginnt zu schwellen
Und drängt zum Strand in leisen Wellen
Den zähen, goldnen Meeresschaum.

Denn vor dem hellen Sonnenwagen,
Ein Herold, um ihn anzusagen,
Der Morgenwind läuft übers Meer.
Wach auf, wach auf, Du junge Erde!
Es stampfen schon des Lichtes Pferde,
Bald kommt der Gott im Feuer her.

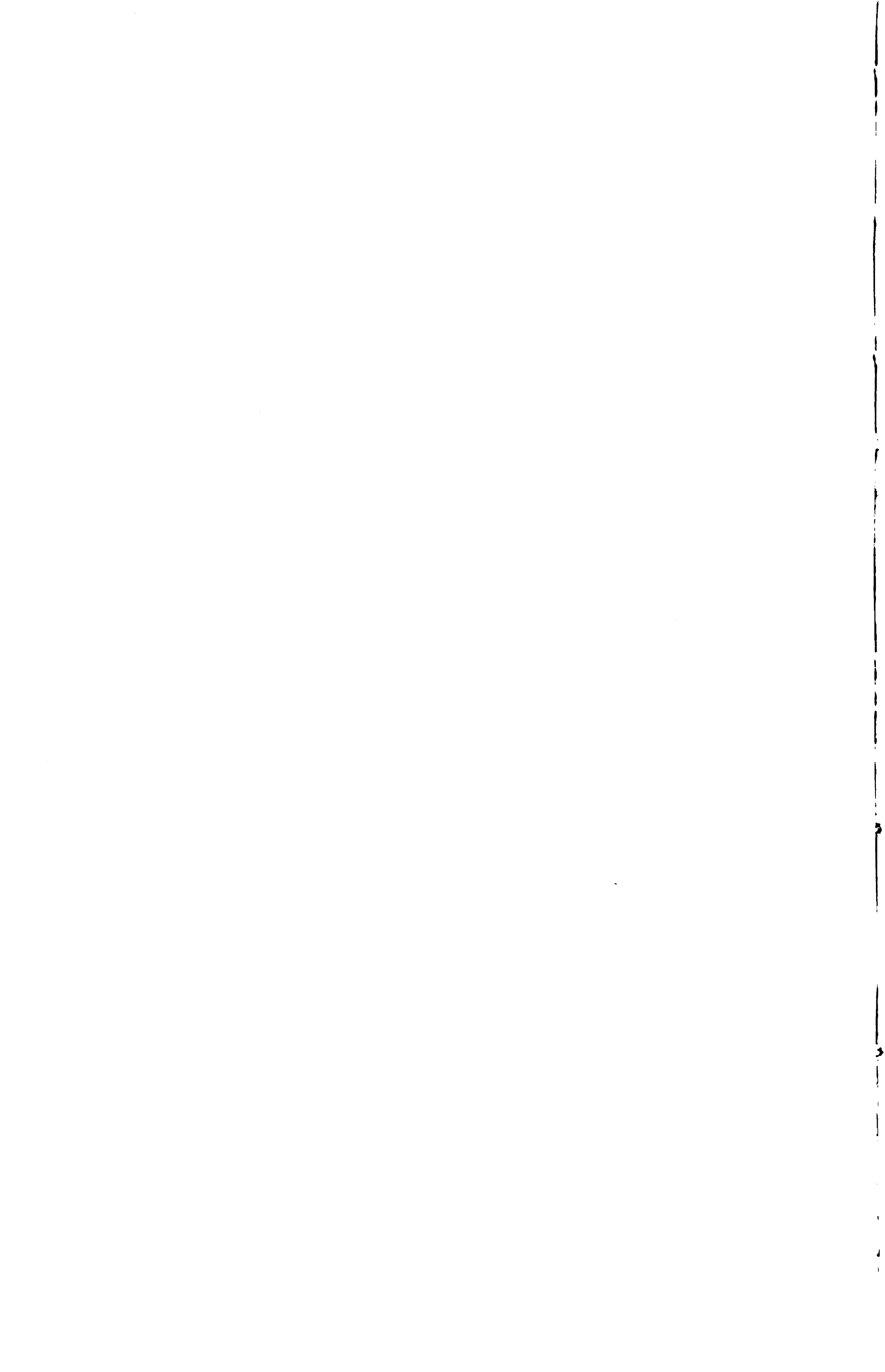
Und wie zu des Empfanges Feier
Berührt der Wind den blauen Schleier
Und wirft ihn spielend über sich.
Es blitzt von tausend zarten Schwingen:
Ein Wolkenflor von Schmetterlingen
Erfüllt den Morgen feierlich.

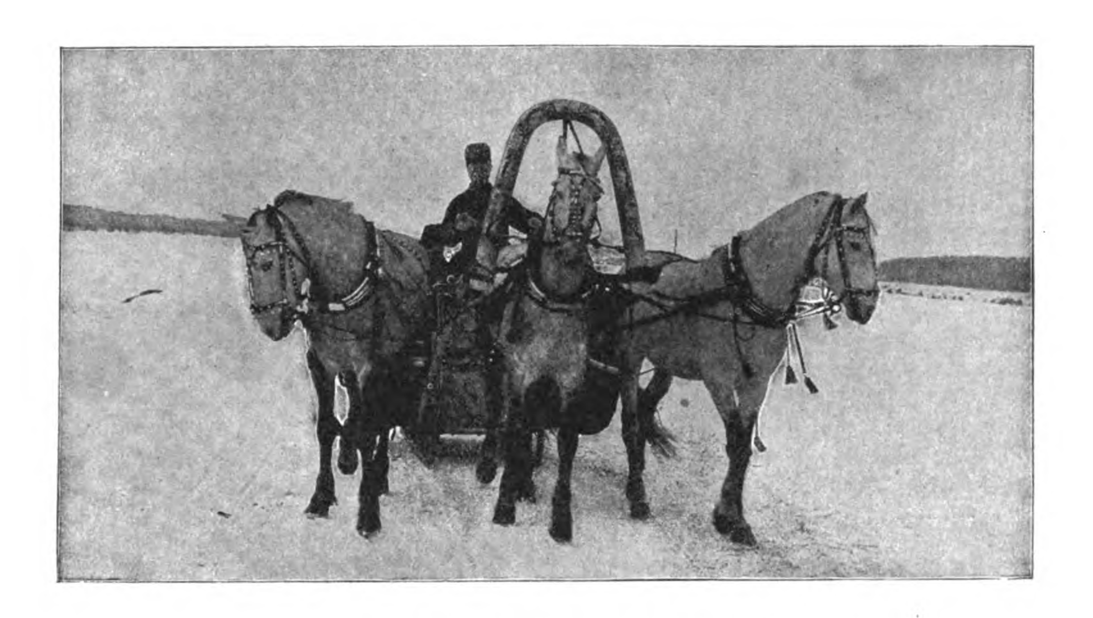
Im Winde hallt der Rosse Rasen.
Des Seetangs aufgequollne Blasen
Sehn sich wie tropfend Feuer an.
Umwölkt vom Schmetterlingsgeflirre
Und klirrend in dem Goldgeschirre,
Es steigt ein neuer Tag hinan!

Maurice von Stern.



Studie von M. Munkacsy zu einem Gemälde „Verurteilt".
(Im Besitz von Herrn Prof. G. Oeder in Düsseldorf.)





Die Tochter des Kreischefs.

Von Alexis Frhr. von Engelhardt.

Fürst Ertelew stieg in den Schlitten. Jegor hatte den Koffer hinten aufgebunden und reichte seinem Herrn das Gewehr im Burkafutteral. Der Bursche machte Front, Ertelew nickte ihm freundlich zu, rauchte eine Zigarette an und befahl dem Kutscher: „Trogai.“ Im Nu sauste die Troika davon. Der Wintermorgen dämmerte kaum. Die breiten Straßen waren noch wie ausgestorben. Hier und da verglomm noch ein Feuer im Schnee vor den großen Etagenhäusern des Konnogwardeiski-Prospekt, an dem verschlafene Iswostschiks die klammen Hände wärmten. An der Manege bog der Schlitten nach rechts ein. Von oben bis unten bereift, ein versteinertes Epos aus Marmor und Granit, trat die Isaakskathedrale aus dem Frühnebel hervor. Alexei auf dem Schlittenbock zog die Mütze und bekreuzte sich, ohne auch nur einen Augenblick die immer schneller dahinrasenden Pferde aus seiner mißtrauischen Beobachtung zu lassen. Der Gorodowoi an der Ecke des Newski-Prospekts, ein früherer Unteroffizier aus Ertelews Eskadron, strahlte übers ganze Gesicht, als er dem beliebten Rittmeister Honneur abgab. ‚Da fährt er nun wieder ganz allein auf Bärenjagd,‘ dachte er halblaut, ‚im vorigen Jahre hat er elf Stück erlegt, kam aber arg zerkratzt nach Hause, vier Wochen konnte er keinen Dienst tun. Und jetzt ... schon vergessen, was? War doch sicher ein schlechter Spaß, unter Mischkas Tatzen zu liegen und sich von dem Biest glatten zu lassen, bis der Bauer dem Kerl die Kugel hinters Ohr setzen konnte. Nun, der Fürst ist ein guter Herr, Gott schenke ihm Gesundheit!‘ Unterdessen glitt Ertelews Schlitten den Palaisquai entlang. Links dehnte sich die weite Fläche der Newa. Weiß, weiß. Die goldene Nadel der Peter-Pauls-Kathedrale starrte über den grauen Granitmauern der Festung in den sich feurig rötenden Winterhimmel. Aus den Essen auf der Petersburger und Wiborger Seite stieg der Rauch langsam, feierlich, kerzengerade in die Höhe. Die Fabrikpfeifen ließen den nervösen Morgengruß der Großstadt erschallen, Arbeiter mit müden, verhungerten Augen zogen in Scharen über die Troizkibrücke und blickten stumpf dem Schlitten des jungen Offiziers nach. Petersburg erwachte. Schnell fuhren die kleinen Wagen der elektrischen Bahn über das Eis des mächtigen Stromes, an anderen Stellen flogen die Stoßschlitten dahin, und hier und da blitzten in langen Reihen die heraus-

gesägten, blauen Eisblöcke auf der schneeigen Weite.

Ertelew dehnte sich behaglich im breiten Schlitten und hüllte sich tiefer in die Renntierdecken. Er fühlte sich recht glücklich in diesem Augenblick. Vom langweiligen Dienst war er für einen ganzen Monat befreit und fuhr nun hinaus, weit in die Olonezschen Wälder, um dort seiner Passion, der Jagd auf Bären, zu frönen. Plötzlich mußte er laut auflachen. Er hatte gerade den phantastischen Gebäudekomplex des Smoljna-Klosters passiert und fuhr nun am dazu gehörigen adligen Fräuleinstift entlang. Oben, im Schlafsaal der ältesten Klasse des Nikolaistifts, war ein Fenster geöffnet worden, ein kleiner schwarzer Mädchenkopf, rote Wangen, ein eiliges, schnell wiederholtes und von ihm lachend erwidertes Winken mit beiden Händchen, dann stob die Troika davon, das Fenster wurde geschlossen. Cousine Wera, das tolle Mädchen. Auf seiner Mutter Wunsch hatte er sie noch gestern besucht und mit fünf Pfund Konradischen Konfekts einen merkwürdigen Gefühlsausbruch bei dem bald achtzehnjährigen Mädchen hervorgerufen. Zu Ostern verließ sie das Institut. Dann sollte er sie heiraten, so wollte es Mama. Und er hatte nichts dagegen. Und Wera selbst? Nun, der heutige Morgengruß ließ an mädchenhafter Zärtlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Alexei ließ die Pferde im Schritte sich verschnaufen. Die Stadt lag hinter ihnen. Weit war der Ausblick. In schimmernder Weiße lag das Land. Tiefe, klare Stille rings. Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Wie Brillanten glitzerte und blitzte es auf dem harten Schnee. Ein Reiffrost von seltener Stärke hatte die Birken in feenhafte Gebilde aus Märchensilber und Kristall verwandelt, die in erdentrücktem, weißen Glanze in einen Himmel von zartester Bläue ragten. Ein leises Zittern lag in der froststillen, herrlichen Luft. Vom Horizonte her näherte sich langsam die ungeheuere, geheimnisvolle, schwarzgrüne Mauer der gewaltigen Wälder, die den Norden des Landes bedecken. ‚Geht wohl etwas über die nordische Winterlandschaft in ihrer Keuschheit, ihrem Frieden, ihrer wehmütigen Unendlichkeit?‘ dachte Ertelew. ‚Nichts auf der Welt wirkt auf mich so beruhigend, befreiend, wie die scheinbar ewigkeitsdurchtränkte, unerschütterliche Majestät dieser Szenerie. Nirwana. Seliges Aufgehen im Schlafe der Natur.‘

Auf den verschneiten Poststationen wurde kurze Rast gehalten. Gegen Abend dämmerten in unmittelbarer Nähe die Wälder entgegen. Langsam hatte sich der Horizont immer mehr verengert. Von allen Seiten schoben sich die Riesenglieder des Urwaldes vor. Bald konnte man die einzelnen Stämme unterscheiden. Schweigend, gewaltig standen sie da, als wären sie die ewigen Hüter undurchdringlicher Geheimnisse. Die langen, herabhängenden, schwarzgrünen Zweige fäustehoch mit Schnee bedeckt, groteskbehandschuht, ragten die Tannen an der jetzt schon unabsehbaren Front des an Ausdehnung europäische Großstaaten übertreffenden nordrussischen Waldgebiets, in dessen Bereich die Troika nun hineinjagte. Die Waldesriesen standen wohl bis drei Meter hoch im Schnee, so daß sie mit den mächtigen unteren Ästen unmittelbar aus ihm herauszuwachsen schienen. Es schien plötzlich Nacht geworden zu sein. Die Sonne stand noch am Himmel. Allein hier war es bereits dunkel, und nach kurzer Zeit schienen die Fittiche der Finsternis sich niederzusenken, so dicht war der Wald. Den beiden Menschen im Schlitten war dieser Eindruck längst bekannt, dennoch erfaßte sie ein leiser, unerklärlicher Schauder, wie vor dem Eingange eines ungeheueren Rätsels der Natur. Selbst die Pferde empfanden augenscheinlich etwas ähnliches. Sie schnoben, schüttelten die Mähnen, und die beiden Seitenpferde drängten sich enger an den prachtvollen Traber. Lautlos empfing der Wald das dahineilende Gefährt. Alexei fühlte das Bedürfnis, seine Stimme, irgendeinen menschlichen Laut zu hören. Er redete laut zu den Pferden. Dann pfiff er leise vor sich hin, schließlich wandte er sich nach seinem Herrn um: „Wieviel Uhr ist's, Erlaucht?“ Ertelew antwortete, und es entspann sich ein kurzes Gespräch zwischen Herrn und Kutscher.

Nach einigen Stunden lichtete sich der Wald. Die Poststation und mit ihr das Nachtquartier war erreicht. In der Frühe des nächsten Morgens ging es weiter. Immer durch Wälder. Ab und zu Lichtungen, eine Siedelung, ein Dorf. Zu-

weilen einige Kilometer Feld. Dann nahm sie wieder der Wald auf und ließ sie stundenlang nicht aus seiner Umarmung. Endlich, am dritten Tage abends, wurde der winzige Kreisflecken erreicht, in dessen Umgebung der junge Offizier seine Bären erlegen wollte.

Die Pferde, die in den drei Tagen zweihundert Werst zurückgelegt hatten, wurden im Poststalle gut untergebracht, und der Fürst richtete sich im Hause des dienstbeflissenen Posthalters so gut es ging ein.

Am folgenden Tage, in aller Frühe, füllte sich der Flur des Postgebäudes mit einer Menge abenteuerlich in Renntier- und Schafpelze gehüllter Gestalten. Reckenhafte, bärtige Bauern der nächsten Gemeinden. Kühn und schlau blitzende Augen unter den Fellmützen. Durchweg bekannte Bärensucher und Pfadfinder für die Petersburger Jäger. Der Fürst hatte die Leute bestellt, um mit ihnen handelseinig zu werden über die von diesen Spurjägern wohl schon lange in den einzelnen „Lagern" beobachteten Bären. Der Bauer, der einen Bären beim Beziehen seiner winterlichen Behausung im tiefen Schnee, der „Berloga", beobachtet und den Platz, wo Petz sich zum Winterschlaf einwühlt, genau feststellt, ist nach altem Gewohnheitsrecht der Besitzer dieses Tieres. Er darf ihn erlegen oder verkaufen. Das letztere ist natürlich ein viel einträglicheres Geschäft. Die Spurjäger hatten sich recht zahlreich eingefunden, denn, obwohl Ertelew zum erstenmal nach Pustorezk gekommen war, ging ihm der Ruf eines guten Jägers und ausgezeichneten Zahlers voraus. ‚Ob er wohl ein Hundertchen für jeden Bären zahlen wird?' dachte der krumme Waßjka, einer der geriebensten, ältesten Jäger des Gebiets, der schon manchen Bären mit der „Rogatka", dem kurzen Spieß, erlegt hatte. „Was glaubst Du," wandte er sich laut zu seinem Sohne Lasarj, einer gegen sieben Fuß hohen Riesengestalt, „wird er ein Katharinchen geben?" „Wenn Du hundertfünfzig fragen wirst, wirst Du hundert kriegen," war die lebensweise Antwort Lasarjs. Endlich erschien der Fürst und wurde mit tiefen Bücklingen begrüßt. Die Verhandlungen begannen. Bald erwies es sich durch die präzisen, sachgemäßen Fragen Ertelews, daß noch kein einziger von den Jägern genau den Lagerplatz eines Bären anzugeben wußte. Der Winter war bis vor kurzem milde gewesen, und die Tiere waren daher großenteils noch unruhig im Walde umhergestrolcht oder hatten wohl ein Lager bezogen, es aber wieder verlassen. Schließlich vereinbarte man nur den Preis, neunzig Rubel pro Bär wurde nach langem Feilschen festgesetzt. Zehn Rubel schenkte Ertelew den Jägern zu einem Branntweingelage, ohne welches keine Aktion eingeleitet werden kann, und mehrere von den Bauern baten sich noch ein Handgeld auf die zu meldenden Bären aus, was ihnen anstandslos gewährt wurde. Dann versprachen die Leute, bald von sich hören zu lassen, und verließen unter erneuten Bücklingen und Segenswünschen die Post.

Ertelew befand sich allein. Er war unzufrieden, ganz verteufelt schlechter Laune. Er kannte das, wenn noch keine Bären festgestellt waren. Eine Woche, ja noch länger konnte es dauern, bis die Jäger wieder erschienen und die Plätze genau anzugeben wußten. Und solange mußte er in diesem elenden Neste hausen, sich langweilen, Trübsal blasen. Was sollte er anfangen? Fürst Leonid Leonidowitsch Ertelew war ein verwöhnter Liebling der Petersburger Gesellschaft. Einer der ersten Familien des Reiches entstammend, Erbe eines Majoratvermögens von unerschöpflichen Ressourcen, glänzend erzogen und befähigt, war er bereits mit zweiundzwanzig Jahren Rittmeister in der Chevalier-Garde. Vor ihm lag eine durch Namen und Vermögen geebnete Laufbahn. Er mußte sie nur betreten, um das Vorwärtskommen brauchte er nicht besorgt zu sein. Dennoch fühlte er sich weder in den Salons noch im Kreise seiner Kameraden glücklich. Ein heißes Sehnen nach dem Landleben, nach der Zurückgezogenheit auf weltvergessenen, alten Besitzungen erfüllte seine ganze Seele. Es war rätselhaft, woher er das hatte. Der alte Fürst, sein Vater, hatte seit zwanzig Jahren keines seiner Güter besucht, die zu Dutzenden in verschiedenen Gouvernements verstreut lagen. Petersburg, Paris, Biarritz, Cannes — das waren die Orte, an denen der alte Herr seine Tage verlebte. Er kannte auch nicht die Jagdpassion, ja er mißbilligte sie bei seinem Sohne: sie verlangsame die Karriere. Diese war ihm alles. Die Mutter, einem kaukasischen Dy-

nastengeschlecht entstammend, war ganz Weltdame, sie teilte nur die Interessen der großen Welt, konnte sich nur wohl fühlen in der Atmosphäre des kaiserlichen Hofes, die Möglichkeit des Lebens auf dem Gute faßte sie gar nicht. Außer ihren Hausleuten hatte sie noch nie einen „Mushik“ gesehen, das Leben dieser Kaste interessierte die Oberhofmeisterin sicher weniger als dasjenige „interessanter“ Tiere im Zoologischen Garten. Und in dieser Umgebung war Leonid aufgewachsen, hatte sich — ohne ersichtlichen Anhaltspunkt — seine leidenschaftliche Liebe zum Landleben, sein Hang zu einem freien, niemand verpflichteten Jägerleben entwickelt. Ein atavistischer Zug, der vielleicht mehrere Generationen übersprungen hatte, in Leonid aber wieder als Erbteil des alten, landsässigen Bojarentums auflebte.

Obwohl Leonid auf die Jagd brannte, fügte er sich doch bald in das aufgezwungene Warten. Die Stille des verlassenen Ortes tat ihm wohl. Das behagliche, altväterische Zimmer, die weißen, ungestrichenen Dielen, der gewaltige Ofen, auf dem eine Familie hätte schlafen können, die ganze ungewohnte Umgebung gefielen ihm. Es war gut so. Wie oft im Leben sind es Kontraste, die uns ein gewisses Glücksgefühl verschaffen. Leonid griff nach Mütze und Mantel. Still lag der leere Marktplatz des Fleckens da. Das längst bekannte, russische Bild. Kleine, meist einstöckige Häuschen, die Schmalseite zur Straße gewandt. Bunt bemalte Fensterladen. Wohlverwahrte Tore, die zu den Höfen führen. Halb verfallene Zäune. Dort auf kleinem Hügel die Kirche, neben ihr das Haus des Priesters. Gegenüber, an der Ecke, ein etwas protziges Ziegelhaus mit großem Laden. Das Geschäft des örtlichen Großkaufmanns, gewiß eines gewandten, gaunerhaften Bauernschinders, eines „Kulak“. Natürlich fehlte auch nicht die „Monopoljka“, wie im Volksmunde die staatliche Branntweinverkaufsstelle bezeichnet wird. Unweit der Kirche, an der Einzäunung, saßen und standen im Schnee die Jäger. Zwei riesige Vierteleimer-Flaschen des vielbegehrten Volksgetränks standen inmitten. Sie tranken, die armen Schlucker, und waren sehr vergnügt. Leonid mußte vorbeigehen, um an das Haus des Kreischefs zu gelangen, dem er einen Besuch machen wollte. Der krumme Waßjka erhob sich und ging mit einem Gläschen in der Hand auf Leonid zu. „Euere Erlaucht verzeihen, wir trinken hier ein Gläschen ... man muß sich stärken ... wir danken Ihnen, Sie sind unser Vater, unser leiblicher Vater, wir beten zu Gott für Sie, werden ewig für Sie beten. Euere Erlaucht, wir alle trinken auf Ihr Wohl.“ Nachdem er diese beredte Ansprache gehalten, leerte er seine „Rjumka“, wischte sich mit einem Ding, das wie ein Bündel Meerrettichwurzeln aussah, in Wahrheit aber seine Hand war, den Bart und verstummte. Leonid dankte und ging lächelnd weiter. Bald stand er an der Behausung des Kreischefs. Er klingelte. Es wurde geöffnet, ein hübsches junges Mädchen stand vor ihm. „Papa ist nicht zu Hause, ich glaube, er wollte zu Ihnen gehen, Ihnen seine Aufwartung machen — er hatte schon gestern abend gehört ...“ Sie errötete bis in die Ohrläppchen, während sie sprach und mit einem spaßhaft wirkenden Ernst Leonid immer in die Augen sah. „Wenn Sie erlauben, pardon, wie nenne ich Sie?“ „Nadeshda Petrowna.“ „Also, wenn Sie erlauben, Nadeshda Petrowna, lege ich ab und warte hier auf Ihren Vater. Übrigens habe ich mich ja noch nicht vorgestellt: Fürst Leonid Leonidowitsch Ertelew.“ Sie machte eine possierliche Verbeugung und bat ihn in den Saal. Bald saß er ihr gegenüber auf einem der grünen Sammetfauteuils des freundlichen Zimmers, das hier Saal genannt wurde. Nachdem Nadja den ersten Schreck vor einem leibhaftigen Fürsten überwunden, plauderten die beiden wie zwei gute Kameraden. Leonid betrachtete das Mädchen und mußte die eigentümliche Schönheit Nadjas bewundern. Diese Schönheit lag weniger in der Regelmäßigkeit der Züge als in einer vollendeten Anmut des Gesichtsausdrucks. Lieblichkeit war wohl das richtige Wort. Merkwürdig war das Auge. Leonid hatte nie ähnliches gesehen. Ein leuchtendes, tiefes Braun, auf dessen Grunde ein Tropfen flüssigen Goldes schimmerte, der den Augen einen wechselnden Ausdruck von unerklärlichem Reiz, eine höchst merkwürdige Anziehungskraft verlieh. Leonid konnte den Blick nicht von ihr wenden. Das machte sie etwas verlegen, und sie schien zufrieden, daß der Vater zurückkam.

Peter Nikolajewitsch Powarow war bald zwanzig Jahre Kreischef in Pustorezk. Er war Witwer. Nadja, seine einzige Tochter, hing mit großer Liebe am alten Vater, dessen Hauswesen das neunzehnjährige Mädchen selbständig leitete. Die drei Söhne waren Offiziere und dienten in entfernten Garnisonen des Reiches. Peter Nikolajewitsch begrüßte seinen Gast mit jener ungeheuchelten Herzlichkeit, die dem gastfreien, nordrussischen Provinzialen eigen. „Ich habe mir erlaubt, Fürst, nach Ihrem Gepäck zu schicken, Sie sind doch selbstverständlich mein Gast. Auf der Post dürfen Sie nicht bleiben, das wäre kränkend für mich," erklärte er sofort in dröhnendem Baß. Da gab es keinen Einwand. Leonid dankte. „Nadja, sorge für das Essen; doch wart'," setzte der Alte hinzu, als sie sich erhoben hatte, „zuerst wollen wir dem Fürsten sein Zimmer zeigen." Die Tochter ging voran, beide Männer folgten in das geräumige neben dem Speisezimmer gelegene Fremdenzimmer, das soeben geheizt wurde. Leonid bemerkte, daß alles zu seiner Aufnahme vorbereitet war. Sauber, blitzblank. Der Kleiderschrank geöffnet, Wasser in Krügen und Karaffe, auf dem Fensterbrett sogar Blumen. Er lächelte Nadja an. Sie errötete über und über, seine Gedanken erratend.

* * *

Leonid war nun schon zehn Tage Gast des Kreischefs. Er kam sich fast wie ein Sohn des Hauses vor. Der alte Peter Nikolajewitsch war seelenfroh, in seiner Einsamkeit einen neuen Menschen zu haben. Der Fürst erschien ihm als Repräsentant einer anderen Welt. Den halben Tag mußte Leonid erzählen. Vom Hofe, vom Regiment, aus der Gesellschaft. Alles interessierte den Alten. Er ließ sich oft dieselbe Anekdote immer wieder vortragen, fragte nach hundert Einzelheiten, auf die kein anderer Mensch gekommen wäre, er lebte geradezu auf und freute sich wie ein Kind, daß noch immer keiner der Bauern sich einfand, um Bärenlager zu melden. Abends kam der Priester, Vater Paul. Dann wurde das russische Whist gespielt. Nadja war die vierte. Sie hatte in der Einsamkeit das komplizierte „Wint" schon lange gelernt und spielte es meisterhaft. „Sicher ebenso gut, wie der Kaiser," lachte der Alte, dem Leonid erzählt hatte, daß der Zar für einen unübertrefflichen Wintspieler gelte. Mit dem jungen Mädchen war eine auffallende Veränderung vorgegangen. Sie blühte in strahlender, sonniger Schönheit. Von Tag zu Tag nahm ihr Gesicht einen glücklicheren, lebensvolleren Ausdruck an. Vater Paul neckte sie wohl unter vier Augen. Sie sei in den Fürsten verliebt. Dann wurde Nadja furchtbar rot, lief davon und rief dem Batjuschka zu: „Nun, und wenn auch? Ist es vielleicht eine Sünde?"

Ja, sie wußte es. Sie bewunderte, sie liebte ihn. ‚Ich liebe, liebe ihn!' jauchzte es in ihr. Wie ein Meteor, wie ein wunderbares Gestirn erschien ihr dieser Mann, den sie ja nie besitzen konnte. O, das wußte sie, sie wollte nichts, nichts. Nur um ihn sein dürfen, ihm ins Auge sehen, seine Stimme hören, seine Nähe fühlen. Das war ihr schon Glück genug.

Und Leonid. Seine Blicke weilten oft mit verträumtem Ausdruck auf Nadja, es war ihm klar, daß er noch nie einem Weibe begegnet war, das so ganz seinem innersten Wesen entsprach wie dieses schlichte, liebliche Geschöpf mit den Augen, die ihn selbst im Traume nicht losließen. Doch wenn er seine Phantasie auf den Pfaden verborgener Wünsche dahineilen ließ, standen bald vor seinem Geiste die kalten Prachtgemächer des väterlichen Palastes, die königlich stolzen, ehernen Gestalten seiner Eltern. Nein, es würde nie gehen. Um das durchzusetzen, müßte er die Energie eines großen Menschen haben, die Leidenschaft und Rücksichtslosigkeit eines Genialen. Und das fehlte seiner weichen, zarten Natur.

* * *

Endlich erschien der krumme Waßjka. Zwei Bären hatte er. Langes und breites erzählte er von dem einen, einem alten, riesigen „Sterwjatnik", einem solchen, der mit Vorliebe Fleisch frißt; er hatte nicht allzu weit, etwa zwanzig Werst von Pustorezk sein Lager bezogen. Leonid war entzückt. Endlich konnte er einem Mischka auf den Leib rücken. In aller Frühe wollte er aufbrechen. Peter Nikolajewitsch wollte auch mit „um zuzusehen", und auch Nadja sollte mitgenommen werden. Es war nicht das erste Mal. Schon öfters

hatte sie Vater und Brüder auf den Bärenpfad begleitet. Am Morgen des folgenden Tages standen die Schlitten bereit. Mit dem Fürsten sollte der alte Waßjka fahren. Sein Sohn wartete im Walde, wo er den Bären beobachtete. Peter Nikolajewitsch hatte ein Telegramm seines Gehilfen erhalten und mußte einer Untersuchung wegen in einen anderen Bezirk des Kreises fahren. Er konnte sich leider an der Partie nicht beteiligen. Nadja aber durfte dennoch mit. Für sie war ein kleiner Schlitten angespannt. Der zuverlässige, alte Peter kutschierte sie. Sie sah wunderhübsch aus in ihrer weißen Dacha. Das merkwürdige Goldtröpfchen auf dem Grunde ihrer braunen Augen glänzte und schimmerte, als sie sich fröhlich lachend in den Schlitten setzte. „Wie hübsch Sie heute sind!“ mußte Leonid ihr sagen. „Keine Flunkereien, bitte,“ lachte sie, und fort ging es mit Geklingel in den dämmerigen Wintermorgen hinaus. Etwa zwei Werst hinter dem Orte begann wieder der Wald. Der Tag war trübe. Wolkig, schwer lag es über dem Walde. Tauwetter schien in Aussicht. „Wie ein großes Grab, dieser Wald“, dachte Nadja, als sie schattenhaft zwischen den Baumriesen dahinglitten. Feucht backte der Schnee. Die langen, grauen Flechten hingen wie Girlanden an den alten Bäumen. Bemoost, feierlich, schweigend wie das Verhängnis ragten die Stämme riesig in den aschgrauen Himmel, der tief über dem Walde hing, bedrückend, einschläfernd. Rings Stille, nur unterbrochen durch das traute, eintönige Glöckchen des Schlittens. Ab und zu huschte ein graues Eichhörnchen über den Schnee und kletterte schnell am nächsten Baume hinauf. Ein riesiger Kolkrabe flog auf. „Schwarzer Teufel, was fliegst du uns über den Weg?“ brummte Peter und spuckte ärgerlich aus. Dem alten Kutscher war heute unheimlich zumute. Wozu auch das Fräulein mitfuhr? Und so wenige Leute! Hatte man das je gehört: Keiner hatte ein Gewehr außer dem Fürsten. Die beiden Kerle nur ihre Speere. Peter war sehr unzufrieden. Er kehrte sich um: „Fräulein, sollen wir nicht lieber nach Hause fahren. Ich weiß nicht . . . weiß Gott, ich habe Angst. Papachen ist auch nicht mit. Was haben Sie auf der Jagd zu tun? Bei Gott, Fräuleinchen, Täubchen, wollen wir lieber wenden!“ „Was fällt Dir ein Peter?“ erwiderte Nadja ganz entrüstet, und setzte hinzu: „Der Fürst ist doch da, so ein guter Schütze, er hat im vorigen Jahr elf Bären geschossen, es kann ihm nichts passieren.“ „Unter einem Bären hat er aber schon gelegen und wurde kaum gerettet,“ wandte Peter ein, „nun, Gottes Wille geschehe.“ Er rückte sich auf dem Bock zurecht und sprach kein Wort mehr. Sie fuhren jetzt über einen kleinen Waldsee. Granitblöcke lagen an den Ufern, von phantastischen Schneekappen überzogen. Rings ein Kiefernbestand. Die rote Borke, die himmelanstrebenden kerzengeraden, astlosen Stämme mit den knorrig verzweigten, kleinen Kronen ganz oben brachten einen schönen Kontrast in das schwermütige Bild des Tannenwaldes. Nun ging es eine Strecke ohne jeden Weg durch den Wald. Die Pferde hatten es schwer im tiefen Schnee. Schließlich ließ Waßjka, der im ersten Schlitten mit dem Fürsten fuhr, halten. Die Schlitten sollten hier bleiben. Man hatte noch ungefähr eine halbe Werst zu Fuß zu gehen, erklärte der Alte. Die Schneeschuhe wurden angelegt, Nadja ließ ihre schwere Dacha im Schlitten zurück und ging im kurzen Eichhornpelz an Leonids Seite durch den Wald. Waßjka schritt langsam mit langen Schritten voran. Als er den Ruf einer Elster vernahm, horchte er auf und bog in der Richtung ab. Bald sah man Lasarjs Riesengestalt zwischen den Bäumen auf sie zukommen. Leise sprachen Vater und Sohn miteinander. Der krumme Waßjka winkte, man solle warten. Dann verschwand er mit Lasarj im Hochwalde, tief gebückt, den Kopf zur Erde gesenkt. Nach einigen Minuten erschien er wieder. „Alles in Ordnung,“ flüsterte er dem Fürsten zu, „nur merkwürdig; Lasarj hat die ganze Nacht gewacht und behauptet fest, der Bär habe das Lager nicht verlassen. Lasarj muß aber doch geschlafen haben, denn man sieht recht deutliche Spuren, die in das Lager zurückführen. Der Bär muß draußen gewesen sein, wenn man auch keine Spur sieht, die hinausführt. Es hat aber nachts stark geschneit, die erste Spur wird verwischt sein. Jedenfalls schläft Mischka nicht fest, er wird gleich herauskriechen, wenn wir etwas pökern.“ Vorsichtig glitten die

vier Menschen über den Schnee, der Riese Lasarj weit voran. Leonid war etwas nervös, Nadja gespannt, voller Erwartung. Unverwandt hingen ihre Augen an Leonid, der jetzt nicht einmal ihre Anwesenheit zu bemerken schien. Sie fühlte sich sicher und leicht auf dem Schneeschuh, während Leonid etwas unbeholfen vorwärts kam. Lasarj blieb stehen und wies mit der Hand auf einen Platz, an dem für das Auge des Jagdfremden nichts Auffälliges zu sehen war. Sehr viel Schnee aufgeweht an einer kleinen Kulisse von jungen Tannen, ein bereits tief verschneiter, unlängst gestürzter, mächtiger Baum, rund herum viele gebrochene und geknickte Äste, deren Spitzen aus dem Schnee hervorragten. Hier einige kaum noch erkenntliche Spuren. Von einer Öffnung im Schnee war nichts zu bemerken. Der Bauer sah schärfer. Mit seinem kurzen Speer bog Lasarj Zweige zur Seite, glitt bis dicht an die jungen Tannen heran, wo der Schnee einen Hügel bildete, und auffallenderweise viele Tannenzapfen lagen. „Weiter darf man nicht gehen," sagte Lasarj. „Hier liegt er." Leonid trat auf die bezeichnete Stelle. Die beiden Bauern sagten ruhig, ihrer Sache gewiß: „Dort wird er herauskriechen," und zeigten auf eine jetzt deutlich zu erkennende, lockere Anhäufung von Schnee wenige Schritte von der gestürzten Tanne und etwa sechs bis sieben Schritte von Leonids Stand entfernt. —

Das Gewehr lag schußbereit in Leonids Arm. Waßjka und Lasarj hatten zwei lange Tannenstangen, die bereits vorbereitet im Schnee versteckt lagen, ergriffen und begannen plötzlich unter furchtbarem Geschrei tief im Schnee zu bohren, wobei sie den Bären, der herauskommen sollte, mit Schimpfworten und Hohnreden bedrohten. In grotesken, wilden Sprüngen tanzte der alte Waßjka auf einem Beine und schrie, wie in leidenschaftlicher Wut: „Komm heraus, Sohn der Hölle, Teufelsvieh, laß dir das Fell über die Ohren ziehen, du feiger Kalbsbratenfresser, Höllenluder verfluchtes. Du Sohn eines Schweines und einer Wölfin, zeige dich, Feigling, laß dir die Fratze blutig schlagen . . . warte nur, wir woll" . . . weiter kam Waßjka nicht, denn unter furchtbarem Brummen, das unter dem Schnee hervordrang, flogen riesige Schneeballen zur Seite, Äste knackten, eine Öffnung entstand, ein schwarzer Kopf wurde sichtbar. Waßjka und Lasarj sprangen mit einem Satz zur Seite, beiden zogen wie auf Verabredung die Mütze, grinsten höhnisch, verneigten sich tief bis an den Gürtel und sagten: „Wir wünschen Gesundheit, hochwohlgeborener Herr." In wenigen Sekunden war der Bär oben. Wütend funkelten die kleinen, blutunterlaufenen Augen, er blickte sich nach seinen Feinden um, schüttelte sein Fell, richtete sich hoch auf den Hinterbeinen auf — „taffz" krachte der Schuß, im Feuer sank Mischka, ins Herz getroffen, zusammen.

Lachend kehrte sich Leonid nach Nadja um, die dicht hinter ihm stand. Er senkte sein Gewehr. Ihre Blicke begegneten sich im Bruchteil einer Sekunde, glückselig, liebeerfüllt. Plötzlich ein furchtbarer Schrei. Ein Lärm, ein schwarzer Schatten über Leonid. Nadjas Augen leuchten auf, ein Stoß in die Seite mit der kleinen Faust, und Leonid liegt im Schnee. Sofort ist er auf den Füßen und sieht nur noch, wie Nadja ihr kleines, finnisches Dolchmesser einem mächtigen Tiere in die Brust stößt, dann ist sie in der Umarmung des Ungeheuers und liegt unter diesem. Es dauerte mehrere Sekunden, bis Leonid sein Gewehr ergriffen, die richtige Stellung gefunden und, ohne das Mädchen zu gefährden, dem zweiten Bären, einem weit größeren Exemplar, den tödlichen Schuß versetzen konnte. Unterdessen waren auch die beiden vor Schreck erstarrten Bauern herbeigeeilt und durchbohrten, nun völlig unnütz, den toten Bären mit ihren Spießen. Nur mit Mühe konnten die drei Männer das gewaltige Tier umdrehen und zur Seite schaffen. Blutend, ohnmächtig lag Nadja da. Das Messer hatte den Bären nicht tödlich getroffen, und so hatte das Tier mit seinen letzten Kräften dem jungen Mädchen noch schwere Verletzungen beibringen können. Die Pelzjacke war zerfetzt, der Rücken bloßgelegt, blutunterlaufen, Brust und Hals bluteten stark, am schlimmsten aber war das pfeifende Röcheln, das aus Nadjas Munde hervordrang. Offenbar war sie innerlich, in der Lungengegend verletzt, durch einen Bluterguß oder Rippenbruch. Leonid und Waßjka trugen sie zum Schlitten, während Lasarj erzählte, wie urplötzlich dicht hinter

Leonid ein zweiter Bär aus dem Lager gekrochen sei, von dessen Existenz die beiden Jäger keine Ahnung gehabt hatten. Sie seien so erschreckt gewesen, daß sie nur einen Schrei ausstoßen konnten. Wäre das Fräulein nicht gewesen, so hätte Leonid im nächsten Augenblick unter dem Bären, und zwar in unbedingt tödlicher Umarmung liegen müssen. Mit Hintansetzung ihres Lebens hatte sie Leonid den rettenden Stoß versetzt und sich selbst dem Untier entgegen geworfen.

Leonid schluchzte. Er küßte Stirn und Hände der noch immer Bewußtlosen. Vorsichtig wurde sie in Pelze gehüllt, in den Schlitten gehoben und durch Leonid gestützt. Er bettete sie in seinen Armen und befahl dem weinenden alten Peter so schnell zu fahren, als es nur anging. Sie erwachte bald, lächelte glücklich zu Leonid hinauf, schloß dann wieder die Augen und lag stumm da. Leonid hatte ihr ein Zeichen gegeben, nicht zu sprechen, um sie vor einem Blutsturze zu bewahren.

Nun kamen schwere Tage über das Haus des armen Peter Nikolajewitsch. Die äußerlichen Wunden, die Nadja davongetragen, waren nicht gefährlich. Allein mehrere Rippen waren gebrochen und als Folge davon eine Pleuritis und eine Lungenentzündung hereingebrochen, die nach wenigen Tagen einen tödlichen Ausgang gewiß erscheinen ließen. Leonid saß Tag und Nacht am Bette der Kranken. Er tröstete, ermutigte sie unaufhörlich. Sie durfte kaum sprechen, leise, einige Worte flüstern. „Ich liebe, liebe...“ das war alles. Leonid hatte ihr gesagt, sie müsse mit ihm nach Petersburg, sie sei seine Braut, solle seine Frau werden. Sie, keine andere. Sie hörte zu, lächelte glücklich, hielt seine Hand in der ihren, schüttelte aber verneinend das Haupt. „Ich liebe, liebe dich,“ hatte sie am Abend des Unglückstages geflüstert, „aber ich muß sterben. Und das ist gut,“ hatte sie hinzugesetzt. Ihre goldglänzenden Augen schimmerten immer verklärter. Wenn Leonid ihr die Kissen richtete, die Medizin reichte, schaute sie ihn glücklich an, und ihre Lippen flüsterten: „Ljublju, ljublju“ — ich liebe, liebe. Oft mußte er sich weinend abwenden. Am neunten Tage, gegen Morgen verschied sie still, ein glückliches Lächeln auf den Lippen. „Ljublju, ljublju,“ waren ihre letzten vernehmbaren Worte gewesen. Leonid hatte sie bis zuletzt in seinen Armen gehalten.

* * *

Im Mai erstrahlte das weite, düstere Ertelewsche Palais an der Moika in pomphaftem Glanz. Leonids Hochzeit mit der reizenden, pikanten Wera, deren Erziehung abgeschlossen war, wurde zu einem Ereignis für Hof und Gesellschaft.

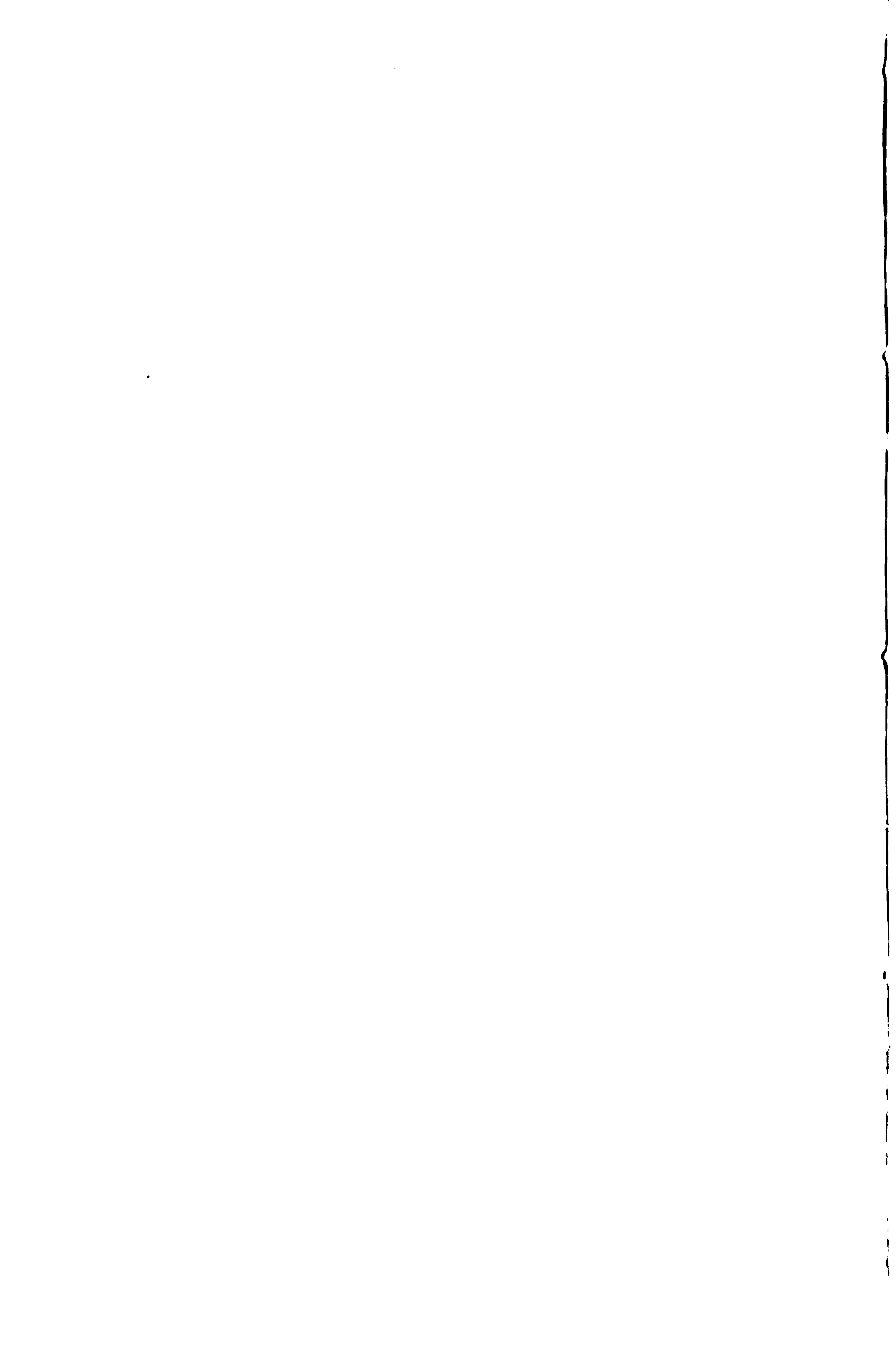
Das süße Märchen von Pustorezk, wie Leonid in stillen, traurigen, der Erinnerung geweihten Stunden jene wunderbare, tragisch und vielleicht doch versöhnend ausklingende Episode seines Lebens nannte, hatte den weichen Mann merkwürdig gefestigt und verinnerlicht. Inmitten des glänzenden, äußerlichen Lebens, das ihn umgab, inmitten dieser gähnenden mondainen Leere, kam er sich zuweilen vor, wie der Hüter eines lichten, geheimen Schatzes. Leonid besaß etwas, was in der Welt, in der er sich bewegen mußte, unendlich selten ist. Die Erinnerung an eine wirkliche, große und starke Liebe, deren poetischer Zauber und schneeige Reinheit von keinem fremden, harten Wirklichkeitshauch getrübt worden waren. Ein hohes, ein herrliches Gut...

* * *

In Pustorezk auf dem kleinen Friedhof hinter dem verfallenen hölzernen Kirchlein, unter alten Birken, liegt ein Grab. Ein prachtvolles, geschmiedetes Gitter umgibt die Ruhestätte. In den kunstvoll verschlungenen Ornamenten liest der Fremde erstaunt das Wort: „Ljublju“. Im Juni, wenn die Birken duften, die Tannen und Kiefern ihre Blütenknospen angesetzt haben, wenn die zauberhaften weißen Nächte die wehmütige Poesie des Nordens in ihren Feenschleier hüllen, dann ist gut träumen auf dem alten Friedhof. Weit in der Runde schlummert der schweigende Gürtel der Wälder. Weißes, weißes Dämmerlicht. Weiche Nebel wallen über den spärlichen Feldern. Fern am nördlichen Horizont paart sich das violette Abendrot mit dem flackernden, goldflammenden Licht der Morgenröte. Bis am Morgen sieghaft und rasch der leuchtende Sonnenball emporschnellt, das große Symbol der Liebe.

Graf Leo Tolstoi bei der Feldarbeit.

Gemälde von Ilja Repin.

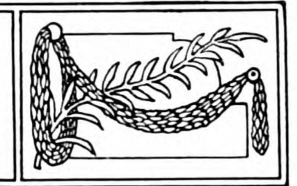




Die letzten Wasas.

Von Dr. Fritz Arnheim.

II.



An einem Dezemberabend des Jahres 1778 waren die Straßen der schwedischen Hauptstadt von einer sonntäglich gekleideten Menschenmenge belebt. In dichten Scharen zogen die Bürger Stockholms mit Weib und Kind zum Norrmalmsmarkte, wo in einer großen Festhalle die wenige Wochen zuvor, am 1. November, erfolgte Geburt des Kronprinzen Gustav Adolf durch Volksbelustigungen gefeiert werden sollte. Trotz des lebensgefährlichen Gedränges entwickelte sich im Festsaale bald ein munteres Treiben. Während die Jugend sich zu den Klängen eines Orchesters flott im Tanze drehte, labten sich die Eltern und kleineren Geschwister an den unentgeltlich verabreichten Erfrischungen und Leckerbissen. Alles war in fröhlichster Stimmung, als plötzlich ein schriller Schrei ertönte. Niemand wußte, wer ihn ausgestoßen hatte und was er bedeutete. Die einen riefen, eine Estrade sei eingestürzt, andere wiederum, der leichte Holzbau habe Feuer gefangen. Binnen wenigen Sekunden entstand eine furchtbare Panik. Mit dem Rufe: „Rette sich, wer kann!“ drängte die Menge in wilder Hast den verschiedenen Ausgängen zu. Wehe dem, der stolperte! Über die Leiber der Gefallenen hinweg stürmte der rasende Haufe unaufhaltsam vorwärts. Als der Saal endlich geräumt war, bot sich den Überlebenden ein grausiger Anblick. Beinahe hundert zerstampfte, oft bis zur Unkenntlichkeit entstellte Leichen bedeckten den Boden. Herzzerreißend jammerten kleine Kinder nach ihren Eltern, wehklagend beugten sich Mütter über ihre toten Lieblinge, und in finsterem Schmerze ballte mancher Vater drohend die Faust gegen das unschuldige Knäblein, das droben in der Königsburg friedlich in seiner Wiege schlummerte, ohne zu ahnen, wie schweres Leid seine Geburt über Tausende seiner dereinstigen Untertanen gebracht hatte. — —

Es dürfte wenige Monarchen geben, die seit dem Tage ihrer Geburt so sehr vom Unglück verfolgt worden sind, wie Gustav IV. Adolf. Ein düsteres Massenbegräbnis, böswillige Zweifel an seiner ehelichen Abstammung und ein tieftrauriges Zerwürfnis zwischen seinen nächsten Angehörigen: das waren die Begleiterscheinungen, unter denen sich sein Eintritt in das Leben vollzog. Freudlos verliefen auch seine Jugendjahre. Während seine Altersgenossen nach Herzenslust spielen und toben durften, mußte er, der künftige Landesherr, der strengen Hofetikette zuliebe sein hübsches Kindergesicht in ernste Falten legen, würdevoll den fremden Gesandten Audienz erteilen und



Großfürstin Alexandra von Rußland. Miniatur in der Universitätssammlung zu Upsala.

gnädig ihnen beim Abschiede das Händchen zum Kusse reichen. Während andere Kinder jubelnd ihrer Großmutter entgegensprangen, zitterte der Enkel der schwedischen Schwester Friedrichs des Großen an allen Gliedern, als er sie, die man in seiner Umgebung bisher nur die „böse, alte Hexe“ genannt hatte, wenige Stunden vor ihrem Tode zum erstenmal besuchen sollte. Während andere Fürstensöhne sich in aller Ruhe auf ihren verantwortungsvollen Herrscherberuf vorbereiten konnten, stand er, der vielversprechende Thronerbe, bereits im Alter von kaum dreizehn Jahren am Sarge seines Vaters, den die Mörderkugel eines fanatischen Verschwörers in der Blüte der Jahre dahingerafft hatte.

Unter solchen Umständen kann es kaum wundernehmen, daß der schmächtige, in seinem Äußern etwas an Karl XII. erinnernde Knabe, der am 29. März 1792 unter der Vormundschaft seines Oheims, des späteren Königs Karl XIII., den Wasathron bestieg, nichts von jenen Charaktereigenschaften besaß, die einen Herrscher bei seinem Volke beliebt zu machen pflegen. Scheu und verschlossen, mißtrauisch und grüblerisch, linkisch und wortkarg, hatte er gleichzeitig die übertriebensten Vorstellungen von seiner fürstlichen Würde und legte häufig eine allen Vernunftsgründen unzugängliche Halsstarrigkeit an den Tag. Von einer über die Maßen hausbackenen Mutter, einem wenig wohlwollenden Oheim und faden Hofschranzen umgeben, die seinen Jugendtorheiten schmeichlerisch den Namen genialer Handlungen beilegten, glaubte er in dünkelhafter Überhebung nach dem Grundsatze „Sic volo, sic jubeo“ regieren zu müssen, während er in Wahrheit oftmals doch nur ein gefügiges Werkzeug in der Hand von gewissenlosen Menschen bildete, die aus eigensüchtigen Beweggründen ihn eine unwürdige Rolle spielen ließen und dem Fluche der Lächerlichkeit preisgaben. Schon vor seiner Mündigkeitserklärung sprach man in ganz Europa spöttisch von dem nordischen Königsjüngling, der das Verloben und das Entloben gleichsam wie einen Sport betrieb. — — —

In den letzten Lebensjahren Gustavs III. hatte es an den europäischen Höfen für eine ausgemachte Sache gegolten, daß sein Sohn und Nachfolger dereinst die junge Großfürstin Alexandra, eine Enkelin Katharinas II., als Gattin heimführen werde. Aber nach seinem Tode gerieten die schwedisch-russischen Heiratsverhandlungen bald ins Stocken. Von dem Verlangen beseelt, seinen Einfluß für alle Zeiten zu sichern, plante der Oheim Gustavs IV. nämlich dessen Vermählung mit einer aus einem kleinen deutschen Fürstenhause stammenden Prinzessin, die er stets daran erinnern könnte, daß sie ihre Erhebung zur schwedischen Königin ihm, dem Herzog-Regenten allein, zu verdanken habe. Fast gewann es den Anschein, als sollte dieser Plan gelingen. Seine verführerischen Schilderungen von den körperlichen und geistigen Vorzügen der im Jahre 1779 geborenen Prinzessin Luise Charlotte von Mecklenburg-Schwerin blieben nicht ohne Wirkung. Mitte 1795 erklärte sich der junge König bereit, die Prinzessin um ihre Hand bitten zu lassen, und am 1. November, seinem siebzehnten Geburtstage, wurde die Verlobung offiziell am Schweriner Hofe verkündigt. Die Freude seiner Schwiegereltern in spe war jedoch nur von kurzer Dauer. Sei es, daß die inzwischen eingetroffenen Porträts Luise Charlottens ihn enttäuschten; sei es, daß er den Einflüsterungen von Russenfreunden in seiner Umgebung Gehör schenkte — genug: nach wenigen Wochen wurde er von einem förmlichen Widerwillen gegen seine Braut ergriffen, schlich trübsinnig umher, verfiel in nervöse Zuckungen und erklärte zu guter Letzt (Februar 1796), daß er sich mit ihr unter keinen Umständen verheiraten werde. In seiner Verzweiflung nahm das mecklenburgische Herzogspaar zu den verschiedensten Mitteln seine Zuflucht, um die Schande einer Entlobung von der armen Tochter abzuwenden, und eines Tages kam es sogar dahin, daß die mehr als sechzehnjährige Prinzessin sich auf Befehl ihrer Mutter in Gegenwart des schwedischen Gesandten Baron v. Klinckowström entkleiden mußte, um ihm durch den Augenschein zu beweisen, daß sie, entgegen einem am Stockholmer Hofe verbreiteten Gerücht, weder „schief“ noch „schlecht gewachsen“ sei. Allein auch dieses Radikalmittel verfehlte bei Gustav völlig seine Wirkung. Trotzig versicherte er allen denen, die es hören wollten, immer wieder aufs neue, daß er eine Prinzessin, die ihm widerwärtig sei, nie und nimmer ehelichen könne. Anfangs bot die Vormundschafts-



Gustav IV. Adolf und seine Gemahlin Friederike. Gemälde von J. Forßlund im Schloß Gripsholm, Schweden.

regierung alles auf, um ihn zur Vernunft zu bringen. Aber schon binnen kurzem erstand dem eigensinnigen Königsjüngling in der politischen Lage ein wertvoller Bundesgenosse. Hatte doch gerade im Frühjahr 1796 die politische Spannung zwischen Rußland und Schweden eine so bedenkliche Wendung genommen, daß eine Wiederauf-



Gustav IV. Adolf kurz vor seinem Tode. Zeichnung im Privatbesitz. St. Gallen, Schweiz.

nahme des russischen Heiratsprojektes als der einzige Ausweg erschien, um einem sonst unvermeidlichen Ausbruch der Feindseligkeiten vorzubeugen.

So erlebte denn Europa im Spätsommer jenes Jahres ein Schauspiel, das eines gewissen pikanten Beigeschmackes nicht entbehrte. Obwohl Gustav seine Verlobung mit der mecklenburgischen Prinzessin offiziell noch nicht gelöst hatte, tauchte er dennoch plötzlich am Petersburger Hofe als Freier auf. Der Empfang, der ihm hier zuteil wurde, übertraf seine kühnsten Erwartungen. Die alte Kaiserin behandelte ihn mit einer Zuvorkommenheit, die seiner jugendlichen Eitelkeit im höchsten Maße schmeichelte. Bald faßte er auch eine tiefe Neigung zu der etwa vierzehnjährigen Großfürstin Alexandra, mit der er auf den ihm zu Ehren veranstalteten glänzenden Festen häufig zusammentraf. Bei einem Spaziergange im Park des Taurischen Palais gestand er ihr schüchtern seine Liebe, und zu seiner Freude gab ihm das anmutige Prinzeßchen errötend ihr Jawort.

An einem Septemberabend war die ganze russische Hofgesellschaft im „Ballsaale" des Taurischen Palastes versammelt, wo die Verlobung feierlich proklamiert werden sollte. Mit den Abzeichen ihrer Würde geschmückt, saß Katharina II. in hoheitsvollem Ernst auf dem kaiserlichen Throne. Neben ihr standen ihr Sohn, der Großfürst-Thronfolger Paul, und dessen liebliche Tochter, die das kleidsame russische Brautkostüm angelegt hatte. In erwartungsvollem Schweigen harrte alles der Ankunft des königlichen Bräutigams. Aber Stunde auf Stunde verrann, ohne daß er erschien. Schon begann die Situation peinlich zu werden, als ein Mitglied des kaiserlichen Hofstaates eilig auf Katharina zuschritt, sich tief vor seiner Herrin verneigte und ihr einige Worte ins Ohr flüsterte. Leichenblaß erhob sich die Zarin, erklärte den Umstehenden, daß sie sich unwohl fühle, und verließ mit schnellen Schritten den Saal. Entsetzt stoben die Gäste auseinander, und die abenteuerlichsten Gerüchte waren verbreitet, bis man endlich erfuhr, weshalb der junge König sich noch im letzten Augenblicke dazu entschlossen hatte, der eigenen Verlobungsfeier fernzubleiben. Als strenggläubiger Lutheraner und unter Berufung auf die schwedische Verfassung hatte er hartnäckig die Unterzeichnung eines Reverses verweigert, durch den er sich verpflichten sollte, der griechisch-orthodoxen Großfürstin nach ihrer Ankunft in Schweden die ungehinderte Ausübung ihres Glaubensbekenntnisses zu gestatten.

Als Gustav Mitte Oktober 1796 in seine Heimat zurückkehrte, befand er sich in einer seltsamen Lage. Besaß er doch, streng genommen, zu gleicher Zeit zwei Bräute, von denen er keine heiraten mochte. Die Auflösung des mecklenburgischen Verlöbnisses führte zu langwierigen Auseinandersetzungen mit Herzog Friedrich Franz I., der für seine in ihrem Rufe geschädigte Tochter ein jährliches Schmerzensgeld von 6000 Reichstalern verlangte und hierdurch indirekt die erst vor wenigen Jahren endgültig entschiedene Frage einer Abtretung der schwedischen Besitzung Wismar an Mecklenburg-Schwerin in Fluß brachte. Weit geringere Schwierigkeiten bereitete dem schwedischen Monarchen die Lösung seiner Beziehungen zur Großfürstin Alexandra, da er bereits im nächsten Jahre in nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu einem Zweige des russischen Zarenhauses trat. Während seines Aufenthaltes in Petersburg hatte ihn die junge Gemahlin des Großfürsten und späteren Kaisers Alexander eines Tages auf

ein Porträt ihrer im Jahre 1781 geborenen Schwester Friederike, einer Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden, aufmerksam gemacht. Das rosige, unendlich liebreizende Gesichtchen, das ihm aus dem Bilde damals entgegenlachte, war ihm, wie die Zukunft lehren sollte, unvergeßlich geblieben. Schon wenige Monate nach seiner Heimkehr erwachte in ihm der Wunsch, die schöne Schwägerin Alexanders, die ihm in effigie so sehr gefallen hatte, persönlich kennen zu lernen. Auf einer Reise durch Deutschland traf er im Sommer 1797 mit ihr zusammen. Ein flüchtiger Blick genügte, ihn zu ihrem glühenden Verehrer zu machen, und er glaubte der Glücklichste aller Sterblichen zu sein, als die junge badische Fürstentochter, obwohl sie im stillen eine schwärmerische Neigung für den Herzog von Enghien hegte, am 19. August in Erfurt, auf Drängen ihrer Eltern, seine Werbung erhörte.

Und doch hätte er kaum eine unglücklichere Wahl treffen können! Eine Königin, die, noch ein halbes Kind, in jugendlichem Übermut mit ihren gleichaltrigen Hofdamen über Tische und Stühle sprang, den gravitätischen Großwürdenträgern manchen Schabernack spielte und an der Tafel ihre Nachbarn heimlich ins Bein kniff, war eine wenig passende Lebensgefährtin für einen König, der von seiner Gattin vor allen Dingen eine peinliche Beobachtung des strengen Hofzeremoniells und ein ihrer Herrscherwürde entsprechendes Auftreten verlangte. Aus den sonnigen Gefilden Badens mitten in den nebligen nordischen Winter verschlagen, fand die junge Königin ihr neues Vaterland häßlich und langweilig, wurde von heftigem Heimweh ergriffen und fühlte sich durch das steife, gemessene Wesen ihres Gemahls eingeschüchtert. „Alles wäre vortrefflich, wenn er nur nicht immer König sein wollte,“ klagte sie einmal. Namentlich in den ersten Monaten war der eheliche Horizont nicht selten durch Wolken getrübt. Später stellte sich zwischen den beiden Gatten vorübergehend ein freundschaftlicheres Verhältnis her, das indessen für das Schicksal der Wasadynastie von unheilvoller Bedeutung werden sollte. Waren doch nicht wenige Maßnahmen, die dem schwedischen Monarchen später die Herzen seiner Untertanen entfremdeten, auf die Anregung Friederikens zurückzuführen. Und nicht genug damit! Gerade in den Stunden des Unglücks, als der landesverwiesene König ruhelos in Europa umherirrte und einer treuen, tröstenden Beraterin am meisten bedurft hätte, mußte er es erleben, daß die Frau, die ihm einst am Altar ewige Treue zugeschworen hatte, sich schnöde von ihm abwandte. Im Jahre 1812 ließ sie sich von ihm scheiden, um den Franzosen Pollier, den Lehrer ihres Sohnes Gustav, heiraten zu können. — — —

Am 1. November 1796, genau ein Jahr vor seiner Hochzeit, war Gustav IV. Adolf mündig geworden. Die hochgespannten Erwartungen, die man im Schoße der schwedischen Nation an seinen Regierungsantritt knüpfte, schienen sich anfangs verwirklichen zu sollen. Die Günstlingswirtschaft, durch die sich Herzog Karl als Regent so unbeliebt gemacht hatte, fand nunmehr ein schnelles Ende, und die Gewissenhaftigkeit des neuen Herrschers, sein Sinn für Ordnung und Sparsamkeit, seine Gerechtigkeitsliebe und Frömmigkeit, die Reinheit seiner Sitten, seine unermüdliche Arbeitskraft erregten allgemeine Bewunderung. Schon nach kurzer Zeit traten indessen die minder erfreulichen Seiten seines Charakters schärfer hervor. Seine Kleinlichkeit in allen Formfragen, seine Schwäche für äußere Ehrenbezeigungen und sein hochmütiges Benehmen



Gustav, Prinz von Wasa, Sohn Gustavs IV. Lithographie im Stockholmer Nationalmuseum.

wirkten auf weite Kreise abstoßend. Die im Jahre 1798 von ihm verfügte Einschränkung der Preßfreiheit rief im ganzen Lande lebhaftes Mißvergnügen hervor. Sogar seine eifrigsten Anhänger mußten einräumen, daß seine abergläubische Furcht vor der Aufklärungsphilosophie, die er als „Jakobinismus" zu bezeichnen pflegte, bisweilen hart ans Lächerliche streifte. Man wußte nicht recht, ob man lachen oder sich ärgern sollte, als er am 22. April 1799 in der offiziellen Zeitung feierlich die Tatarennachricht verbreiten ließ, der preußische König Friedrich Wilhelm III. habe jüngst bei einem Besuche der Berliner Kadettenanstalt vor den gefährlichen „Irrlehren" Kants mit den Worten gewarnt: „Die Kadetten sollen keine andere Philosophie lernen, als zu marschieren und nicht zu räsonieren." Auf dem Norrköpinger Reichstage, dessen Einberufung durch den schlechten Zustand der Staatsfinanzen erforderlich geworden war, erfolgte im Jahre 1800 der erste heftige Zusammenstoß zwischen dem rückschrittlich gesinnten Könige und seinen freiheitliebenden Untertanen. Zwar gelang es Gustav, der Adelsopposition mit Hilfe der drei bürgerlichen Stände Herr zu werden. Allein durch sein schroffes Vorgehen



Königinwitwe Carola von Sachsen, Enkelin Gustavs IV.

schuf er sich damals gerade in den höheren Kreisen zahlreiche erbitterte Gegner. Und auch in anderer Hinsicht sollte sein Sieg für ihn von verhängnisvoller Bedeutung werden. Durch die Erfahrungen von 1800 mißtrauisch geworden, regierte er fortan nach dem Grundsatze „Alles für das Volk, aber nichts durch das Volk", ging sorgfältig einer Einberufung der Stände aus dem Wege und erblickte in dem despotischen Zaren Paul I., den er Ende des Jahres in Petersburg besuchte, das Idealbild eines Herrschers.

Vor allem aber war es seine auswärtige Politik, durch die er sich allmählich die Liebe und das Vertrauen seines Volkes verscherzte. Seine Schuld — und zwar seine Schuld allein — war es, wenn Schweden schon nach kurzer Zeit bei allen Fürstenhöfen in den Ruf eines wankelmütigen und unzuverlässigen Bundesgenossen geriet. Seine leicht gekränkte Eitelkeit, sein zäher Eigensinn und seine unberechenbare Launenhaftigkeit hatten zur Folge, daß er sich nach und nach mit allen Mächten überwarf. Was mußte man wohl im Auslande von einem Monarchen denken, der, nachdem er erst Mitte Dezember 1800 der gegen England gerichteten, bewaffneten Neutralität beigetreten war, Anfang April 1801 vom Ufer des Sundes aus die Vernichtung eines Teiles der dänischen Flotte durch Nelson untätig mit anschaute, und der dadurch, daß er im Sommer 1802 bei einem Besuche Finnlands die zur Hälfte mit den schwedischen, zur Hälfte mit den russischen Farben bemalte Grenzbrücke zu Abborfors heimlich mit den schwedischen Farben übermalen ließ, beinahe einen Krieg mit dem mächtigen russischen Nachbarreiche heraufbeschwor!

Nur einem einzigen Manne gegenüber ist Gustav in seinen politischen Grundsätzen unwandelbar treu geblieben; und dieser Mann hieß — Napoleon Bonaparte. Schon als Knabe von einer unüberwindlichen Abneigung gegen alle Geschöpfe der französischen Revolution erfüllt, betrachtete der schwedische König seit seinem Regierungsantritt den berühmten französischen General und Ersten Konsul nicht bloß als einen „usurpatorischen Emporkömmling", sondern auch als eine Gefahr für ganz Europa. Die Ereignisse, die sich während seines Aufenthaltes in Süddeutschland (seit Sommer 1803) abspielten, bestärkten ihn noch

in dieser Auffassung. Die völkerrechtswidrige Entführung und Hinrichtung des ihm innig befreundeten Herzogs von Enghien, der ersten Jugendliebe seiner Gemahlin, sein häufiger Verkehr mit den französischen Emigranten, sowie namentlich die mystischen Schriften Jung-Stillings machten auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck. Fest davon überzeugt, daß mit dem in der Offenbarung Johannis erwähnten siebenköpfigen Untier kein anderer als Napoleon gemeint sei, hielt er es für eine heilige Pflicht, diesem „Scheusal" als Streiter für die Sache der göttlichen Gerechtigkeit entgegenzutreten. Hartnäckig verweigerte er die Anerkennung Bonapartes, der sich im Mai 1804 zum erblichen Kaiser der Franzosen hatte ausrufen lassen. „Durch einen Mord", so äußerte er, „hat er sich den Weg zum Kaiserthrone gebahnt, und ich lebe der Überzeugung, daß er dasselbe Mittel anwenden wird, um sich auf ihm zu halten. Ebenso tief unmoralisch wie korsikanisch rachsüchtig, hat er sich daran gewöhnt, Gewissensqualen zu trotzen; das Verbrechen ist für ihn lediglich eine Schwachheitssünde, sobald er es für seine Interessen nützlich erachtet."



Karl Johann v. Adlercreutz. Stich nach einem Gemälde von P. Krafft. Stockholmer Kgl. Bibliothek.

Die Antwort hierauf bildete ein am 14. August im „Moniteur", der offiziellen Zeitung des französischen Regierung, veröffentlichter Artikel, in welchem die „phantastische" Politik des „jungen und unreifen" schwedischen Konigs verspottet, ein scharfer Unterschied zwischen ihm und seinen „redlichen und tapferen Untertanen" gemacht und schließlich die Hoffnung ausgesprochen wurde, daß er später einmal vernünftiger werden würde. Als Gustav in Würzburg dieses Blatt in seine Hände bekam, kannte sein Zorn keine Grenzen. Sofort erfolgte auf sein Geheiß der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern, und in zahlreichen offiziellen Noten gab er zu erkennen, wie sehr er diesen „Herrn Napoleon Bonaparte" verabscheute. Schon der Name des französischen Kaisers genügte seitdem, ihn in Raserei zu versetzen, und wer es gar wagte, in seinem Beisein eine Maßregel oder eine Eigenschaft des genannten Herrschers zu loben, der war in seinen Augen ein „Verräter und Verbrecher". Seinem strengen Befehl zufolge durfte künftig im schwedischen Hofkalender unter der Rubrik „Frankreich" nur das Haus Bourbon — „Seine Majestät König Ludwig XVIII." an der Spitze — aufgeführt werden, mußte in den schwedischen Zeitungen jede Erwähnung des „Herrn Bonaparte" und seiner privaten Verhältnisse unterbleiben. Ja noch mehr! Die Insignien des Schwarzen Adlerordens schickte er nach dessen Verleihung an Napoleon sofort dem preußischen Könige zurück. Unter keiner Bedingung, so schrieb er am 22. April 1805 an Friedrich Wilhelm III., wolle er Inhaber eines Ordens sein, den „Napoleon Bonaparte und Leute seinesgleichen" trügen.

Als Gustav IV. Anfang 1805, nach mehr als anderthalbjähriger Abwesenheit, wieder in der schwedischen Heimat eintraf, war es bei ihm förmlich zu einer fixen Idee geworden, daß die Bekämpfung Bona-



Georg von Adlersparre. Stich nach einem Gemälde von Fr. Westin. Stockholmer Nationalmuseum.

partes seine Lebensaufgabe zu bilden habe und daß er selbst von der Vorsehung dazu ausersehen sei, die Welt von diesem „Racker“ zu befreien. Unter solchen Umständen war es für England, Rußland und Österreich natürlich ein Leichtes, ihn zum Anschluß an die dritte große Koalition zu bewegen. Schon Ende 1805 begab er sich aufs neue nach Deutschland, um von Schwedisch-Pommern aus an dem antinapoleonischen Vernichtungszuge teilzunehmen. Allein in den nun folgenden schicksalsschweren Jahren offenbarte er in gleicher Weise seine Unfähigkeit als Feldherr, wie seine Verständnislosigkeit für die politischen Interessen des von ihm regierten Reiches. Namentlich nach der durch ihn mitverschuldeten Katastrophe Preußens bei Jena hätte er die Unmöglichkeit einer weiteren Kriegführung gegen die französische Übermacht einsehen müssen. Gleichwohl setzte er eigensinnig den nunmehr völlig aussichtslos gewordenen Kampf fort, bis im Spätsommer 1807 ganz Schwedisch-Pommern von den Franzosen erobert und er selbst zu einer fluchtähnlichen Rückkehr nach Schweden genötigt war.

Wen die Götter verderben wollen, den strafen sie mit Blindheit! Nicht einmal jetzt erkannte der schwedische Monarch die ihm und seinen Untertanen drohende Gefahr. Anstatt durch kluges Einlenken die napoleonischen Pläne einer Teilung Schwedens zwischen Rußland und Dänemark zu vereiteln, weigerte er sich hartnäckig, seinem Bündnis mit England zu entsagen und dem Kontinentalsystem beizutreten; er faßte vielmehr den festen Entschluß, im Vertrauen auf seine „gerechte Sache“ und auf den Beistand der „himmlischen Mächte“ beinahe dem gesamten europäischen Festlande Trotz zu bieten.

So blieben denn dem schwedischen Volke die Schrecken eines Krieges innerhalb der eigenen Grenzen nicht erspart. Nachdem die Russen Anfang 1808 durch einen Einfall in Finnland das Signal zur Abrechnung mit Schweden gegeben hatten, sagten auch die Dänen ihrem alten Erbfeinde die Fehde an. Infolge der Planlosigkeit der vom Könige angeordneten militärischen Maßnahmen verschlimmerte sich die Lage des unglücklichen Reiches von Woche zu Woche. Von dem Mutterlande im Stiche gelassen, mußten die tapferen Söhne des Großfürstentums trotz ihres beispiellosen Heldenmutes Schritt für Schritt vor den russischen Heeresmassen zurückweichen, während gleichzeitig unter dem Offizierskorps der finnländischen Küstenfestungen der russische Rubel glänzende Erfolge erzielte, so daß sogar Sveaborg, das „nordische Gibraltar“, eine leichte Beute des Gegners ward. Und nicht genug damit! Auch die Elemente selber schienen sich damals wider Schweden verschworen zu haben, indem Anfang 1809 in ganz Nordeuropa eine ungewöhnlich strenge Kälte herrschte. Schon dehnten russische Kosakenschwärme, die über den zugefrorenen Bottnischen Meerbusen gekommen waren, ihre Streifzüge beinahe bis an die Tore Stockholms aus, als plötzlich, am 13. März, durch alle Gaue Schwedens ein Seufzer der Erleichterung ging. Auch der schlichteste Mann ahnte, daß die Militärrevolution, die an diesem Tage der Regierung Gustavs IV. ein jähes Ende bereitet hatte, das einzige Rettungsmittel gewesen war, um das schwergeprüfte Land vor dem Schicksale Polens zu bewahren. — — —

Die ersten, zum Teil höchst phantastischen Anschläge gegen die Person des schwedischen Herrschers reichten bis ins Jahr 1807 zurück. Wenn sie bereits nach wenigen Monaten eine ernstere Gestalt annahmen, so trug Gustav selbst durch sein damaliges Benehmen die Hauptschuld daran. Durch

seine politischen und militärischen Mißerfolge aufs tiefste verstimmt, geriet er oftmals bei dem geringfügigsten Anlaß in einen Zustand sinnloser Wut, erblickte in jedem Menschen einen Verräter, erging sich in den heftigsten Schmähungen gegen die durch ihre „infame Gesinnung“ und „Feigheit“ berüchtigte schwedische „Kanaillen-Nation“ und überwarf sich mit seinen treuesten Ratgebern, indem er jeden Gedanken an einen Friedensschluß, eine Einberufung der Reichsstände oder eine Thronentsagung zugunsten seines Sohnes trotzig von sich wies. Vor allem aber schien er es damals förmlich darauf angelegt zu haben, die seit dem Norrköpinger Reichstage von 1800 unter der Asche glimmende Unzufriedenheit zahlreicher Edelleute zur hellen Flamme anzufachen. Durch die im Oktober 1808 von ihm verfügte schimpfliche Degradation der schwedischen Leibregimenter zog er sich den unversöhnlichen Haß der stolzen Gardeoffiziere zu, und deren Empörung steigerte sich noch, als auf seinen Befehl gegen Ende des Jahres pommersche Regimenter — seine „geliebten Deutschen“, wie man höhnisch zu sagen pflegte — in der Hauptstadt eintrafen, um daselbst den Wachtdienst zu übernehmen. Die abenteuerlichsten Rachepläne tauchten auf, bis man sich endlich für eine Militärrevolte entschied. Drei Männer — der finnländische Generalmajor und Generaladjutant Freiherr Karl Johann v. Adlercreutz, der ehemalige Brigadechef Oberstleutnant Georg v. Adlersparre und dessen Adjutant, Major Freiherr Karl Heinrich v. Anckarsvärd — waren es, die an die Spitze der Adelsverschwörung traten.

In demselben schwedischen Städtchen Karlstad, auf das vor wenigen Monaten anläßlich der Verhandlungen über die Auflösung der schwedisch-norwegischen Union die Blicke von ganz Europa gerichtet waren, entschied sich hundert Jahre früher auch das Schicksal der Wasadynastie. Am Morgen des 7. März 1809 erschien Adlersparre auf dem Hauptmarkte Karlstads, begrüßte die daselbst lagernden Abteilungen der schwedischen Westarmee und forderte sie auf, mit ihm gen Stockholm zu marschieren, um „dem unglücklichen, zerstückelten und in den letzten Zügen liegenden Vaterlande den Frieden wiederzuschenken“. Jubelnd folgten die Soldaten ihrem verehrten Führer, während zugleich eine zündende Proklamation verbreitet wurde, in der es u. a. hieß: „Wir haben einander gelobt, daß die gesetzgebenden Väter des Reiches unter dem Schutze unserer Waffen sich in voller Freiheit versammeln sollen, um über die Angelegenheiten unseres leidenden, sonst binnen kurzem vernichteten Vaterlandes zu beraten und zu beschließen“. „Die deutschen Besitzungen Schwedens sind dem Gegner preisgegeben worden. Finnland, jener Stammsitz des tapfersten und edelsten Volkes, ist vom Feinde erobert. Wir haben einander gelobt,



Karl XIII. **Gemälde im Schloß Rosersberg, Schweden.**

daß kein Zoll schwedischen Bodens mehr in Feindeshand fallen soll.“

Obwohl die ersten dumpfen Gerüchte von den Karlstader Vorgängen schon am 8. März nach Stockholm gelangt waren, wußten die Verschworenen doch durch ihr geschicktes Auftreten das Mißtrauen des Königs wieder zu beschwichtigen. Erst am 12. März, als Adlersparre mit seinen Truppen bereits in Örebro eingerückt war, erfuhr Gustav durch einen Kurier, wie schlimm es in Wirklichkeit um ihn stand. Hätte er damals das pommersche Leibregiment „Königin“, dessen Chef, Graf Jahnke, ein entschlossener und königstreuer Mann war, bei sich behalten, so wäre vermutlich eine Revolution überhaupt nicht erfolgt oder wenigstens sein Fluchtversuch nach Schonen geglückt. Allein in seiner Kopflosigkeit sandte er jene Truppe noch am nämlichen Abend nach Södertelge voraus und beraubte sich dadurch freiwillig seiner einzigen wirksamen Waffe.

Am Vormittage des 13. März herrschte im Stockholmer Residenzschlosse ein geschäftiges Treiben. Überall wurden Vorbereitungen für die bevorstehende Abreise des Herrscherpaares getroffen. Da drang plötzlich Adlercreutz mit einigen Offizieren unangemeldet in das Empfangszimmer des Königs und erklärte ihm, daß er die Hauptstadt unter keiner Bedingung verlassen dürfe. Wütend zog Gustav den Degen. Aber Adlercreutz faßte ihn schnell um den Leib, während ein anderer Verschworener ihn entwaffnete. Auf sein Geschrei: „Verrat! Man will mich morden! Zu Hilfe!“ eilten atemlos Diener, Leibtrabanten und mehrere Mitglieder des Hofstaates herbei. Mit Säbeln und Feuerzangen suchten sie die verriegelte Tür zu sprengen. Als aber Adlercreutz plötzlich vor sie hintrat und ihnen versicherte, daß man ihrem Herrn nichts zuleide getan habe, zogen sie sich scheu und ehrerbietig zurück. Einige Minuten später war der König auf einmal spurlos verschwunden. Durch eine in der Wand verborgene Tür hatte er eine Wendeltreppe erreicht, die in den Schloßhof hinabführte. Sofort entspann sich eine wilde Jagd. Nur mit Mühe gelang es, Gustav wieder einzufangen. Mit Händen und Füßen um sich schlagend, wurde er in das Schloß getragen und durch die „große Galerie“ in das „weiße“ Gemach gebracht, wo er nunmehr bis zum Abend „stumm, unbeweglich und beinahe stumpfsinnig“ in einem schnell herbeigeholten Lehnstuhle saß. Auf Befehl seines



Hedwig Elisabeth Charlotte, Gemahlin Karls XIII. — Gemälde von Wertmüller im Schloß Rosersberg, Schweden.



Gräfin Augusta Löwenhielm, eine der drei schwedischen „Grazien", im Alter von 90 Jahren.

Gemälde im Privatbesitz. Borgholm. Schweden.

Oheims Karl, der inzwischen die von den Verschwörern ihm übertragene Regentschaft angetreten hatte, führte man ihn unter strenger Bewachung in der nächsten Nacht nach Drottningholm und von dort anderthalb Wochen später nach Gripsholm. Am 29. März — demselben Tage, an welchem siebzehn Jahre vorher sein Vater Gustav III. den letzten Seufzer ausgehaucht hatte — dankte er freiwillig ab, um den Thron für seinen Sohn Gustav (den Vater der verwitweten Königin Carola von Sachsen) retten zu können. Aber diese Hoffnung sollte sich nicht verwirklichen. Am 10. Mai erklärten die schwedischen Reichsstände ihn sowie alle seine Nachkommen „für ewige Zeiten" der Krone verlustig, und im Dezember mußte er mit seiner ganzen Familie Schweden für immer verlassen.

Seitdem führte er das beklagenswerte Dasein eines fürstlichen Verbannten. 1810 hielt er sich abwechselnd in Brüssel, Basel, Berlin und London auf, 1811 als „Graf von Gottorp" meistens in Schleswig und in der Schweiz. Nachdem er 1814 auf dem Wiener Kongreß vergeblich die Rechte seines Sohnes auf den schwedischen Thron geltend gemacht hatte, unternahm er 1815 zu Schiffe von Triest aus einen abenteuerlichen Kreuzzug nach Palästina. Doch mußte er schon in Patras umkehren, da er den ihn begleitenden 40 „schwarzen Rittern" den in Aussicht gestellten Sold nicht zu zahlen vermochte. Später tauchte er in verschiedenen Ländern Mitteleuropas auf, wo er, fern von den Seinen, unter dem Namen „Oberst Gustavsson" bescheiden, ja kümmerlich lebte. 1834 ließ er sich in St. Gallen (Schweiz) nieder, wo er im „Gasthof zum weißen Rößli" ein einfaches Zimmer bewohnte, sich in stiller Zurückgezogenheit mit der Abfassung seiner Memoiren beschäftigte und nur mit der Familie seines Wirtes sowie mit einem alten Privatlehrer verkehrte, der ihm gleichzeitig als Vorleser und als Sekretär diente. Sein Ende war leicht und schmerzlos. Am 7. Februar 1837 traf ihn ein Herzschlag. Im Jahre 1884 erfolgte die Überführung seiner sterblichen Reste nach Stockholm. Hier, in der Wasagruft der Riddarholmskirche, sollte er endlich die ersehnte Ruhe finden, die ihm während seines ganzen unglücklichen Lebens versagt geblieben war. — — —

Die Zeitgenossen haben Gustav IV. Adolf zumeist aufs schärfste verurteilt. Die Nachwelt denkt über ihn milder und — gerechter.

Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größ're Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu.

* * *

Der am 7. Oktober 1748 in Stockholm geborene Prinz Karl, ein jüngerer Bruder Gustavs III., war lange das Angstkind seiner Eltern. Zwar hatte er, dank der aufopfernden Pflege seiner Mutter Ulrike, trotz seiner Gebrechlichkeit und seines fast immer leidenden Zustandes das Jünglingsalter erreicht. Aber noch Anfang 1770 äußerte Kronprinz Gustav zu einem seiner Vertrauten voller Besorgnis: „Die Kränklichkeit meines Bruders Karl, seine Gesichtsfarbe sowie einzelne Worte, die den Ärzten entschlüpft sind, lassen mich befürchten, daß er nicht lange leben wird.“ Kein Wunder, daß das blühende Aussehen Karls, als er Ende 1770 nach einer längeren Erholungsreise wieder in der schwedischen Heimat eintraf, überall das größte Erstaunen erregte. Wochenlang sprach man in der Stockholmer Hofgesellschaft kaum von etwas anderem als von der merkwürdigen Heilkraft der Aachener Quellen. Nur die Mutter des Prinzen lächelte stillvergnügt vor sich hin. Sie allein wußte, daß in Wahrheit die schönen Augen einer ihrer Hohenzollernnichten es gewesen waren, die wie ein Zaubertrank auf ihren Sohn gewirkt hatten.

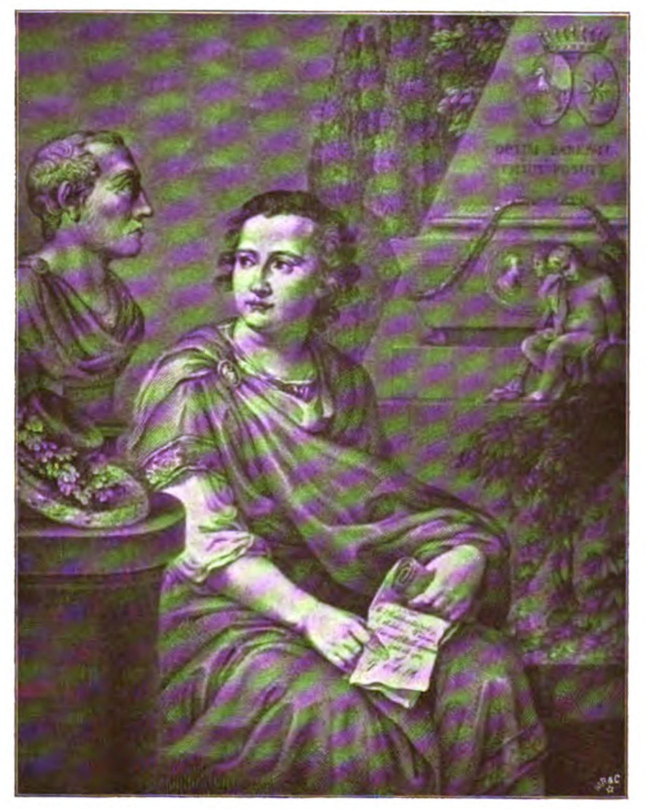
Gelegentlich eines kurzen Aufenthaltes in der preußischen Hauptstadt hatte nämlich das leicht entzündliche Herz des zweiundzwanzigjährigen Prinzen Feuer gefangen, war der „liebe kleine Kerl“, wie Friedrich der Große seinen Neffen damals nannte, von einer leidenschaftlichen Neigung zu seiner anmutigen sechsundzwanzigjährigen Cousine Philippine von Brandenburg-Schwedt ergriffen worden. Auch der jungen Prinzessin war der Vetter aus Schweden, dessen liebenswürdiges Wesen und militärische Sachkenntnis man in den Berliner Hofkreisen nicht genug rühmen konnte, damals keineswegs gleichgültig geblieben. Sie erklärte sich unter gewissen Bedingungen bereit, ihm ihre Hand zu reichen, und galt seit Ende 1771 allgemein als seine zukünftige Gemahlin. Allein die schwedischen Gegner der geplanten Heiratsverbindung, an ihrer Spitze der regierende König Gustav III., blieben nicht untätig. Mit großem Geschick wußten sie den überhaupt leicht beeinflußbaren und recht unbeständigen Prinzen allmählich der Schwedter Prinzessin abspenstig zu machen, so daß er es sehr gelassen aufnahm, als die schwedischen Reichsstände Anfang April 1772 ihn ersuchten, er möge seine Vermählungsabsichten vorläufig noch vertagen. Die offizielle Aufhebung des beiderseitigen stillschweigenden Verlöbnisses erfolgte jedoch erst nach dem Stockholmer Staatsstreiche vom 19. August, zu dessen Gelingen Karl durch sein mutiges und entschlossenes Vorgehen in Südschweden wesentlich beigetragen hatte. Die persönliche Spannung, die zwischen Friedrich dem Großen und seinen beiden schwedischen Neffen infolge dieses Ereignisses eintrat und die, wie wir aus dem Dezemberheft wissen, beinahe ein bewaffnetes Einschreiten Preußens in Schwedisch-Pommern herbeigeführt hätte, brachte es selbstverständlich mit sich, daß der preußische Monarch eine Ehe der beiden jungen Fürstenkinder fortan mit wenig wohlwollenden Blicken betrachtete. Außerdem aber erfuhr Philippine unglücklicherweise gerade in jenen Tagen von dem Liebesverhältnis, das Karl inzwischen mit einer der drei berühmten schwedischen „Grazien“, der liebreizenden achtzehnjährigen Gräfin Augusta Löwenhielm, angeknüpft hatte. In furchtbarer Aufregung erschien sie Ende August bei ihrer älteren Schwester, der Prinzessin Ferdinand von Preußen, beklagte sich bitter über das „unwürdige“ Benehmen des Prinzen, den sie doch „unendlich geliebt“ habe, und verlobte sich ein paar Wochen darauf mit dem Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Kassel. So war denn das von Gustav III. so sehr gefürchtete preußisch-schwedische Vermählungsprojekt, das man am Stockholmer Hofe scherzhaft als „die Eroberung der Philippinen-Inseln“ zu bezeichnen pflegte, endgültig gescheitert.

Hätte Karl, der von seinem Bruder unmittelbar nach dem Staatsstreiche vom 19. August aus Dankbarkeit zum Herzog von Södermanland ernannt worden war, seiner eigenen Neigung folgen dürfen, so wäre er unvermählt geblieben, um mit seinen zahlreichen, aus allen Gesellschaftsschichten stammenden „Freundinnen“ das frühere lockere Leben fortsetzen zu können. Aber die Rücksichten auf den Wasathron, der infolge der langjährigen Scheinehe Gustavs III. auf nur allzu schwachen Füßen stand, nötigten

ihn bereits 1774, dem Junggesellenstande zu entsagen. Am 7. Juli 1774 vermählte er sich mit seiner fünfzehnjährigen Cousine Hedwig Elisabeth Charlotte von Holstein-Gottorp.

Durch diesen fürstlichen Backfisch, der alle seine Lieblingspuppen fürsorglich in die neue Heimat mitnahm, erhielt das schwedische Herrscherhaus einen Zuwachs, wie es ihn glücklicher kaum hätte wählen können. Infolge ihres frischen und fröhlichen Wesens, ihrer unendlichen Herzensgüte und ihres verständigen Sinnes wurde Charlotte nicht nur binnen kurzem der allgemeine Liebling, sondern wirkte auch als erheiterndes und versöhnendes Element in einer Familie, in der es, wie wir wissen, damals leider so viel zu erheitern und zu versöhnen gab. Ihre kürzlich erschienenen Tagebücher aus den Jahren 1775 bis 1788 fesseln durch die bald hochdramatische, bald schelmisch-liebenswürdige, stets aber gemütvolle Darstellung von Anfang an das Interesse des Lesers in höchstem Maße. Mit Erstaunen bemerken wir, wie der Charakter der kaum den Kinderschuhen entwachsenen Verfasserin, unter der Einwirkung der in ihrer nächsten Umgebung sich abspielenden Familientragödie, sich schnell zur vollen Reife entfaltet. Nicht ohne Rührung werden wir gewahr, wie tiefen Schmerz sie über die Unwahrhaftigkeit ihres Gatten empfindet, der, wie schon erwähnt, im Jahre 1778 durch seine Äußerungen über angebliche unerlaubte Beziehungen des Hofstallmeisters Munck zur regierenden Königin jenes tragische Zerwürfnis zwischen dem eigenen Bruder und der eigenen Mutter heraufbeschwören sollte. Mit warmer Teilnahme endlich lesen wir die Worte hoffnungsloser Entsagung, in denen sie dem verschwiegenen Tagebuche ihren größten Herzenskummer anvertraut und von ihrem ebenso brutalen wie gewissenlosen Gemahl spricht, an dem sie mit so treuer Liebe hängt, obwohl er sich doch fast tagtäglich eine neue Untreue ihr gegenüber zuschulden kommen läßt. — —

Doch nicht umsonst sagt schon der Dichter, daß früher oder später sich alle Schuld auf Erden zu rächen pflegt. Auch Karl blieb es nicht erspart, die Wahrheit dieser Worte an seiner eigenen Person kennen zu lernen. Ein merkwürdiges Seitenstück zu seinem preußischen Vetter Friedrich Wilhelm II., dessen Schwäche für sinnliche Ausschweifungen und geheime Ordensverbindungen er frühzeitig teilte, verlor er nach dem Hinscheiden seiner Mutter Ulrike, die ihn wenige Stunden vor ihrem Tode (1782) öffentlich verflucht hatte, allmählich jeden sittlichen Halt. Er geriet immer tiefer in die Netze jener betrügerischen Gaukler und Abenteurer, die als „Rosenkreuzer“ oder unter anderen hochtönenden Namen damals auch am schwedischen Hofe ihr Unwesen



Gustav Adolf v. Reuterholm. Stich nach einem Gemälde von Angelika Kauffmann. Stockholmer Nationalmuseum.



Statue Karls XIII. von E. G. Göthin, Stockholm.

gegenüber zur Schau trug, ermutigte er die russischen Feinde wie die schwedische Adelsopposition in hohem Grade und erschwerte die militärische wie politische Stellung Gustavs III. dermaßen, daß besonders im Bürgerstande damals der Glaube weitverbreitet war, der Herzog wolle seinen königlichen Bruder vom Throne stürzen und sich selbst der Krone bemächtigen.

In weiten Kreisen der schwedischen Nation herrschte denn auch lebhafte Verstimmung, als Karl, den viele für den wahren Mörder Gustavs III. hielten, am 29. März 1792 an die Spitze der Vormundschaftsregierung für seinen unmündigen Neffen Gustav IV. Adolf trat. Seine vierjährige Regentschaft war wenig dazu angetan, seinen Landsleuten eine günstigere Meinung von ihm beizubringen. Infolge seiner ausschweifenden Lebensweise vorzeitig gealtert, stand er von Anfang an unter dem Einflusse gewissenloser Günstlinge, unter denen sein Ordensbruder Freiherr Gustav Adolf v. Reuterholm die Hauptrolle spielte. Die schmachvolle Eröffnung eines Hochverratsprozesses gegen die treuesten Anhänger seines verstorbenen Bruders; die absichtliche Vernachlässigung der Erziehung seines Neffen; die berüchtigte Schließung der Schwedischen Akademie wegen „revolutionärer Gesinnung"; die unwürdige Behandlung des schönen Hoffräuleins Margarete v. Rudenskföld, die sich seinen lüsternen Wünschen nicht fügen wollte, die politische Annäherung an die „französischen Königsmörder", die um Haaresbreite den Ausbruch eines Krieges mit Rußland verschuldet hätte —: das waren die wichtigsten Ereignisse einer Herrscherperiode, die zweifellos zu den traurigsten der schwedischen Geschichte überhaupt gehört. Kein Wunder daher, daß alles erleichtert aufatmete, als Gustav IV. sofort nach seiner Thronbesteigung (Ende 1796) der elenden Günstlings- und Mätressenwirtschaft seines Oheims ein Ende machte.

trieben, lauschte mit Wohlbehagen den verlockenden Prophezeiungen seiner Ordensbrüder, die ihm die baldige Erlangung einer Königskrone verhießen, und wurde jedesmal von abergläubischem Schrecken ergriffen, wenn man ihm „unter Donner und Blitz" in einer geheimen Ordenssitzung eine Flasche zeigte, in der sich angeblich die „unselige Seele" seiner verstorbenen Mutter befinden sollte. Nur selten vermochte er sich fortan zu einer würdigeren Haltung aufzuraffen, so z. B. 1788 bis 1790 während des schwedisch-russischen Krieges, wo er als Oberbefehlshaber der schwedischen Flotte eine anerkennenswerte Umsicht und einen hohen persönlichen Mut bewies. Aber auch bei dieser Gelegenheit konnte er seinen Hang zur Verstellung und zur Intrige nicht verleugnen. Durch das zweideutige Benehmen, das er nach den bekannten Vorgängen bei Anjala (1788) den unzufriedenen Elementen des schwedisch-finnländischen Offizierkorps

Während der nun folgenden Jahre begegnet man in der zeitgenössischen Literatur nur selten dem Namen des Herzogs, der sich ganz ins Privatleben zurückgezogen hatte. In der Öffentlichkeit zeigte er sich wegen seiner Unbeliebtheit höchst ungern. Noch am 24. Januar 1808 wagte er es nicht, der Enthüllung der Statue Gustavs III. beizuwohnen, da er von dem Stockholmer Pöbel insultiert zu werden befürchtete. Allein nichts ist bekanntlich so wandelbar wie die Volksgunst. Schon wenige Monate später, am 6. Juni 1809, sollte die Prophezeiung seiner Ordensbrüder in Erfüllung gehen, sollte er, nachdem er bereits am 13. März zum zweitenmal die Regentschaft übernommen hatte, aus den Händen der schwedischen Reichsstände die seinem unglücklichen Neffen Gustav IV. durch eine Militärrevolution geraubte Königskrone in Empfang nehmen.

Ein seltsames Spiel des Zufalls hat es gefügt, daß sich in Schweden gerade während der Regierungszeit Karls XIII. zahlreiche Begebenheiten von europäischer Tragweite abspielten. So gelangte am Tage seiner Thronbesteigung ein neues, freiheitliches Grundgesetz zur Einführung, das noch heute den wichtigsten Bestandteil der schwedischen Verfassung bildet. So wurde ferner ein paar Monate darauf zu Fredrikshamn der denkwürdige Friede geschlossen, der die Trennung des Großfürstentums Finnland vom schwedischen Mutterlande für immer besiegelte. So kam endlich in den Jahren 1814 und 1815 jene schwedisch-norwegische Union zustande, deren Auflösung sich erst vor wenigen Wochen unter der teilnahmsvollen Aufmerksamkeit von ganz Europa vollzogen hat.

An alledem war indessen der blöde, fast gelähmte Greis, der auf dem schwedischen Königsthrone saß, nur dem Namen nach beteiligt. In Wahrheit dürfte es wenige Monarchen geben, von denen sich mit größerem Rechte behaupten läßt, daß sie zwar geherrscht, aber nicht regiert haben. Rauchend und mit seiner Krücke spielend, pflegte Karl XIII. sogar bei den wichtigsten Beratungsgegenständen gedankenlos in seinem Lehnstuhl vor sich hin zu starren, bis er nach wenigen Minuten einnickte. Wenn dann einer der Minister oder sein Adoptivsohn Karl Johann (Bernadotte) ihn unmittelbar vor der Entscheidung der betreffenden Frage weckte, fuhr er entsetzt aus seinem Halbschlummer auf, brummte mehrmals: „Hm! Hm!“ „Hm! Hm!“ und — schlief ruhig weiter. In seinen letzten Lebensjahren wurde er immer hinfälliger, nahmen seine Geisteskräfte immer mehr ab, und schließlich kam es sogar dahin, daß er bisweilen völlig die Ereignisse vergaß, die zu seiner eigenen Thronbesteigung geführt hatten. Als 1815 in seinem Beisein einmal von dem schon erwähnten abenteuerlichen Kreuzzugsplane eines landesverwiesenen Neffen die Rede war, hörte er aufmerksam zu, legte darauf bedächtig seine Patience-Karte hin und schrie erbost: „Dieser verfl . . . . . Gustav Adolf! Schickt es sich wohl für einen König, unaufhörlich so umher zu reisen?! Täte er nicht besser daran, ruhig daheim zu bleiben, um sein Volk und sein Reich zu regieren?“

Unter diesen Verhältnissen war es für Schweden natürlich geradezu ein unschätzbares Glück, daß wenigstens die Männer, die Karl XIII. zu seinen Ratgebern wählte, rechtlich denkende und wohlerfahrene Patrioten, nicht aber Leute vom Schlage eines Reuterholm waren. Seit Ende 1810 lag die Hauptleitung der Regierungsgeschäfte in den Händen des vom Reichstage zum Thronfolger erkorenen und am 5. November von dem kinderlosen Könige unter dem Namen „Karl Johann“ adoptierten französischen Marschalls Jean Baptiste Bernadotte, mit dessen Regentschaft bekanntlich für das schwergeprüfte schwedische Reich ein neues, goldenes Zeitalter beginnen sollte.

Am 5. Februar 1818 schloß Karl XIII. für immer die müden Augen. Das prächtige Denkmal, das Karl XIV. Johann seinem schwedischen Adoptivvater 1821 in Stockholm errichten ließ, ist zugleich ein schönes Zeugnis für die kindliche Verehrung und aufrichtige Dankbarkeit, die der Begründer der Dynastie Bernadotte dem letzten Träger der schwedischen Königskrone aus dem Hause Wasa entgegenbrachte.

Türkisches Ramasan-Leben.

Bilder aus der türkischen Reichshauptstadt. Von H. W. Trusen-Konstantinopel.

Wohl zu allen Zeiten des Jahres bietet die wunderbare Stadt an den Ufern des Bosporus und des Goldenen Hornes, „die Weltmutter" Konstantinopel, wie orientalische Panegyriker sie benennen, dem, der mit verständnisvollem Sinn und offenem Auge sie durchwandert, eine schier unvergängliche Fülle von Reizen und Anregungen. Doch ist dies alles, deucht mich, noch in verstärktem Maße der Fall in dem alljährlich wiederkehrenden Ramasan-Monat. Bunte, echt orientalische Bilder ziehen hier in einer Fülle, wie wohl nie sonst, an dem entzückten Auge vorüber. Türkisches Volksleben bietet sich in unverfälschter Weise dar, und vor allem kann man in dieser Zeit wohl den besten Eindruck gewinnen vom Islam als religiöser Macht und von islamitischer Frömmigkeit.

Und doch — der Fremdenstrom, der bei den jetzigen bequemen Reisebedingungen Konstantinopel von Jahr zu Jahr mehr überschwemmt, ebbt zu dieser Zeit merkwürdigerweise ab. Zu einem Teil liegt es gewiß daran, daß der Ramasan in den letzten Jahren immer in die für Konstantinopel wenig günstige, unfreundliche Winterszeit gefallen ist, zum anderen Teil daran, daß gerade dann einige der bekanntesten „Sehenswürdigkeiten", die der Durchschnittsreisende à la Stangen gesehen haben muß, nicht zu sehen sind, so der allfreitägliche Selamlik und die sonderbaren Produktionen der verschiedenen Derwischorden. So kommt es denn, daß man in den unzähligen Reisebeschreibungen der letzten Jahre, in denen der auch nur acht bis vierzehn Tage hier weilende Tourist gern seine Zeitgenossen über die uns so fernliegende und fremde Welt des Orients belehrt, wenig oder nichts über diese interessante Zeit findet. Man muß schon dauernd hier leben, Zeit, Muße und gute Verbindungen haben, um von dieser für die islamitische Welt so charakteristischen Erscheinung persönliche und wahrheitsgetreue Eindrücke zu gewinnen.

Einige solcher Eindrücke, die auf selbständigen Beobachtungen oder, wo solche ausgeschlossen sind, auf zuverlässigen Informationen beruhen, dem geneigten Leser zu vermitteln, ist der Zweck dieser Zeilen.

Es gibt fünf Pflichten, die der Koran selbst den Muslims, den Gläubigen, auferlegt, und die für die Weltreligion des Islams konstituierend sind: das große Grundbekenntnis von der Einheit Gottes, das fünfmalige Gebet an jedem Tage mit den damit verbundenen Waschungen und Zeremonien, die Armensteuer, die Pilgerfahrt nach der Kaaba, die jeder Muslim mindestens einmal in seinem Leben unternehmen soll, sowie das große Fasten im Monat Ramasan.

Der Monat Ramasan ist der neunte im mohammedanischen Kalender. An diesen Kalender, nach dem selbstverständlich das türkische Leben sich regelt, sich zu gewöhnen, ist für den Europäer, der sich hier einzuleben hat, keine ganz kleine Aufgabe. Das mohammedanische Jahr besteht nämlich aus zwölf Mondmonaten von abwechselnd 29 und 30 Tagen, hat also im ganzen nur 354 Tage. Da nun die dadurch entstehende Differenz zum astronomischen Jahr nicht durch Schalttage ausgeglichen wird, so fällt der Jahresanfang jedesmal elf Tage früher, als im verflossenen Jahre, und kann daher im Laufe der Zeit in jede Jahreszeit treffen. Das gleiche gilt natürlich auch vom Monat Ramasan, der in einer Reihe von 33 Jahren daher alle Jahreszeiten durchläuft. Das ist insofern von Wichtigkeit, als es natürlich nicht gleichgültig ist, ob die in diesem Monat durch den Koran gebotene Enthaltung von Speise und Trank während des Tages in den oft unerträglich heißen orientalischen Sommer oder in den regenreichen, kalten Winter fällt. Letzteres ist, wie schon oben bemerkt, in den gegenwärtigen Jahren der Fall.

Das erste, was ganz Konstantinopel an das nahende Kommen des Ramasan gemahnt, ist der etwa vierzehn Tage vorher stattfindende Abgang der sogenannten „heiligen Karawane" nach Mekka, die dem Staatsschatze jährlich zwei Millionen Francs



Rübezahl. **Holzstatuette von Hans Sauter.**

kostet. Durch sie werden vom Sultan als dem Kalifen, dem Nachfolger des Propheten und Beherrscher aller Gläubigen, zum Ramasanmonat Festgeschenke an die heiligen Stätten des Islam gesandt. Schon mehrere Tage vorher wird die festlich geschmückte Karawane durch die wichtigsten Türkenviertel Konstantinopels geführt, um den Gläubigen Gelegenheit zu geben, sie zu sehen. Ein Hauptfesttag für die türkische Bevölkerung ist aber der letzte Tag, an dem sie vor den Augen des Sultans, seiner Würdenträger und erlesener Gäste den Yildiz-Kiosk, die kaiserliche Residenz, endgültig verläßt, um mit feierlichem Gepränge auf längerem Wege zum Bosporus geleitet zu werden, von wo aus sie zu Schiff nach Syrien weitergehen soll. Am Tage vorher zieht die Karawane feierlich in den Yildiz ein, um dort ihre Weihe und ihren letzten Schmuck zu erhalten. Die Nacht hindurch finden feierliche Zeremonien religiöser Art statt. Während kostbare Räucheressenzen rings um das Zelt, worin die für Mekka bestimmten Geschenke aufgespeichert sind, ihren Duft breiten, rezitieren und singen Hafis und Muezzins durch die Stille der Nacht heilige Lieder. Eunuchen tragen alsdann die Schätze in den kaiserlichen Harem, wo sie von den Frauen schön geschmückt und parfümiert werden.

Mir war durch Vermittelung der deutschen Botschaft vergönnt, vom Yildiz selbst aus dem feierlichen Abgang der Karawane beizuwohnen — ein Schauspiel, das strahlender Sonnenschein zu einem unvergleichlich reizvollen gestaltete. Schon die Fahrt zum hochgelegenen Sultanspalast hinauf war ein Genuß. Eine ungeheuere Volksmenge war zusammengeströmt und bildete an dem Wege, den die Karawane nehmen sollte, ein dichtes Spalier. Ja unten in Beschiktasch wurden, ganz wie in Berlin oder Paris bei ähnlichen Gelegenheiten, Plätze auf dem Trottoir für fünf Piaster (etwa ein Franc) vermietet. Durch die feststehenden Massen bewegten sich nur die für das Stadtbild von Konstantinopel so charakteristischen Straßenverkäufer mit ihren unzähligen Erfrischungen und Süßigkeiten, die man für wenige Pfennige erstehen kann. Sie haben wahrscheinlich gute Geschäfte gemacht, mußten sich doch die meisten durch stundenlanges Warten den Genuß des Schauspiels teuer erkaufen. In den Gärten, die sich, zum Teil noch zum Yildiz gehörig, an diesem Wege hinziehen, waren auf den terrassenförmig sich erhebenden Wiesenflächen Tausende von türkischen Frauen mit ihren Kindern gelagert: malerische Gruppen, die durch die bunte Mannigfaltigkeit der Kostüme das Auge des Beschauers entzückten. Und trotz eines solchen Menschenauflaufs doch die größte Ordnung und Ruhe, ohne daß man von einer eingreifenden Polizei, abgesehen von dem bei solchen Gelegenheiten starken Militäraufgebot, viel gemerkt hätte. Bei solchen Gelegenheiten kommen die besten Eigenschaften des türkischen Volkscharakters, die vornehme Ruhe und der durch keinen Alkoholgenuß getrübte Anstand auch des gemeinen Mannes, trefflich zum Ausdruck. Kein vorlautes, freches Wort wird gehört, keine Ausschreitung beobachtet. Eine stille, erwartungsvolle, freudige Feierstimmung scheint auf der Menge zu liegen. Nur dadurch erklärt es sich auch, daß Unglücksfälle bei solchen Gelegenheiten viel weniger vorkommen, als bei uns, wo hinter jedem ein Schutzmann steht. — Oben auf dem großen, freien Platz zwischen dem Sternenpalast und der kaiserlichen Hofmoschee gab ein starkes Militäraufgebot der verschiedensten Waffengattungen dem Ganzen den nötigen farbigen Hintergrund. Hier fallen dem Fremden besonders die arabischen Zuaven in ihrer blauen Uniform mit dem grünen Turban und die herrlichen, vom türkischen kleinen Typus so ganz abweichenden Gestalten der weiß kostümierten Albanesen auf, die ihren Säbel in einem eigentümlichen Lederetui vorn auf dem Bauch tragen, alle mit bajonettiertem Gewehr. Es ist in der Tat eines der schönsten Bilder, die man hier haben kann, durch die zahlreichen Beschreibungen der allfreitäglichen Selamlik-Zeremonie auch weitbekannt, wenn bei schönem Sonnenwetter das Auge von der Terrasse des Yildiz über die wie ein Schmuckkästchen zierliche, marmorglänzende Hamidie-Moschee, über den ganzen strahlenden Festplatz, über die weit sich hindehnenden kaiserlichen Gärten bis hin zur silberglänzenden Flut des Bosporus und den grünen Hügeln Asiens eilt. Da wird einem die Wartezeit nicht lang, zumal die glanzvollen Auffahrten der vornehmen Paschas die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Nachdem

noch der mit besonders schöner und kraftvoller Stimme begabte Muezzin der Hofmoschee zum Gebet gerufen, bemerkt man an einer allgemeinen Bewegung, daß die Karawane sich anschickt, den Hof des Palastes zu verlassen. Und nun entwickelt sich ein eigenartiges Schauspiel. Zuerst ein Detachement Soldaten und berittener Gendarmen, dann eine merkwürdige, für unsere Ohren ganz unverständliche türkische Musik, Vertreter der hier weilenden Kolonien aus Mekka und Medina in arabischen Kostümen, glänzend uniformierte Beamte und Würdenträger, eine ganze Reihe von Ulemas (türkischen Juristen und Theologen) zu Pferde in ihren lang wallenden bunten Kaftans und weißen Turbans, Beamte des Evkaf=Ministeriums, das die Wakuf, d. h. die der Wohltätigkeit dienenden Kirchengüter der Moscheen zu verwalten hat, der Chef der Karawane, dessen Ernennung vom Sultan als besondere Ehrenbezeugung erfolgt, der Träger des in einem ungeheuren Kuvert steckenden, vom Sultan eigenhändig an den Emir von Mekka geschriebenen Briefes. (Der Emir hat gleichen Rang wie der Scheich ül Islam und kommt gleich nach dem Sultan selbst.) Das Auge hat Mühe, alle verschiedenen Gruppen einzeln zu erfassen. Da kommt ein Halt in den Zug. Es wird vor den Fenstern des Palais von den sogenannten Akkiams, die die Karawane begleiten, ein mit wunderbarer Geschicklichkeit ausgeführtes Scheinturnier aufgeführt. Die in der Sonne glänzenden Schwerter schwirren mit beunruhigender Wucht durch die Luft, werden aber mit fabelhafter Geschicklichkeit vom Gegner durch kleine Schilde pariert. Es ist eine Freude, diesem Schauspiel zuzusehen. Erst nachdem der eine Teil als besiegt gilt, geht der Zug weiter. Jetzt kommt eine Reihe von Kamelen, herrlich gepflegten, ganz hellen Tieren, wunderlich aufgeputzt, mit Baldachinen verziert, mit allerlei Emblemen geschmückt, über deren Bedeutung man sich nur schwer Klarheit verschaffen kann. Sie tragen die für das Grab des Propheten und die für Mekka bestimmten Geschenke, u. a. kostbare Räucheressenzen und Parfümerien und ein sehr reiches Kleid mit Perlenknöpfen für den Emir. Den Kamelen folgen zwanzig Pferde, von denen jedes mit zwei schweren, eisenbeschlagenen Kisten beladen ist. Das darin befindliche Silbergeld ist für die Witwen und Waisen der heiligen Städte bestimmt. Der ganze Zug ist von Geistlichen und Studenten begleitet, die heilige Hymnen singen und Weihrauchfässer schwingen. So zieht die merkwürdige Prozession durch die staunende Volksmenge hinunter nach Beschiktasch, von wo dann die Einschiffung nach Syrien erfolgt.

Ist die heilige Karawane erst abgegangen, dann weiß jeder Türke, groß und klein, daß der Ramasan nicht mehr fern ist. Mit Eifer werden die Vorbereitungen zum Festmonat getroffen. Ein großes Reinemachen wie bei uns vor den Festen findet in den Häusern statt, die selbst repariert und oft durch einen neuen hellen Anstrich verschönt werden. „Ramasan gelior", „der Ramasan kommt", so hört man es im Basar oder sonst in Stambul häufig im Gespräch der Leute, in einem Ton gesprochen, der es zweifelhaft sein läßt, ob Freude oder eine gewisse Resignation darin zum Ausdruck kommen soll. Keine Kleinigkeit ist's ja, was von den „Gläubigen" verlangt wird. Mohammed suchte eben die Christen in ihrer bei Griechen und Armeniern so strengen Fastendisziplin (Agrypnien, Xerophagien und Nistien) äußerlich durch seine Anhänger noch zu überbieten. „Der Monat Ramasan" (so heißt es im Koran, Sure 2, V. 181 und 183), „in welchem der Koran offenbart wurde als Leitung für die Menschen und deutliche Lehre des Guten, — wer von euch den Mond siehet, der beginne das Fasten in ihm. Wer jedoch krank oder auf einer Reise ist, der faste eine gleiche Anzahl anderer Tage. Allah wünscht es euch leicht und nicht schwer zu machen, und daß ihr die Zahl der Tage erfüllt und Allah dafür, daß er euch leitet, preist; und vielleicht seid ihr dankbar... Haltet streng das Fasten bis zur Nacht, bleibet von euren Weibern, zieht euch ins Bethaus zurück. Dies sind die Schranken, welche Gott gesetzt, kommt ihnen nicht zu nahe." — Also von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ist während dieses Monats strenges Fasten geboten, d. h. Enthaltung von jeglicher Speise und jeglichem Trank, auch des Wassers, und was für den Orientalen mehr als beides besagen will, des so unentbehrlichen Tabaksgenusses. Ja solche, die es ganz streng nehmen, vermeiden sogar

den Geruch einer Blume oder behaupten, man dürfe nicht einmal den eigenen Speichel hinunterschlucken. Aber ganz so schlimm, wie es dem Leser scheinen möchte, ist diese strenge Fastenzeit doch nicht. Denn dem Fasten am Tage folgt eine Schwelgerei in der Nacht. „Begehet, was Gott euch erlaubt," so heißt es an der oben zitierten Koranstelle. „Esset und trinket, bis man beim Morgenstrahle einen weißen Faden von einem schwarzen unterscheiden kann." So entschädigen die Nächte mit ihren Schmausereien und Vergnügungen reichlich für die Entbehrungen des Tages. Die Folge aber davon ist, daß das ganze Leben in dieser Zeit völlig auf den Kopf gestellt wird: der Tag wird zur Nacht, wo man schläft, und die Nacht zum Tage, wo man schmaust, sich besucht und sich vergnügt. Freilich kann man es dem ernster Arbeit schon so wie so abholden Türken nicht verdenken, wenn er ihr in dieser Zeit noch mehr aus dem Wege geht. Woher sollte die Frische und Kraft zur Arbeit auch kommen? Der halbe Tag wird verschlafen, der Rest in einem faulen, träumerischen Nichtstun verbracht. Erst zwei bis drei Stunden vor Sonnenuntergang scheint eine gewisse Bewegung sich zu zeigen. Überall sieht man die Moslims, wandelnden Schatten gleich, apathisch und matt dahinschleichen, für keine Unterhaltung und Zerstreuung mehr zugänglich. Nur auf Eins sind die Sinne mit ganzer Aufmerksamkeit gespannt, auf den erlösenden Kanonenschuß, der den Sonnenuntergang und damit das Ende des Fastens verkündigt. Nämlich wie bei uns der Schall der Glocken Beginn und Ende der Feste bedeutet, so hier der Donner der Kanonen (auf dem Lande tut's auch eine Pistole). Das war das Signal zum Iftar, zur großen Abendmahlzeit. Ehe der Türke sich aber zu Tische setzt, werden aus der Zigarette, die er schon minutenlang vorher sorgfältig gedreht und nervös zwischen den Fingern bewegt hat, ein paar tiefe Züge getrunken (der Orientale sagt allgemein: Tabak trinken); dann wird ein kräftiger Trunk frischen Wassers genossen. Hernach kommt erst die reich besetzte Tafel. Unglaubliche Mengen werden in ebenso unglaublich kurzer Zeit verschlungen. Da das Essen nicht wie bei uns auch Mittel der Gemeinschaft ist, so ist es lediglich Selbstzweck. Von dem Reiz gemeinsamer Tafelfreuden, der bei uns schon durch die Teilnahme des weiblichen Geschlechtes gegeben ist, hat der Türke nur ausnahmsweise einen Begriff. — Übrigens ist zu keiner Zeit türkische Gastfreundschaft größer als im Ramasan. Alle Reichen, der Sultan voran, halten zu dieser Abendmahlzeit offene Tafel. Jeder Beamte und Offizier, ja sogar jeder gemeine Soldat der Garnison Konstantinopel ist mindestens einmal im Ramasan zum Iftar im Palais des Sultans Gast. Dabei herrscht die eigentümliche Sitte, daß jeder als Gastgeschenk ein Musselinbeutelchen erhält mit Silber oder Gold in der Höhe eines Monatsgehaltes. Dieses Geld führt den merkwürdigen Namen disch Kirasy, d. h. Miete der Zähne. Also dafür, daß der Untertan seinem Herrscher für eine Mahlzeit seine Zähne zur Verfügung stellt, bekommt er einen Entgelt. Auch unsere europäischen, in türkischen Diensten stehenden Reformer sollen sich dieser Sitte nicht ungern unterziehen. Ähnlich wie der Sultan halten es die kaiserlichen Prinzen und andere Großen des Reichs. Ja, ich habe es oft beobachtet, wie im Ramasan gegen Abend vor den Palästen der großen Paschas sich bis zwanzig und mehr Männer sammelten, meist arme Hamals (Lastträger), häufig auch in Lumpen gekleidete Bettler. Bei Sonnenuntergang wurden sie in größter Ordnung hineingelassen und im Hause gespeist. Es wird das als etwas Selbstverständliches angesehen, daß der Reiche, auch in so direkter Weise, dem Armen mitteilt. Noch an manchen anderen Dingen kann man es beobachten, daß eine eigentliche soziale Frage auf dem Boden des Islam fast ausgeschlossen ist.

Nach dem Nachtmahl muß im Ramasan das sogenannte terawi-Gebet gehalten werden. Wer Gelegenheit gehabt hat, Muhammedaner beim Gebet zu beobachten, der weiß, daß damit eine ganze Reihe von ziemlich schwierigen Körperbewegungen verbunden ist. Da nun dieses terawi-Gebet aus zwanzig rikats oder Übungen besteht, von denen jede acht verschiedene Positionen des Körpers umfaßt, so kommen also im ganzen 160 verschiedene Bewegungen heraus. Der muhammedanische Rationalist sagt, es sei dies eine überaus praktische Institution, um den üblen Folgen der Völlerei vor-

zubeugen. Nach dem meist in einer Moschee vollzogenen Gebet macht man Besuche, geht in ein Café oder Theater und feiert so in harmlos-fröhlicher Weise die Nacht hindurch. Etwa ein bis zwei Stunden vor Sonnenaufgang mahnt eine gewaltige Trommel, die durch alle Straßen zieht und manchen schlafenden Europäer aus dem Schlummer weckt, an den baldigen Anfang des neuen Fasttages. Man ißt nun noch einmal, geht nach Hause und legt sich ins Bett. So etwa verläuft für den normalen Türken der Ramasan.

Was sind nun — so fragt man unwillkürlich — die Folgen dieser sonderbaren Institution, für den einzelnen, wie für die Gesamtheit? Was zunächst das Leibliche anbelangt, so gewöhnt sich der Körper natürlich nur allmählich an die irreguläre Lebensweise. Die Völlerei auf den ausgehungerten Magen, und dies dreißigmal hintereinander fortgesetzt, ist hygienisch oft von bedenklichen Wirkungen. Mir haben tatsächlich unsere deutschen Ärzte bestätigt, daß der auffallend große Prozentsatz von Magenübeln in der Türkei entschieden auch mit der Ramasan-Praxis zusammenhängt. Aber auch auf die sittliche Energie kann das dreißigtägige Bummelleben nicht ohne lähmende Wirkung bleiben. So gewinnt das ganze öffentliche Leben in diesem Monat einen andern Charakter. Die Geschäfte ruhen so gut wie völlig, und auch die Staatsmaschine scheint zu stocken. Weh dem Europäer, der zu dieser Zeit eine dringende Angelegenheit vor türkischen Behörden hat. Vor dem Bairam (dem auf den Ramasan folgenden Freudenfest) darf er auf keine Erledigung hoffen. Man stelle sich bei uns etwas ähnliches vor, daß alle Behörden die Geschäfte auf einen Monat ruhen ließen. Die Folgen brauchen nicht näher ausgemalt zu werden. Aber hier geht alles seinen ruhigen Gang weiter. Im Ramasan merkt man es wohl am deutlichsten, daß der Orientale den Begriff der Zeit nicht kennt. Jawasch, jawasch, dschanem, daha wakit war, adschele etme. (Nur langsam, langsam, mein Kerlchen, es ist noch Zeit, nur nicht eilig!) Der Türke hat für das hastige Jagen und Zeitauskaufen des Europäers nur stolze Verachtung. El adjeletin min el scheitan, we el têni min el rachmam. (Die Eile ist vom Teufel, doch die Ruhe von Gott.) (Arabisch.)

Die Praxis des Ramasan-Monats ist charakteristisch für die Art der Regierung im türkischen Reich. So lange er besteht, wird es nie aus der Theokratie, die es noch heute trotz aller Reformen darstellt, ein moderner Rechtsstaat in unserm Sinne werden. Hier ist es so recht mit Händen zu greifen, wie alle Verhältnisse, auch des politischen und sozialen Lebens, zusammenhängen, ja identisch sind mit der Religion selbst. Fällt von da aus nicht ein eigentümliches Licht auf alle europäische Reformarbeit, die diese Grundlage aller Dinge in der Türkei unberücksichtigt läßt, ja als ein noli me tangere unberücksichtigt lassen muß? Doch seien wir schließlich dankbar, wenn es europäischem Einfluß nicht immer gelingt, die hiesigen Verhältnisse nach dem Maßstabe der unsrigen umzugestalten. Es würde eben dann der Orient nicht mehr Orient sein und von seiner Eigenart und seinem Reize viel einbüßen. Freuen wir uns des zwar unsern Begriffen oft widersprechenden, aber dennoch so bunten, reichen und interessanten Lebens, wie man es noch heute finden kann.

Um sich davon zu überzeugen, will ich den freundlichen Leser gleich einladen, mich auf einem gegen Abend zu unternehmenden Spaziergang nach Stambul zu begleiten, um das sich dort abspielende nächtliche Ramasantreiben etwas näher kennen zu lernen.

Von Pera, der Frankenstadt, geht es hinab nach Galata, dem schmutzigen, internationalen Hafenquartier. Nachdem wir uns durch die engen Gäßchen mühsam durchgearbeitet haben und auf dem Platz vor der mächtigen primitiven Brücke angekommen sind, die Galata auf der Nordseite des Goldenen Horns mit der auf der Südseite desselben gelegenen eigentlichen Türkenstadt Stambul verbindet, bietet sich uns ein wunderbares Bild, das durch seine Pracht und Großartigkeit die Augen förmlich blendet: Der Untergang der Sonne über dem malerischen Häusermeer von Stambul. Eine Farbensymphonie ohnegleichen! Das wolkenlose Blau des klaren Abendhimmels geht in ein helles Gelb über. Tiefere Nuancen bis zum Violett und schließlich einem gesättigten Rot mischen sich hinein und vergolden den bunten, in malerischer Unregelmäßigkeit sich hinziehenden Häuser-

teppich von Stambul mit den letzten scheidenden Strahlen. Von Minute zu Minute wechselt das Bild. Aus den öden, unfruchtbaren Steppen Thraciens, die unmitelbar an die Mauern des gesegneten Stambul stoßen, scheinen dunkle Schatten aufzusteigen, die einen geheimnisvollen Schleier breiten über das dichte Häusermeer. Und nun sieht man nur noch die Silhouette von Stambul, so charakteristisch durch die Kuppeln der Moscheen, besonders die der auf hohem Hügel alles überragenden Suleimanie, sowie durch die schlanken, wie Gebetsfinger gen Himmel ragenden Minaretts, haarscharf an dem klaren, nun in feuriges Rot getauchten Abendhimmel sich abheben. Das ist ein Anblick, von dem man sich nicht losreißen kann, der schönheitstrunken macht! Und wenn dazu durch die Abendstille die melodischen Stimmen der Muezzins von den Minaretts ertönen, um den Menschen der Erde an die Ewigkeit zu gemahnen, — dann kann es einem wohl vorkommen, als sei ein Traum der Kinderzeit, den man bei den wunderbaren Märchen aus 1001 Nacht geträumt, zur Wirklichkeit geworden. Ich glaube, das ist einer der Eindrücke, die jeder, der hier einmal gelebt, nie vergessen kann, und der ihm auch noch lange hernach die Sehnsucht nach der Wunderstadt am Goldenen Horn wach erhalten wird. — Doch wie im Leben, so sind auch hier die schönsten Augenblicke flüchtig. Schnell vollzieht sich der Wechsel vom Tag zur Nacht. Bald ist auch der letzte goldene Abendstrahl hinter den heiligen Hügeln von Ejub versunken. Während wir fast traurig uns anschicken, über die Brücke unsern Weg fortzusetzen, flammt plötzlich über der Jeni Dschami oder Sultan Valide-Moschee, die in imponierender Masse den Brückenkopf auf der Stambuler Seite überragt, ein Licht auf. Und sieh, bald pflanzt es sich in vielen kleinen leuchtenden Punkten fort, bis sich eine leuchtende Kette von einem Minarett zum anderen schlingt, und bald strahlen auch die Galerien der Minaretts in einem dreifachen Lichterkranz! Und als ob die Sterne leibhaftig vom Himmel hinuntergestiegen wären, flammen bald hier, bald da die Lichter auf und lassen uns deutlich die Konturen der Moscheen und Minaretts erkennen, von dem trotzigen Bau der Aja Sophia auf der Serailspitze bis zur heiligen, von keinem Christenfuß entweihten Moschee Ejubs. Eine regelrechte, höchst reizvolle Illumination, die zur Feier des Ramasan alle Abende veranstaltet wird. Am großartigsten ist diese Beleuchtung am 27. Ramasan, in der el kadr benannten heiligen Nacht des Islam. In früheren Jahren, als der Padischah selbst noch mehr in der Öffentlichkeit lebte, als es heute leider geschieht, muß das ganze Schauspiel in der Tat etwas Märchenhaftes gehabt haben. „Unter dem Donner von Hunderten von Geschützen," so erzählt ein zuverlässiger Berichterstatter*) aus den achtziger Jahren, „erschienen Padischah und alle Großwürdenträger in den herrlichsten Kaïs — Booten, die mit den schönsten, jungen Schiffsleuten des Reichs in prächtigen Gewändern bemannt sind — an dem taghell beleuchteten Kai von Tophane, wo der Sultan sein Gebet in der dortigen Moschee verrichtete und dann mit seinem Gefolge der Illumination der angrenzenden Gestade Europas und Asiens, die von diesem Standpunkte mit einem Blicke zu überschauen sind, und aller öffentlichen Gebäude, namentlich der großen Dschamien (der Hauptmoscheen) beiwohnte. Irdischer Glanz strahlt nirgends blendender. als um den Kalifen in der Nacht el kadr." — Ist auch in dieser Beziehung vieles anders geworden, so ist doch auch heute noch der Eindruck ein überraschender.

Je weiter wir auf unserer Wanderung in Stambul vordringen, desto mehr werden wir durch immer neue Effekte gefesselt. Nicht nur einfache Lichtgirlanden schlingen sich von Minarett zu Minarett, sondern auch zu kunstvollen Blüten sind die Lämpchen zusammengefügt oder zu den phantastisch verschlungenen Formen arabischer Schriftzeichen, den Gläubigen Koransprüche oder den Namen des Propheten verkündend. — Aber nicht nur von außen sind die Moscheen erleuchtet, auch im Innern, um etwa eineinhalb Stunden nach Sonnenuntergang die Gläubigen zum Abendgebet zu vereinen. Am schönsten und wirkungsvollsten ist diese Beleuchtung in der Dschami, die noch immer als Hauptmoschee Konstantinopels gilt, der Aja Sophja, der alten Sophienkirche Konstantins und Justinians. Einem solchen nächtlichen Gottesdienste beizuwohnen, darf man nicht

*) Pichon, Einfluß des Islam.

versäumen. Wir wählen uns dazu die schon erwähnte Nacht des 27. Ramasan, die durch besondere Heiligkeit ausgezeichnet ist, und in der das Schauspiel daher besonders großartig und imposant zu werden verspricht. Es ist dies die Nacht el kadr, die Nacht der Allmacht, die heilige Nacht des Islam, in der dem Propheten der Koran vom Himmel gesendet sein soll, wie es in der 97. Sure heißt (in der schönen, poetischen Übersetzung Friedrich Rückerts):

„Wir sandten ihn hernieder in der Nacht der Macht.
Weißt Du, was das ist, die Nacht der Macht?
Die Nacht der Macht ist mehr, als was
In tausend Monden wird vollbracht.
Die Engel steigen nieder und der Geist in ihr,
Auf ihres Herrn Geheiß, daß alles sei bedacht.
Heil ist sie ganz und Friede, bis der Tag erwacht."

Also tausend unsichtbare Wunder geschehen nach dem Glauben der Muslim in dieser Nacht, und die in ihr verrichteten Gebete sind besonders verdienstvoll. — Der freundliche Leser begleite uns also weiter auf unserer nächtlichen Wanderung zur Aja Sophia. In einer knappen halben Stunde, von der Brücke aus gerechnet, sind wir an unserm Ziele angelangt.

Im Schatten der Nacht, der die Formen im einzelnen verschwinden läßt und auch den störenden Eindruck der vielen An- und Nebenbauten weniger fühlbar macht, ruht in gigantischer Größe der massige Bau der einstigen Sophienkirche, das Wahrzeichen des alten Byzanz wie des neuen Stambul. Doch heute fällt einiges Licht auf die stolze Kuppel, denn auch hier ranken sich von Minarett zu Minarett schlanke Lichtgirlanden. Auch aus den hohen Fenstern des die Kuppel tragenden Tambours bricht schwacher Lichtschein. — Mit uns strömt ein dichter Strom von Gläubigen zu dem gleichen Ziel, um dort an dem heiligen Ort zu heiliger Stunde ihre Andacht zu verrichten. In diesen Gebetsnächten ist es aber für Fremde ganz unmöglich, das Schiff der Moschee selbst zu betreten. Wir werden daher auf langem, geheimnisvollem und dunklem Gang auf die mächtige Galerie geleitet, die sich in beträchtlicher Höhe rings um das Innere mit Ausnahme des Apsisteils herumzieht. Und nun hat man einen überwältigenden Eindruck, wenn nach dem Dunkel der steilen Gänge plötzlich der Blick sich öffnet in den von der Riesenkuppel überwölbten, durch zahllose Lämpchen matt durchleuchteten Raum. Der von dämmerigen Lichtfluten erfüllte Wunderbau scheint ins Unendliche sich zu dehnen und zu wachsen. Tatsächlich ruft die hier übliche primitive Art der Beleuchtung einen ganz eigenartigen Eindruck hervor, den keine kunstvolle Illumination durch Kerzen, Gas oder gar das tote elektrische Licht erreichen würde. In winzigen, mit Wasser gefüllten Glastrichtern schwimmt oben eine Ölschicht, die einen kleinen, in der Art eines Nachtlichtes brennenden Docht nährt. Solcher Lämpchen sollen über 12000 im Innern der Moschee angebracht sein. An allen Konturen des grandiosen Bauwerkes ziehen sich leuchtende Säume hin. Und unten im Schiff hängen große mit Lämpchen besetzte Ringe, so daß man von oben wie auf einen Sternhimmel blickt, der aber das, was unter ihm vorgeht, nur in schwankem, nebelhaftem Licht erkennen läßt. — Wir lehnen schweigend an der Galerie, um den überwältigenden Eindruck des Ganzen tief in uns aufzunehmen und die unvergängliche Sprache dieser gewaltigen Steine zu uns uns reden zu lassen. Als Justinian im Jahre 532 den Wiederaufbau der alten mehrfach abgebrannten Sophienkirche Konstantins beschloß, da mußte die ganze damalige Welt ihre Herrlichkeiten und Schätze beisteuern. Die antiken Tempel von Ephesus, Athen, Delos, Kyzikus, Heliopolis und Ägypten wurden geplündert, um diesen neuen „Tempel der göttlichen Weisheit" würdig zu schmücken. So stammen von den 107 Säulen des mächtigen Baues acht aus verdo antico aus dem berühmten Artemistempel zu Ephesus, den die Alten als eines der sieben Weltwunder zu preisen wußten, acht andere aus dunkelrotem thebaischen Porphyr aus dem Aurelianischen Sonnentempel zu Rom. Was haben diese Säulen nicht alles gesehen! Jahrhunderte vor Christus den heidnischen Kult der Kybele und Artemis in Asien, dann die Glanzzeit byzantinischen Christentums mit all dem kirchlichen Pomp bei Festlichkeiten des Hofes oder großen Konzilsversammlungen, die unrühmliche, mit Unrecht durch das Kreuzeszeichen sich schmückende Herrschaft der lateinischen Eroberer, und dann den Tag, wo die Scharen der Greise, Weiber und Kinder sich in ihren Schutz geflüchtet hatten und mit gebeugten Knien vergeblich auf das prophezeite Wunder vom Himmel warteten.

Ein furchtbares Blutbad, in dem 3000 Männer niedergemacht sein sollen, war der Beginn der türkischen Herrschaft. Ist auch der prächtige, unermeßlich reiche Schmuck der Kirche an heiligen Gefäßen, Kruzifixen und Bildern damals zerstört und geraubt worden, so wollen wir es den fremden Eroberern doch danken, daß sie uns wenigstens das Gebäude erhalten haben. Soll einst bei der Einweihung Justinian mit hochschlagendem Herzen über sein eigenes Werk gerufen haben: „Salomon, ich habe dich besiegt!" — so können wir es auch dem türkischen Erzähler glauben, wenn er im «Tarikh Muntakhabati Evlia Tschelebi» erzählt: „Als der Eroberer die Aja Sophia in Augenschein nahm, als er die Stärke der Säulen, die Festigkeit des Grundes und die hohe Kuppel sah, da wurde ihm klar, daß sie ein staunenerregendes Andachtsgebäude des Islam zu werden verdiene, welches nirgends in der Welt seinesgleichen finde. Er ließ sie also von dem vergossenen Blute reinigen und das Gehirn der Glaubenskämpfer mit dem Duft von Apollochum, Ambra und Hyazinthen durchräuchern." Seitdem thront auf der Spitze der Kuppel statt des Kreuzes der Halbmond.

Doch da werden wir durch eigentümlich melodische Töne aus unsern Träumen und Gedanken in die Wirklichkeit zurückgeführt. Der Vorbeter in der nach Mekka orientierten, mihrab genannten Altarnische hat mit lauthin schallendem Gebetsruf, der an den Sang des Muezzin erinnert, die heilige Feier begonnen. Allmählich haben sich auch die Augen an das mystische Helldunkel gewöhnt, und man sieht in schwanken Umrissen unten im Schiff die Tausende von Beterscharen, die dort, dicht gedrängt, Reihe an Reihe, vor ihrem Gott auf den Knien liegen, natürlich nur Männer. Die vom Islam proklamierte Inferiorität des weiblichen Geschlechts kommt gerade in der Betätigung religiösen Lebens zu auffallendem Ausdruck. — Der Gebetsruf des Vorbeters wird aufgenommen von einer großen Anzahl von Priestern, die auf einer erhöht errichteten Estrade, Mastaba genannt, postiert sind. Sie vermitteln das Gebet gewissermaßen der Gemeinde, die während der ganzen Zeremonie in andächtigem Schweigen verbleibt. Nur durch immer erneutes Niederwerfen auf den Kommandoruf der sonoren, mächtigen Stimme aus dem Mihrab bezeugt die Menge ihre Andacht. Hört und sieht man das zum ersten Male, so macht es einen gradezu überwältigenden Eindruck. Wenn das tausendköpfige Volk, wie durch einen Gedanken und einen Pulsschlag bewegt, sich in gleichem Rhythmus zu Boden wirft, so geht ein donnerähnlicher dumpfer Schall durch den weiten Raum, der sich an den mächtigen Säulen bricht und an der schwindelnden Höhe der Kuppel brandet. Die Feier besteht aus zwanzigmal wiederholter Rezitation der berühmten „Fotcha", der erste Koransure, des muhammedanischen Vaterunsers, wie man sie auch genannt hat:

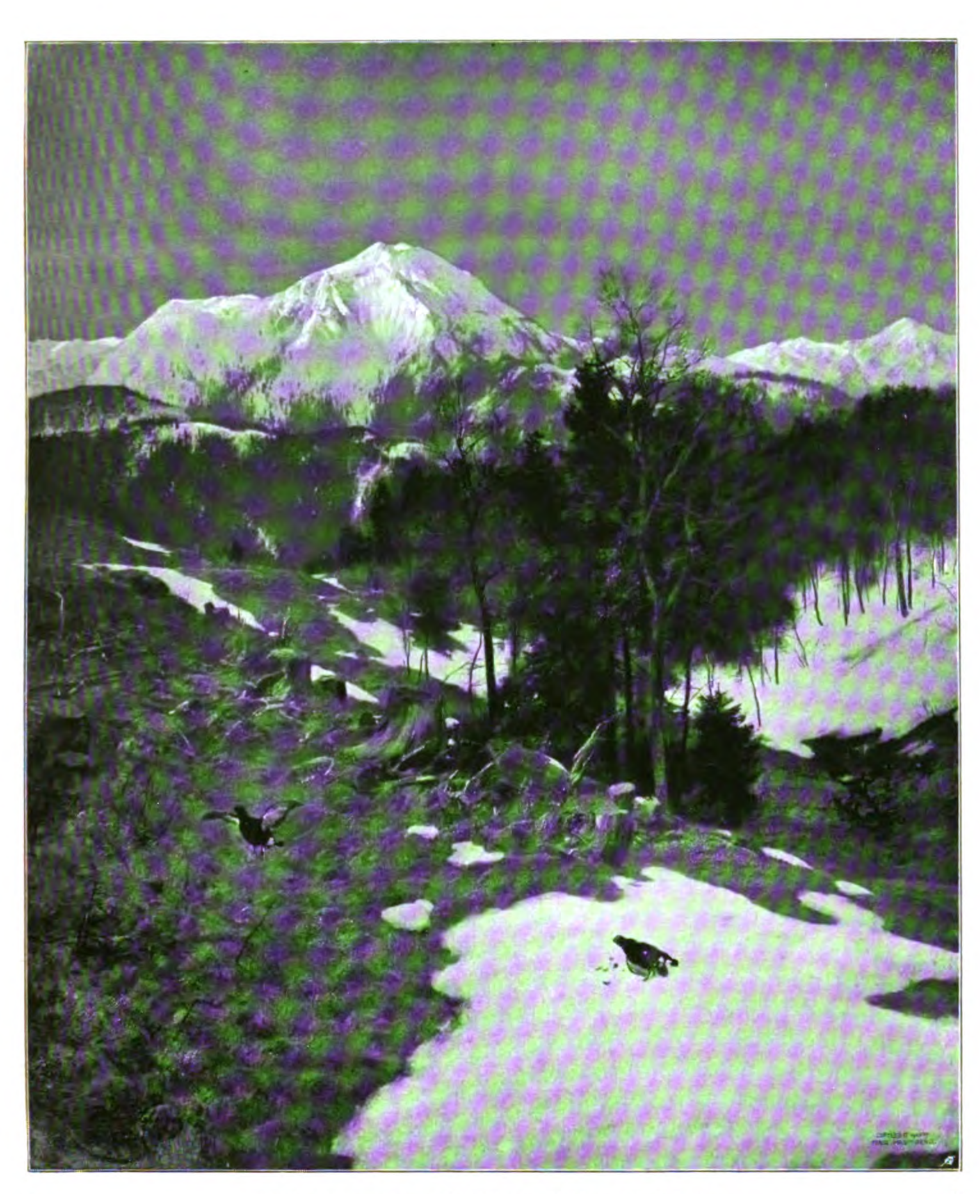
„Lob sei Allah, dem Weltenherrn,
Dem Erbarmer, dem Barmherzigen,
Dem König am Tag des Gerichts!
Dir dienen wir und zu Dir rufen um Hilfe wir;
Leite uns den rechten Pfad,
Den Pfad derer, denen du gnädig bist,
Nicht derer, denen du zürnst, und nicht der Irrenden!"

An diese Sure schließen sich jedesmal noch andere ausgewählte Koranverse an. Die ganze Feier dauert etwa eineinhalb Stunden. Es ist interessant, zu beobachten, wie sich in deren Verlauf die ursprüngliche gemessene Ruhe zur fast wild-fanatischen Erregung steigert. Was wir etwa in der Heilsarmee oder in methodistischen Versammlungen an Nervenwirkung beobachten, ist nichts gegen die gewaltige Macht der Suggestion, die in diesen Gebetsnächten augenscheinlich wirksam ist. Immer inniger, immer leidenschaftlicher, immer wilder und dringender klingen die Stimmen der Rezitatoren. Und der Schall der sich niederwerfenden Leiber steigert sich schließlich zu einem gewitterähnlichen Brausen. Am Schluß der Feier löst sich die allgemeine Erregung, von der selbst der unbeteiligte Zuschauer mit fortgerissen wird, in einen einzigen leidenschaftlichen Schrei aus, in den auch die ganze Gemeinde einstimmt: Allah, Allah! Die dicht zusammengeballten Massen lösen sich. Die einen verlassen die Moschee, die andern sammeln sich noch in kleineren Gruppen, deren eine ganze Anzahl das Schiff der Kirche füllt, um predigende Imams und Hodschas (Priester und Lehrer).

Der äußere Eindruck solcher Feier ist wohl zunächst bei jedem ein gewaltiger. Er wird es, wie ich vielfach zu beobachten

Gelegenheit hatte, auch **bleiben** bei allen denen, deren eigenes religiöses Gefühl nicht durch die tiefe Innerlichkeit der christlichen Religion geschärft ist. Erkennen wir freudig an, was anzuerkennen ist: In der Welt des Islam ist die Religion in einer Weise Volkssache geworden, gehört z. B. das Gebet zu einer öffentlichen Angelegenheit, deren sich zu schämen niemand in den Sinn kommt, wie dies innerhalb der Christenheit nie der Fall gewesen und auch wohl niemals sein wird. Das ist ohne Zweifel etwas Großes. Aber wie es so oft im Leben geht: auch hier kommt die Quantität auf Kosten der Qualität, das Extensive auf Kosten des Intensiven. Für den christlich denkenden Forscher und Beobachter stellt sich als das eigentliche Lebenszentrum des Islam doch immer wieder sein Nomismus heraus mit all den äußerlichen Motiven, mit denen sich eine solche Religion begnügen lassen muß. Für den Gedanken einer Erlösung ist in ihm kein Raum. Von der Blüte der Menschheit, zu der nur das Evangelium den Menschen in der freien Entwicklung seiner Persönlichkeit führen kann, weiß der Islam nichts. Somit hat er den Standpunkt des Alten Testaments keinesfalls überschritten, vielleicht nicht immer völlig erreicht. Darüber wollen wir jedoch nicht vergessen, was der Islam Großes geleistet hat für die Erziehung des Volkes im allgemeinen zu Selbstbeherrschung und Gesittung. Auch dafür werden wir auf unserer weiteren Wanderung neue Zeugnisse finden.

Wir verlassen die Aja Sophia und begeben uns durch ziemlich verödete Straßen in denjenigen Teil Stambuls, wo sich das nächtliche Ramasantreiben konzentriert. Es ist hauptsächlich die in der Nähe der Schach Zade-Moschee gelegene, gleichnamige Straße. Hier bewegt sich bei gutem Wetter eine vielhundertköpfige Menschenmenge auf und ab. Da aus allen Cafés und Läden helles Licht strahlt, ist auch die Beleuchtung für türkische Verhältnisse glänzend zu nennen. Was kann man hier für ethnographische und kulturhistorische Studien machen! Bietet Konstantinopel schon zu jeder Zeit des Jahres eine wahre Musterkarte von Nationalitäten, die alle in Tracht und Wesen die Sitte ihrer Heimat beibehalten, so ist dies noch vielmehr der Fall im Ramasanmonat, wo es überschwemmt wird von ungezählten Pilgerscharen, die teils weit aus dem Innern Asiens hierherkommen, um vor dem Hadsch, der Wallfahrt nach Mekka, den Kalifen von Angesicht zu Angesicht zu schauen. So trifft man neben den bunten, bekannten Typen, die man immer sieht, muhammedanische Chinesen und Inder, Kirgisen, Turkmenen, Afghanen, Cirkassier, Kurden, Araber und wie sie alle heißen. Man wird hier gewahr, daß der Islam ein Band ist, das über die einzelnen Völker und Rassen hinwegreicht, ähnlich wie das Christentum. Man kann auch die äußerst rührige panislamitische Propaganda bei der Arbeit sehen. Sie hat dafür gesorgt, daß chinesische, indische und andere Sprachlehrer an den hiesigen Medressen (Hochschulen) angestellt sind. Ihre Sorge für die Pilger geht soweit, daß immer zehn bis zwölf von diesen ein sprachkundiger Führer während ihres Aufenthaltes in Konstantinopel zugewiesen wird, der sie vom Aufstehen bis zum Schlafengehen nicht aus den Augen läßt. So kann auch in den Moscheen jeder in seiner Muttersprache die abendlichen Vorträge hören, in denen der Panislamismus in praxi gepredigt werden soll. In der generösesten Weise unterstützt der Sultan diese Pilger, die meistens politisch gar nichts mit ihm zu tun haben. Als Kalif des Gesamtislam hat er noch heute tatsächlich eine Macht in Händen, wie kein anderer Herrscher. Sollten die Umstände oder religiöser Fanatismus es möglich machen und dahin bringen, daß er als Nachfolger des Propheten und in dessen Namen den grünen Sandschak Muhammeds entrollte und zum Djihad, zum heiligen Krieg, aufriefe, so zweifeln Kundige nicht, daß er die Millionen der Gläubigen aus drei Erdteilen hinter sich haben würde. Hat doch vor kurzer Zeit eine geharnischte Kriegserklärung des Islam an die Christenheit, aus der Feder eines berühmten Scheichs in Mekka, die auch in europäischen Sprachen verbreitet worden ist — Dr. Lepsius hat sie uns in seinem „Reich Christi" in dankenswerter Weise zugänglich gemacht —, gezeigt, daß der Fanatismus der ersten Glaubenskämpfer des Islam noch nicht erloschen ist. Ich weiß nicht, ob diese gewaltigen geistigen Mächte von der europäischen Politik immer gewürdigt werden. — Von solchen Pilgerscharen begegnen uns viele auf unserer



Vorfrühlingsmorgen. Gemälde von Prof. J. Schmitzberger.
(Copyright 1905 by Franz Hanfstaengl.)

Wanderung. Man wünschte sich ein Dutzend Augen, um sich von den bunten malerischen Gestalten nichts entgehen zu lassen. Und trotz der großen Menschenansammlung wieder in allem die größte Ruhe und Ordnung. Wie verschieden gestaltet sich äußerlich ein solches türkisches Volksfest von einem griechischen oder einem deutschen! Zweierlei fehlt gänzlich, was den andern unfehlbar einen Charakter der Roheit und Ungesittetheit aufprägt: der Alkohol und das Dirnentum. Das weibliche Element scheidet, wie überall in der Öffentlichkeit, überhaupt aus. — Und doch sind diese Menschen fröhlich. Eine stille Feiertagsstimmung liegt über dem Ganzen. Man hat den Eindruck: sie freuen sich an- und miteinander. Und zu diesem Zweck bedarf der anspruchslose Orientale nicht großer Reizungsmittel oder rauschender Vergnügungen, das „Kaweh", von denen eins fast neben dem andern liegt, ladet sie zum süßen, für den Europäer unnachahmlichen „Kef" ein. Ein bis zwei Schälchen Mokka und ein Nargileh genügen oft für einen ganzen Abend. Der Eingeborene bezahlt dafür noch nicht 20 Pfennige und gewinnt damit Gastrecht für Stunden. Die einzigen Vergnügungen, die geboten werden, sind anspruchslose Theater: entweder das sogenannte Ortaojuni oder das berühmte Karagiz-Theater. Ersteres ist eine improvisierte Posse, wo die Schauspieler inmitten der Zuschauer auftreten. Sie sind dem Fremden interessant für das Studium türkischer Volkssitten. Auch treten hier meist die Schauspieler noch in alten türkischen Kostümen auf. Letzteres, das Karagiz, ist ein eigentümliches Schattenspiel, zu welchem der Text von der die transparenten Figuren bewegenden Person mit großer Modulationsfähigkeit des Sprachorgans gesprochen wird. Der Karagiz, so heißt die lustige Person dieses Theaters, ist unserm Kasperle zu vergleichen. Seine Herkunft ist übrigens ein interessantes wissenschaftliches Problem, das jetzt von Fachgelehrten näher erforscht wird. Beide Arten von Theater sollen in ihrem Witz sehr derb und deutlich und nicht für prüde Gemüter sein. Dennoch gewinnt man, wenn man — der Sprache nicht ganz mächtig — die Wirkung auf das Publikum beobachtet, den Eindruck völliger Harmlosigkeit. Ja, man ist überrascht, wie alt und jung stundenlang an den einfältigsten Späßen sich ergötzt, die noch dazu den meisten wohl schon längst bekannt sind. Das Repertoire dieser Stücke ist nicht groß. Nur einige wenige sind gedruckt und von europäischen Gelehrten erklärt. Die meisten werden von Mund zu Mund überliefert.

Auch hier fällt es angenehm auf, wie vornehm und höflich der Fremde bei solchen Gelegenheiten behandelt wird, solange er selbst nicht zu Provokationen Anlaß gibt. Trotzdem wir, ein Freund und ich, unter der befezten und beturbanten Menge, soweit wir sehen konnten, die einzigen im Hut waren, fiel es keinem ein, sich ostentativ nach uns umzudrehen oder uns gar zu belästigen. Im Theater wurden uns, wie selbstverständlich, besonders gute Plätze eingeräumt, im Karagiz gestattet man uns auch in einer Pause bereitwillig einen Blick hinter die transparente Wand, und der einfache Mechanismus wurde mit Eifer und Stolz erklärt, ohne bei alledem etwa ein besonderes Bakschisch zu erwarten. Das Volk ist hier wirklich im allgemeinen besser erzogen als bei uns.

Haben wir hier in der Nacht des 27. Ramasan das Volk bei seinen Religionsübungen und harmlosen Festfeier beobachten können, so treten an einem andern Tage, dem 15., der Sultan und der Hof in den Vordergrund. An ihm findet nämlich alljährlich eine feierliche Prozession des Sultans, der übrigen Mitglieder des kaiserlichen Hauses und ihrer Harems zur Anbetung der Reliquien des Propheten, vor allem seines Mantels und Bartes statt, die in dem auf der berühmten Seraispitze herrlich gelegenen alten Sultanspalaste unter den türkischen Reichskleinodien aufbewahrt werden.

In früheren Jahren muß der Zug des Sultans nach dem alten Serai ein sehr sehenswertes Schauspiel geboten haben. Seitdem aber der jetzige Sultan Abdul Hamid II. schon seit Jahren in seinem hohen Sternenpalais fast wie in einer Gefangenschaft lebt, merkt man nicht mehr viel davon, denn er wählt immer den Seeweg und fährt von seinem unten am Bosporus gelegenen Schloß Dolmabagtsche aus mit einer kleinen Dampfjacht hinüber nach Stambul. Obgleich das jeder weiß, wird dennoch der Schein ängstlich aufrecht erhalten, als könnte er auch den Landweg wählen. Die viele Kilometer

langen Straßen vom Yildiz durch Pera und Galata werden sorgfältig mit Kies bestreut und militärisch besetzt. — Nur der kaiserliche Harem fährt gewöhnlich in eleganten, allerdings ziemlich dicht verschlossenen Hofequipagen über die Brücke. Vorreiter in glänzenden Uniformen, berittene Offiziere und häßliche schwarze Eunuchen in der bekannten schwarzen Stambulina begleiten den Zug. Hat man Glück, so kann man hier wohl einmal etwas von den in den kostbarsten Toiletten steckenden Damen sehen: leuchtende, dunkle Augensterne, ein fein geschnitteues Näschen und ein paar Ringellöckchen, die aus den dichten Kopfschleiern hervorgucken. Freilich muß man bei zu neugierigem Hinsehen auf wütende Blicke der zur Seite reitenden Eunuchen rechnen, die auch wohl nicht lange Bedenken tragen, mit der Reitpeitsche drein zu hauen. Übrigens wird der Sultan für diesen Gang nach dem alten Serai alljährlich von der Landeskasse mit einer schönen Sklavin beschenkt, die dem kaiserlichen Harem einverleibt wird.

Mit dem Gesagten jedoch sind die speziellen Pflichten des Sultans im Ramasanmonat noch nicht erledigt. Es müssen nämlich zu dieser Zeit unter seinem Vorsitz besonders wichtige religiös-theologische Konferenzen abgehalten werden, zum Zweck der Koraninterpretation. Da darüber so gut wie nichts an die Öffentlichkeit dringt, so ist davon in der Literatur überhaupt noch kaum die Rede. Ein trefflicher Artikel der „Frankfurter Zeitung" vom Jahre 1903 hat darüber wohl zum ersten Male einiges authentische Material gebracht. Vor fast einem Jahrhundert, unter Sultan Mahmud II., dieser außerordentlichen Erscheinung auf dem Thron der Osmanen, der die Janitscharen bändigte, die Wachabiten zerstreute und die Wallfahrt nach Mekka wiederherstellte, wurde beschlossen, eine genaue Revision der Koranauslegung vorzunehmen. Diese literarische Arbeit sollte im Beisein des Sultans in jährlich acht Sitzungen im Monat Ramasan von sechs hohen Ulemas erfolgen. Jeder Sultan wurde angehalten, das Werk dort wieder aufzunehmen, wo sein Vorgänger aufgehört. Bisher haben die Sultane treulich das Vermächtnis ihres großen Vorgängers erfüllt. Ein Drittel des Korans ist in dem abgelaufenen Jahrhundert einer neuen Interpretation unterzogen worden, noch zweier Jahrhunderte wird es also zur Vollendung des großangelegten Werkes bedürfen. Auch der jetzige Sultan ist eifrig bemüht, das Werk im Geiste Mahmuds fortzuführen. Sobald der Ramasan beginnt, werden sechs Ulemas, Ders Yukarriri genannt, ausgewählt, von denen nicht selten einer oder der andere sogar aus Bagdad oder Arabien hierher kommen muß. Unter ihrer Leitung finden die Interpretationen statt. Jede der acht Sitzungen dauert zwei bis drei Stunden. Außer dem Sultan, der bei keiner Konferenz fehlt, werden nur noch Mitglieder der kaiserlichen Familie, der Scheik ül Islam und ein oder zwei angesehene Paschas hinzugezogen. Eine solche Einladung wird einer der höchsten Ehrenbezeugungen gleich geachtet. Nur die Ulemas nehmen aber an den Disputationen aktiven Anteil. Die Konferenz wird kniend abgehalten, welcher Vorschrift sich auch der Sultan unterzieht. Man vereinigt sich in dem an den Yildiz anschließenden, von prachtvollen Gartenanlagen umgebenen Pavillon Tschit, der sonst den Botschafterempfängen dient. In ihm befindet sich ein bescheiden aussehendes Betzimmer, das nur einen Schmuck enthält: alte Korans von unermeßlichem Wert. Daneben ist eine Bibliothek, deren Studium der heiße, aber bisher immer unerfüllt gebliebene Wunsch mancher europäischen Gelehrten war. — Auch hieraus sieht man wieder, welche bedeutende religiöse Macht der Islam heute noch ausübt.

Auf den Ramasan folgt der Beiram, ein mehrtägiges Freudenfest zur Feier der Beendigung der Fasten. In diesen Tagen ist jedoch wieder soviel des Eigenartigen und Interessanten zu erleben und zu beobachten, daß ich vielleicht gelegentlich davon in einem besonderen Aufsatze erzähle.

Wie reich und fesselnd für uns Abendländer die ferne, fremde Welt des Orients ist, welch unerschöpfliche Fundgrube in historischer, kulturgeschichtlicher, religionsgeschichtlicher und künstlerischer Beziehung sie darstellt, davon sollten die vorliegenden Schilderungen an einem kleinen Ausschnitt dem Leser einen Eindruck vermitteln.

Aus unserer Bildermappe:



Professor Henry Thode. Marmorbüste von Prof. H. Volz in Karlsruhe.

Bettina von Arnim.

Von Dr. Karl Hans Strobl-Brünn.

Die Freundin Bettinas von Arnim, die Dichterin Karoline von Günderode, erwähnt in einem der Briefe, die von Bettina später zu dem Buch „Die Günderode" vereinigt wurden, ein ganz köstliches Geschichtchen. Eines Tages wurde Bettina auf einer Spazierfahrt mit ihrer Gesellschaft vom Gewitter überrascht. Plötzlich sprang einer ihrer Begleiter unter Donner und Blitz während des stärksten Regengusses aus dem Wagen und lief, seiner leichten Kleidung ungeachtet, über Stock und Stein nach Haus. Die Gewitterangst hatte ihn seiner Besinnung beraubt. Der Name des Helden war Ebel. Ebel war Naturphilosoph, und als man ihn wegen seiner Angst verspottete, verteidigte er sich damit, daß er bloß wegen Bettinas aus dem Wagen gesprungen sei, denn, sagte er: „sie ist ein ganz apartes Wesen, das von der Natur zu viel elektrischen Stoff mitbekommen, sie ist wie ein Blitzableiter, wer ihr nahe ist beim Gewitter, der kann's empfinden." Und er behauptete steif und fest, das Gewitter sei durch ihre elektrische Natur angezogen worden und der eine Blitzschlag sei so dicht vor den Pferden niedergefahren, weil Bettina in ihrer Begeisterung zuviel Elektrizität ausströmte.

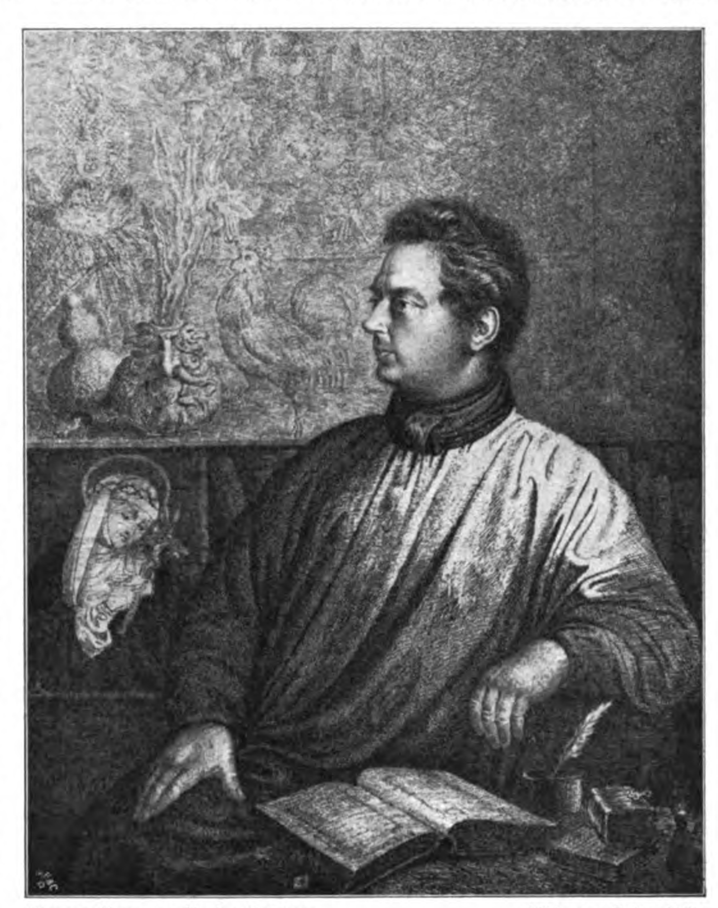
Dieses Geschichtchen ist für zweierlei charakteristisch. Es beleuchtet die Zeit und eines ihrer sonderbarsten, anmutigsten und launenhaftesten Kinder. Ein Strahl geht von ihm auf die verworrene Naturphilosophie der Romantik, die das wissenschaftliche Denken so mit Phantasterei zu durchsetzen, der exakten Forschung soviel Spekulation beizumengen verstand, bis endlich ein Gebiet geschaffen war, auf dem sich alle Mondkälber der Einbildung tummeln konnten. Ein anderer Strahl trifft die passive Heldin des kleinen Abenteuers und zeigt, wie die Umgebung Bettinas von ihr dachte. Das junge, ein wenig zu übermütige Mädchen kam den braven Leuten von Frankfurt und Umgebung immer geladen vor, gespannt von unbekannten und außergewöhnlichen Kräften, die insofern mit der Elektrizität eine Verwandtschaft zu haben schienen, als man das Wesen beider nicht recht zu ergründen vermochte.

Es mag ein eigentümliches Prickeln von den Worten und den Handlungen Bettinas ausgegangen sein, ein ameisenhaftes Krabbeln und Kribbeln, das endlich in allen, die mit ihr zu tun hatten, eine sich steigernde Nervosität hervorrief, da man niemals wußte, was der nächste Augenblick bringen würde. Und da Bettina ein rechtes Vergnügen daran hatte, die Leute, insbesondere aber die Bedachtsamen und Besonnenen, zu ärgern, mag sie, sobald sie sich einmal darüber klar war, wie dies am besten geschehen könnte,



Jugendbildnis Bettinas. Stich von Landshut aus dem Jahre 1809.

ihre aller Spießbürgerei abholden Neigungen noch mit Bewußtsein gesteigert und bis zur Virtuosität entwickelt haben. Dafür rächten sich die Leute wieder, indem sie hinter ihrem Rücken allerlei Nachreden aufbrachten. Daß sie an gänzlichem Mangel an historischem Sinn und an Logik leide, war noch das geringste. Andere prophezeiten, daß sie am Ende noch ganz verrückt werden würde, wenn es so weitergehe. Und das lange Register ihrer Sünden wurde aufgezählt, diese tollen Streiche, wie sie einem armen Judenmädel die Gasse auskehren geholfen, wie sie im Stift, in dem sie erzogen worden, auf das Dach geklettert sei oder vom Gartenhaus oder einem Baum herab gepredigt habe.



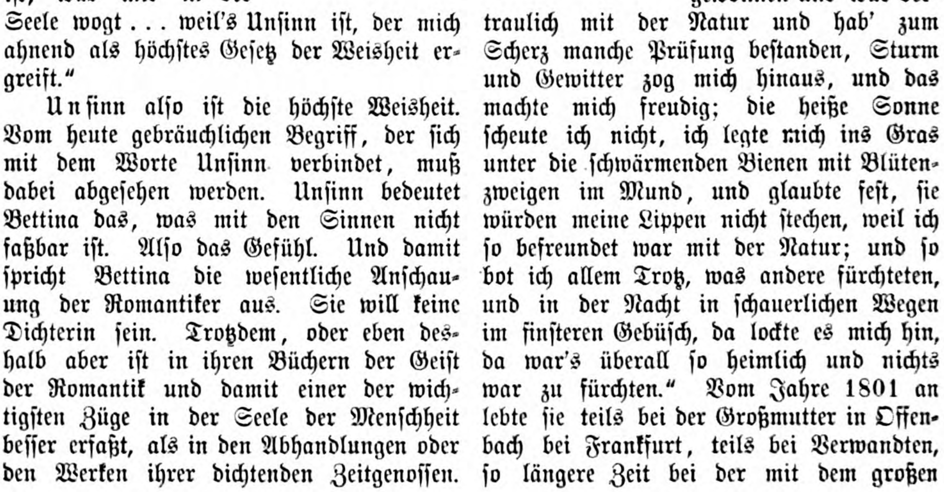
Clemens Brentano, Bruder Bettinas. Stich vom Jahre 1837.

Die Zeit, in der Bettina jung war, war die Blütezeit der deutschen Romantik. Man hatte in Deutschland die Doktrinen der Aufklärung, die Tyrannei des Materialismus satt bekommen und verlangte nach einer Weltanschauung, in der das Gefühl über die Kräfte des Verstandes die Herrschaft gewinnen sollte. Eine Reihe von genialen Menschen war an der Arbeit, diese Weltanschauung zu verkünden, sofern man es Arbeit nennen kann, in bunten Träumen zu schwelgen und phantastische Dekorationen für ein Ausstattungsstück der Kunst und des Lebens zu entwerfen. Dieser Mangel an Formungskraft, an Energie des Gestaltens, der sich ebensosehr in den Büchern der romantischen Menschen als in den Tatsachen ihrer Lebensläufe zeigt, trug den Verfall in sich, so stolz die Romantiker gerade auf ihre formale Ungebundenheit waren. Darum haben die eigentlichen Romantiker keine der Dichtungsgattungen beherrscht, die große Anforderungen an die Kunst des Formens stellen. Aus jenen Kreisen ist weder ein großes episches, noch ein großes dramatisches Kunstwerk hervorgegangen. Die Lyrik, die Kunst des Gefühls, der Wortmelodik hat aber unter ihnen ganz wundersam geblüht. Darin war Bettina ein getreues Kind ihrer Zeit, daß sie nichts von der Kunst des Gestaltens wußte. Aber sie ist den gesamten Romantikern darin an Folgerichtigkeit überlegen, daß sie durchaus nichts von ihr wissen wollte. Sie lehnt es mit einer Art von Abscheu ab, wenn man ihr zumutet, dichten zu sollen. Wenn sie ihr Bruder Clemens Brentano immer wieder ermuntert, die bunten Einfälle zu verdichten, ihre Gedanken in Worte einzufangen, so versucht sie es wohl ihm zuliebe, aber sie weiß, daß es nicht gelingen kann. Sie läßt die Blätter ihrer Blüten

lieber in alle Winde flattern, als sie in den Herbarien der Ordnung zu pressen. Denn sie kennt die Unzulänglichkeit der Worte: „— ich sage Dir, wenn ich geschwiegen hab', so ist das, weil mir die Worte nicht wohltönend genug vorkamen; ich seh' mich im Geist um nach Klang, wenn ich etwas sagen will, da find' ich keinen Ton, der stimmt; und Du kannst mir's glauben, manches laß ich ungesagt, weil ich's nicht edel genug auszusprechen vermag ..." („Die Günderode"). Und darum ist es wirklich ihr Ernst, nicht anmutige Lüge, wie vieles bei ihr, wenn sie sagt: „Am Dichten hindert mich mein Gewissen; wenn ich denk', wie viel reiner, tiefer Sinn dazu gehört, um so weniger kann ich mir's zutrauen;" und sie hat, wenn sie manchmal fast bedauern möchte, daß es ihr versagt sei, einen Trost bereit, vor dem alle Versuche der Dichter klein erscheinen wollen. „Ich hab' wohl einen dunklen Begriff, warum ich nicht dichte; weil eben das Tiefe, was mich gewaltig ergreift ... etwas ist, was sich in der Empfindungswelt nicht legitimiert, oder, um schneller und ohne Umweg mich auszudrücken, weil's **Unsinn** ist, was mir in der Seele wogt ... weil's Unsinn ist, der mich ahnend als höchstes Gesetz der Weisheit ergreift."



Achim v. Arnim. Stich von Strehling nach C. Funke.



Unsinn also ist die höchste Weisheit. Vom heute gebräuchlichen Begriff, der sich mit dem Worte Unsinn verbindet, muß dabei abgesehen werden. Unsinn bedeutet Bettina das, was mit den Sinnen nicht faßbar ist. Also das Gefühl. Und damit spricht Bettina die wesentliche Anschauung der Romantiker aus. Sie will keine Dichterin sein. Trotzdem, oder eben deshalb aber ist in ihren Büchern der Geist der Romantik und damit einer der wichtigsten Züge in der Seele der Menschheit besser erfaßt, als in den Abhandlungen oder den Werken ihrer dichtenden Zeitgenossen. Wir verdanken ihr ohne Zweifel nicht nur — wie man sagt — das schönste Buch der Romantik, sondern ganz gewiß eines der schönsten Bücher der Deutschen. Ihr Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde".

Bettina Brentano wurde am 4. April 1785 in Frankfurt am Main geboren. Ihr Vater war der aus Italien stammende Kaufmann Peter Anton Brentano, später kurtrierscher Rat und Resident. Ihre Mutter hatte in Goethes Leben eine Rolle gespielt. Sie war die Tochter der Schriftstellerin Sophie Laroche, jener Maximiliane Laroche, die im „Werther" als Fräulein B. eingeführt wird. Die Ehe der Eltern Bettinas war nicht gerade glücklich, denn Maximiliane hatte den Witwer Brentano gegen ihre Neigung, auf Wunsch ihrer Familie geheiratet. Als das Mädchen acht Jahre alt war, starb die Mutter, vier Jahre später der Vater. Die verwaiste Bettina wurde nun im Kloster Fritzlar erzogen. Hier entwickelte sich jene innige Freundschaft mit der Natur, die dem Wesen des Kindes einen der liebenswürdigsten Züge einprägte. „So hab' ich allmählich Zuversicht gewonnen und war vertraulich mit der Natur und hab' zum Scherz manche Prüfung bestanden, Sturm und Gewitter zog mich hinaus, und das machte mich freudig; die heiße Sonne scheute ich nicht, ich legte mich ins Gras unter die schwärmenden Bienen mit Blütenzweigen im Mund, und glaubte fest, sie würden meine Lippen nicht stechen, weil ich so befreundet war mit der Natur; und so bot ich allem Trotz, was andere fürchteten, und in der Nacht in schauerlichen Wegen im finsteren Gebüsch, da lockte es mich hin, da war's überall so heimlich und nichts war zu fürchten." Vom Jahre 1801 an lebte sie teils bei der Großmutter in Offenbach bei Frankfurt, teils bei Verwandten, so längere Zeit bei der mit dem großen

Juristen Savigny verheirateten Schwester in Marburg. Ein Wanderleben begann, dessen Eindrücke und Erlebnisse in dem „Briefwechsel“ niedergelegt sind. In Landshut, München und Wien kam sie überall mit hervorragenden Männern in Berührung. Für den Aufstand in Tirol begeistert, versuchte sie den Kronprinzen von Bayern für ihre Sache einzunehmen. Das war die erste der kühnen und naiven Unternehmungen Bettinas, der erste jener von der Begeisterung eingegebenen Vorstöße in das Gebiet der Politik, die sie später zu dem König von Preußen in Beziehungen bringen sollte. Von Wien aus vermittelte sie die Bekanntschaft Beethovens mit Goethe, den sie selbst im Jahre 1807 während eines Aufenthaltes in Weimar kennen gelernt hatte. Zu den bedeutenden Männern aus dem Kreise der Romantiker, zu denen sie durch ihre Familie in Beziehung trat, gehörte auch der Freund ihres Bruders Clemens Brentano, der Mitherausgeber der wunderbaren Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“, Achim von Arnim. Mit ihm vermählte sie sich in aller Heimlichkeit am 20. März 1811. Seltsamerweise schweigt Bettina gerade über die Geschichte dieser Liebe, obgleich sie doch sonst allen ihren wichtigeren Erlebnissen literarische Denkmäler errichtete. Es ist, als wollte sie das Schönste und Innigste, was ihr das Leben brachte, in aller Stille für sich bewahren. Schon die Art, wie dieser Ehebund geschlossen wurde, zeigt von der Zartheit des Empfindens dieser Frau. Das wenige, was wir davon wissen, erfahren wir nicht von Bettina, sondern aus einem Briefe Achims an seinen Freund Görres. In Menschen, die so feinfühlig sind wie Arnim und seine Braut, ist eine ungemeine Angst vor den lauten Feierlichkeiten einer Hochzeit. Die unvermeidlichen Scherze, die bedeutsamen Blicke der Gäste, das ganze Um und Auf der Zeremonie im Angesicht einer gaffenden Menge verletzt und stört das schöne Geheimnis. Den Absichten der beiden erlesenen Menschen standen viele Hindernisse im Wege. Arnim wohnte Zimmer an Zimmer mit Clemens Brentano und Bettina in einem Zimmerchen bei Savignys. Trotzdem gelang der Plan — „wie in tausend Komödien“, sagt Arnim — mit Hilfe einer Kammerjungfer. Nachdem die beiden morgens heimlich auf dem Zimmer eines achtzigjährigen Predigers getraut worden waren, kam Arnim abends wie immer zu Savignys, nahm dann Abschied und ging unter Lärm die Treppe hinab, um an der Haustür umzukehren und leise zu Bettina zu schleichen. Ihr Zimmerchen war mit Rosen und Jasmin geschmückt, und Bettina wartete des Geliebten. Niemand von allen Bekannten ahnte etwas von dieser heimlichen Vermählung, bis es die Gatten selbst nach fünf Tagen ihrer Ehe an Clemens und Savignys ausplauderten.



F. C. v. Savigny. Zeichnung von L. E. Grimm. 1815.

Alle auf ihr Verhältnis zu Arnim und auf ihre Vermählung bezüglichen Stellen hat Bettina aus ihrem Briefwechsel mit Goethe ausgeschieden. Von dem inneren Grund dafür wurde schon gesprochen, die äußeren Erwägungen, die zu ihm hinzukamen, werden noch zu erwähnen sein.

In dem Jahre ihrer Vermählung erfolgte der Bruch ihrer innigen Beziehungen zu Goethe. Bettina trug die Schuld an dieser Katastrophe. Sie hatte sich, von Goethe nachsichtig und liebenswürdig aufgenommen und ermutigt, mit der Zeit einen Sitz an seiner Seite erträumt, fühlte sich so sehr als seine erkorene Gefährtin, daß sie es nicht ertragen konnte, Goethe mit einer Frau verbunden zu sehen, der sie sich in jedem Belang überlegen fühlte. Christiane Vulpius, mit der Goethe schon vermählt war, als ihn Bettina kennen lernte, und die schon damals von eifersüchtigen Anwandlungen gegen das schwärmerische

Mädchen geplagt war, zeigte sich aber nicht gesonnen, vor Bettina zurückzutreten. Es kam zu einem Konflikt zwischen den Frauen. Spärlich flossen von da an die Briefe Bettinas, und die Antworten Goethes hören ganz auf.

So wurde ein Verhältnis beendet, das zu den wunderbarsten Frauenerlebnissen und zu den schönsten Kapiteln der deutschen Geistesgeschichte gehört. Es begann für Bettina tief unten in den Tagen der Kindheit und beherrschte ihre Erinnerung bis an ihr Lebensende. In einem Briefe an den König Friedrich Wilhelm IV. vom 29. Juli 1849 spricht sie von dieser Liebe. „Meine Liebe zu Goethe war nicht, weil ich mir ihn als großen Mann dachte, sie entsprang daher, weil er vor mir verleumdet ward ... Ich war damals dreizehn Jahre alt ... bis man ... weiter erzählte, er habe ein böses Herz, er sei ganz häßlich geworden und habe ein gemeines Aussehen ... Da sagte ich zu mir selber: es ist nicht wahr, was die dort sagen! — Von der Zeit an war er der Gegenstand meiner heimlichen Betrachtungen." Als Bettina zwanzig Jahre alt war, erlebte sie die erste schwere Erschütterung ihrer Seele. Seit Jahren verband sie eine innige Freundschaft mit der sechs Jahre älteren Karoline von Günderode. Beider Naturen ergänzten sich vortrefflich, indem die Günderode mit ihrem heroischen Ernst der heiteren Lebhaftigkeit Bettinas das Gleichgewicht hielt. Heroisch war auch der Tod der Freundin. Sie erdolchte sich aus unglücklicher Liebe zu Winkel im Rheingau. Diese entsetzliche Tat brachte Bettina in Verwirrung und Verzweiflung. Ihr Glück führte sie gerade zu dieser Zeit mit Goethes Mutter zusammen. Man weiß, welchen glücklichen Einfluß die unvergleichliche Frau Rat auf ihre Umgebung hatte. Mildernd und besänftigend wirkte sie auch auf Bettinas Schmerz. Und indem das Mädchen zu ihren Füßen saß und den Erzählungen der Frau Rat, den kleinen Geschichtchen aus der Jugend Wolfgangs lauschte, wuchs die frühe Liebe zu Goethe immer voller ins Licht. Sie hat alle diese Geschichten treu bewahrt, und als Goethe später während der Arbeit an „Wahrheit und Dichtung" um Mitteilungen aus seiner Kindheit bat, die ihm seine inzwischen verstorbene Mutter nicht mehr machen konnte, wußte Bettina eine Menge aus ihrem Gedächtnis zu berichten. Ihren Dank für diese freundschaftliche Zuneigung bezeugte Bettina der Frau Rat durch Briefe über ihr Zusammentreffen mit Goethe. Mit Savigny und der Schwester kam sie zum ersten Male nach Weimar. Es war gerade Mittagszeit, die anderen aßen und legten sich auf das Sofa, denn man hatte drei Nächte nicht geschlafen. Bettina aber konnte weder essen, noch ruhen. Sie stand am Fenster und sah nach der Turmuhr, in großer Bangigkeit, ob Goethe ihr nicht stolz begegnen werde. Als es drei Uhr schlug, war es ihr, als riefe er sie. Sie lief auf die Straße und besuchte zuerst Wieland, der ihr ein Zettelchen an Goethe als Talisman mitgab. Mit diesem Zettelchen ging sie hin. „Ich kam die einfache Treppe hinauf, in der Mauer stehen Statuen von Gips, sie gebieten Stille. Zum wenigsten ich könnte nicht laut werden auf diesem heiligen Hausflur. Alles ist freundlich und doch feierlich. In den Zimmern ist die höchste Einfachheit zu Hause, ach so einladend! Fürchte Dich nicht: sagten die bescheidenen Wände, er wird kommen und wird sein und nicht mehr sein wollen wie Du —" Da ging die Tür auf, und Goethe stand da und sah Bettina ernst und unverwandt an, daß sie erschrak und zu wanken begann. Goethe fing sie auf und führte sie zum Sofa. „Armes Kind, hab' ich Sie erschreckt," waren seine ersten Worte. Alles, was damals geschah, steht in besonderer Klarheit vor ihrer Erinnerung. Alle diese kleinen Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten, mit denen Goethe die Huldigungen des jungen Geschöpfes entgegennahm. Wie er ein Blatt von den Reben brach, die an seinem Fenster hinaufwuchsen, und es an ihre Wange legte und dazu sprach: „Das Blatt und Deine Wange sind beide wollig." Und jedes andere Wort, das er gesprochen, jeder Blick und jede Bewegung. Der erste Brief Bettinas an Goethe ist aus Cassel vom 15. Mai 1807. Er ist noch das Stammeln eines beglückten Kindes. Aber von da an steigert sich die Glut der Briefe, sie werden immer drängender, begehrender, leidenschaftlicher. Aber es ist keine Leidenschaft des Leibes, sondern des Geistes. „Gehirnsinnlichkeit" hat der Graf Pückler-Muskau diese Erscheinung mit einem harten,

aber treffenden Wort bezeichnet. Es ist eine vergeistigte Liebe, die zur Ekstase und zur Religion wird. Eine Anbetung, die Friedrich Wilhelm IV. einmal streng und abweisend „Goetholatrie“ genannt hat. Mänadenhaft rast ihre Begeisterung dahin und zieht alles in ihren Bereich. Naturstimmungen, Erlebnisse, Gedanken und Gefühle webt Bettina in ihren Briefen zusammen. Sie will Goethe nichts verheimlichen, wie man vor Gott nichts verheimlichen kann. Sie bringt sich selbst, ihr ganzes Sein zum Opfer. Und ein betäubender Duft steigt aus diesem Opfer auf, ein Wohlgeruch edelster Art, der trunken macht und verwirrt. Manchmal klingt es wie Gezwitscher eines kleinen Vogels, wie Gestammel eines Kindes. Dann wieder, hymnisch gesteigert, eine Symphonie von grandiosem Schwung, in der sich alle Stimmen der Erde und des Himmels offenbaren. Dann schlagen die Wogen der Begeisterung über der Schreiberin zusammen. Sie verliert sich selbst, verirrt sich in den Labyrinthen ihrer eigenen Phantasie. Bacchantischer Taumel, eine Orgie der Verzückung beginnt. Wie in einem Zaubergarten wachsen abenteuerliche Blüten auf schwanken Stielen, ihre Überschwenglichkeiten arten ins Indische, Fabelhafte, Groteske aus, an manchen Stellen bricht die Götterdämmerung der vollkommenen Konfusion ein.



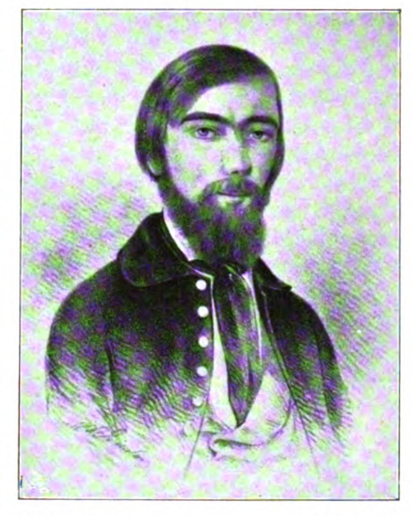


Goethe. Stich von Bollinger.

Man muß sich vorstellen können, wie Goethe diesem oft ins Spukhafte verstiegenen Treiben gegenüberstand. Er, der seine Weltanschauung und seinen Formensinn an der klaren, ruhigen Heiterkeit der Antike gebildet hatte, mußte sich oft genug von den Auswüchsen dieser wilden Begeisterung abgestoßen fühlen. Mit aller väterlichen Milde, wie von Bergeshöhen herab richtet er seinen läuternden Strahl auf dieses Chaos. Immer wieder versucht er Bettina abzulenken und auf jenes Gebiet zu beschränken, wo sie ihm so gut gefiel: zur kindlich einfachen Vertraulichkeit. Er wollte nichts von ihr, als ihr Geplauder hören. Um das Verhältnis zwischen dem Dichter und Bettina richtig zu beurteilen, darf man nicht vergessen, daß Goethe zur Zeit, als die erste Begegnung stattfand, achtundfünfzig Jahre und Bettina zweiundzwanzig Jahre alt war. Mit dem Blick des Richters über die Menschen sieht er ihr bis in das Herz. Wie über alle Erlebnisse seines Weges sucht er sich auch über Bettina klar zu werden, indem er sie in eine Dichtung projiziert. Wir dürfen annehmen, daß die Charakterzeichnung der Luciane in den „Wahlverwandtschaften“ nach dem Vorbild Bettinas gemacht sei. Er vergleicht sie mit einem brennenden Kometkern, der einen langen Schweif nach sich zieht. Dieses mutwillige, tändelnde und geistvolle Mädchen scheint den Plan zu haben, „Männer, die etwas vorstellen, Rang, Ansehen, Ruhm oder sonst etwas Bedeutendes vor sich hatten, für sich zu gewinnen, Weisheit und Besonnenheit zuschanden zu machen und ihrem wilden, wunderlichen Wesen selbst bei der Bedächtlichkeit Gunst zu erwerben“.

„Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ ist kein geschriebenes, sondern ein erlebtes Buch. Der Hauptteil enthält den Briefwechsel mit Goethe. Voran gehen Briefe an und von Goethes Mutter, und den Schluß bilden ein ergänzendes Tagebuch und einige ganz wundersame Anrufungen des Einzigen, die wie Gebete klingen, reiner und weniger verworren als die feurigen Ekstasen vom Gipfel der Begeisterung. Ein

leises Moll schleicht sich ein, und wie ein wehmütiges Trauerlied ist der Ausklang, die Klage über Goethes Tod. Man hat Bettina einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie die historische Wahrheit in dem Briefwechsel vergewaltigt habe, daß sie Goethes Briefe und ihre eigenen verändert habe, um den Zwecken ihres Buches besser zu dienen. Besonders deutet man darauf hin, daß Bettina eine Fälschung versucht habe, indem sie Sonette Goethes in Prosa auflöste und in den Text ihrer Briefe verwob, um so den Anschein zu erwecken, als habe umgekehrt Goethe jene Sonette aus ihren Briefen gezogen. Es ist klar, Bettina verstand, wie selten jemand, die Kunst zu lügen, und Oscar Wilde, der Lobredner des Lügens, hätte seine Freude an ihr haben dürfen. Aber Bettina ist eine naive Lügnerin. Sie lügt nur, um die Dinge hübscher zu machen. Und sie sagt es den Leuten in ihrem allerliebsten Frankfurter Dialekt ja auch immer selbst: „Sie müsse mir nicht alles glaube, ich bin so verloge." Zudem verfährt sie bei der Herausgabe des Briefwechsels — trotz ihrer früheren Abwehr — ganz als Dichterin, indem sie wegläßt, was den künstlerischen Eindruck schwächen könnte, und hervorhebt, was ihn unterstützt. Sie will ja keine Sammlung literarhistorischer Dokumente, sondern ein Werk geben, in dem etwas von den Seelen eines ganz großen Mannes und eines ganz seltenen Weibes zu erfahren ist. So naiv sie scheinen möchte, so mangelt ihr doch nicht eine technische Begabung, die sie benutzt. Trotzdem sie nirgends die Flüchtigkeit des ersten Gefühls, den Reiz der Eingebung verwischt, so komponiert sie doch. Sie gestaltet nicht um, aber sie ordnet. Und aus Gründen der Komposition wurden vielleicht auch die Erwähnungen ihres Verhältnisses zu Arnim ausgeschieden. Der Eindruck der völligen Hingabe an den Einen sollte nicht gestört werden.



Karl Schurz. Lithographie.

Der Briefwechsel hatte einen ungeheuren Erfolg. Ganz Deutschland war voll davon, und ihr Name war an den Goethes hinangewachsen, so wie sie es immer in poetischen Bildern ausgemalt hatte, wie eine zarte Schlingpflanze an den mächtigen Baum. Zur Zeit dieses Erfolges (1835) war Bettina fünfzig Jahre alt, lebte schon lange in Berlin und hatte nach glücklicher Ehe den Gatten verloren. Außer geliebten Kindern hatte er ihr die Pflicht hinterlassen, für die Herausgabe seiner Werke zu sorgen. Nachdem sie so lange geschwiegen hatte, folgten nun hintereinander eine Anzahl von Büchern, in denen sie in Briefen an Freunde die schöne Fülle und Freudigkeit ihrer Jugend zeigt. Dem Andenken der Günderode gilt das unter deren Namen erschienene Buch (1840), dann dem Bruder „Clemens Brentanos Frühlingskranz" (1844). Bettina von Arnim gehörte zu den Frauen, die nicht altern. Sie war noch immer dieselbe, wie in tollster Mädchenzeit. Und das sonderbare Verhältnis, in das sie zum König von Preußen trat, erinnert in allen

Kinkel. Ausschnitt einer Lithographie.

Stücken an den Beginn und Verlauf ihrer Beziehungen zu Goethe. Bettina, die niemals Zeitungen las und sich im allgemeinen um den Lauf der Weltbegebenheiten wenig kümmerte, greift nun in die Politik ein. Sie wird Politikerin aus Gefühl. Um ihr Interesse zu erwecken, war immer eine Persönlichkeit notwendig, ein lebendiger Mensch, womöglich ein Mensch, dem sie glaubte in irgendeiner Beziehung helfen zu können. Diese Persönlichkeit, zu der sich Bettina unwiderstehlich hingezogen fühlte, war der König von Preußen, dem sie schon innerlich näher trat, als er noch Kronprinz war. Friedrich Wilhelm IV. war eine reiche Natur, voll der mannigfachsten Interessen und ohne Zweifel ein bedeutender Geist, freilich in seinem Wollen wenig klar und ohne Sinn für Realitäten. Sein Unglück war, daß er nicht in seine Zeit paßte. Diese stürmische Epoche, in die er hineingestellt war, erforderte Männer von klarem Willen und fester Hand. Man hat Friedrich Wilhelm den Romantiker auf dem Throne genannt. Von dem Gottesgnadentum der Könige überzeugt, folgte er dem Zuge aller Romantiker in die Vergangenheit zurück und wollte das Mündigwerden des Volkes verhindern. Es ist nun fast rührend anzusehen, wie Bettina, die dem König so wesensverwandt ist, ihm zu helfen versucht. Als es immer deutlicher wurde, daß der König die von den Liberalen gehegten Hoffnungen nicht erfüllen werde, und als er sich immer mehr der feudalen Hofpartei zuneigte, sagte Bettina zu ihren Freunden: „Wir müssen den König retten." Das ist die ganze Bettina: kindliches Vertrauen in die Macht des Gefühls und des Wortes. Und das in einer Zeit, die nach nichts anderem als Taten verlangte. Die Bemühungen Bettinas, den König auf den richtigen Weg zu bringen, sind wie die Hilfe, die ein Blinder dem anderen leisten will. Es ist verwunderlich, daß in dem Buch, das sie dem König widmete, so viel richtige und gesunde Gedanken zu finden sind, wenn man sich die Mühe nimmt, in dem großen Kuddelmuddel zu stöbern. Aber auch das ist wie bei Blinden: diese Gedanken sind nicht aus einer klaren Anschauung gekommen, sondern aus dem Gefühl. Es ist wirklich viel Richtunggebendes in diesem Buch. Adolf Stahr nennt es mit einer freundschaftlichen Übertreibung: „Geistesbibel der Zukunft". Und Moritz Carriere stellt sie zu allen übrigen Romantikern in Gegensatz, als Vertreterin einer „Romantik der Zukunft" gegenüber den Vertretern der „Romantik der Vergangenheit". Sie „erbaut aus den Ahnungen des eigenen Herzens ... als heiteren Tempeldienst des



Bettina von Arnim in älteren Jahren. Stich aus dem Jahre 1838.

lebendigen Schönen" eine „Schwebereligion", bei der es der Menschheit wieder wohl werden soll.

Bettinas Buch hatte den Titel: „Dies Buch gehört dem Könige." Der König nahm es auch anfangs wohlwollend auf und rettete es durch allerlei Zensurfährlichkeiten, soll sich aber später sehr abfällig geäußert haben, namentlich als Stahr die revolutionären Gedanken aus dem Gerank der Worte Bettinas loslöste und als eigene Broschüre erscheinen ließ. Trotzdem entzog ihr Friedrich Wilhelm, in dem eine tiefe Ehrfurcht vor allem geistig Bedeutenden eingewurzelt war, seine Gunst nicht. Noch einmal hält er seine Hand über sie, als die Zensur auch bei der Herausgabe des nächsten Buches („Clemens Brentanos Frühlingskranz" 1844) Schwierigkeiten machte. Die wichtigsten Angelegenheiten, die Bettina immer von neuem zum König führten, waren Fürbitten für Verfolgte. Ihr erster Brief an den Kronprinzen vom April 1840 enthält die Bitte um Interesse für die Brüder Grimm, die in der bekannten Angelegenheit der „Göttinger Sieben" ihrer Professur entsetzt worden waren. Der Nächste, für den sich die Bettina verwendet, ist der schlesische Fabrikbesitzer Schlöffel, der in ganz lächerlicher Weise von der Polizei zu einer wichtigen und gefährlichen Person gemacht worden war. Ruhige Bedachtsamkeit, Überlegung, Abschätzung der Realitäten, kaltblütige Erwägung, ob der in Schutz Genommene auch dessen wert sei, waren Bettina fremd. Es genügte, daß jemand in Not war, die Frage nach seiner Schuld wurde niemals aufgeworfen, niemals kam Bettina das Bedenken, daß sie sich durch ihre Fürbitte die Gunst des Königs verscherzen könnte. So setzte sie sich im Jahre 1847 für den polnischen Revolutionär Mieroslawski ein, weil seine Schwester sie darum anflehte. Der König, der ihre Beweggründe ganz gut durchschaute, schreibt ihr: „daß ein intrigantes Weib Sie bezaubert, weil sie sehr unglücklich ist, begreife ich." Noch einmal wird sie durch eine unglückliche Frau bewogen, den König um eine Gnade anzuflehen. Johanna Kinkel wandte sich, als ihr Gatte Gottfried Kinkel im Jahre 1849 auf die schwersten Anschuldigungen hin gefangen genommen worden war, an Bettina. Der König, durch die Vorgänge der Revolution gereizt, beharrte noch strenger als bisher auf seiner Anschauung vom Wesen des Königtums. Kinkel war dazu nicht bloß ein politischer Verbrecher, sondern auch ein Gottloser. Zwischen dem König und Bettina entspinnt sich nun über Kinkel eine langwierige Korrespondenz. Der König stellt entehrende Bedingungen für die Begnadigung und behauptet, sich selbst bei deren Erfüllung nicht für die Rettung Kinkels verbürgen zu können. Auf seiner Seite wird der Ton des Briefwechsels immer schärfer, unmutiger, auf Seite Bettinas immer kühner und freier. Diese letzten Briefe der Vierundsechzigjährigen an den König gehören zu den größten Stücken in ihrem Lebenswerk. Nie ist einem Herrscher mit größerer Offenheit entgegnet worden, nie hat ein Untertan seine Meinung mit solchem Freimut zu verteidigen gewagt. Man weiß nicht, ob Bettinas Dazwischentreten das Schicksal Kinkels beeinflußt hat. Er wurde vom Kriegsgericht in Rastatt zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt; Friedrich Wilhelm wandelte das Urteil in Gefängnis um. Doch wurde Kinkel schon im November 1850 durch Karl Schurz befreit.

Wenn das Leben Bettinas mit diesem letzten großen Auftritt, bei dem sie einen König als Partner hatte, geschlossen hätte, so wäre man versucht, von einem vollendeten Schauspiel zu sprechen. Aber der starke Trieb zum Leben erhielt sie noch zehn Jahre länger, bis zu jener dunkeln und schwermütigen Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1859, da sie in Berlin starb.

Bettina war eine der merkwürdigsten Frauen der Romantik, scheinbar losgelöst von allen Bedenklichkeiten ihres Geschlechtes und doch auch wieder so vollkommen Frau, daß sie alle Dinge dieser Welt nach den Eingebungen ihres Gefühls beurteilte, ein Kind, das verlangend nach dem Monde greift, und eine Prophetin, der sich die Zukunft in Ahnungen ankündigte. Und das war das Größte an ihr, daß sie ihre Fehler — und deren waren viele — mit der gleichen Selbstverständlichkeit bekannte, wie sie ihre Vorzüge ohne falsche Bescheidenheit an das Licht stellte.



Die Viktoriabucht.

Eine Besteigung des Kamerunberges.

Reiseskizze mit Originalaufnahmen von San.-Rat Dr. Kirchhoff und Dr. O. Krüger.

Seit vielen Jahren machen wir jährlich eine größere Reise, meist eine längere Seefahrt. Es gibt wohl kaum etwas so Erfrischendes, nach des Jahres Müh' und Arbeit die Nerven Stärkendes als einen längeren Aufenthalt in der reinen Seeluft, vorausgesetzt freilich, daß man nicht seekrank wird.

Daß man dabei auf den großen überseeischen Dampfern mit einem äußerst interessanten internationalen Publikum zusammenkommt und nach allerlei fremden Ländern mit fremden Völkern und Sitten geführt wird, ist eine angenehme Zugabe. So haben wir denn auch schon ein ganz nettes Stückchen unserer schönen Erde kennen gelernt.

Längst hatten wir den Wunsch, auch einmal eine unserer deutschen Kolonien zu besuchen. In erster Linie hatten wir es auf Kamerun abgesehen, dessen landschaftliche Schönheiten von allen, die dort waren, so sehr gerühmt werden. Je mehr wir uns nach Kamerun erkundigten, desto verlockender erschien es uns als Reiseziel.

Was uns noch ganz besonders reizte, war der 4175 Meter hohe „Große Kamerunberg", der Mongo-ma-Loba, d. i. Götterberg!

So schifften wir uns denn am 9. Oktober 1905 in Hamburg auf der „Eleonore Woermann" ein.

Die Reise von Hamburg nach Afrika verlief ohne besondere Zwischenfälle. Wir legten in Boulogne, Southampton, Santa Cruz (Teneriffa) und Las Palmas an. Die See war meist ruhig. Selbst der von so vielen gefürchtete Biscayische Meerbusen benahm sich uns, als alten Bekannten, gegenüber äußerst zahm.

In dem französischen Conakry berührten wir zuerst das afrikanische Festland, dann ging es nach Monrovia, der Hauptstadt des Negerfreistaates Liberia, wo zur Komplettierung der Schiffsmannschaft etwa achtzig Kru-Neger an Bord genommen wurden.

Diese Schwarzen, meist aus dem Kru-Dorfe stammend, werden auf den Woermann-Dampfern stets als Arbeiter bis Kamerun mitgenommen, um dann auf der Rückreise wieder in ihrer Heimat abgesetzt zu werden.

Am 29. Oktober, einem Sonntag, in aller Frühe erreichten wir unser Ziel. Als wir bei Tagesanbruch an Deck kamen, fuhren wir gerade in die Bucht von Viktoria ein. Ein herrliches Landschaftsbild bot sich unseren erstaunten Blicken dar. Diese Gegend kann sich wirklich mit den schönsten der Erde messen! Was wir im Kolonialmuseum in Berlin gesehen, wurde nicht nur erreicht, sondern bei weitem übertroffen. Rechts der hochaufstrebende, in seiner Form dem Vesuv ähnelnde Pic von Fernando Póo, jener fruchtbaren, seit langem kultivierten Insel, die, trotzdem sie so dicht bei Kamerun liegt, doch leider nicht uns, sondern den Spaniern gehört. Links die im üppigsten Grün prangende Küste von Kamerun. Alles ein großer dichter Wald, der scharf mit dem Meere abschneidet, und der wie eine dicke grüne Decke das ganze sichtbare Land überzieht. Alle Hügel, alle Schluchten sind gleichmäßig mit diesem Grün

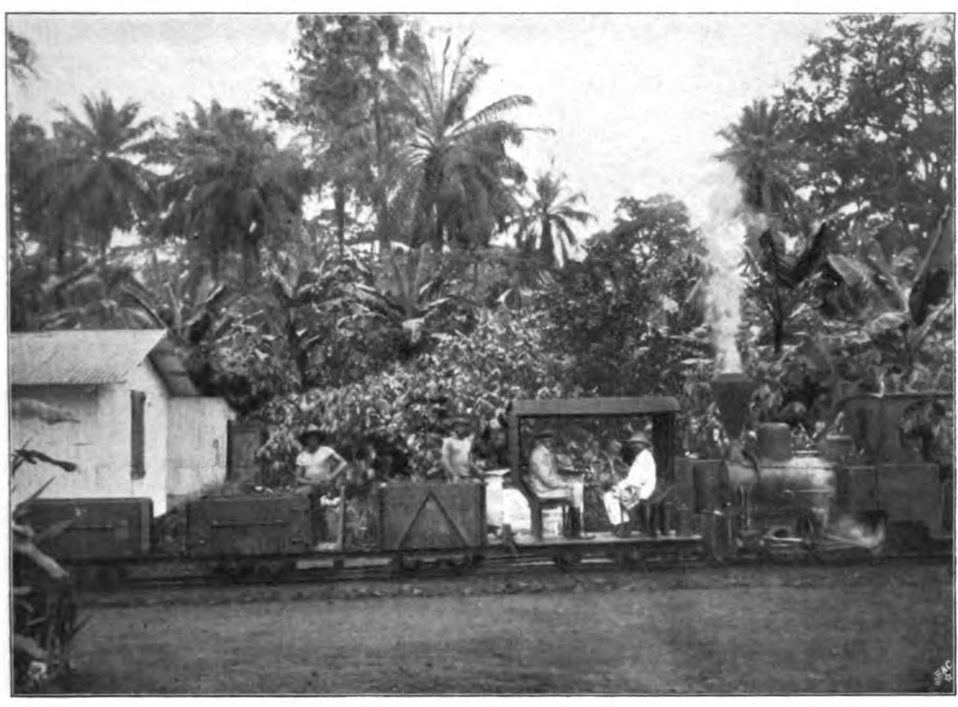
bedeckt bis hinauf zur Spitze des 1700 Meter hohen „Kleinen Kamerunberges“, der, dem Corcovado bei Rio gleichend, das Landschaftsbild nach der einen Seite zu abschließt, während nach der anderen hin die weit ausgelegte sogenannte Affenhalbinsel einen Abschluß bildet. Und dahinter der gewaltige „Große Kamerunberg“, in seinen unteren Partien sanft ansteigend und gleichmäßig bewachsen, oben schroff abfallend, ein ungeheures kahles Felsenmassiv, von oben nach unten gewaltig durchfurcht. Jetzt von den Strahlen der jungen Sonne getroffen ganz besonders prächtig! Bei diesem Anblick bekamen wir nun doch Respekt vor unserer Bergpartie, und im stillen sagten wir uns wohl: ‚Wenn wir nur erst oben wären.‘

Langsam näherten wir uns der Küste. Die Pirateninseln hatten wir bereits passiert, zwischen zwei anderen Inseln hindurch fuhren wir nun direkt auf Viktoria zu. Immer deutlicher hoben sich die einzelnen Bäume, schlanke Palmen, allerlei Laubbäume, saftige Planten, Bananen und dergleichen, ab, und nach und nach kamen immer mehr Häuser zum Vorschein. Links die Gebäude von Kakaohafen, rechts die Viktoriahäuser, dazwischen der Botanische Garten und über diesem das stattliche Bezirksamtmannshaus, das Ganze beherrschend. Lustig flatterten allerwärts die deutschen Flaggen, und unter dem Donner unserer Schiffskanone rasselte der Anker nieder. Bald kam eine Menge Einheimischer an Bord, und allenthalben fanden freudige Begrüßungsszenen statt. Herr van de Loo von der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft, an den uns Herr Dr. Esser in Berlin äußerst liebenswürdige Empfehlungen mitgegeben hatte, sorgte für unsere Ausbootung und lud uns unter sein gastliches Dach ein. Bevor wir nach Kakaohafen hinüberruderten, machten wir noch dem Gouverneur auf seiner schmucken Regierungsjacht „Herzogin Elisabeth“ einen kurzen Besuch, um uns ihm als eine für Kamerun bisher noch seltene Spezies, als „Kameruner Touristen“ vorzustellen. In Kakaohafen fanden wir eine ungemein freundliche Aufnahme. Unser verehrter Wirt und seine liebenswürdige Gemahlin sorgten in geradezu rührender Weise für unser Wohl. Wir hatten es gut getroffen! Am Abend fand in dem van de Looschen Hause dem Gouverneur zu Ehren, der von einer längeren Tour mit seiner Jacht zurückgekehrt war, ein großes Diner statt, und so lernten wir gleich alle maßgebenden Persönlichkeiten kennen, die uns dazu verhelfen konnten, in möglichst kurzer Zeit recht viel zu sehen. Eine besondere Überraschung war für uns die Tafelmusik der Kameruner Schutztruppen-Kapelle. Die schwarzen Kerle spielten unter der Leitung eines deutschen Kapellmeisters ganz allerliebst, mit einem Takt und einer Akkuratesse, wie man sie nicht besser bei einer europäischen Kapelle verlangen kann. Dazu die herrliche Tropennacht und ein ausgezeichnetes Diner! Weine aus dem Klub von Berlin und köstliches, dank der Anwesenheit des Dampfers, kaltes Pilsener Bier! Wir saßen auf einer großen, offenen Veranda, so daß die durchstreichende Seebrise eine äußerst angenehme Temperatur schaffte. Später wurde sogar ein Tänzchen riskiert, wobei allerdings auf die einzige Dame etwas viel Tänzer kamen. Daß



Szenerie bei Viktoria mit Blick auf die Pirateninseln.





Abfahrt auf der Plantagenbahn.

wir in den Tropen waren, sollten wir aber nicht vergessen. Noch eben war das herrlichste Wetter gewesen, eine sternenklare Nacht, als sich plötzlich ein Sturmwind erhob, der das Haus in seinen Festen erzittern machte. Gleich darauf brach ein Gewitterregen los, als habe der Himmel alle seine Schleusen geöffnet. Blitz auf Blitz durchzuckte die Luft und erleuchtete Land und Meer mit zauberhaftem Licht. Wir hatten es mit einem „Tornado“ zu tun, die in den Übergangszeiten zwischen der Regen- und Trockenzeit so häufig sind. Wir waren froh, unter Dach und Fach zu sein und nicht etwa schon unterwegs auf den Mango-ma-Loba. Aber ebenso schnell wie er gekommen, verschwand dieser Tornado auch wieder. Nach einer Stunde war alles vergessen. Am Himmel strahlten wieder die hellsten Sterne, auf dem Rasen und in den Bäumen glitzerten Milliarden von Leuchtkäferchen.

Hätten wir nicht am nächsten Morgen früh heraus gemußt, um nach Soppo hinaufzukommen, wir hätten uns noch lange nicht trennen können. Aber mit müden Gliedern und schwerem Kopfe durften wir unseren Aufstieg nicht beginnen, am wenigsten hier in den Tropen, wo man mit dem Alkohol ganz besonders vorsichtig sein muß. So nahmen wir uns denn auch vor, während der nächsten Tage nur noch „Bumswater“, das ist Selterwasser (von den Eingeborenen mit diesem onomatopoietischen Namen belegt), zu trinken und alle alkoholischen Getränke, vor allem aber „Bumswein“ zu meiden. Noch lange hörten wir die lustigen Weisen der schwarzen Kapelle, bis schließlich doch die Natur ihre Rechte geltend machte.

Am nächsten Morgen ging es früh heraus. Um 5 Uhr weckte uns die Plantagenglocke, welche jeden Morgen um diese Zeit ihre Angestellten ruft. Um 6 Uhr saßen wir schon oben auf der van de Looschen Terrasse beim Frühstück. Daß dort oben bis zum frühen Morgen ein solennes Fest gefeiert worden war, konnte man nirgends merken. Unter den Anweisungen der umsichtigen Hausfrau hatten die zahlreichen Boys alles wieder in die peinlichste Ordnung gebracht. Aber auch unsern liebenswürdigen Wirten war nichts anzumerken. Sie begrüßten uns mit einer Frische, als hätten sie die ruhigste Nacht verbracht.

Gegen 7 Uhr bestiegen wir die kleine



Verteilen des Gepäcks vor dem Aufstieg.

Essersche Plantagenbahn, welche uns 600 Meter hoch hinauf beförderte. Diese eigens für die Esserschen Plantagen zum Transport des Kakaos gebaute Bahn ermöglicht es, die Reise nach Buëa, dem Sitz des Gouverneurs, erheblich abzukürzen und bequemer zu gestalten. Von dem jetzigen Endpunkte, Wotutu, gelangt man auf gutem Wege in etwa zwei Stunden nach Buëa. Bald soll die Bahn bis Soppo, später vielleicht bis Buëa fortgeführt werden.

Die Fahrt durch die großartig angelegten und tadellos gehaltenen Plantagen und späterhin durch den Wald war herrlich. Die Vegetation, durch die wir hier hindurchfuhren, geradezu überwältigend. Wer nie in den Tropen war, kann sich von einer solchen Fruchtbarkeit gar keine Vorstellung machen. Es war wirklich oft, als wären die prächtigsten und seltensten Exemplare von Bäumen, Sträuchern und Blumen aus den Gewächshäusern herausgenommen und rechts und links von der Bahn aufgestellt. Weit in die Tiefe sehen konnte man nicht. Üppige Schlingpflanzen und dichtes Buschwerk schufen eine undurchdringliche Mauer. In den Pflanzungen selbst wächst, vorläufig wenigstens noch, fast ausschließlich Kakao, aber der immer mehr sinkende Preis auf dem Weltmarkt — heutzutage wird in der ganzen Welt Kakao gepflanzt — und die zahlreichen Kakaoschädlinge, deren Zerstörung unendliche Mühe und Arbeit erfordert, lassen die Kakaogewinnung immer weniger lohnend erscheinen. Man hat daher bereits damit angefangen, an Stelle der Kakao- Gummipflanzungen anzulegen, für die Kamerun geradezu ideale Wachstumsbedingungen darbietet, und die bei dem allgemeinen und immer mehr um sich greifenden Verlangen nach Gummi einen dauernden Gewinn versprechen. Ja, die Zukunft Kameruns soll einzig und allein im Gummi liegen!

Nach ca. einstündiger Fahrt erreichten wir Wotutu. Von hier ging es auf Maultieren nach Soppo, wo wir nach einer



Inneres der Johann Albrecht-Hütte.

weiteren Stunde anlangten, infolge eines wieder plötzlich aufgetretenen Gewitterregens bis auf die Haut durchnäßt, so daß wir froh waren, gleich in einem der sehr wohnlichen Esserschen Plantagenhäuser Unterkunft zu finden. Es blieb uns nichts übrig, als uns in Decken gehüllt sofort ins Bett zu legen, um die Ankunft unserer Sachen zu erwarten, die durch Träger heraufbefördert wurden. Hier oben, ca. 800 Meter hoch, war es denn doch erheblich kühler als unten in der heißen Treibhausluft, so daß diese Vorsicht schon geboten schien.



Die Johann Albrecht-Hütte.

Der kommende Tag galt den Vorbereitungen zu unserem Aufstieg. Da man uns allenthalben sehr liebenswürdig entgegenkam, machte das weiter keine Schwierigkeiten. Durch die freundliche Vermittelung des Herrn Brückner in Buëa waren Führer, Träger, Proviant, Decken usw. bald besorgt, so daß der Aufbruch zum nächsten Morgen um halb sechs Uhr verabredet werden konnte. Um uns den Weg etwas abzukürzen, wollten wir nicht von Soppo, sondern von der Sennerei, die ca. 200 Meter über Buëa liegt, aus aufbrechen und fanden uns daher bereits am Abend dort ein. Unter der Obhut zweier Allgäuer Senner führen hier ca. 70 stattliche Kühe ein beschauliches Dasein und ahnen wohl kaum, daß sie nicht in ihren heimatlichen Bergen, sondern mitten im schwarzen Erdteil sind. Wir wurden von dem Leiter der Sennerei sehr freundlich aufgenommen und leerten mit ihm manchen Schoppen der ganz vorzüglichen frischen Milch. Aber sehr lange hielt es uns nicht auf. Wir mußten Kräfte sammeln für den kommenden Aufstieg und zogen uns daher zu einer für uns ungewohnten Stunde in das uns gütigst überlassene, geräumige Schlafgemach zurück.

Am nächsten Morgen pünktlich um halb sechs meldete sich unser Führer, der Gouvernementsjäger Lionga, ein infolge einer Blitzverbrennung etwas abschreckend aussehender Schwarzer, der sich aber später als sehr zuverlässig und ordentlich erwies. Hinter ihm erschienen die Schar der Träger, zwei mit Buschmessern ausgerüstete Leute,

um den Weg durch den Wald zu bahnen, ein Polizeisoldat, ein Koch, Faktotum des Herrn Brückner, der uns diesen freundlicherweise überlassen hatte, und, last not least, das ewig Weibliche, eine Mammy, die Frau eines Trägers, die aus Neugierde mit ihrem Ältesten zusammen mit von der Partie sein wollte.

Die Verständigung mit unserer Gefolgschaft war etwas schwierig. Deutsch sprach natürlich keiner der Schwarzen, der Führer Lionga und der Koch verstanden etwas englisch, konnten sich uns gegenüber aber nur durch das Kauderwelsch des „pigeon-english" verständlich machen.

Nachdem unser Gepäck, verschiedene Blechkoffer mit dem Proviant, große Säcke mit warmen Sachen, dicken Lodenmänteln mit Decken und der nötige Wasservorrat, aufgeladen waren, setzte sich der Zug in Bewegung. Zuerst ging es sanft ansteigend über grüne Matten bis an den Saum des Waldes, dann durch diesen hindurch auf immer steilerem Pfade in die Höhe. Häufig mußten dicke Baumstämme, die den Weg versperrten, überklettert werden, und allmählich wurde der Busch immer dichter, so daß die mit den Buschmessern ausgerüsteten Schwarzen anstrengende Arbeit bekamen. Während der ganzen langen Regenzeit war der Pfad nicht begangen worden und infolgedessen sehr zugewachsen, so daß ein neuer Durchgang geschaffen werden mußte. So ging es etwa zwei Stunden lang weiter. Dann war die obere Waldgrenze erreicht, und wir gelangten in das Gebiet des Elefantengrases, nach seiner Höhe so genannt, in welchem nur noch vereinzelte niedrige Bäume und Sträucher vorkommen. Das bis an die Brust reichende Gras machte das Steigen insofern schwierig, als man nichts von dem steinigen Boden sah und sich immer erst mit dem Fuß einen Halt suchen mußte. Beim Bergabsteigen machte sich diese Schwierigkeit allerdings noch mehr geltend, da man dabei noch leichter ausrutschte. Schlimm fallen konnte man freilich nicht, das lange Gras gewährte immer einen guten Halt. Von Ende Dezember an wird diese Bergpartie leichter zugänglich. Die Eingeborenen brennen dann das ganze Gras nieder. Bei Nacht soll dieser feurige Bergbrand ein wundervoller Anblick sein und mag dann wohl noch an die längst vergangenen Zeiten erinnern, in denen die zahlreichen Krater tätig waren. Der Mongo-ma-Loba ist ein ausgebrannter Vulkan!

Fünf Stunden lang ging es so in gerader Linie aufwärts, nur von kurzen Haltepausen unterbrochen. Unser nächstes Ziel, die erste Terrasse, sahen wir schon lange vor Augen, aber nur langsam rückte sie uns näher. Als wir endlich oben waren, glaubten wir schon, wir müßten noch weiter steigen, denn von einem Unterschlupf war hier nichts zu sehen. Aber unser Führer führte uns nur wenige Minuten seitlich, und wir entdeckten in einer muldenartigen Vertiefung, vor Winden geschützt, die „Johann Albrecht-Hütte", ein für die gegebenen Verhältnisse sehr annehmbares Nachtquartier. Sie sowohl, wie die „Herzogin Elisabeth-Hütte" auf dem Gipfel ist eine Errungenschaft des Kameruner Alpenvereins, der sich vor einigen Jahren konstituiert hat, und dem wir im Namen aller Bergsteiger, die den Kamerunberg nicht unter allzu großen Anstrengungen erklim-



Vor der Herzogin Elisabeth-Hütte.

men wollen, nur unseren wärmsten Dank abstatten können. Die Hütte besteht aus einer einfachen Holzbude und einem Wellblechverschlag für die Schwarzen. Während diese unter ihrem Wellblechdach sofort ein ordentliches Feuer anmachten, vertauschten wir unsere Tropenkleider mit wärmeren Sachen. Waren wir doch hier schon ca. 3000 Meter hoch und empfanden höchst unangenehm den großen Temperaturunterschied gegen unten. Dann wurde das Nachtlager aus Decken und dem in der Hütte befindlichen Stroh zurecht gemacht und ein Blechkoffer als Tisch zum Mahle gedeckt. Das wurde uns denn auch bald von unserem Koch serviert und mit großem Behagen verzehrt.



Auf dem Mango-ma-Loba.

Zur „after dinner"-Zigarre erklommen wir die nächste Höhe, machten es uns auf ein paar großen Steinen recht behaglich und genossen so die herrliche, weite, unbeschränkte Aussicht. Zunächst unter uns, mitten im Grünen, Buëa und Soppo, dann weiter nach rechts zu die große Bucht von Viktoria mit dem „Kleinen Kamerunberg" und allen ihren vielen Inseln, weiter hinaus Fernando Póo mit seinem schlanken Pic. Geradeaus das weite Meer. Links das große Kamerun-Ästuarium mit seinen Flußläufen und zahllosen Kricks, deren Silberglanz scharf gegen das dunkle Land und die vielen Inselchen abstach. Und tief in das Land hinein nur Wald, dichter, saftiger, grüner Urwald! Wir schauten und schauten und konnten uns nicht satt sehen, bis die letzten Strahlen der untergehenden Sonne erloschen waren, und ein gleichzeitig aufsteigender feuchter Nebel es uns geraten erscheinen ließ, unser schützendes Dach aufzusuchen. Bald fing denn auch wieder der übliche Gewitterregen an mit seinen obligaten Blitzen, und wir waren froh, daß wir die herrliche Aussicht genossen hatten.

Am nächsten Morgen wurde wieder früh aufgebrochen. Außer unserem Führer gingen diesmal nur zwei Träger mit, der Rest der Truppe zog es vor, in der unteren Hütte zu bleiben. Die Schwarzen scheuen im allgemeinen den oberen Teil des Berges, einmal aus religiösen Gründen, weil ihre Götter oben hausen — und mit denen ist nicht zu spaßen — und dann der Kälte wegen. Wenn es auch keinen ewigen Schnee und Gletscher gibt (die Schneegrenze liegt der geographischen Lage Kameruns entsprechend sehr viel höher als in unseren Alpen), so friert es doch häufig, und an geschützten Orten hält sich auch lange der Schnee. Die armen Kerle frieren daher ganz jämmerlich da oben und, nachdem vor wenigen Jahren einige Schwarze erfroren sind, verspüren sie noch weniger Lust, die oberen Regionen kennen zu lernen. Unsere Helden gingen auch nur für ein noch extra versprochenes Trinkgeld mit.

Der Weg von der unteren Hütte hinauf zur oberen führt zunächst noch durch hohes Gras und war noch steiler als bisher. Dann aber hört, bis auf allerlei Moosarten, jede Vegetation auf, die Landschaft wird immer öder. So ging es etwa zwei Stunden, bis wir an den Aschenkegel gelangten, der wie beim Vesuv die oberste Spitze bildet. In dieser Region ist das Steigen auf die Dauer ganz besonders anstrengend, da man tief einsinkt und bei jedem Schritt vorwärts wieder ein



Auf dem Marsch bergab.

Schwarzen dicht zusammengedrängt unter dicken Decken, vor Frost ganz jämmerlich zitternd. Das Thermometer zeigte 3 Grad Celsius! Nachdem wir uns in dem in einer Blechkiste aufbewahrten „Fremdenbuch" verewigt und uns durch einen kräftigen Schluck gestärkt hatten, bliesen wir daher bald zum Aufbruch, was allgemeine Freude hervorrief.

Hinunter ging es in der losen Asche zunächst sehr rasch und bequem. Aber später, als das hohe Gras wieder anfing, wurde auch der Abstieg recht beschwerlich. Dicht unterhalb des großen Aschenkegels stießen wir auf den Leichnam des einen vor fünf Jahren Erfrorenen, tadellos erhalten, mumifiziert wie die Mönche in den Katakomben bei Palermo.

In der unteren Hütte wurde unsere Rückkehr mit Jubel begrüßt und, nach dem Gestikulieren und Debattieren zu urteilen, die Gefährlichkeit des Berggipfels einer sehr eingehenden Kritik unterzogen. Unsere Schwarzen waren entschieden aus dem Gleichgewicht ihrer sonstigen Ruhe etwas herausgedrängt; die ganze Nacht hindurch hörten wir durch die dünne Bretterwand ihr eintöniges Gerede.

Etwas steif von den ungewohnten Kletterübungen — wir hatten gänzlich untrainiert unmittelbar im Anschluß an die dreiwöchige Seereise die Besteigung des Berges unternommen — setzten wir am nächsten frühen Morgen den Abstieg weiter fort mit einem Umwege über die sogenannte Mannsquelle, um auch diese noch kennen zu lernen. Hier bekamen wir von weitem eine Antilopenherde zu sehen, außer einigen wenigen Affen und zahlreichen sehr bunten kleinen Vögeln das einzige Getier, dem wir auf dem Mongo-ma-Loba begegnet sind.

Im übrigen vollzog sich der Abstieg ohne nennenswerte Ereignisse. In der Sennerei erquickten wir uns wieder an der

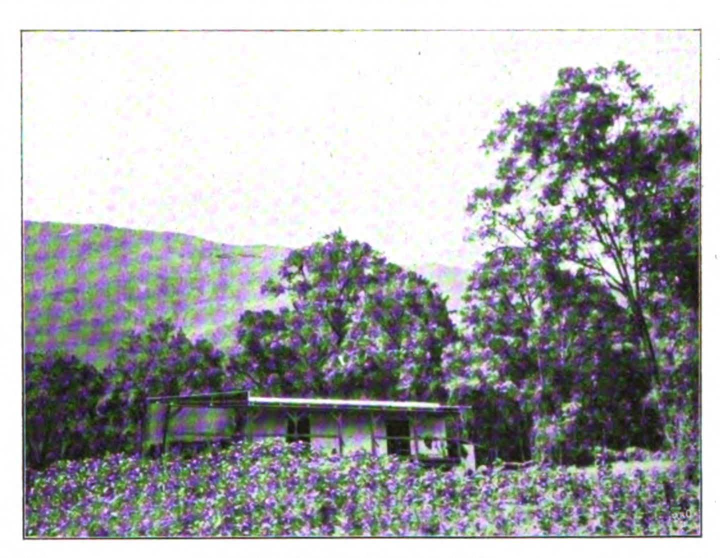
Stück zurückrutscht. Nach abermaligen zwei Stunden hatten wir aber auch diesen Aufstieg überwunden und sahen die obere „Herzogin-Elisabeth-Hütte", einen von Stürmen etwas demolierten Wellblechbau, vor uns. Die Hütte steht auf einem kleinen Plateau, von dem aus sich einzelne Spitzen erheben, lauter Aschenkegel, die offenbar verschiedenen vulkanischen Ausbrüchen ihre Entstehung verdanken. Wir bestiegen die uns am höchsten scheinende, die auch von unserem Führer für die Spitze des Mongo-ma-Loba erklärt wurde. Mit uns hinaufklettern wollte aber keiner der Schwarzen, selbst unser Führer winkte mit Schrecken ab, als wir an ihn dies Ansinnen stellten. Und recht mochte er haben, wenn er die Ersteigung dieser obersten Spitze für gefährlich hielt, nicht wegen des Zornes der in ihrer Ruhe gestörten Götter, sondern wegen des orkanartigen Windes, der dort oben blies. Man müßte ihm mit Anstrengung aller Kräfte entgegenarbeiten, um nicht in einen der tiefen Krater hinuntergeweht zu werden. Als nun auch noch dichte Wolken heranzogen, machten wir, daß wir zu der Hütte hinunterkamen, um so mehr, als wir von oben gar keine Aussicht hatten. Alles war in Wolken gehüllt. Das war schade, aber wir hatten beim Aufstieg so herrliche Ausblicke gehabt, daß die Aussicht von ganz oben kaum schöner sein konnte. In der Hütte fanden wir unsere

herrlichen Milch, dann ging es nach Buëa zurück, wo wir als Gäste des Gouverneurs bis zum nächsten Mittag blieben, darauf nach Soppo und hinunter nach Viktoria.

Die wenigen Tage, die uns noch in Kamerun blieben, benutzten wir zur näheren Besichtigung Viktorias, der großartigen Essersschen Plantagen, des Botanischen Gartens und zu einer Fahrt durch die Kricks zwischen den unzähligen Mangrove-Inseln hindurch nach Duala. Hier trafen wir unsere „Eleonore“. Als wir infolge eines Tornados, der uns mitten auf dem Kamerunhaff überrascht hatte, bis auf die Haut durchnäßt, wieder unsere wohnliche Kabine betraten, kamen wir uns ordentlich wie zu Hause vor und fühlten uns, nachdem wir erst trockene Sachen anhatten, unbeschreiblich wohl.

Am nächsten Tag lichtete die „Eleonore“ den Anker, und nun ging es heimwärts. In Santa Cruz verließen wir unser Schiff, verbrachten noch eine sehr angenehme Woche in Teneriffa und dampften dann mit einem Velocedampfer nach Genua. Aufenthalt konnten wir nirgends mehr machen, unsere Zeit war um. Gleich im Anschluß an unsere Ankunft in Genua ging es mit dem Riviera-Expreß unserem winterlichen Norden zu.

Wir waren gerade zwei Monate weg gewesen: am 9. Oktober waren wir ausgereist, am 9. Dezember trafen wir wieder daheim ein.



Mussacahaus am Mango-ma-Loba.

Mal occhio.

Sie lag so weiss in ihren Sterbekissen
Und sprach: „Zwei Augen haben mich getötet,
Der Andern Augen, der ich ihn entrissen,
Als meine Wange noch vom Lenz gerötet.

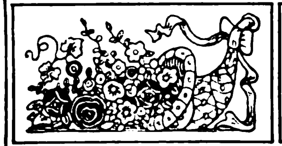
Una glitt ich doch so blass aus seinen Armen,
Dem ich zu spät genaht auf grünem Pfade:
Zwei dunkle Augen fleht' ich um Erbarmen,
Zwei dunkle Augen kannten keine Gnade.

Gelegen hab' ich auf den kalten Fliessen
In unsrer Kirche mitleidvollem Schweigen,
Die Lider durft' ich nicht im Beten schliessen,
Zwei Augen sah ich aus dem Dunkel steigen.

Gewandert bin ich müd auf nackten Sohlen,
Um Frieden an geweihtem Ort zu flehen,
Im Wandern schaute rückwärts ich verstohlen,
Mir war, als müsst ich in zwei Augen sehen.

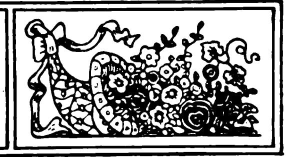
Ich wandre nicht mehr. — Seht, — das ist das Ende,
O lasst mit weissen Rosen mich bedecken,
Und liebt ihr mich, so faltet eure Hände,
Dass mich zwei Augen nicht im Grabe schrecken.

Jeanne Berta Semmig.



Neues vom Büchertisch.

Von Carl Busse.



Karl Emil Franzos, Der Pojaz (Stuttgart, J. G. Cotta). — **Georg Hirschfeld, Das grüne Band** (Berlin, S. Fischer). — **Fedor von Zobeltitz, Die arme Prinzessin** (Stuttgart, J. Engelhorn). — **Helene Voigt-Diederichs, Dreiviertel Stund vor Tag** (Jena, Eugen Diederichs). — **Robert Thomas, Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren** (Leipzig, F. W. Grunow).

Durch die Lieder und Erzählungen deutscher Dichter rauschen seit vielen Jahrhunderten der grüne Rhein und die blaue Donau. Oder und Weichsel, also die Ströme, an und zwischen denen die ältesten nachweisbaren Sitze der Germanen lagen, fallen fast ganz aus. Es ist, als wären sie nicht vorhanden, als wohnten an ihren Ufern nicht auch Söhne unseres Volkes. In einer nach Landschaften geordneten Literaturgeschichte würde der Osten in bittrer Armut dastehen und frieren, wenn nicht Ostpreußen ihn glänzend rettete. Denn Schlesien, das sangesfrohe, zielt schon mehr nach dem Süden und nach Österreich hin, mit dem es verbunden war. Aber Ostpreußen reißt, wie gesagt, die östlichen Provinzen heraus. Es ist das, was für das übrige Deutschland Schwaben ist; es setzt genau wie dieses weniger noch durch die Fülle, als durch die Verschiedenheit der bedeutenden Geister, die es hervorgebracht hat und hervorbringt, in Erstaunen. In seiner Luft gedeihn wie in der schwäbischen die klügsten Redner und die merkwürdigsten Phantasten, häufiger noch Persönlichkeiten, in denen diese Gegensätze sich wunderlich gemischt haben.

Um so jäher ist der Abfall, wenn man sich den beiden andern Ostprovinzen zuwendet: Westpreußen und Posen. Es sind die einzigen, die keine Universität besitzen; es sind Provinzen, die für die geistige Entwicklung der Nation völlig belanglos scheinen. Für den Sohn solcher Landschaft ist es kein besonderes Vergnügen, das festzustellen, doch es wäre eine Torheit, die Augen davor zu verschließen. Fürs erste dürfte sich aus naheliegenden Gründen das Blättchen auch schwerlich drehen, aber wer den Osten lieb hat, wer über seine weiten, traurigen Ebenen gewandert ist, wem der polnische Wind um die Ohren sang, der mag wohl davon träumen, daß es einst anders wird, daß auch dieser Landschaft einst ein großer Dichter ersteht, der sie einführt in den Kreis und Chor der andern. Schon sind ja einzelne Versuche gemacht worden, hier literarisches Neuland zu erobern — ich erinnere etwa an Clara Viebigs „Schlafendes Heer" —, Versuche, die einige Farben und Typen gut festlegen. Aber es sind ihrer so wenig, daß man mit Freuden jeden neuen begrüßt. In solcher Freude nahm ich Karl Emil Franzos' große „Erzählung aus dem Osten", sein nachgelassenes, „Der Pojaz" betiteltes Werk, zur Hand. Denn zwar ist dieser Franzosische „Osten" nicht unser Osten, aber der Ähnlichkeiten und Bezüge sind genug vorhanden, und der Dichter selbst hat in der Vorbemerkung Posen und Galizien einmal nebeneinandergestellt. Wer die jüdisch-polnische Bevölkerung Posenscher Landstädtchen kennt, wird über die Verhältnisse, die „Der Pojaz" schildert, auch nicht gar so arg erstaunt sein. Dem Westdeutschen dagegen dürften sie fremder sein, als die chinesischen.

Karl Emil Franzos ist am 28. Januar 1904 gestorben, ohne den „Pojaz", den er für sein bestes Werk hielt und der damals schon über ein Jahrzehnt fertig in seiner Schublade lag, veröffentlicht zu haben. Vielleicht ahnte er seinen baldigen Tod und wollte jener Schöpfung, die er am meisten liebte, den Charakter eines Vermächtnisses geben. Dazu würde etwa auch das Vorwort stimmen, in dem er kurz die Mächte, die sein Leben bestimmten, und die Tendenzen, denen er nachgestrebt, darlegt. Sein Vater war jüdischer Bezirksarzt in Ostgalizien, der dem Dreikäsehoch schon einprägte, daß er der Nationalität nach Deutscher, dem Glauben nach Jude sei, und ihn so erzog, daß er einst im Westen die Heimat finden konnte. Aber dadurch wurde der Knabe von vornherein völlig isoliert. Von den Deutschen und Polen war er durch Abstammung und Glauben geschieden, während die Juden den Sohn eines Hauses, in dem weder religiöse Bräuche geübt, noch Speisegesetze gehalten wurden, einen Abtrünnigen schalten. Dieser für ein Kind doch recht wenig glücklichen Ausnahmestellung schreibt Franzos es wahrscheinlich mit Recht zu, daß sich die Fähigkeit des Beobachtens („vielleicht das beste, was ich habe") früh und stark in ihm entwickelt hat. Aus den gleichen Verhältnissen und Bedingungen erwuchs ihm vielleicht das empfindliche Gerechtigkeitsgefühl, das sich in seinen Erzählungen ausprägt. Auch später saß er manchmal zwischen zwei Stühlen. Das national-orthodoxe Judentum, dessen Auswüchse er bekämpfte, haßte ihn, und wie die kleinen Kaftanträger in Czortkow, dem „Barnow" seiner Novellen, den Abtrünnigen mit Kot beworfen hatten, so wurde dem Manne später zugerufen, daß das Judentum für einen Menschen seiner Gesinnung keinen Raum habe. Aber trotzdem glaubte er sich das „Entreebillet zur europäischen Kultur", den Taufschein, nicht holen zu sollen. Die erste Folge davon war, daß er seinem Lieblingstraum, Professor der klassischen Philologie zu werden, entsagen mußte. Die zweite, daß ihm das geliebte Mädchen den Laufpaß gab: „Es bricht mir das Herz, aber Sie sind Jude." Er studiert Jura und merkt, als er fertig ist, daß er zum Advokaten nicht taugt, daß es ihn nur zum Richterberuf

zieht. Aber der ist dem Juden verschlossen. So wird er Journalist und schreibt in Freistunden Novellen. „Moschko von Parma", „Die Juden von Barnow" und die Kulturbilder aus „Halb-Asien" machten seinen Namen weit bekannt.

Aber der tüchtige Erzähler wollte nicht nur in Novellenform bestimmte Ausschnitte aus dem Leben der galizischen Juden geben — sein Ehrgeiz zielte weiter, zielte darauf hin, alle einzelnen Strahlen in einem großen Brennpunkt zu sammeln und ein erschöpfendes Kulturbild aus dem östlichen Ghetto zu schaffen. Das geschieht eben in dem vorliegenden Werke „Der Pojaz" (Stuttgart, J. G. Cotta), das merkwürdigerweise im Vorwort als „Roman", auf dem Umschlag als „Erzählung" und im Innentitel als „Geschichte" bezeichnet wird. Vielleicht kommt dieses Schwanken in der Benennung gar nicht auf das Konto des Dichters, aber es ist immerhin bemerkenswert. Nach meinem Gefühl würd' ich den „Pojaz", obwohl darin das ganze, allerdings früh versinkende Leben eines Menschen in einem großen Rahmen dargestellt ist, doch nicht als Roman, sondern als Geschichte ansprechen, so schwierig und umständlich es sein würde, die Gründe dafür zu formulieren.

Der Pojaz (Bajazzo) heißt mit seinem bürgerlichen Namen Sender Glatteis und ist der Sohn von Mendele Glatteis, dem berühmten „Schnorrer", der als Fahrender, etwa dem „Jongleur" des französischen Mittelalters vergleichbar, die Ghettos Halbasiens besucht. Am Wege sterbend, fleht dieser Mendele sein Weib an, das Kind, das sie unterm Herzen trägt, werden zu lassen, was es will, nur nicht einen „Schnorrer". An diesem Schwur, den auch die Pflegemutter Senders, die Rosel Kurländer, treu halten will, hängt eigentlich alles. In dem Kinde, das in völliger Unkenntnis über seine Eltern heranwächst, regt sich bald das Blut des Vaters, des Schnorrers, Landstreichers, Spaßmachers. Die Pflegemutter nimmt den Kampf damit auf. Sie versucht, Sender zum Handwerker zu machen und ihn zu verheiraten, sie wendet alle Mittel an, um die gefährlichen Talente des Knaben zu unterdrücken oder auf gut bürgerliche Ziele zu lenken. Aber da geschieht es, daß Sender durch Zufall in einer größeren Stadt ein Theaterstück sieht. Und nun hat er sein Ideal gefunden, für das er hungert und dürstet, strebt und lernt. Mit aller Zähigkeit seiner Rasse, in größter Heimlichkeit, bereitet er sich auf den Beruf vor, auf den glühende Begeisterung und natürliche Veranlagung ihn hinweisen. Es ist nicht möglich, hier anzudeuten, auf welchen Wegen und Schleichpfaden, unter welchen Mühsalen und Hemmnissen er dem leuchtenden Ziel näher und näher kommt. Aber kurz vor der höchsten Lebenserfüllung, die es für ihn gibt, wirft sich ihm seine Pflegemutter in letzter Verzweiflung in den Weg, verrät ihm das Geheimnis seiner Geburt, die letzte Bitte seines sterbenden Vaters — und Sender macht Kehrt. Aber er ist seelisch und körperlich gebrochen. Das Licht flackert noch einmal auf und erlischt.

Naives Gefühl wird sich leichtlich gegen diesen Stoff wehren. Haben wir deshalb mit dem Pojaz zusammen gestrebt, gehofft, gehungert und gefroren, damit am Ende alles umsonst und für die Katz' war? Daß sich in einer Frage, die für ihn tatsächlich über Sein oder Nichtsein entscheidet, der Lebende für die Toten oder für die Seelenruhe einer Frau, die allerdings unendlich für ihn gesorgt hat, opfert, das will uns nicht recht in den Kopf. Und Franzos hat das doch auch gefühlt. Er führt die Handlung so geschickt weiter, daß der junge Jude durch eine Rettungstat die alte Liebesschuld einlösen kann. Freigesprochen von seinem Gewissen, kann er seinem natürlichen Wege nun folgen. Aber da zwingt ihn die Krankheit nieder; der schwache Körper war den Aufregungen und Anstrengungen nicht gewachsen; die Schwindsucht packt den armen Sender, und so muß er ins Grab statt auf die Bühne.

Doch mit diesem zweiten und stärkeren Bundesgenossen, den sich Franzos da gesucht hat, sind wir noch weniger einverstanden. Wohl knüpft der kluge Erzähler das Entstehen des Leidens an Verhältnisse und Vorgänge, die mit dem Aufstreben des Helden zusammenhängen, aber es liegt in der Natur der Sache, daß hierbei immer nur die Möglichkeit, nicht die Notwendigkeit des Geschehens bewiesen werden kann. Der Sender, der um seiner Eltern und seiner Pflegemutter willen seinen Zielen entsagt, ist ein tragischer Held; der Sender, den die Schwindsucht dazu zwingt, ist es nicht mehr. Das ist nur ein unglücklicher Mensch, dessen Schicksal uns bedrückt und traurig macht. Wie ein heimtückischer und hinterlistiger Feind packt die Krankheit den Strebenden. Sie ist unüberwindbar. Kraft und Wille nützen nichts dagegen. Die Waffen sind nicht mehr gleich und ehrlich, so daß es nicht einen heißen Kampf gibt und einen Besiegten, sondern nur einen Gemordeten. Sender hat seine Gaben und Kräfte also nur mühsam ausgebildet und gesteigert, um in dem Augenblicke, wo er sie betätigen und wo er die Früchte seines Strebens ernten soll, als Lungenkranker zu sterben. Natürlich ist Franzos auch da wieder klug genug, die grelle Disharmonie etwas zu mildern. Er trägt das, womit unser menschliches Fühlen sich nicht versöhnen will, versöhnlich vor. Er geht davon aus, daß das Schönste am Leben das Streben nach hohen Zielen ist. Danach hätte sein Pojaz ein großes und schönes Leben gehabt. Aber wer wollte leugnen, daß im vorliegenden Falle solche Beweisführung wie Sophisterei anmutet?

Auch sonst, in mancherlei Motivierungen, scheint mir etwas Sophistik aufzutauchen, und wenn die Talmudisten des Ostens noch immer mit heißem Bemühen und höchster Spitzfindigkeit über die Fragen disputieren, an welchem Tage Eva den Apfel pflückte und wie die Himmelsleiter beschaffen war, die Jakob erschien, so hat sich ein blasser Schimmer der dort heimischen Geistesart doch auch auf Franzos vererbt. Aber diese kritischen Randbemerkungen sollen niemandem die Freude an dem Werke des heimgegangenen Dichters rauben. Denn der „Pojaz" ist im ganzen und noch mehr im einzelnen eine tüchtige Leistung. Eine Unmenge gut, zuweilen meisterhaft charakterisierter Gestalten zieht an uns vorüber, so daß man unschlüssig sein mag, welcher man den Preis

zuerkennen soll. Oder nein: Wer anders kann ihn davontragen als Itzig Türkischgelb, der fröhliche „Marschallik“ (Lustigmacher) und Heiratsstifter von Barnow? Dieser feuchte Greis, der nie verlegen wird, der mit Schläue und Wohlwollen alles fertig bringt, der sich in jede Situation findet, ist überwältigend. Er hat den spezifisch jüdischen Humor und Witz, der jedoch nicht, wie es sonst wohl geschieht, ihm gleichsam nur angeheftet wird, sondern seiner Wesenheit entspringt, so daß jede Übertreibung und Überladung vermieden wird. Wie Herr Türkischgelb dem Pojaz die „Blume des Paradieses“, Chaje Diamant, anträgt, die Tochter von Reb Mortche Diamant, das ist zum Heulen schön. Und je weiter die Erzählung vorschreitet, um so eigener und menschlicher wird diese Gestalt herausgearbeitet. Man fühlt ordentlich: Da hat Franzos mit Lust und Liebe modelliert! So stellt sich auch hier, wie in den früheren Büchern des Erzählers, die Komik neben die Tragik, aber den Pojaz einen humoristischen Roman zu nennen, wie Franzos selber es tut, wird man sich doch nicht entschließen können. Dazu durchdringen sich und vermischen sich Komik und Tragik wohl zu wenig, sie bleiben zu sehr als Gegensätze nebeneinander stehen.

Durch den Osten, dem Franzos entstammt, mögen auch die Ahnen eines anderen und jüngeren jüdischen Schriftstellers, des Berliners Georg Hirschfeld, als Handelsleute gezogen sein. Wenigstens deutet darauf eine Bemerkung in seinem neuen Roman „Das grüne Band“ (Berlin 1906, S. Fischer). Und man mag die Sache drehen und wenden, wie man will: es gibt doch keinen tiefer angelegten jüdischen Schriftsteller, der nicht die entscheidende Wesensformung eben durch seine Zugehörigkeit zum Judentum erfahren hätte. Die inneren und äußeren Kämpfe, in die er dadurch verwickelt wird, die Leiden und Demütigungen, die daraus einem seiner empfindenden Menschen erwachsen, üben den maßgebenden Einfluß auf seine Entwicklung. Wenige ringen sich verhältnismäßig so frei wie Franzos, der wie auf einer Insel groß ward. Fast alle behalten, vielleicht aus schmerzlichen Erfahrungen ihrer Kindertage, eine Empfindlichkeit, Sentimentalität und Schwäche zurück, die überall hervorschaut und jedes naive Fühlen und Schauen schon im Keime zerstört. Deshalb haben wir ja unter den Juden, deren hohe geistige Begabung doch außer allem Zweifel steht, so wenige Dichter. Und bis auf die große Sphinx Heinrich Heine kann man sich, streng genommen, auch diese wenigen schenken.

Georg Hirschfeld, der heut 33 Jahre ist, hat gewiß bei zarterer Anlage mehr noch als andere unter Vorurteilen gelitten, hat sich an wirklichen oder vermeintlichen Ketten wund gescheuert und sich in schmerzlicher Wollust die Dornenkrone tiefer ins Haupt gedrückt. In den „Müttern“, die ihm einen Namen machten, sah man sein leidensseliges, zartes und wundes Herz, und viele freuten sich des jung-innigen, schüchternen Poeten. Aber schon damals stiegen denen, die vom Werke weiter zum Dichter gehn, die Bedenken auf, was in aller Welt aus diesem femininen Weichling einmal werden solle. Das Jahrzehnt, das seit dem Erscheinen der „Mütter“ verstrich, hat darauf Antwort gegeben. Es hat bewiesen, daß die wunde Empfindlichkeit des Zwanzigjährigen nicht einem in dieser Zeit häufigen Häutungsprozeß entstammte, aus dem ein neues und stärkeres Wesen erwächst, sondern daß sie eine bleibende Veranlagung und Schwäche war. Die Leiden des jungen Werther waren für Goethe etwas Vorübergehendes, die Leiden des jungen Georg Hirschfeld sind etwas Dauerndes. Unter dem Druck allgemeiner und persönlicher Verhältnisse ward der Berliner Dichter ganz in sich selbst hineingetrieben, und als feminine Natur suchte er nicht trotzig die engen Schranken und Widerstände, die sich ihm entgegenstellten, zu brechen oder zu überspringen, sondern er weinte über sie, kam sich sehr unglücklich vor und hing dem Martyrium seines Dichtertums nach. Und dieser sentimentale, schwächliche, bläßliche Mensch, der sich selbst nicht frei machen kann, soll uns befreien? Er, der selbst keine Flügel hat, soll uns Flügel geben? Wer das glaubt, bezahlt einen Taler. Nein, da hab' ich vom Dichter doch andre Begriffe! „Jene, die frei sind durch die ganze Welt,“ war die Devise der alten britischen Barden, und solange die Welt noch stehen wird, wird diese Freiheit, die befreit, auch allen Poeten eigentümlich sein. Georg Hirschfeld aber hat sie nicht. Er tastet jammernd die Mauern entlang, die ihn halten und über die unsere Lerchen hinwegfliegen.

Sein neuer Roman bestätigt das wieder. Natürlich steht auch hier ein jüdischer Dichter im Vordergrund, und wie der Sterne Kreis um die Sonne sich stellt, umkreisen ihn andere Schriftsteller, Bildhauer, Musiker. Für dieses verkümmerte Literaturheimchen Hirschfeld scheint der Künstler überhaupt der einzig existenzberechtigte Mensch zu sein. Und diese Gesellschaft, die einem doch allmählich zum Halse herauskommt, berauscht sich wieder in Worten, Worten, Worten, bekomplimentiert sich gegenseitig, entwickelt die unreifsten und verstiegensten Ansichten, reflektiert oder heult, ist mit einem Worte noch um keinen Deut interessanter geworden, als sie war. Alles ist da gleich immer Nietzsche oder Böcklin, zu denen Beethoven als dritter Gott tritt, über Thoma, Ibsen, Schopenhauer, Schlüter, Begas, Brahms wird orakelt, und Dinge werden da vorgetragen, daß man sich wirklich fragt, ob Georg Hirschfeld mit 33 Jahren noch nicht weiter ist. Zwar versucht er zwischen dem reiferen Künstler Walter Schirmer, in dem er sich selber abgemalt zu haben scheint, und seinen unreiferen Genossen eine gewisse Schranke zu errichten, aber er nimmt doch die ganze Gesellschaft bitter ernst und stellt sich so und durch den ästhetischen Tiefsinn, den er produziert, neben sie. Auch er hat, wie alle Halbtalente, die Ansicht, daß „wir Künstler vom Schicksal von Anfang an betrogen sind“, und sein Walther Schirmer läuft deshalb immer herum, als wär' er schon ein paarmal für die Menschheit gestorben, wovon ein echter Poet jedoch nicht viel Aufhebens mache, da das nun einmal zu diesem dornigen Berufe gehöre. Unter diese „Elitemenschen“, die das Leben zu kennen glauben, während sie nur Bücher und Gemälde-

galerien kennen, die nicht vom Leben aus die Kunst, sondern von der Kunst aus das Leben betrachten, mischt sich der Kritiker als heimtückisches Scheusal. Man atmet wirklich auf, wenn mal die brave Pensionsmutter erscheint, die zwar von Nietzsche nichts versteht, aber gut kochen kann und vor allem das Herz auf dem rechten Fleck hat.

Als ich die 542. und letzte Seite dieses Romans geschafft hatte, der nach Hirschfeld-Schirmerscher Auffassung zu den „schwierigen" Werken gehört, weil ein Dichter die Hauptperson ist, fragt' ich mich, was ich aus dieser „literarischen" Leistung denn nun eigentlich mitnähme. Eine Gemütserhebung? Eine Kräftigung? Eine tiefere Einsicht? Nein, nichts von alledem. Oder bin ich wenigstens für ein paar Stunden spannend unterhalten worden? Auch nicht. Überleg' ich's recht, so möchte ich doch mit all den Gestalten im Leben nichts zu tun haben. Sie sind mir wesensfremd. Sie haben nur Nerven und keine Muskeln, und auch ihre Feinheit ist Schwäche. Sie sind so ganz wurzellos. Sie drehen sich immer im Kreise um sich selbst. Am meisten recht hat vielleicht die kluge Hanna, die zu Schirmer-Hirschfeld sagt: „Sie leiden an Ihrer Kindheit. Sie tragen Ihre Kindheit, wie ich mein zerstörtes Gesicht." Das begründet aber die geistige Verkümmerung nur, ohne sie aufzuheben. Und deshalb glaube ich nicht an Georg Hirschfelds Zukunft. Ein fleißiges und ernstes Streben hat ihm nie gefehlt, er hat sich nie verbummelt wie andere, hat immer sauber gearbeitet, hat seit zehn Jahren einen Achtungserfolg nach dem andern, bald als Dramatiker, bald als Novellist — und doch ist das nichts Rechtes. Jeder fühlt es, selbst seine treuesten Anhänger. Er bleibt der typische Literaturdichter, der Dichter des Achtungserfolgs. Kraft, Kühnheit, Phantasie, naive Anschauung lassen sich durch Fleiß, Reflexion und zartes Empfinden nicht ersetzen. Und nur weil er jene nicht besitzt, weil er dunkel ahnt, daß die Hölle ihm nur halbe Talente gegeben, ist künstlerisches Schaffen, das andern reinstes Glück bedeutet, für ihn ein Martyrium. Er wird nie ein Dichter in dem schönsten und eigentlichsten Sinne werden. Denn Dichter sind, wie Novalis im „Heinrich von Ofterdingen" so lieblich sagt, „freie Gäste, deren goldener Fuß nur leise auftritt, und deren Gegenwart in allen unwillkürlich die Flügel ausbreitet. Ein Dichter läßt sich, wie ein guter König, frohen und klaren Gesichtern nach aufsuchen" ...

Bei dem Märker Fedor von Zobeltitz tritt man da gleich auf festeren Boden. Und man weiß doch schließlich, weshalb und warum man liest. Vor seinem neuen Roman „Die arme Prinzessin" (Stuttgart, J. Engelhorn, 2 Bde.) hab' ich manchmal herzlich gelacht, noch öfter fröhlich geschmunzelt, später auch wohl schmerzlich das Gesicht verzogen und mich in Summa vortrefflich unterhalten. Von Anfang an greift Fedor v. Zobeltitz kräftig zu, legt sich mit großer Frische ins Zeug und beweist einen guten Blick für das realistische Detail. Storms goldene Lebensregel: „Vorüber ist die Zeit der Schwärmerei — so schätzt nun endlich das Reelle" ist ihm aus dem Herzen gesprochen. Mit Lyrismen und Reflexionen hält er sich wenig auf. Er liebt das Leben und schaut es mit klaren Augen an, wohnt im ganzen wohl auch lieber Sonnenseite und entwickelt einen kräftig-behaglichen Humor. Am besten gelingen ihm Gestalten von scharf ausgeprägter äußerer und innerer Eigenart, alte Originale, überhaupt Menschen mit Ecken und Kanten. Weniger glücklich ist er dagegen in der psychologischen Entwicklung. Da schenkt er sich zu viel.

In der „Armen Prinzessin" ist der Anfang und die ganze erste Hälfte demgemäß famos. Die Gestalten, ohne Federlesen von sicherer Hand gepackt, werden uns rasch vertraut, das Milieu ebenso, die ganze Anlage ist klar und übersichtlich, und zu der kräftigen Gegenständlichkeit tritt ein frischer Humor. An dem spartanischen Kantor Fürbinger, in dessen physischer Unscheinbarkeit eine tatendurstige Seele sitzt, hat man seine Freude, und über den „faltigen" Boy Max, der sich ausplätten lassen muß, lacht man wohl Tränen. Aber auch die lustige und bitter arme Prinzessin, die „Des Sängers Fluch" von hinten deklamiert, und der prächtige Herzog von Emskirch, der seinen Kutscher während der Wartezeit lateinische Vokabeln auswendig lernen läßt, wachsen uns ans Herz. Im zweiten Bande ist künstlerisch die beste Szene diejenige, in der der alte Herzog stirbt. Aber unleugbar wird in diesem zweiten Bande der Roman wesentlich schwächer. „Kennst Du die Geschichte vom Krempeltier?" fragt da ein Graf Artern seinen Schwiegervater. „Es ist ein sagenhaftes Vieh, das sich eigentümlich benehmen soll. Es krempelt sich von Zeit zu Zeit vollständig um und wird dann ein ganz neues Wesen." So ähnlich wandeln sich auch einige Gestalten. Das Wunderlichste und Unerklärlichste ist mir aber etwas anderes. Zwei Hauptpersonen des Romans, der Gatte und der Bruder der „armen Prinzessin", zwei Fürsten, verschwinden nämlich plötzlich. Der eine wird als Leiche bei Nauen aufgefunden, der andere endet noch geheimnisvoller. Man hört dunkle Andeutungen, als ob Rußland die Hand im Spiel gehabt hätte, aber, heißt es wörtlich, „eine völlige Klärung der dunklen Angelegenheit erfolgte tatsächlich nie".

Dieser Satz ist in einem Roman ein Unding. Ein Erzähler muß alles wissen, und daß Fedor von Zobeltitz hier den natürlichsten ästhetischen Forderungen ins Gesicht schlägt, ist mir nur durch die Annahme erklärlich, daß da gewisse, wirklich passierte Vorfälle zugrunde liegen. Aber es braucht keines Wortes, daß selbst dann innerhalb eines Kunstwerkes eine Lösung des Rätsels gegeben werden muß. Damit wäre mein kritisches Gewissen entlastet, und ungestört darf ich mich der freundlichen und behaglichen Empfindungen erinnern, die der an äußerer Spannung reiche Roman in mir ausgelöst hat. —

Zu einer ganz anderen literarischen Fahne schwört die Schleswigerin Helene Voigt-Diederichs. Es gibt von ihr ein paar sehr gute Skizzen, kurze Ausschnitte aus dem Leben auf schleswig-holsteinischen Bauerngütern, aber es sind gleichsam halbe Fäden, wie die Wirklichkeit sie spinnt, nicht ganze Fäden, wie wir sie von der erhöhten Wirklichkeit der Kunst erwarten.

Ein Talent, das groß im einzelnen ist, hat sich in weiblichem Eigensinn eine ästhetische Doktrin nach dem eigenen Können zurecht geschneidert, die in verschämter Art auf den glücklich überwundenen „konsequenten" Realismus hinausläuft. Das Talent wollen wir freudig begrüßen, aber wir wollen ihm sagen, daß es sich hüten muß, seine engen Grenzen für die Grenzen der Kunst überhaupt zu halten. Ich erinnere an die berühmte Liebesszene in Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang". Diese und ähnliche Szenen voll herber Scheu und Spröde, in denen die Menschen mit alltäglichen Worten an ihrem innersten Gefühl vorbeisprechen und es doch entschleiern, können sehr schön sein, aber einen Roman oder ein ganzes Drama nach diesem Schema zu schreiben, ist weniger schön. Und es scheint, als wäre Helene Voigt-Diederichs nun dabei, ihre Skizzentechnik auf größere Werke zu übertragen. Aus dem niedersächsischen Volksleben hat sie jetzt einen Roman veröffentlicht: „Dreiviertel Stund vor Tag" (Eugen Diederichs, Jena), der meines Wissens bei dem Preisausschreiben eines Hamburger Blattes an erster Stelle ausgezeichnet ward und nun einem der Preisrichter — Detlev von Liliencron — gewidmet ist.

Man versteht diese Widmung. Denn Helene Voigt-Diederichs mag sich einem Dichter von der prachtvollen Gegenständlichkeit Liliencrons verwandt fühlen. Zum Teil auch mit Recht. Sie findet nicht nur ihre Vorzüge, sondern auch ihre Mängel bei ihrem berühmten Landsmann wieder. Die ganz auf die Sinne gestellten Poeten versagen in größeren Kompositionen, versagen, sowie sie einen Geistesmenschen darstellen sollen. Sie beherrschen nur den Grund, nicht die Höhe; sie kennen nur die Erde, nicht den Himmel. Aber da ist zwischen Liliencron und Helene Voigt-Diederichs ein fundamentaler Unterschied, den nur Kurzsichtige als einen solchen der bloßen Form abtun können. Liliencron gab sein Bestes in der Adelsform der Verse, die schon an sich erhöht, konzentriert, Nebensächliches ausscheidet und auch den Alltag gleichsam reinigt und an den Sonntag hinanführt. Diese Kraft der Konzentration, diese gewaltige Formungskraft ist es, die Liliencron zu dem großen Dichter macht. So konnte er unzerstörbare, weil in sich vollkommen geschlossene Kunstwerke schaffen. Und eben da kommt die sonst vielfach ähnlich veranlagte Helene Voigt-Diederichs nicht mit. Treitschke hat behauptet, das Geheimnis der Form sei dem Weibe immer verschlossen, und nach den Erfahrungen der Literaturgeschichte ist es viel leichter, diesen Satz zu begründen, als zu widerlegen. Auch die Schleswigerin, so wundervoll sie aus ihrer Not eine Tugend zu machen versteht, leidet an dem Mangel höherer Formungskraft. Es ist im letzten Grunde nicht der Stoff, der sie zu ihrer Darstellungsart zwingt, sondern es ist die Sprödigkeit ihrer Begabung. Das muß man festhalten.

Aber dann darf man auch mit Freuden loben. Es lebt viel niederdeutsche Nüchternheit und Sachlichkeit in Helene Voigt-Diederichs, viel herb-eigensinnige Bauernkraft. Sie überschaut das Ganze nicht so gut, aber sieht das Einzelne mit großer Schärfe und Objektivität. Ihre Bilder bleiben immer im Rahmen des gewählten Milieus; ihre Menschen werden nie ein Wort sagen, was sie in Wirklichkeit nicht hätten sagen können. Sie löst ihren Geschöpfen die Zunge nicht: sie will es nicht und kann es nicht. Sie gibt starke, überraschend starke Akkorde und überläßt es uns, die Melodie daraus zu entwickeln: sie selbst will es nicht und kann es nicht. Sie führt in die Nähe eines Ziels, aber führt das Ziel selber nie herauf. S[illegible] entläßt uns nicht, wenn ein neuer Tag herrl[illegible] aufleuchtet, sondern sie entläßt uns schon „Dr[illegible] viertel Stund vor Tag". Der Titel ihres Roma[illegible] könnte nicht bezeichnender sein, als er ist.

Mit einem Buche nicht gewöhnlicher Art [illegible] die Monatsparade diesmal geschlossen. Es [illegible] zu seinem Verfasser einen Wärter des Zoologisch[illegible] Gartens zu Leipzig, namens Robert Thoma[illegible] der viele Jahre „Unter Kunden, Kom[illegible] dianten und wilden Tieren" zugebra[illegible] hat und seine Lebenserinnerungen unter dies[illegible] Titel publiziert (Leipzig, F. W. Grunow). J[illegible] lius R. Haarhaus hat das Werk mit ein[illegible] Vorwort versehen und wohl auch etwas zured[illegible] gefeilt. Da erzählt denn der Lengenfelder Webe[illegible] sohn Robert Thomas seine Wanderungen u[illegible] Schicksale. Wie er in die Lehre geht und da[illegible] „auf der Walze" ist durch Deutschland und Dän[illegible] mark, wie er in den Kundenherbergen haust u[illegible] fechten geht, wie er als Flößer auf dem Rhe[illegible] fährt und Hopfen zupft, bis er dann endlich un[illegible] die fahrenden Leute gerät. Bei den verschiedenst[illegible] Karussells ist er tätig, zieht mit Panoramen u[illegible] her und verdingt sich bei Ben Ali Bey („D[illegible] schwarze Kabinett"), macht heute den „Rekomma[illegible] deur" bei einem Panoptikum und ist morgen [illegible] einer Berg- und Talbahn, findet in einer Schne[illegible] photographenbude Arbeit und steckt bald wied[illegible] in Menagerien, wird weiter Tiertransporteur un[illegible] läuft endlich als Wärter des Leipziger Zoologische[illegible] Gartens in eine Art Ruhehafen ein. Das Lebe[illegible] der reisenden Schausteller Deutschlands lernen wi[illegible] in seinen Erzählungen nach allen Richtungen hi[illegible] kennen, und es gibt bei der Unbekanntheit de[illegible] Gebietes da natürlich viel Interessantes und Neue[illegible] zu hören und zu behalten. Wenn Haarhaus aller[illegible] dings meint, daß sich da eine ganz fremde Wel[illegible] vor uns aufschlage, die noch keinen Herodot ge[illegible] funden hätte, so irrt er. Gerade diese Welt fäng[illegible] in köstlicher Farbenpracht ein heute leider halb[illegible] vergessener Roman ein: „Die Vagabunden" vo[illegible] Karl von Holtei, dem „ewigen Juden Deutschlands", dem heimatlosen Theatermann, der seine Heimat so liebte. Diese Komödiantenodyssee mit der herrlichen Gestalt des Riesen Schkramprl ward mir vor dem Thomasschen Buche wieder lebendig und bewies mir, wie viel mehr ein Dichter sieht, als ein anderer. Es wäre vielleicht gut gewesen, wenn der Herausgeber der Lebensinnerungen stärker gekürzt und so vielfache Wiederholungen vermieden hätte, aber interessant bleiben solche Memoiren doch, und ich glaube manchem einen großen Gefallen zu tun, wenn ich hier darauf hinweise.



Der Brief. Gemälde von Jan Vermeer. Im Besitz von Herrn James Simon-Berlin.

Illustrierte Rundschau.

Von der Ausstellung im Palais Redern in Berlin: „Der Brief“ von Jan Vermeer. — Prof. Wilhelm von Ruemann-München †. — Villa in Groß-Lichterfelde bei Berlin, von den Architekten Meier & Bredow. — Photographische Naturstudien aus dem gleichnamigen Werke von H. Meerwarth (Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen und München). — Handarbeiten (Kissen) von Max und Else Wislicenus-Breslau. — Zu unsern Bildern.

Seit vielen Jahren ist in der Winterszeit den Berliner Kunstfreunden und den Fremden, welche die Reichshauptstadt besuchen, nicht eine solche Fülle künstlerischer Anregungen geboten worden wie heuer. Die Meunier-Ausstellung bei Keller & Reimer ist der eine große Magnet; die Jahrhundert-Ausstellung in der Nationalgalerie übt fortgesetzt eine immense Anziehungskraft aus und mit Recht: sie hat, von anderem ganz abgesehen, uns doch wieder darauf zurückgeführt, daß wir uns auf uns selbst besannen und auf den Wert unserer eigenen Kunst. Mag dabei, wie das ja nie ausbleibt, hier und dort etwas über das Ziel hinausgeschossen werden, die Tatsache an sich ist außerordentlich erfreulich. Neben diesen beiden Ausstellungen ist im alten, schönen Palais Redern am Eingang der Linden, dem prächtigen Schinkelbau, der nun leider bald einem modernen Hotelpalast den Platz räumen wird, eine dritte, ungemein interessante Ausstellung eröffnet worden. Sie umfaßt nur Werke alter Kunst, ist von den Mitgliedern des Kaiser Friedrich-Museum-Vereins aus deren Privatbesitz veranstaltet worden und in ihrer Gesamtheit ein Beweis dafür, zu welcher Höhe die Sammlertätigkeit heut bei uns gelangt ist und

mit welch feinem Verständnis sie wirkt. Es darf in diesem Zusammenhange aber auch nicht unerwähnt bleiben, daß Geheimrat W. Bode, der Generaldirektor unserer Museen, die treibende Kraft in diesem Verein ist, als dessen erstes Mitglied der Kaiser selbst gilt, und daß auch diese wunderschöne Ausstellung auf seine Initiative zurückzuführen sein dürfte. Die Ausstellung umfaßt Gemälde, plastische und kunstgewerbliche Arbeiten des XV. bis XVIII. Jahrhunderts deutscher, italienischer, französischer, englischer und niederländischer Herkunft, und zwar fast ausschließlich Werke wenn nicht immer ersten Ranges, so doch von erlesener Schönheit. Der eigentliche Schlager der Ausstellung, ihre große Überraschung, ist ein Gemälde von Jan Vermeer (Jan van der Meer), das Herr James Simon, einer der bedeutendsten und glücklichsten unter den Berliner Privatsammlern, soeben erst für — 300 000 Mark erwarb. Und ganz sicher damit nicht zu teuer bezahlte! Es herrscht wohl nur eine Stimme darüber, daß dieser Vermeer ein Meisterwerk ist. Stofflich ist das Gemälde sehr einfach und trägt eigentlich ein wenig den Charakter des von unseren Modernen so vielgeschmähten Anekdotenbildes. Eine hübsche junge

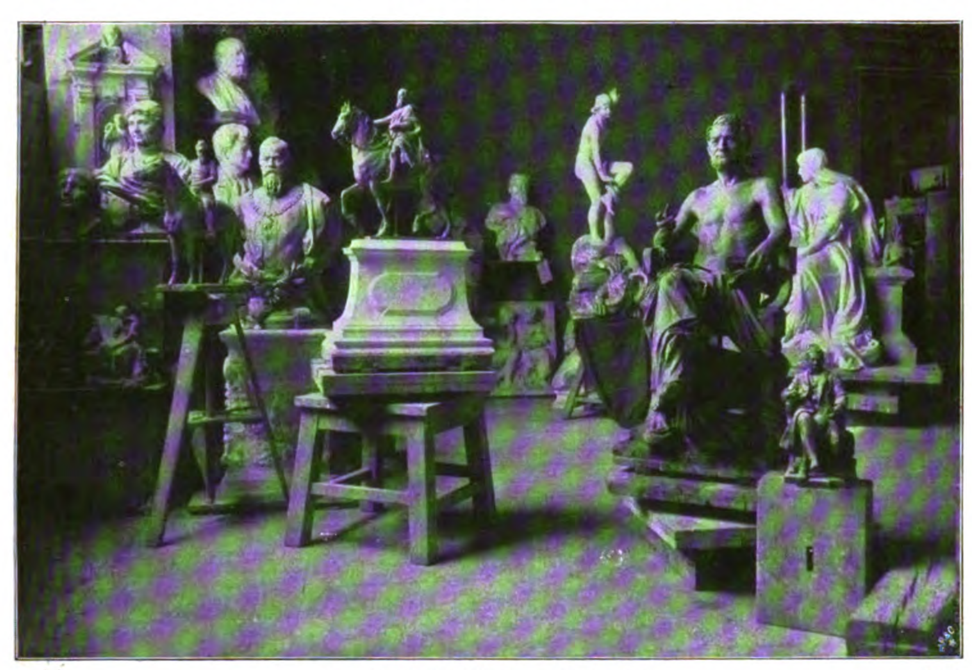


Prof. Wilhelm v. Ruemann †

Frau, in gelber Seidenjacke mit Hermelin besetzt, sorgsam frisiert, sitzt an ihrem Schreibtisch; eine dralle ältere Magd naht ihr mit einem Briefchen oder hat soeben einen Brief von ihr zur Beförderung erhalten —, es wäre unschwer eine kleine Novelle hinzuzuerfinden. Aber das Anekdotische ist in diesem Bilde doch ganz Nebensache. Es tritt absolut zurück vor der feinen und pikanten Charakteristik beider Gestalten, vor allem vor den malerischen Qualitäten. In dem Bilde liegt keine Tiefgründigkeit, dafür ist es aber von einem wunderbaren Reiz, dem sich so leicht niemand entziehen wird. Wie sich die beiden Figuren von dem Hintergrunde abheben, wie besonders die Herrin aus ihm herausleuchtet, das ist geradezu erstaunlich. — Vermeer zählt nicht zu den allerersten und allgemein bekannten Größen niederländischer Kunst, und gerade deshalb ist es vielleicht angebracht, hier einiges von ihm zu sagen. Er wurde 1632 zu Delft geboren, war ein, jedenfalls sehr selbständiger Schüler von Karel Fabricius (und vielleicht auch von Rembrandt), wird schon 1653 als Meister der Delfter Lucasgilde genannt, war sogar zweimal deren Obmann, starb aber bereits 1675. So ist seine künstlerische Hinterlassenschaft denn auch nicht



Aus dem Atelier Wilhelm v. Ruemanns.



Aus dem Atelier Wilhelm v. Ruemanns.

groß; es sind nur einige dreißig seiner Gemälde auf uns gekommen: Porträts (in der Arenbergschen Galerie in Brüssel, im Städelschen Institut in Frankfurt a. M., im Schloß Windsor, in der Wiener Galerie Czernin usw.), dann einige Genrebilder (Dresden) und einige wundervolle Landschaften, unter denen eine Ansicht von Delft (im Haag) weit hervorragt. Lange Zeit war er fast vergessen, jedenfalls wenig beachtet, und erst in unseren Tagen ist er wieder zu der Anerkennung gelangt, die seine feine, koloristisch bisweilen fast einzigartige Kunst verdient. Auch das Gemälde, das wir jetzt im Redernschen Palais bewundern, hat seine Schicksale gehabt. Es war verschollen und vergessen: vor ungefähr zwanzig Jahren tauchte es einmal auf einer Pariser Auktion auf, ohne sonderlich beachtet zu werden, kam nach Petersburg und wurde dort im Privatbesitz vergraben. Vielleicht sind es die russischen Wirren mit ihrer finanziellen Bedrängnis, die es nun wieder der Allgemeinheit zugänglich gemacht haben — zur Freude aller Kenner und Kunstfreunde. —



Villa in Groß-Lichterfelde bei Berlin. Von den Architekten Meier & Bredow in Steglitz-Berlin.

Im Januarheft brachten wir eine Bildniszeichnung von Leo Samberger, das Porträt von Wilhelm von Ruemann. Wer konnte damals ahnen, daß der treffliche Münchener Bildhauer, einer der ersten und ernstesten Plastiker Deutschlands, so schnell seinem reichen Schaffen entrissen werden würde! Am 6. Februar ist er in Ajaccio auf Corsica, wo er Erholung suchte, einer Lungenentzündung erlegen — kaum 56 Jahre alt. Ruemann war Hannoveraner, geboren am 11. November 1850, aber seit 1872, seit dem Beginn seiner Studien, in München ansässig und wie so viele Künstler, die ihr Heim an der Isar aufschlagen, ein treuer Münchener geworden; er zählte auch zu jenen Künstlern, die der Prinz-Regent besonders auszeichnet und immer wieder in seinen Verkehrskreis einbezieht. Ein Schüler Wagmüllers, vollendete er dessen Liebigdenkmal am Maximiliansplatz, schuf den prächtigen Lindaviabrunnen in Lindau, dann 1889 das bayerische Kriegerdenkmal auf dem Wörther Schlachtfeld, das Rückertdenkmal in Schweinfurt, die Kaiser Wilhelm-Denkmäler in Stuttgart und Heilbronn, ausgezeichnete Büsten Bismarcks und des Prinz-Regenten. Seine letzten großen Werke, die ihn weithin bekannt machten und ihm besondere Ehrungen eintru-





Halle und Wohnzimmer mit anstoßendem Arbeitszimmer. Von Meier & Bredow.

gen, waren das Kaiserdenkmal in Nürnberg und die gewaltigen Löwen vor der Münchener Feldherrnhalle. Unvollendet ist leider das Pettenkofer-Denkmal geblieben, dessen Entwurf man all die großen Vorzüge der vornehmen Kunst Ruemanns, seine scharfe, alle kleinlichen Effekte weit von sich weisende Charakteristik vor allem, nachrühmt. —



In Ruhe auf dem Wasserspiegel schwimmender Frosch.

Die Entwicklung Berlins in den letzten Jahrzehnten hat die Entstehung zahlreicher Villenkolonien enorm begünstigt und den Architekten viele neue Impulse verschafft, wie sie künstlerisch dankbare und auch materiell lohnende Aufträge immer mit sich bringen. Wer heute aufmerksamen Blicks die neuen Kolonien besonders im Westen und Südwesten der Reichshauptstadt durchwandert, sieht nicht nur erstaunlich viel Mannigfaltiges, er sieht auch viel Schönes. Wer näher zuschaut, wird bald die einzelnen Perioden dieser Architektentätigkeit unterscheiden, so sehr sie sich auch vermischen. Zuerst herrschte eine gewisse Neigung zum Bizarren, zum Originellen um jeden Preis vor; dann folgte eine Zeit, in der leider das Protzentum einen starken, bedauerlichen Einfluß ausübte; neuerdings scheint sich glücklicherweise ein Rückschlag bemerkbar zu machen. Eine größere Schlichtheit gewinnt Raum, und man versucht — was nur allzu lange versäumt wurde — die Anlehnung an das historisch Gewordene wiederzugewinnen. Nachdem wir die hochgetürmten „altdeutschen" Erkerhäuser, als moderne Villen frisiert, nachdem wir maurische, Renaissance-, Barock-, Rokokovillen zur Genüge hatten, kommt der Typ des märkischen Landhauses wieder zu Ehren, für den es auf den alten Landsitzen des Adels viele treffliche Vorbilder gibt, und das sich den einfachen Linien der märkischen Landschaft so trefflich anpaßt. Ein gutes Beispiel dieser neuesten Richtung gibt eine Villa in Groß-Lichterfelde, die jüngst von den Architekten Meier und Bredow geschaffen wurde. Ein einstöckiger Bau ist es, ohne unehrlichen Prunk, mit bescheidenen Mitteln errichtet, aber überaus ansprechend in all und jedem; das Innere geräumiger, als die Außenansicht vermuten läßt (auch das findet sich fast überall auf den märkischen Landhäusern), von geschicktester Einteilung, die überall der Behaglichkeit nachgesonnen hat. —



Blutströpfchen auf blühender Skabiose.

Vor uns liegt ein interessantes Buch: „Photographische Naturstudien" von H. Meerwarth (Verlag von J. F. Schreiber, Eßlingen und München). Es beruht zum Teil auf einem amerikanischen Werk, „Camera and Countryside" von A. Radclyffe Dugmore, bringt aber doch noch mehr Eigenes. Abweichend von anderen Handbüchern für Amateure, wendet es sich vor allem an den Naturfreund und an den Jäger; ihnen, besonders





Junge Fliegenschnäpper in Ruhe und beim Nahen der fütternden Mutter. Naturaufnahmen.

auch den Sammlern unter den Naturfreunden, bietet es eine Fülle von Anregungen und überraschend zahlreiche praktische Anleitungen. Der Verfasser sieht aber zum Glück nicht nur auf die Richtigkeit, auf die Naturtreue seiner photographischen Bilder, sondern auch auf deren Schönheit; er wahrt sich stets einen ästhetischen Standpunkt. Mir hat noch eins besonders gefallen: der Hinweis auf unsere Jugend! Die knippst heut aufs Geratewohl, auf Schwestern und Freundinnen los, auf ein Stückchen Straße, ein Eckchen Wald, und was dabei herauskommt, ist meist fürchterlich. Sie durch die Camera auf eine intimere Beschäftigung mit der Natur hinzuleiten, ihr zu zeigen, welche Freude es macht, zu beobachten, den rechten Augenblick zu erspähen, um hier ein zierliches Pflänzchen, dort einen Vogel im Nest, später ein Haustier, endlich Tiere in Freiheit gut aufnehmen zu können — das ist wirklich dankenswert. Ich wünsche dem kleinen Buche einen großen Erfolg — es verdient ihn. —

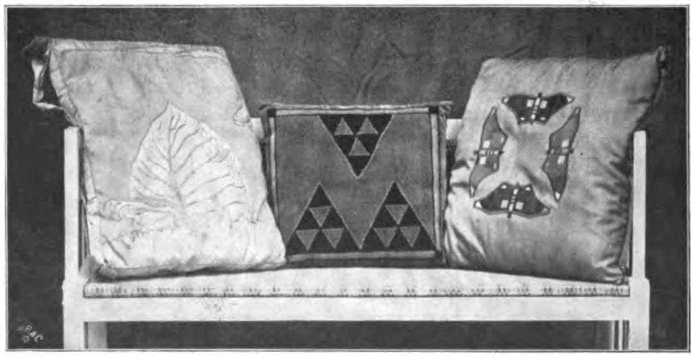


Handgestickte Kissen. Entworfen von Max Wislicenus, ausgeführt von Frau Else Wislicenus.

Die Reihe unserer Abbildungen schließen einige reizende Handarbeiten, entworfen von Max Wislicenus in Breslau, ausgeführt von Frau Else Wislicenus. Was wurde früher gerade in Kissen gesündigt, als Tier- und Blumenstücke für sie noch als Ideal galten. Und wie wohltuend berühren das Auge dagegen diese großlinigen, breitflächigen Arbeiten!

Den Schmuck unseres Heftes an selbständigen Einschaltbildern eröffnet als Titelbild ein ernster schöner Frauenkopf von H. Looschen, dem wir schon so manche prächtige Gabe verdankten. In farbiger Reproduktion bringen wir auch eine famose Frühlingslandschaft von F. Bayerlein (zw. S. 128 u. S. 129) und eine lustige Holzskulptur, Rübezahl, von Hans Sauter-M[illegible]nchen (zw. S. 200 u. S. 201). — Hervorragend ist Prof. W. Trübner in unserem Heft vertreten durch sein ausgezeichnetes Bildnis des greisen Großherzogs von Baden (zw. S. 136 u. S. 137); es gibt heut doch keinen deutschen Maler, der im Reiterporträt auch nur annähernd gleiches leistet, der Reiter und Roß so zu einem Ganzen zu verschmelzen weiß, wie der Karlsruher Meister! — Franz Stuck ist auch als Plastiker immer willkommen, immer gern gesehen mit den originellen Aufgaben, die er sich zu stellen liebt. Diesmal sind es zwei kämpfende Faune (zw. S. 160 u. S. 161), die er uns gab. — Zwischen S. 208 u. S. 209 ist eine feine Landschaft von J. Schmitzberger eingeschaltet, ein weiter Blick über die Vorberge auf die Höhen, besonnter Schnee, der prächtig mit dunklem Grün kontrastiert. — Allgemein interessieren wird ein Werk J. Repins. Es stellt nämlich den schwärmerischen Philosophen Grafen L. Tolstoi dar, wie er im Kleide des russischen Bauern auf seinem Gute Jasnaja Poljana selbst die Scholle beackert. — Von M. Munkacsy bringen wir eine Studie zu seinem Gemälde „Verurteilt“ (zw. S. 176 u. S. 177) oder, wie es richtiger genannt werden muß: „Der letzte Tag eines zum Tode Verurteilten.“ Das Bild wird vielen unserer Leser noch in frischer Erinnerung sein. Die Mannigfaltigkeit des Bildschmucks unseres Heftes, die wir stets besonders anstreben, erhöht ein klassisches Stilleben (zw. S. 152 u. S. 153), fesselnd auch dadurch, daß es ein gemeinsames Werk von Anton van Dyck und Franz Snijders ist.

H. v. S.



Handgestickte Kissen. Entworfen und ausgeführt von Frau Else Wislicenus.

 Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

